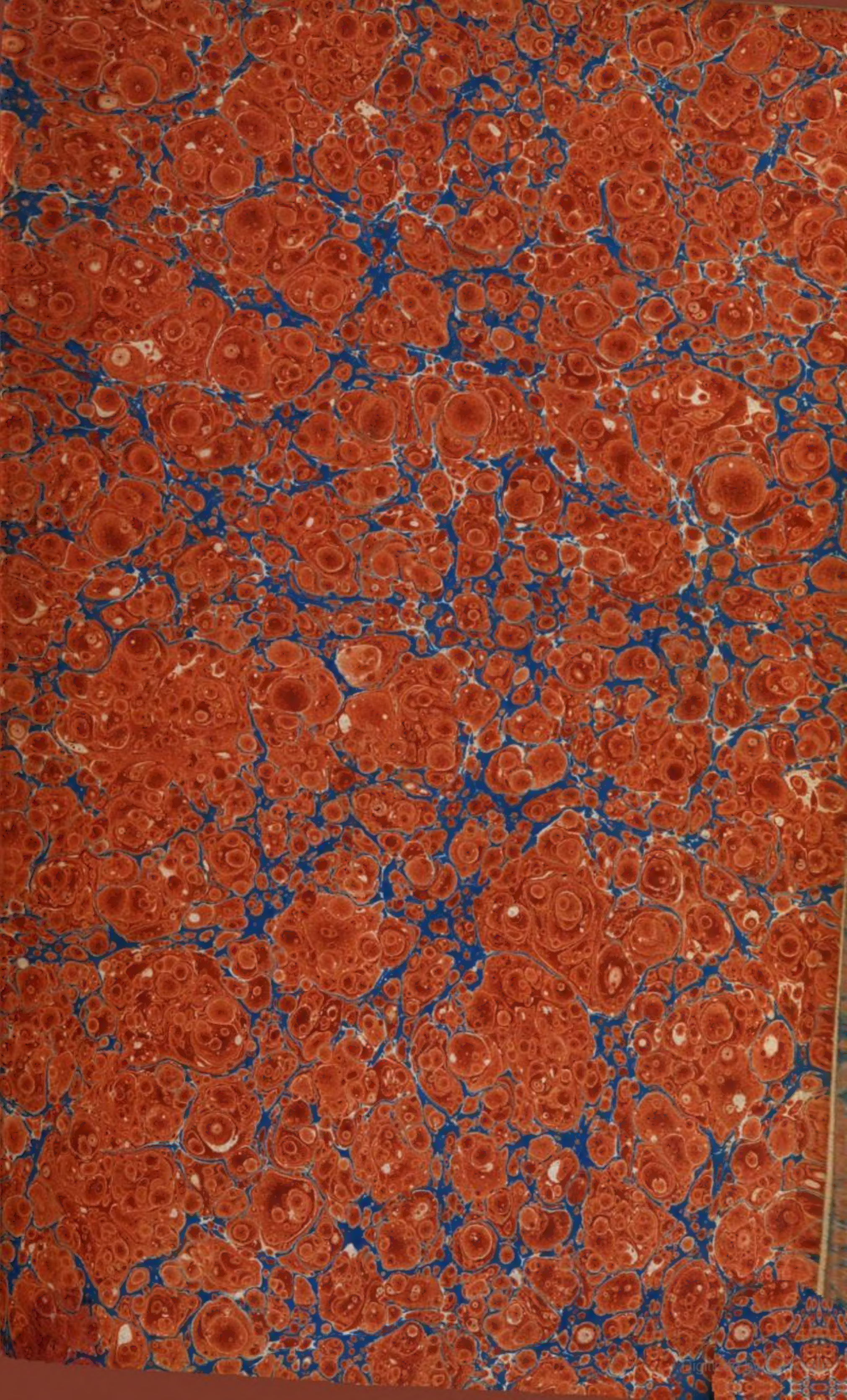
MILITÄRISCHE UND VERMISCHTE SCHRIFTEN ... IN EINER...

Adam Heinrich Dietrich von Baron BUELOW, ...



Digitized by Google

Digitized by Google

882v. 9.24

Digitized by Google

Militärische und vermischte Schriften

von

Heinrich Dietrich von Bülow.

In

einer Auswahl mit Bülow's Leben und einer kritischen Einleitung

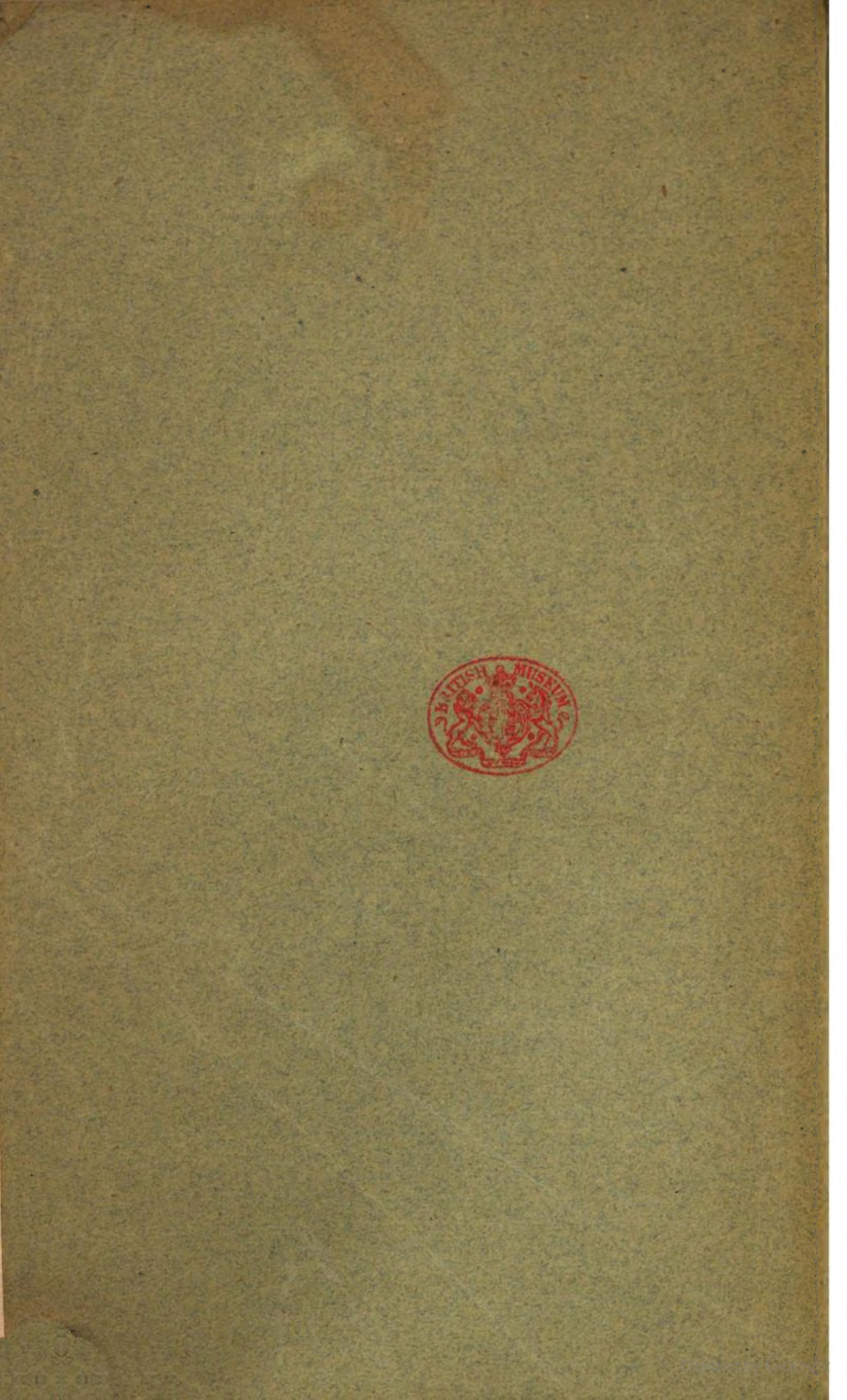
herausgegeben von

Eduard Bülow und Wilhelm Rüstow.

Mit 60 in den Text eingedruckten Figuren.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1853.

Digitized by Google


BRITISH MUSEUM

Militärische und vermischte Schriften

von

Heinrich Dietrich von Bülow.

Digitized by Google

Digitized by Google

Militärische und vermischte Schriften

von

Heinrich Dietrich von Bülow.

In

einer Auswahl mit Bülow's Leben und einer kritischen Einleitung

herausgegeben von

Eduard Bülow und Wilhelm Rüstow.

Mit 60 in den Text eingedruckten Figuren.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1853.

Digitized by Google

Vorwort.

Man darf es nun wol an der Zeit nennen, dem vielbekannten, vielberühmten, noch unendlich mehr geschmähten und halb vergessenen *Heinrich Dietrich Bülow* ein würdiges literarisches Denkmal zu setzen.

Als Schwiegersohn seines Bruders, des Generals der Infanterie, Grafen Bülow von Dennewitz, habe ich es auf mich genommen, ihm diese Pflicht zu erfüllen.

Die Quellen der Nachrichten über Bülow sind leider schon zu sehr versiegt, als daß von seiner Persönlichkeit noch ein ausgeführtes Bild zu entwerfen wäre.

Ich habe, was über ihn bereits gedruckt war, gesam-

melt und durch Familienüberlieferungen sowie charakterisirende Auszüge aus seinen vermischten Schriften vervollständigt.

In letztern sind es seltsamerweise gerade seine Untugenden als Schriftsteller, die freilich pikanten aber auch endlosen Abschweifungen von der Sache, welche den Menschen in Bülow am schärfsten bezeichnen.

Bülow's militärische Schriften hat auf meine Bitte ein wissenschaftlicher Militär, der Geschichtschreiber des altgriechischen Kriegswesens und Lehrer der Kriegswissenschaften an der Züricher Universität, Herr Wilhelm Rüstow, für diese Ausgabe bearbeitet.

Bülow's zahlreiche Schriften sind zum Theil sehr selten geworden und es gelang mir erst nach zehnjährigem Bemühen, sie alle bis auf die unerhebliche Uebersetzung der „Reisen Mungo Park's" und die kleine Schrift „Ueber das Geld", von der es überhaupt ungewiß, ob sie Bülow ganz angehört, zu erlangen. Daß mir hier und da ein in Zeitschriften vereinzelter Aufsatz von Bülow entgangen sein könne, wage ich vorweg nicht in Abrede zu stellen.

Ueber Bülow's Bedeutung für die Entwickelung der Kriegswissenschaft spricht mein Herr Mitarbeiter in seiner kritischen Einleitung.

Bülow ist als der Begründer der Wissenschaft von der Kriegführung anzusehen und als Verkünder der militärischen Zukunft Europas von nicht geringerer Bedeutung. Er hat als Systematiker so viele neue Wege gezeigt und eröffnet, daß man ihn gewiß von Rechts wegen den ersten Sapeur der modernen Militärliteratur nennen darf.

Ein namhafter deutscher Heerführer schreibt mir über Bülow unter Anderm:

„Bülow ist der Erste gewesen, der es versucht hat, der Lehre eine wissenschaftliche Form zu geben, und der Erste zu sein ist immer das Größte, wenn Das, was man wollte, auch nur halb gelungen.

„Ihm aber ist Vieles dabei so gelungen, daß, wie sehr es auch später Mode geworden, sich über ihn zu erheben oder ihn vornehm zu ignoriren, ich mich nicht scheue zu behaupten, daß Alles, was später etwa besser gelungen ist, wovon ich mich selbst am wenigsten ausnehme, auf seinen Schultern steht.

„So dürfte also ein Unternehmen, ihn wieder unserer militärischen Welt in Erinnerung zu bringen, auf jede Weise gerechtfertigt sein.“

Schloß Oetlishausen (Canton Thurgau),
im Januar 1853.

Eduard Bülow.

19 JY 59

Inhalt.

Seite
1. Aus Dietrich Bülow's Leben 1
2. Aus Dietrich Bülow's vermischten Schriften 49
I. Der Freistaat von Nordamerika. 1797. 51
II. Physisches Staatswohl. 1800 61
III. Der Feldzug von 1800. 1801 63
IV. Ueber Napoleon, Kaiser der Franzosen. 1804 75
V. Neue Taktik der Neuern, wie sie sein sollte. 1805 80
VI. Prinz Heinrich von Preußen. 1805 81
VII. Der Feldzug von 1805. 1806 84
VIII. Blicke auf zukünftige Begebenheiten. 1806 100
IX. Gustav Adolf in Deutschland. 1808 110
3. Aus Dietrich Bülow's militärischen Schriften 111
Dietrich v. Bülow's Bedeutung für die Entwickelung der Kriegswissenschaft 113
I. Lehrsätze der Strategie 149
II. Geist des neuern Kriegssystems 151
III. Die Taktik der Neuern, wie sie sein sollte 339
IV. Gustav Adolf in Deutschland. 392
V. Die Feldzüge des Prinzen Heinrich 424
VI. Der Feldzug von 1800 439
VII. Der Feldzug von 1805. 471

Digitized by Google

9 JY 59

Digitized by Google

1.

Aus Dietrich Bülow's Leben.

Von

Eduard Bülow.

Digitized by Google

Heinrich Dietrich, Reichsfreiherr von Bülow, ward im Jahre 1760 auf dem Schlosse Falkenberg in der Altmark geboren. Derselbe ist in seinem aller Ordnung trotzenden bürgerlichen und geistigen Leben gewiß im besten Sinne des Worts ein außerordentlicher Mann zu nennen. Mit mehr Glück begabt, würde er sich in seinem Berufe als theoretischer Kriegsmann den Namen eines Genies wol verdient haben.

Um Bülow's Leben und Charakter ganz zu verstehen, dürften seine Verhältnisse es bedingen, seiner Familie und nächsten Angehörigen ausführlicher, als es außerdem nöthig wäre, zu gedenken.

Da er sich als Schriftsteller vor seinen vielen Büchern bald Heinrich, bald Dietrich, oder auch gar nicht nennt, so trägt er selbst nicht wenig zur Verwirrung der Nachrichten über ihn bei. Es steht fest, daß er in seinem väterlichen Hause mit dem Namen Dietrich gerufen ward.

Sein Vater stammte von der sogenannten Alt-Plüskow'schen Linie der in acht zahlreichen Linien weit über die Grenzen Deutschlands hinaus verbreiteten Familie ab und seine Vorfahren lebten meist in Dänemark, daher sich auch die sehr ansehnlichen holsteinischen Güter auf seinen Vater vererbten.

Im Jahre 1705 ernannte Kaiser Joseph I. fünf Brüder dieser Linie, worunter Dietrich's Urgroßvater, zu Reichsfreiherren; im Jahre 1736 Kaiser Karl VI. Dietrich's Großoheim zum Reichsgrafen. Diese Standeserhöhung erachtete die Familie jedoch, so wie sich Jakob Friedrich Joachim von Bülow in seiner „Beschrei-

bung des Geschlechts von Bülow" (Neubrandenburg 1760, Folio) darüber äußert, für sehr überflüssig, da sie sich von Alters her zu dem hohen deutschen Adel gerechnet habe.

Dietrich's Vorältern hatten in lang aufsteigender Linie die höchsten preußischen Staatsämter bekleidet.

Sein Urgroßvater, welcher im Jahre 1669 starb, führt im Stammbaum den nicht wohl verständlichen Titel Präsident in allen Collegien. Sein 1737 gestorbener Urgroßvater war Staatsminister. Sein Großvater, der den Letztern nur um ein einziges Jahr überlebte, war gleichfalls Staatsminister. Sein Vater endlich, Friedrich Ulrich Aroch, geboren 1726 in Stockholm, wo sein eigener Vater zu der Zeit als Gesandter lebte, war ein sehr denkwürdiger Mann, dessen wundersamer Charakter die einschneidendsten Folgen auf Dietrich's Erziehung hinterlassen hatte.

Dietrich's Vater mag nur etwa in sehr jungen Jahren als Offizier gedient und scheint sich bald nach dem Ableben seines Vaters, im Jahre 1738, nach seinem Schlosse Falkenberg zurückgezogen zu haben, wo er sich mit einer Gattin bürgerlichen Standes vermählte.

Da er außer dem sehr bedeutenden Gute Falkenberg noch das Gut Schönberg in der Mark und drei holsteinische Güter besaß, so ist anzunehmen, daß er im Besitze eines ziemlich großen Vermögens war.

Er erzeugte mit seiner Gattin fünf Söhne, die in der Folge alle zu Kriegern erzogen wurden. Von Karl Ulrich, dem ältesten Sohne, wird hiernächst mehr die Rede sein. Von dem öffentlichen Leben des zweiten Bruders, August Christian, und des jüngsten, Georg Ludwig, ist, meines Wissens, nichts Bemerkenswerthes verlautet. Nur der Sohn August Christian's, Friedrich, der als ehemaliger Commandant von Küstrin noch in Berlin lebt, hat sich in den sogenannten Freiheitskriegen und insbesondere am 2. Mai 1813, wo er bei der berühmten Erstürmung von Halle, unter seinem Oheim Bülow-Dennewitz, mit seinem Bataillon das Steinthor nahm, sehr ausgezeichnet.

Der dritte Bruder, Wilhelm, war der Feldherr Bülow-Dennewitz.

Dietrich war der vierte Sohn seiner Aeltern. Sein Vater selbst soll sehr ausgezeichnete Geistesfähigkeiten besessen und zu König Friedrich dem Großen in freundlichen Verhältnissen gestanden haben. Im Jahre 1757 leistete er seinem Monarchen auch einen wesentlichen Dienst dadurch, daß er den Anschlag leitete, die Franzosen bei Osterburg zu überfallen und also aus der Mark zu vertreiben. Man sagt desgleichen, er habe dem Könige zu Führung des Siebenjährigen Kriegs eine bedeutende Summe Geld vorgeschossen, derenhalben die Familie noch gegenwärtig unerledigte Ansprüche an den Staat machen zu dürfen glaubte. Seine umfassenden Kenntnisse und sein großer Verstand steigerten aber nicht minder wie seine persönlichen Verdienste um die Monarchie, wie die vornehmen Lebensverhältnisse seiner Ahnen und sein eigener Reichthum seine Einbildung auf sich selbst dermaßen, daß er sich gestattete, den willkürlichsten Launen nachzuhangen und sein Leben ganz wie das eines freien kleinen Dynasten einzurichten. Seine eingebildete Fürstlichkeit machte ihn zum Verschwender, als welcher er zuweilen Tausende auf einmal an Freunde verschenkte, und bei einer solchen Lebensweise brachte er es denn auch zuletzt so weit, von seinen fünf Rittergütern in Holstein und der Mark den Seinen nur ein sehr kleines Vermögen zu hinterlassen. Kaum geringere Summen als seine Verschwendung kostete ihm seine Händelsucht, derzufolge er sich zum Beispiel eines Tags in einem Anflug toller Laune so weit vergaß, einen Untersuchungsrichter, der von Amts wegen bei ihm erschienen war, nachdem er sich heftig mit ihm gestritten hatte, durch seine Bedienten binden, rücklings auf einen Esel setzen und gleich wie im Triumphe unter großem Zulaufe jubelnder Bauern durch sein Dorf führen zu lassen. Ein Spaß, den er hinterdrein nur mit einer sehr großen Strafsumme abbüßen konnte.

Seine dynastische Hauptleidenschaft war eine gewisse Don Quixote'sche Gerechtigkeitspflege, und als er danach eines Tages von einem hohen Staatsbeamten hörte, der sich gegen einen Pri-

vatmann eine schreiende Ungerechtigkeit zu Schulden kommen lassen, entschloß er sich, sie auf dem kürzesten Wege wieder gut zu machen, indem er selbst Minister werde.

Eingedenk Dessen, daß sein Vater, Großvater und Urgroßvater die höchsten Ehrenstellen im Staate bekleidet haben, und ihm dieselben gewissermaßen nur durch freiwilligen Verzicht entgangen, trug er dem Könige seinen Wunsch, Minister zu werden, zuversichtlich vor, dessen allgemein verständliche Antwort nur eben dahin lautete: Das ginge nicht an! Der arme Betroffene war darauf so wenig vorbereitet gewesen, daß der Augenblick, in welchem er diese Antwort empfing, zum Wendepunkte seines ganzen Lebens ward. Die Knospen aller seiner Seltsamkeiten, die soweit freilich schon still in ihm gekeimt haben mußten, sprangen fortan in raschen Uebergängen auf und steigerten sich nach und nach bis zu zeitweiligem Irrsinn. Der Getäuschte verließ von Stunde an sein Schloß nicht mehr, gab jeden geselligen Umgang mit andern Menschen auf und widmete sich nur noch allein den abstractesten Studien, insbesondere dem Swedenborg'schen Christenthume, indem man ihn zuweilen stundenlang in theosophischen Gesprächen mit Geistern Verstorbener verkehren hörte.

Ebenso absonderlich wie sein Leben richtete er auch von der Zeit an seine Kleidung ein. Groß und majestätisch von Ansehen wie er war, trug er einen orientalischen Ueberwurf und einen bis zum Gürtel hinabhangenden langen Bart. So bewohnte er ganz allein einen Gartensaal eines leerstehenden Flügels seines Schlosses und ward, am Ende seines Lebens, mit den Händen an einen Tisch gestemmt, eines Tages vom Schlage gerührt aufrecht stehend todt gefunden.

In früherer Zeit, ehe sein Tiefsinn noch diese äußerste Wendung genommen, hatte er die Erziehung seiner Söhne auf das sorgfältigste, wenn auch mit wahrhaft ungebundener Freiheit geleitet. Die Ueberlieferungen der Familie wissen noch von manchem Charakterzuge aus dieser Zeit.

Die Brüder durften mitunter wochenlang, ohne daß der Vater nach ihnen fragte, die Jagdflinte auf dem Rücken, im

Lande umherstreifen. Eines Tages faßten drei von ihnen, Ulrich, Dietrich und Wilhelm, den abenteuerlichen Gedanken, jeder auf seine eigene Weise sich ihr Brot eine Zeit lang selbst zu verdienen. Wilhelm, nämlich Bülow-Dennewitz, der musikalisch so tüchtig ausgebildet war, daß er mehre Messen und eine Anzahl Goethe'scher Lieder componirt hat, wollte als Dorfmusikant geigen, ein Anderer Reden halten und der Dritte ich weiß nicht was sonst vornehmen, um also vagabundirend ihren Versuch durchzuführen. Die Sache ward dem Vater vorgetragen und er gab dazu, nur unter der alleinigen Bedingung, seine Zustimmung, daß sie bei Strafe, seine Thür verschlossen zu finden, nicht vor Ablauf einer bestimmten Frist in das väterliche Haus heimkehrten.

Also traten die drei Brüder rüstig ihre Wanderung an und verfolgten in den ersten Tagen mit großer Lust an dem ungebundenen Leben ihren neuerwählten Beruf. Indessen verlor die Sache mit der Zeit bald genug für sie den Reiz der Neuheit, und als gar auch das reichlich mitgenommene Taschengeld auf die Neige ging, erschienen sie eines späten Abends, etwas gedämpften Muthes, wieder vor dem Thore von Falkenberg. Der Vater, welcher ihr Klopfen vernahm, errieth den Zusammenhang der Sache und ging selbst in den Hof, nicht um die armen Reisenden wieder einzulassen, sondern um sie grundsätzlich mit dem Bescheide abzuweisen, daß ihre Zeit noch nicht gekommen sei. Sie mochten bitten wie sie wollten, es half Alles nichts, bis sich zuletzt die mildere Mutter ihrer erbarmte und sie heimlich in der Nacht einließ.

Das Falkenberger Leben war damals zugleich ein ungemein gastfreies, wiewol der Hausherr selbst nur dann und wann nach Gutdünken daran Theil nahm. Seine Gattin, die er sehr liebte, übte auf seine Heftigkeit und seine schroffen, seltsamen Launen allezeit die wohlthuendste Gewalt aus und leitete das Hauswesen mit Umsicht und Ordnungsliebe. Es gab im Schlosse fast zu jeder Zeit Gäste in Menge, und der Hausstand scheint überhaupt andauernd ein ziemlich zahlreicher gewesen zu sein, da auch nach der Zeit, in welcher die Söhne allmälig das väterliche Haus ver-

ließen, an ihrer und ihrer Erzieher Statt Großkinder oder andere Verwandte und Freunde dazu kamen.

Die Stimmungen des Hausherrn waren abwechselnd die verschiedensten. Zuweilen war er durchaus vernünftig und gesellig. Dann sprach er wieder lange Zeit mit keinem Menschen und ging nur mit Geistern und zumal mit kleinen Teufeln um. Leute, denen er nicht gewogen war, pflegte er in solchen Zeiten gewöhnlich nur sehr offenherzig mit „Bestie" anzureden. Als dereinst ein zur Familie gehöriger vornehmer Würdenträger mit derselben als Gast bei Tische saß, trat der Hausherr plötzlich in seinem abenteuerlichen Ueberwurf zur Thür herein, schritt ruhig auf den Fremden zu, zog einen verborgenen Kantschuh hervor und begann ihn tüchtig durchzuprügeln.

Eine solche Eigenthümlichkeit des Vaters mußte nothwendigerweise mächtig auf die jungen Söhne des Hauses zurückwirken und den Samen des Phantastischen, Paradoxen, Ungebundenen, Ungeregelten in ihren Gemüthern ausstreuen. Es war eben nur eine Sache des Zufalls oder der Empfänglichkeit, wo derselbe, aufgehend, Früchte tragen solle oder nicht. Die Brüder pflegten oft lange Zeit im Garten vor den Fenstern des väterlichen Saals im Erdgeschosse zu stehen und auf seine geheimnißvollen Unterredungen mit den Geistern zu lauschen.

Den nur eben etwas gefährlichen Vortheil hatte eine derartige Erziehung für sie allerdings, daß sie den ihnen eigenthümlichen Geistesanlagen die allerfreieste Entwicklung ließ. Den tiefsten Eindruck hatte die Erinnerung an den Vater jedenfalls auf die drei Brüder Ulrich, Dietrich und Wilhelm hinterlassen, welche auch noch im Mannesalter mit Vorliebe Swedenborg anhingen.

Von Bülow-Dennewitz hat sich der Charakterzug erhalten, daß er als kleiner Knabe einmal ganz still unter einem Tische saß und nicht zu bewegen war, wieder hervorzukommen, weil er behauptete, er denke und müsse immer tiefer denken, sodaß er bereits ein Loch davon im Kopfe habe.

Nachdem alle fünf Brüder ihre classische und gründlich wis-

senschaftliche Bildung durch tüchtige Hofmeister im älterlichen Hause empfangen hatten, wurde ihre fernere Erziehung in der Académie militaire in Berlin vollendet, die damals ganz nach französischem Muster zugeschnitten war. Sie wurden mit ansehnlichem Taschengelde als Kostgänger in die Anstalt aufgenommen.

Die Richtung, welche sie hier empfingen, war die materiellste des wirklichen Lebens und um sie zu bezeichnen, genügt es zu sagen, daß, nach Dietrich's eigenem Ausdrucke, das Haus der officiell bekannten Gräfin Lichtenau ihre hohe Lebensschule war.

Der Gesellschaftskreis der Lichtenau konnte kaum ein anderer als ein sehr frivoler sein, vereinte jedoch in sich auch die damit meist verbundenen geisterregenden Hülfsmittel der Jugend und Weltlichkeit. Die Gebrüder Bülow wurden hier wegen ihrer ihnen von frühe anerzogenen feinen französischen Gesellschaftsformen sehr gern gesehen.

Dietrich trat früh als Fahnenjunker in das Fuß-Garderegiment von Thile ein, das damals in Berlin garnisonirte und dessen Chef einer seiner Verwandten, der General von Bülow, gewesen. Da der Dienst Dietrich hier aber alsbald zu langweilen begann, so ließ er sich zu einem Kürassierregimente versetzen. Anfangs machte ihm das Reiten Freude; es währte aber nicht lange Zeit, so ward ihm der Aufenthalt in dem kleinen Landstädtchen, wo er jetzt als funfzehnjähriger Lieutenant stand, und der Umgang mit seinen rohen Kameraden, die für nichts als Mädchen, Pferde und Kneipenleben Sinn und Verständniß hatten, unerträglich.

Dietrich hatte sich bereits auf der Akademie immer durch Fleiß und Geist ausgezeichnet, und nahm also auch gegenwärtig bald seine Zuflucht zu Büchern und Studien. Insbesondere führte ihn seine Neigung zu Polybius, Tacitus und Rousseau, wunderbar scharf schon so früh seine ganze Eigenthümlichkeit in Krieg, Geschichte und bürgerlichen Freiheitssinn bezeichnend! Von Kindheit an hatte er in dem väterlichen Hause sehr viel von dem amerikanischen Freiheitskriege reden gehört, und er war darum schon

als Knabe für die Charaktere eines Washington und Franklin begeistert worden.

Jetzt regten die letzten politischen Ereignisse vor der französischen Revolution, sowie deren glücklicher Anfang sein Gemüth mächtig auf, indem sie in ihm einen unwiderstehlichen Durst nach Thaten weckten. Er faßte den rasch ausgeführten Entschluß, den preußischen Kriegsdienst zu verlassen. Daß er sein Schicksal ganz allein bestimmen durfte, mag vielleicht für ein Zeichen Dessen angesehen werden, daß sein Vater um diese Zeit bereits gestorben war.

Die Nachricht von dem gegen Kaiser Joseph II. ausgebrochenen Aufstande zog Dietrich nach den Niederlanden, wo er einen ihm angemessenen Wirkungskreis zu finden hoffte.

Preußische Offiziere standen zu der Zeit, so bald nach dem Siebenjährigen Kriege, allerwärts noch in hohen Ehren und so ermangelte Dietrich nicht, die gesuchte Anstellung zu finden. Jedoch enttäuschte die Unfähigkeit des Insurgentengenerals von Schönfeld alle seine Erwartungen, und fand er nicht die mindeste Gelegenheit sich hervorzuthun; wenn auch ein so offener Kopf wie der seinige natürlich selbst aus dem geringfügigsten thätigen Kriegsleben Lehren genug zu ziehen im Stande war. Die kurze Zeit des Feldzugs hatte ihm dabei den Krieg so lieb gemacht, daß er, nach seiner Heimkehr in das Vaterland, vorzüglich Lloyd zu studiren fortfuhr.

Wir ermangeln aus dieser Lebenszeit Dietrich's leider in dem Maße aller Nachrichten über ihn, daß wir hier wohl oder übel einen uns völlig unverständlichen Sprung darin machen müssen. Wir vermögen uns erst wieder zu ihm zu wenden, als er seine Neigung auf das Theater gewendet hat und eine Truppe Schauspieler sammelt, um Theaterdirector zu werden.

Wie sich diese seltsame Lücke in Bülow's Leben ausfüllt, ist nicht leicht zu errathen. Hat er noch anderweite Versuche gemacht, seine Kriegerlaufbahn fortzusetzen? Man würde freilich nicht leicht anzudeuten wissen, wo dies der Fall gewesen sei und geriethe zuversichtlich in Verlegenheit, zu diesem Ende, außer etwa

Frankreich, ein anderes Land namhaft zu machen. Als preußischer Edelmann würde er dort jedenfalls große, wenn auch nicht unüberwindliche Schwierigkeiten angetroffen haben, einer entschiedenen Leidenschaft zum Kriege zu fröhnen. Daß er aber auch nicht den leisesten Versuch dieser Art gemacht hat, beweist immerhin, wie er schon damals nicht so sehr aller Vaterlandsliebe bar sein konnte, als ihm seine Feinde vorgeworfen haben.

Bei alle Dem kam auch seine Bühnengrille nicht zur wirklichen Ausführung und als er sich damit nach Tangermünde gewendet hatte, um seine Vorstellungen zu beginnen, untersagte der dortige Magistrat dieselben unter dem Vorgeben, daß er dazu kein Privilegium besitze.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß dies Verbot durch den Einfluß seiner eigenen Familie hervorgerufen worden war; und daß er nun ohne weiteres auf das ganze Unternehmen verzichtete, erklärt sich ebenso leicht mit den Vorstellungen, welche ihm die Familie deshalb persönlich machen mochte. Kurz, Bülow gab die Sache ein für allemal auf und freute sich jedenfalls selbst, nach den inzwischen gemachten ersten Bühnenerfahrungen mit guter Art davon loszukommen. Er dankte seine Truppe ab und verkaufte Decorationen und Garderobe, versteht sich mit ansehnlichem Geldverluste, an den Schauspieldirector Butenop. Es wäre bei seinem Leichtsinn nicht undenkbar, daß vielleicht sonst nichts als eine Liebschaft mit einer Schauspielerin diese an sich wahrhaft unerklärliche Episode seines Lebens veranlaßt hätte. Er gibt wenigstens in spätern Zeiten nicht die mindeste Spur von Neigung zur Poesie oder dramatischen Kunst weiter zu erkennen.

Bülow's Verdruß über diese zwei fehlgeschlagenen Versuche, seinem Leben eine neue ihm gemäße Richtung zu verleihen, führte ihn zu einem dritten, der fast ebenso sicher wie die erstern den Keim der Erfolglosigkeit von vorn herein in sich trug.

Die ersten Erinnerungen seiner Jugend an die in seinem älterlichen Hause so oft vernommenen Gespräche über den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg richteten nämlich die innere Leere, welche er in dem Mangel eines natürlichen Berufs empfand, sehr bald auf die

an so vielen Hoffnungen reiche neue Welt und, so überdrüßig wie er einmal des erschlafften, veralteten Europa war, so ungeduldig wie ihn seine Reiselust nach neuen Anschauungen des Lebens machte, verfolgte er mit Ernst den allgemeinen Gedanken, sich in den nordamerikanischen Freistaaten, als in dem Lande der wahren Freiheit, ein neues Dasein zu begründen. Er zögerte nicht, seinen gefaßten Entschluß seinem ebenso wie er selbst rastlosen Bruder Ulrich mitzutheilen, der mittlerweile gleichfalls den Kriegsdienst wieder verlassen, sich verheirathet hatte und bereits Vater von zwei Knaben geworden war. Ulrich ging sogleich auf Dietrich's Antrag ein, wennschon der eine Bruder so wenig wie der andere einen eigentlichen festen Plan mit dieser weiten Reise im Sinne trug und Beide schwerlich würden anzugeben gewußt haben, welche Hoffnungen und Erwartungen sie von einer solchen Fortsetzung ihrer phantastischen Jugendfahrten gehegt hätten.

Sie schifften sich also aufs Gerathewohl im Monat September 1791 nach Nordamerika ein und verweilten allda bis in den Juli 1792. Liebe zu Land und Leuten flößte Dietrich sein Aufenthalt in den Freistaaten durchaus nicht ein, und einen fernern Lebensberuf fand er darin so wenig wie sein Bruder Ulrich. Sein nachmaliges Werk über diese Reise: „Der Freistaat von Nordamerika in seinem neuesten Zustande", Berlin 1797, 2 Theile, thut dies zur Genüge dar. Jedoch scheint Ulrich's Meinung darin von der seines Bruders abgewichen zu sein, da er bis in sein spätestes Alter immer noch gut von Amerika sprechen mochte.

Inzwischen waren mit der Zeit beide Brüder, ohne es zu ahnen, von dem Handelsgeiste der Amerikaner angesteckt worden, und da auch die Kosten dieser Reise, auf welcher Dietrich überdies eine „theure" Begleiterin mit sich führte, ihre anfänglichen Berechnungen weit überstiegen haben mochten, so kamen sie auf den Gedanken, ihren zerrütteten Vermögensumständen durch eine kaufmännische Speculation einigermaßen wieder aufzuhelfen. Man hatte ihnen gesagt, daß in den Freistaaten europäische Glaswaaren zwei oder drei mal höher als in Europa bezahlt würden, und sie nahmen sich in Erwartung eines bedeutenden Gewinns vor,

Digitized by Google

eine ganze Schiffsladung voll dahin zu führen. Sie machten sich nun ungesäumt auf den Rückweg nach Europa, wagten die Ueberbleibsel ihres väterlichen Vermögens an die Unternehmung und schifften sich, nachdem über den Einkauf der Waaren mehre Jahre vergangen waren, mit denselben im Jahre 1795 zum andern male in Hamburg nach der neuen Welt ein.

Leider sollte aber auch auf dieser zweiten Seereise der abenteuernden Brüder kein Segen für sie ruhen, und da fast zu gleicher Zeit mit ihrem Glasschiffe in Neuyork einige andere anlangten, wurden durch die neuen Zufuhren die Preise wesentlich herabgedrückt. Verstanden die Brüder doch auch ohnedies so gar nichts von dem Handel, daß sie sich auf alle Weise von Betrügern täuschen ließen und also nicht allein alle ihre Hoffnungen auf Reichthum, sondern auch am Ende ihr ganzes übriges Besitzthum verloren geben mußten.

Dieser zweite Aufenthalt Dietrich Bülow's in den Vereinigten Staaten verzog sich bis zu Anfang October 1796 und wir wissen nicht genau, was er in der letzten Zeit allda vorgenommen hat. In Unthätigkeit hat er dieselbe schwerlich zugebracht. Eine bei seiner religiösen Geistesrichtung nicht unglaubliche Nachricht will wissen, er habe in Amerika unter Anderm auch gepredigt, wenngleich er die Gabe der Rede in keinem hohen Grade besessen haben soll. Sein Bruder Ulrich ist wenigstens bestimmt als Prediger aufgetreten.

Zugleich sollen Dietrich und Ulrich Bülow große Strecken Landes der Union zu Fuße und zumal als leidenschaftliche Jäger und als Landwirthe durchwandert sein. Dietrich's Werk ist in derlei Beziehungen zu Land, Menschen und Thieren ansprechend und lehrreich und stellt alle Dinge in der anschaulichsten Weise dar. Die längste Zeit über scheinen sich beide Brüder in Philadelphia aufgehalten zu haben, dessen nähere und fernere Umgebung Dietrich viel beschreibt.

Ob Ulrich mit ihm zusammen auch das andere mal nach Europa zurückgeschifft sei, ist mir unbekannt geblieben und man weiß nur so viel, daß seine Gattin, ein pommersches Fräulein und

seine zwei jungen Söhne das andere mal mit ihm nach Amerika gegangen waren. Der eine Sohn starb unterwegs auf dem Schiffe und die Frau misfiel sich in den Freistaaten ebenso sehr, als Ulrich sich dort gefiel. Am Ende soll er nur auf ihre Veranlassung nach Europa heimgekehrt sein.

Von seinem zweiten Sohne pflegte Ulrich den allerliebsten Charakterzug zu erzählen, daß er dereinst mit ihm in Philadelphia am Fenster seiner Wohnung gestanden, derweil unten auf der Straße ein blinder Mann gebettelt habe. Mit einem male hatte sich das Kind in aller Stille entfernt, weil der Vater auf etwas Anderes geachtet. Sobald er es vermißte, suchte er es allerwärts umsonst, bis er es am Ende auf der Straße unten wahrnahm, wie es den Blinden von einer Thür zur andern führte und für ihn bettelte.

In der Folge nach Preußen zurückgekehrt, soll Ulrich noch eine Weile bei einer Saline angestellt gewesen sein, und nachdem auch sein zweiter Sohn gestorben, sich von seiner Gattin getrennt haben.

Er lebte bis in die dreißiger Jahre in der Familie Bülow-Dennewitz auf Neuhausen bei Königsberg in Ostpreußen, wo er in hohem Alter starb. Wer ihn noch gekannt hat, sagt, daß auch er sehr klug und unterrichtet und nur ebenso wunderlich und streitsüchtig wie sein Bruder Dietrich gewesen sei. Was er am meisten auf der Welt ehrte, war Dietrich's Angedenken. Sein Bruder Wilhelm war nach seiner Meinung Dietrich gegenüber nur ein Glückspilz gewesen. Was er am meisten haßte, waren, wie er sagte, die Pfaffen. Was er am meisten liebte, die Frauen. Der Gedanke an eine verstorbene Geliebte seiner Jugend, von der er noch eine entblätterte Rose und einen weißen Glacéhandschuh als Heiligthümer aufbewahrte, rührte und erschütterte ihn bis an seinen Tod.

Außer den Frauen liebte er nur noch seine großen Jagdhunde, mit denen er am meisten umging. Zu den Kindern im Hause war er immer freundlich und gut.

Die Gesichtszüge der drei Brüder glichen einander in Ueber-

einstimmung mit einem Oelgemälde von Bülow-Dennewitz, im Besitze der Familie, und mit seiner marmorenen Bildsäule von Rauch vor der Königswache in Berlin. Sie waren alle nicht groß, aber schlank, von feiner schmaler Gesichtsbildung, gebogener Nase, blauen Augen und in Gang und Haltung erregt. Ein gewisses nervöses Zucken um die Mundwinkel hatten sie alle miteinander gemein. Dietrich und Ulrich waren dazu äußerst unruhig in ihrem Wesen und konnten, während sie sprachen, nie still stehen; auch hatte sich Dietrich angewöhnt, beim Gehen heftig die Arme zu bewegen.

Ich muß hier beiläufig noch eines seltsamen Irrthums gedenken, welchen Pierer's Universallexikon damit begeht, daß es Heinrich Wilhelm von Bülow aus Braunschweig, der Verfasser einer Geschichte des Deutschen Reichstags und Gesandter am Congresse zu Rastadt war, in Dietrich's ihm ganz fremde Familie herüberzieht und, als dessen angeblichen Begleiter nach Amerika, gewissermaßen mit Ulrich Bülow verwechselt.

So war denn Dietrich Bülow, zwar arm an Vermögen aber reich an Lebenserfahrungen, nach seinem deutschen Vaterlande heimgekehrt und sollte, nach so vielen fehlgeschlagenen Versuchen, endlich so glücklich sein, von der Hand des Schicksals dem ihm in der That vorbestimmten Lebensberufe zugeführt zu werden.

Das Erste, was ihn zu jener Zeit auf die Bahn als Kriegsschriftsteller geleitet zu haben scheint, waren die in den Jahren 1796—98 erscheinenden „Betrachtungen über die Kriegskunst“ u. s. w. von G. H. von Berenhorst, und zwar ergriff der Geist dieses berühmten Buchs Bülow's Kopf so gewaltig, daß er ihm wol ebenso rasch den Vorsatz einflößte, Berenhorst auf seine Weise nachzufolgen. Dietrich gesteht aufrichtig selbst ein: „Dieser unsterbliche Schriftsteller hat mir alle meine Ideen erweckt. Alle andern militärischen Schriftsteller ließen mich in Schlaf, wenn ich etwa Lloyd und Folard ausnehme.“

Jetzt begann Bülow, neben Politik und Staatsökonomie die Kriegswissenschaft ganz insbesondere zu studiren, und die Eigenthümlichkeit der Feldzüge der französischen Revolutionsheere, welche

thatsächlich so schnurstracks Dem entgegenliefen, was man dem angehenden Soldaten vordem gelehrt hatte, mochte nicht wenig dazu beitragen, Berenhorst's geniale Ideen in ihm fruchtbar zu machen. Jedenfalls war es zunächst die Noth, die Bülow antrieb, tüchtig zu arbeiten.

Zuerst vollendete er den „Geist des neuern Kriegssystems", dessen hohe Bedeutung zwar auch sofort allgemein anerkannt wurde und nicht verfehlte, seinen Verfasser mit dem Selbstgefühle seines eigenen Genius zu erfüllen. Nur überflügelten die phantastischen Hoffnungen, welche dieser auf den damit errungenen Erfolg setzte, die Wirklichkeit weitaus, da immerhin nicht zu übersehen war, daß es gegen Einen, der Bülow's Verdienst zu würdigen wußte, Hunderte gab, die es gleichgültig übersahen oder gar anfeindeten. Man kann nicht umhin, die Frage aufzustellen: was aus Bülow geworden sein würde, wenn er eben nur etwa die sichere Stellung der Wohlhabenheit eines Berenhorst im Leben eingenommen hätte, ohne dadurch an seinem ihm angeborenen Feuereifer zu verlieren? Erwuchsen ja doch die meisten seiner Fehler, seine Bitterkeit gegen Andere, sein Leichtsinn als Schriftsteller, seine wüste Art zu schreiben, seine maßlose Selbstüberschätzung zunächst aus der ebenso großen Unterschätzung, die ihm von Seiten Anderer widerfuhr, und sodann aus der Unsicherheit der Mittel seines Unterhalts, gewissermaßen von einem Tage zum andern!

Der „Geist des neuern Kriegssystems" erfuhr vom ersten Augenblicke seines Erscheinens an die einander widersprechendsten Beurtheilungen, und während z. B. der preußische Ingenieurmajor Müller Bülow's Hauptsatz über Basis und Operationswinkel in seinen Vorlesungen bestritt, schrieb der General von Tempelhof eine kurze, mit seinem Namen unterzeichnete Kritik, die sich mit gerechtem Lobe, wenngleich auch mit dem Bewußtsein des ältern Meisters über das Werk aussprach. Andere Kritiken lobten noch wärmer, die „Jenaer Literaturzeitung", die nur auch einige Zurechtweisungen einstreute, sogar feurig. Hingegen tadelten wieder andere, wie die „Allgemeine deutsche Bibliothek" so scharf, daß

Bülow davon sagte, ein Depotbataillonsunteroffizier habe den Aufsatz gemacht.

Im Jahre 1799 begab sich Bülow, um sein Glück in der Wirklichkeit zu erproben, von Altona, wo er eine Zeit lang gelebt und sein System vollendet hatte, wieder nach Berlin. Von Thatendurst und Vaterlandsliebe durchdrungen, strebte er hier mit dem feurigsten Verlangen danach, wo nicht im Generalstabe, so doch im auswärtigen Amte angestellt zu werden. Wo hätte es auch wol sonst einen für Bülow geeignetern Beruf als etwa in einem preußischen Generalstabe des Jahres 1813 geben können!

In einen preußischen Generalstab so bald vor der Schlacht von Jena hätte er freilich nicht besser als, dem gemeinen Sprüchworte nach, die Faust aufs Auge gepaßt, und er würde haben eine Ewigkeit harren können, ehe man ihm die unverdiente Ehre erwiesen, ihn dabei anzustellen.

Man bezweifelte nicht nur überhaupt, ob Bülow's unruhiges, excentrisches Wesen im Staatsdienste verwendet zu werden fähig sei, sondern erachtete selbst seine „vom Zeitgeiste angesteckten umwälzenden Ideen" geradezu für staatsgefährlich.

Also wartete, erinnerte, stürmte Bülow von einer Zeit zur andern umsonst, und mußte sich zuletzt von der Noth in die traurige Lage drängen sehen: den edelsten Beruf zum Schriftsteller als Handwerk zu betreiben.

Er übersetzte jetzt Mungo Park's Reisen aus dem Englischen, welches Buch er 1799 in Hamburg drucken ließ, und arbeitete seine Schrift: „Ueber das Geld", ich weiß nicht ob selbständig oder nach irgend einer andern aus.

Sein „Physisches Staatswohl" erschien in Berlin im Jahre 1800 und er erklärt im Vorwort, dazu einige Ideen der schwedischen Autoren Nordenskjold und Wadström benutzt zu haben.

In so schmählicher Abhängigkeit von Verlegergunst, als Bülow sich fortwährend befand, spannte er, zwar noch ungebrochenen Muthes, zu diesen Arbeiten seine ganze geistige Thätigkeit an. Jedoch mußte er, nach so vielen eitlen Versuchen, dem Staate in einer seiner würdigen Weise zu dienen, und bei den unablässigen,

aufreibenden Sorgen um die Unsicherheit seines Broterwerbs, sein Gemüth bereits von jener beklagenswerthen Verbitterung betroffen sehen, welche ihm in seiner Jugend so vollkommen fremd gewesen und nichts weniger als angeboren war.

Trotz aller Ungunst der Zeitverhältnisse brachte Dietrich noch im Winter 1801 sein zweites namhaftes Werk: „Der Feldzug von 1800, militärisch-politisch betrachtet rc.“, zu Stande, für welches er keine andere Quelle als den Hamburger Correspondenten gehabt hatte. Der Verleger Frölich in Berlin honorirte ihm den gedruckten Bogen desselben nicht höher als mit sechs Thalern.

Natürlich konnte ein solches Werk nicht umhin, sofort den ihm gebührenden Ehrenplatz in der Kriegswissenschaft einzunehmen. So reich aber auch das darin beurkundete militärische Talent des Verfassers und die thatsächliche Anwendung seiner Theorie an Lehre und Bedeutung war, verfehlte seine Rücksichtlosigkeit gegen Mitlebende doch ebenso wenig, Aergerniß abzugeben und ihm allerwärts Händel und Anfechtungen zuzuziehen.

Hatte man in höhern Regionen zuvor schon keine Neigung verspürt, Bülow's persönliche Dienste anzusprechen, so lag die Anstellung eines Mannes, der mit den in der Gegenwart geltenden Ansichten so wenig übereinstimmte, vielleicht schon damals nicht mehr im Gebiete des Möglichen.

Bülow begriff sehr bald klar die für ihn jetzt in Berlin eingetretene Lage der Dinge und faßte darauf das Project, in pfalzbairische Dienste zu treten. Dem Kurfürsten durch einen Obristen von Z. empfohlen, sah er denselben für einen Reformator an, der ihm für alle seine weitschichtigen Plane ohne Zweifel den unbeschränktesten Spielraum gönne.

Allein er sollte auch mit diesem Unternehmen nichts als eine höflich ablehnende Vertröstung auf die Zukunft davontragen und ebenso wenig auf einer Rundreise ausrichten, die er zu demselben Ende, in Gesellschaft eines französischen Emigré, des Prinzen La Trimouille, mit Empfehlungen des Gouverneurs von Breslau, Fürsten Hohenlohe, versehen, an andere kleine deutsche Höfe machte.

Wenn schon die bittere Noth seiner damaligen Lage heimlich zwischen jede seiner Zeilen durchscheint, erzählt Bülow mit Laune und Selbstverspottung der Demüthigung, welche er sich also auferlegte, bei Dem, was er mit so voller Ueberzeugung geringschätzte, Hülfe zu suchen, im Vorwort zu seiner „Neue Taktik der Neuern" diese Fahrten.

Hiernach aufs neue mit Deutschland zerfallend, beschloß er, sowie früher nach Amerika, jetzt nach London zu gehen, um dort eine Zeitschrift über England zu begründen.

Der Buchhändler Frölich in Berlin, dem er sein Vorhaben mittheilte, ging rasch darauf ein und machte sich verbindlich, ihm für die erste Sendung Manuscript, die er von ihm erhielte, die Summe von 100 Pfund Sterling Honorar auszuzahlen. Mit Hülfe eines Hauptmanns Nothard, der Bülow 600 Thaler vorschoß, reiste dieser auch wirklich ab und langte in England an, wo er sofort an sein Werk Hand anlegte.

Das erste Heft der Zeitschrift erschien unter dem Titel: „Das Neueste aus England; von einem Beobachter", entsprach aber leider den kaufmännischen Erwartungen, welche der Verleger davon gehegt hatte, so wenig, daß derselbe dem Autor sein ihm verpfändetes Wort nicht hielt und die Zeitschrift mit dem fünften Hefte wieder aufgab. Man kann sich eben nicht anders ausdrücken, als daß sie meist an ihrer Planlosigkeit scheiterte.

Dem Unternehmen einen gewissen Erfolg zu sichern, hätte der Herausgeber jedenfalls erst eine Zeit lang in England verweilen müssen, um die unerlaßlichste Einsicht in die dasigen Verhältnisse zu gewinnen und den wichtigern Stoff von dem unwichtigen sondern zu lernen. Allein wie wäre dies Bülow ohne anderweitige Vermittlung jemals möglich gewesen, so lange seine bedrängten Umstände ihn gleichsam aus der Hand in den Mund zu leben nöthigten?

Bülow kannte England von seiner ersten Anwesenheit her, wo er es auf der Reise nach den Freistaaten nur im Fluge berührt haben konnte, bei weitem zu wenig, als daß er hätte im Stande sein können, etwas Gediegenes darüber mitzutheilen. Der

Verleger aber hatte sich mit unverantwortlichem Leichtsinn auf die Sache eingelassen. Das Ende vom Liede war, daß der Autor, nach seiner gewohnten unsparsamen Art zu leben, seine Baarschaft alsbald aufgezehrt hatte und darauf in das Schuldgefängniß Newgate wandern mußte.

Hieraus befreite ihn die aufopfernde Liebe seines Bruders Wilhelm, dessen Verhältnisse zu der Zeit durchaus nicht glänzend waren und der ihn auch nachmals, als er in Kolberg gefangen saß, wiederum nach Kräften unterstützte.

Beiläufig gesagt, hat Dietrich niemals dankbar anerkannt, was sein Bruder für ihn gethan.

Sie waren in ihrer politischen Farbe beide allzu sehr von einander verschieden, als daß sie sich hätten über viele Dinge im Leben verstehen können und konnten sich darin selbst trotzdem nicht einigen, daß Dietrich wie Bülow-Dennewitz Napoleon gleich hoch als Staatsmann wie als Feldherrn verehrte.

Die Maßlosigkeit, mit der sich Dietrich in allen Dingen auszudrücken pflegte, bezeichnet am besten eine Aeußerung, welche er dereinst über seinen damals noch unberühmten Bruder that. „Wilhelm", sagte er, „ist der am wenigsten befähigte von uns Brüdern; deßungeachtet aber der klügste Offizier in der ganzen preußischen Armee."

Sobald Dietrich in London seine Freiheit wieder erlangt hatte, gedachte er erst, in die Dienste der Englisch-Ostindischen Compagnie zu treten, verzichtete aber bald wieder auf diesen Plan und schiffte sich, nachdem er überhaupt sechs Monate in England zugebracht, von Dover nach Calais ein, von wo er mit einigen Gefährten zu Fuß nach Paris wanderte.

Eine Zeit lang wohnte er in Versailles.

Eben damals wurden seine beiden Werke: „Geist des neuern Kriegssystems" und „Der Feldzug von 1800", ins Französische übersetzt und erwarben dem Verfasser die Bekanntschaft und Hochachtung der besten Köpfe in Paris. Insbesondere war ihm auch der alte Mercier zugethan.

Daß ein Mann von Bülow's Geist, seinen Ansichten und

seinem Berufe eben damals auch in Paris sein Glück nicht machen können, möchte auf den ersten Blick allerdings geeignet sein, in Verwunderung zu setzen. Allein das Räthsel erklärt sich bei näherm Zusehen sehr leicht durch seine schroffe Persönlichkeit, seine unvorsichtigen Reden und die unbestechliche Redlichkeit seiner Vaterlandsliebe. Ja, er, der strenge Republikaner, dem Washington für nichts Anderes als ein Aristokrat galt, trug durchaus keine Scheu, über den damaligen Consul Bonaparte und dessen Plane auf dem ersten besten Kaffeehause seine aufrichtige Meinung auszusprechen!

Während Dietrich's Anwesenheit in Paris erschien 1803 in Kiel die Schrift: „Ueber die militärischen Schriften des Herrn von Bülow", welche den Chef des dänischen Generalstabs, den Generalquartiermeister von Binzer, zum Verfasser hatte, und Bülow unter allen kriegswissenschaftlichen Autoritäten am höchsten dadurch ehrte, daß sie ihm geradezu Genie beimaß. Er theilt einen langen Auszug aus der Binzer'schen Schrift in seinen „Lehrsätzen des neuern Kriegs" mit und kam danach mit Binzer selbst in Briefwechsel. Als Bülow's Stern sank, gesteht ihm Binzer, daß er sich dadurch, daß er ihn gelobt, in seiner Armee Feinde gemacht habe, und bittet ihn, ihn selbst nicht mehr zu loben.

Anfangs ging Bülow in Paris mit dem Plane zu einer Colonisation Afrikas um und wollte auch zu dem Ende eine Reise dorthin unternehmen. Alsdann soll er geraume Zeit öffentlich nicht anerkannter Bevollmächtigter der deutschen Reichsritterschaft in Paris gewesen sein und dies dürfte einigermaßen erklären, woher er die Mittel zu seinem langen pariser Aufenthalte nahm. Daher wol auch der seinen politischen Gesinnungen sonst widersprechende ausschließliche Umgang mit alten ehemaligen Edelleuten, sowie der immer stärkere Verdacht, welchen die Regierung auf ihn warf.

Bülow verließ am Ende die französische Hauptstadt wieder, nachdem er drei volle Jahre darin verweilt hatte und man meinte selbst, seine Abreise sei in Folge einer geheimen Weisung des Polizeiministers erfolgt.

Er langte im Sommer 1804 ganz unversehens wieder in Berlin an und verschuldete hier nur alsbald den durch seine persönlichen Verhältnisse so leicht gerechtfertigten Irrthum, daß nämlich der geraume Zeit von der Heimat Abwesende dafür hält, zu Hause hinterlassene Misverständnisse bei seiner Rückkehr für Andere so rasch wie für sich durch die mannichfachen Zerstreuungen der Reise gelöst zu sehen. Der Abwesende hat hingegen bekanntermaßen immer Unrecht, und die alten Vorurtheile gegen Bülow waren durch seine jüngste Vergangenheit weit eher verstärkt als vermindert worden.

Wie ernstlich er daher auch gegenwärtig wieder mit dem Gedanken umging, in seiner drückenden Lage irgend eine Unterstützung des Staats durch die Gunst des Monarchen zu erlangen, schlugen alle seine Hoffnungen dieser Art aufs neue fehl.

Die vornehmen Verhältnisse seiner Jugend mochten ihn in seinem väterlichen Hause noch so sehr verwöhnt, und die neuesten Erfolge seines Geistes sein Selbstgefühl erhöht haben, es blieb ihm keine andere Wahl, als sein Leben abermals durch das karge und mühsame Brot des Schriftstellers zu fristen.

Obschon er es daher nach seinem ehemaligen londoner Abenteuer verschworen hatte, je wieder eine Zeile drucken zu lassen, versöhnte er sich wohl oder übel denn doch wieder mit seinem Verleger Frölich in Berlin und gab ihm seine „Lehrsätze des neuern Kriegs" im Jahre 1805 zu drucken.

Er nennt dieselben in der Vorrede eine Umarbeitung und Umschmelzung seiner beiden frühern Werke „Geist des neuern Kriegssystems" und „Der Feldzug von 1800", mit wichtigen Zusätzen und Verbesserungen.

Bevor aber noch der Druck der „Lehrsätze" beendigt war, trat schon im Jahre 1804 Bülow's Flugschrift: „Ueber Napoleon, Kaiser der Franzosen", ans Licht, welche er auf Anlaß zweier anderer politischen Flugschriften jener Tage abgefaßt hatte.

Dieselbe verwickelte den Verfasser, ohne daß er damals die mindeste Liebe zu Napoleon gehabt hätte, den er in Paris selbst so heftig angegriffen und a man of cruel frigidity genannt, wäh-

rend er hier auf einmal für gut befinden mochte, Napoleon's Sache zu führen, sofort wieder in politische Händel. Es entspann sich zwischen ihm und dem Verfasser der ersten Flugschrift: „Sendschreiben an Napoleon", ein erbitterter Federkrieg, der beinahe ein Jahr lang dauerte und doch am Ende in Versöhnung und Freundschaft der beiden Betheiligten ausging.

Sein kleines Werk über Napoleon sowie die „Lehrsätze" schrieben Bülow bei Hofe immer schwärzer an, und die Regierung brach nicht nur mit jeder Möglichkeit, für einen Mann von so rücksichtloser, bitterer Freimüthigkeit das Allergeringste zu thun, sondern faßte in einigen ihrer Mitglieder wol bereits den Gedanken, sie ihn gelegentlich schwer entgelten zu lassen.

Dietrich hatte sich nun zum ersten male des tiefen leidenschaftlichen Grolls über sein widerwärtiges Geschick entledigt, der nach einigen Nachrichten seinen Grund in einer von ihm an den König gestellten und von diesem zurückgewiesenen Foderung betreffs der Gnadenzusage eines der verstorbenen Regenten an seinen Vater oder Großvater gehabt und wahrscheinlich nichts Anderes zum Gegenstande hatte als die schon erwähnten noch unerwiesenen Familienansprüche an den Fiscus von Seiten seines Vaters.

Vorerst beschränkte sich die Verstimmung der Gewalthaber gegen Dietrich lediglich darauf, die mancherlei Vorschläge, welche er that, wie z. B. den an den Grafen Schulenburg zu Ausgabe eines Papiergelds gerichteten, und einen zweiten zu einer Vertheidigungsweise gegen Rußland, von welchem es 1805 hieß, es stehe im Begriff Preußen anzugreifen, mit kühlster Höflichkeit abzulehnen.

Dietrich's fernere Schriften aus dieser Zeit sind die folgenden:

Erstens „Geschichte des Prinzen Heinrich von Preußen" (Berlin 1805), in welcher er zum ersten male auf den unablässig von seinem Gegenstande abschweifenden zerfahrenen Stil Verzicht leistete, mit dessen beißenden gelegentlichen Seitenhieben seine übrigen Schriften freilich eine desto stärkere Anziehungskraft auf das große nicht wissenschaftliche Publicum ausübten.

In dieser Zeit muß er auch seinen „Gustav Adolf in Deutschland. Kritische Geschichte seiner Feldzüge“ geschrieben haben, welches Werk aber erst nach Bülow's Tode, 1808, in zwei Theilen, bei Himburg in Berlin gedruckt wurde. Ein kurzes Bruchstück daraus ließ er bereits 1806 im letzten Heft der „Annalen des Kriegs“ drucken.

Dann eben diese militärische Monatsschrift: „Annalen des Kriegs“ (4 Bände, Berlin 1806), welche er gemeinsam mit Berenhorst, Venturini, Julius von Voß und Retzow herausgab, und endlich: „Neue Taktik der Neuern, wie sie sein sollte.“

Der erste Theil dieses letztern Werks war ebenfalls in Berlin bei Himburg gedruckt, der andere in Leipzig bei Barth, und wahrscheinlich machte die Censur Bülow damit viele Schwierigkeiten, da er nicht allein den zweiten Theil gänzlich umarbeiten und abkürzen mußte, sondern sogar, so unglaublich dies auch klingen mag, genöthigt ward, den ursprünglichen Titel: „Anti Saldern und Anti Laszy“ in den gegenwärtigen umzuändern.

Alle diese Schriften erhöhten zwar Dietrich's kriegswissenschaftlichen Ruhm wesentlich und warfen auch in Folge dessen seiner höher gesteigerten literarischen Thätigkeit die Kosten eines reichlichern Lebensunterhalts ab. Nichtsdestoweniger waren aber diese zweifachen Vortheile nicht ausreichend, seinen allzuheftigen innern Drang nach Ehre und Thaten zu befriedigen. Auch mußte eine derartige Geringschätzung, wie er sie von der dermaligen Regierung seines Vaterlandes zu erdulden hatte, einen so leidenschaftlichen Charakter wie Dietrich Bülow um so schärfer und unerträglicher verletzen, je geringere Achtung eben ihre Unfähigkeit in den Augen eines so hochbegabten Mannes verdiente.

Dieser Zwiespalt zwischen Dietrich's gerechtem Selbstgefühle und seiner äußern Lage rieb seine innerste Kraft je mehr und mehr auf und versenkte ihn zuletzt in die tiefste Niedergeschlagenheit und Entmuthigung, die ihm schon allein aus dem einfachen Grunde tödtlich werden mußte, daß seine Rathlosigkeit ihre

letzte Zuflucht zu dem seiner so unwürdigen, unseligen Hülfsmittel des Trunkes nahm.

Auf diese Weise gelang es Dietrich zwar, eine Zeit lang seine sinkenden Lebensgeister wieder aufzuregen und zu erheben; allein seine natürliche ungebändigte Phantasie und Heftigkeit brachten ihn hin und wieder in Stimmungen, die bei Andern das freilich vollkommen ungerechte Vorurtheil, daß er den Verstand verloren habe, begründeten.

Zu dem Laster des Trunkes gesellte sich in Bülow auch noch der andere tief verderbliche Umstand, daß er seine Persönlichkeit für bedeutsam genug hielt, ihn gefürchtet zu machen und ihm das Anrecht zu jedem politischen Unbedacht zu vermitteln. Je rascher demnach der preußische Staat von einem Tage zum andern seinem Untergange entgegenschritt, desto schärfer und einschneidender wurden Bülow's, freilich aus der edelsten Vaterlandsliebe erwachsende schriftliche und mündliche Schmähungen der verblendeten Staatslenker.

Das Einzige, was den Unglücklichen jetzt vielleicht noch hätte retten mögen, würde eine ernstliche amtliche Warnung gewesen sein; eine solche aber in wohlmeinender Weise an ihn ergehen zu lassen, war der Staat selbst schon allzu sehr entsittlicht.

Warnungen von Freunden empfing Bülow wahrscheinlicherweise oft genug. Diesen wurde aber von ihm durchaus zu wenig Gewicht beigelegt, als daß sie ihm hätten eine nachhaltige Wirkung hinterlassen können. Ein ihm bekannter Baron Rolle soll in dieser letzten Zeit oft zu Bülow gesagt haben: Il ne faut pas écrire contre ceux qui peuvent proscrire!

Als Gegensatz hierzu hat man damals des öftern Aeußerungen wie diese von ihm gehört: „Daß ihr's nur wißt, ich schreibe für die Nachwelt, nicht für die Zeitgenossen. Ich mag meine Perlen nicht vor die Säue werfen." Oder: „Ich habe nichts gelernt als Völker regieren und Heere führen." Ja, in der Vorrede eines seiner Bücher beklagt er sich sogar über seine ihm angeborene übergroße Bescheidenheit.

Zur Ergänzung dieser einzelnen Eigenthümlichkeiten ist jedoch

auch Julius' von Voß gelegentliche Aeußerung über Bülow anzuführen, daß Alles, selbst die Formen seines Rausches, seine darin entworfenen gigantischen Plane, seine ausgesprochenen Injurien, seine religiöse Seherei, ja seine Zote sogar den Stempel der Genialität an sich getragen habe und dem Beobachter, der Alles an seinen Ort zu stellen fähig, überaus merkwürdig geworden sei. „Wahnsinnig ist Bülow nicht", ruft Voß noch vor Bülow's Ende aus: „Wem der Schein lügt, der denke an Ophelia's Worte: O, welch ein edles Gemüth ward hier zu Grunde gerichtet."

Ebenso wahr sagt Karl von Woltmann über Bülow: „Da sieht man, wie durch das Unglück die schönsten Naturen zerrüttet werden, wenn ihre Seele nicht Kraft genug hat, das Schicksal zu beherrschen und nicht aufhört, Das außer sich zu suchen, was sie nur in sich finden kann und schon längst besitzt."

Von Bülow's persönlicher Schroffheit zeugen noch einige andere hierher gehörige Charakterzüge.

So las er dereinst, bald nachdem das Buch erschienen war, Buchholz' „Neuen Leviathan". Dasselbe gefiel ihm dermaßen, daß er, gleich nachdem er es zu Ende hatte, zu dem ihm persönlich unbekannten Verfasser eilte. Er trat mit den Worten zur Thür herein: „Ich habe den neuen Leviathan gelesen!" An Huldigungen gewöhnt und voll Gelehrtenstolz, ließ sich Buchholz das neue Lob kühl gefallen und begann danach ein ruhiges Gespräch, das heißt, er docirte blühend, geistvoll, langsam, aber ohne auf Erwiderungen zu achten.

Ebenso wenig hörte jedoch Dietrich's geniale Unruhe irgend auf Das, was der Andere sagen konnte, indem er die sublimsten Geistesblitze leicht wie Bonmots hinwarf und Niemand eigentlich Rede stand. Eine solche Bekanntschaft konnte aber nicht wohl eine fruchtbare werden, und Dietrich entfernte sich wieder ebenso schnell als er gekommen war. Bei alledem hat er Buchholz später einen Mann von Genie genannt!

Ein andermal ging Bülow zu einem bedeutenden Militär, um ihm ein Project mitzutheilen und nannte sich als Verfasser des „Geist des neuern Kriegssystems".

Digitized by Google

Der Offizier kannte das Werk nicht. — Dann habe ich auch nichts mit Ihnen zu reden, sagte Bülow, indem er das Zimmer verließ.

Zur Bezeichnung der damals vorherrschenden jenaer Stimmung des preußischen Heeres theilt Bülow selbst die Aeußerung einiger preußischen Generale über Napoleon mit: „Derselbe verdiene nicht Corporal in der preußischen Armee zu sein!"

Auf den Gedanken, die höchste kriegswissenschaftliche Autorität seiner Zeit, Hans Georg von Berenhorst in Dessau, zu besuchen, den er als Lehrer hoch verehrte und mit dem er seit dem April dieses Jahres einige Briefe gewechselt hatte, kam Bülow erst im Monat October 1805.

Ich habe, als Berenhorst's Verwandter, 1845—47 seinen literarischen Nachlaß herausgegeben und erinnere mich seiner Persönlichkeit noch sehr wohl, da ich als Knabe oft in seinem Hause war. So stark und frei die Gesinnung des Greises, ging es darin doch sehr still, ernst und gemessen her.

Man hätte glauben mögen, die beiden Männer würden sich gegenseitig abgestoßen und Bülow's wilde Genialität dürfte mit dem bedächtigen strengen Alten sonst zuverlässig wenig Geduld gehabt haben. Berenhorst's Wesen war aber immer noch fest und schwunghaft genug, sich dem bedeutenden hartbedrängten jüngern Manne nachsichtig anzupassen.

Das Verhältniß, welches sich aus diesem Besuche zwischen Beiden entspann und bis zu Dietrich's Verhaftung fortwährte, gibt mancherlei Aufschluß über die Endperiode seines Lebens, und zu näherm Verständnisse Dessen theile ich hier im Zusammenhange alle Aeußerungen Berenhorst's über Bülow mit, die sein Briefwechsel mit seinem Freunde und Schüler, Generallieutenant Valentini, enthält.

Dieser Briefwechsel liegt im Archive des Kriegsministeriums in Berlin, aus dem ihn mir der verstorbene Kriegsminister, General v. Boyen, für mein Buch über Berenhorst anvertraute.

Berenhorst's wichtige Briefe an Bülow selbst sind leider ebenso wie die Bülow's an Berenhorst vernichtet worden.

Die Briefstellen Berenhorst's an Valentini beginnen noch vor der persönlichen Bekanntschaft mit Bülow, welche Berenhorst's gute Meinung von ihm wesentlich erhöhte.

Am 6. März 1803.

„Bülow's «Blicke auf zukünftige Begebenheiten» haben mir Genugthuung und Unterricht gewährt. Man erhebt sich gern mit ihm zu seinen hohen Gesichtspunkten; steigt er aber gar zu heftig, so muß man ihn freilich fahren lassen und in den mittlern Regionen bleiben, aus welchen herab er Manches in Betracht zu ziehen ermangelt, was denn doch nur Kleinigkeit zu sein scheint, insofern man zu hoch fliegt."

„Ich habe desgleichen aus dieser Schrift ersehen, welch ein Finanzier und Staatsmann Bülow ist. Zu bedauern bleibt, daß die Noth ihn zwingt, flüchtig und eilend auf das Papier zu werfen. Sollte es jedoch Anmaßung, Uebermuth oder Ungeduld sein, was ihn oft nach nur kurzer und unvollständiger Ueberlegung vor dem Publicum auftreten macht, dann wäre es tadelnswerth, sich an dem Genius, der ihm einbläst, so zu versündigen."

„Gestern Abend habe ich in der «Allgemeinen Deutschen Bibliothek die Recension des «Geistes des neuern Kriegssystems» gelesen. An der Beißigkeit und der Parade mit der Latinität ist es mir nicht schwer geworden, den Verfasser dieser Recension zu errathen. Jedoch muß ich sagen, daß er die mannichfachen Schwächen des Systems sehr gründlich darthut, auch Bülow über manche Vorfälle, worüber er abzusprechen gewagt hat, eines Bessern belehrt. Sie, mein Werthester, werden es sonder Zweifel noch erleben, den Herrn von M. (Massenbach?) an der Spitze eines Armeecorps zu sehen, und alsdann gewahr werden, ob dieser gelehrte Offizier ebenso viel Talent zum Commandiren als zum Recensiren hat." — —

Am 20. Februar 1805.

— — — „Unser Freund Bülow hat mit seinem «Napoleon, Kaiser der Franzosen» ein dummes, trockenes Ding in die

Welt geschleudert — — — ein Monstrum — — — mit deren gleichen er sich noch um sein wohlerworbenes Ansehen als militärischer Schriftsteller bringen kann.“ — — —

Am 8. December 1805.

— — — „Am 22. October Vormittags erhielt ich aus dem «Ringe» einen Zettel, auf dem der Name Bülow stand. Sogleich ließ ich diesen Ankömmling zu mir holen. Wie lange werden Sie sich hier aufhalten? — Bis morgen zu Abgang der Berliner Post. — Bleiben Sie doch ein paar Tage bei uns. — Ich kann nicht; übermorgen muß ich wieder in Berlin sein.“

„Der Abgang der Post verzögerte sich indeß so lange, daß er noch drn ganzen 23. bei mir blieb.“

„Ich fand ihn großentheils so, wie Sie mir ihn beschrieben haben und hätte, ohne seinen Namen zu wissen, gerathen: Das ist Bülow. Er hat einige harmonisch gestimmte Saiten meines Gemüths berührt, dabei aber ein herzliches Mitleiden bei mir rege gemacht; denn das Drückende seiner Lage konnte er nicht verbergen und fiel oft, sich unbewußt, in tiefes Nachdenken; dann war er ruckweise auch wieder sehr munter. Seit dieser Zeit haben wir uns schon ein paar mal ziemlich lange Briefe geschrieben. Er schien mir offenherzig. Er sei ein Verehrer Jesu, sagte er mir, nach Swedenborg's System, in dem er auch genugsam eingeweiht ist.“ — — —

Am 9. Januar 1806.

— — — „Mit Bülow stehe ich in einem ziemlich lebhaften Briefwechsel. Er curirt mich auf Brown'sche Methode, nämlich durch Reizmittel, und das ist nicht unrecht bei meinem Blute, welches nun nachgerade anfängt, nicht mehr Lust zum Fließen zu haben. Ich bin aber im Ganzen recht sehr mit Bülow zufrieden, schätze ihn und betrübe mich nur, zu ohnmächtig zu sein, ihn unterstützen zu können.“ — — —

Am 23. Januar 1806.

— — — „Statt der Kriegswissenschaften und Politik wird nunmehr Schwedenborg und dessen Offenbarungen der Gegen-

stand, von dem Bülow und ich uns unterhalten. Sie können sich gar nicht genug vorstellen, mit welchem Eifer Bülow sich bestrebt, mich zu einem Mitgliede dieser neuen Kirche, wie sie sich nennt, zu machen. Ich hätte dies nie in ihm gesucht." — — —

Am 26. März 1806.

— — — „Sie thun des letzten Briefes oder der Epistel Sanct Bülow's an seinen Lehrjünger Berenhorst Erwähnung. Der Apostel fährt darin fort, seinem Timotheus die Lehren des göttlichen Gesandten aus Skandinavien vorzutragen; aber der Gedanke ist ihm entwischt, daß Timotheus kein Latein versteht. Dieser hat daher seine Zuflucht zu seinem trauten Pfarrer Des Marées nehmen müssen, um sich die abgeschriebene Stelle aus Swedenborg verdolmetschen zu lassen. Ich lege diese Dolmetschung des sie begleitenden Raisonnements wegen bei. Lassen Sie selbige doch auch Bülow selbst lesen, denn sie dünkt mich dessen nicht unwürdig, und dann erbitte ich mir das Blatt bei Gelegenheit zurück. Bülow aber bitte ich meiner wahren Ergebenheit und meiner aus dem Herzen hervorgehenden Zuneigung, die sich auf manchen in seinem Charakter gegründeten, und von mir mit sympathetischem Gefühl entdeckten Zug gründet, zu versichern. Seine Briefe sind mir ein Genuß, und daß er mich von der Schuldigkeit loszählt, dieselben pünktlich zu beantworten, ist ein Beweis mehr von seiner liberalen Denkart und angestammten Gutmüthigkeit." — — —

Am 17. August 1806.

— — — „Bülow sitzt seit dem 7. Dieses in der Hausvogtei, seine Papiere sind versiegelt und alle Exemplare des für Jedermann und nun auch für ihn so unglücklichen Feldzugs vom Jahre 1805 sind den Buchhändlern weggenommen worden. Man kann ihn aber kaum bedauern, denn die Schrift ist wirklich rasend. In diesem Betracht verdient er einen Platz im Irrenhause. Da Sie dieselbe bereits gelesen haben, so brauche ich Ihnen davon nichts weiter zu sagen, um so viel mehr, da ich, indem ich dieses schreibe,

noch bei Seite 195 des ersten Theils stehe. Fleischer aus Leipzig schickte mir beide Theile sogleich bei der Ausgabe als ein Geschenk des Verfassers zu. Ich war gerade noch mit der Ausarbeitung der zweiten Uebersendung meiner Beiträge der ersten schlesischen Kriege für die Annalen beschäftigt, hatte auch noch Journale und dergleichen zu lesen, legte also meinen, was ich jedoch nicht in dem Grade vermuthete, rasenden Bülow bei Seite, um ihn mit Muße zu verhören. Etwa acht Tage nachher überschickte mir Jemand einen Brief aus Berlin, worin gesagt war: «Des Herrn von Bülow Feldzug von 1805 macht viel Aufsehen. Unter Anderm hat derselbe Ihren Herrn von Berenhorst aus vertraulichen Briefen compromittirt.» Ich erschrak, fing an zu blättern und fand denn gleich in der Vorrede die schöne Stelle von den Puerilitäten. Ich konnte mich derselben kaum noch erinnern; es fiel mir aber doch auch sogleich der Gedanke wieder bei, den ich beim Niederschreiben gehabt hatte. Es war der: Du hast nicht nöthig, Bülow bei diesen Worten einen Commentar zu machen und ihm zu sagen, daß du nicht gerade alle und jede Beschäftigung des Offiziers in Friedenszeiten für Puerilität hältst, sondern nur diejenigen unnützen, zwecklosen, sogar zweckwidrigen Dinge, Künsteleien und Auswüchse der Manövrir-Manie, die du in allen deinen Schriften dafür erklärt hast. Und nun läßt Bülow das so geradehin drucken und schickt meine vertraute Aufwallung des Gemüths in die weite Welt! Nicht zufrieden hiermit wiederholt er sie nochmals, Seite 56 des ersten Theils, und zwar in ihrem ganzen Zusammenhange und mit meinen eigenen Worten, wo sie lange nicht so beleidigend klingt als in der Vorrede. Auf meine Klage über diese Procedur hat er kahle Entschuldigungen vorgebracht, sogar etwas spitzig erwidert. Was mich am meisten beruhigt, ist, daß er mir zugleich schreibt, er habe Ihnen alle meine Briefe gegeben, und ich ertheile Ihnen zugleich gegenwärtig alle Macht, mit denselben zu verfügen, wie Ihnen gut dünkt. Eben da ich bis zur letzten vorigen Zeile geschrieben habe, schickt mir abermals der schon erwähnte Jemand einen Brief aus Berlin vom 12. Dieses: «Das Bülow'sche Buch

ist nunmehr streng verboten. Bei dem Buchhändler Behr sind noch 22 Exemplare confiscirt worden. Bülow selbst hat man bei einem Mädchen in der Kronstraße arretirt. Bei dieser hat man auch eine ihn sehr gravirende Correspondenz mit einem Herrn von Nordenschild in Stockholm gefunden. In der wegen seiner Verhaftung erlassenen Cabinetsordre, die auf Veranlassung der russischen Gesandtschaft erfolgt sein soll, ist verfügt worden, seinen Verstandeszustand durch Aerzte zu exploriren, um ihn, falls er verrückt befunden wird, zur Charité abliefern zu können. Einige glauben, er werde über die Grenze geschafft werden.» — — —

Um diese Mittheilungen zu vervollständigen, lasse ich hier auch gleich eine andere schriftliche Aeußerung Berenhorst's über Bülow folgen, welche die Reihe schließt und einem Briefe an den nachmaligen Generallieutenant Rühle von Lilienstern (siehe „Berenhorst's Nachlaß" u. s. w.) entnommen ist.

Am 18. Februar 1808.

„Mit Bülow, von dem ich noch weiter nichts als seinen «Geist des neuern Kriegssystems» gelesen hatte, bin ich nur erst seit dem Monat April des Jahres Fünf in Briefwechsel gerathen, welcher dann auch ziemlich lebhaft, bis zu seiner Verhaftung zu Berlin im Monat August des folgenden Jahres, fortgedauert hat. Noch im Jahre Fünf besuchte er mich im Monat October auf ein paar Tage; weiter habe ich ihn nicht persönlich gekannt. Seine Unterhaltung zog mich sehr an; aber das Vergnügen darüber verwandelte sich bei mir großentheils in Mitleiden wegen des Precären in seiner Lage, bei Mangel und ohne Aussichten, deren kummervolle Empfindung man ihm sehr anmerkte, ungeachtet der Mühe, welche er sich gab, solche zu verbergen."

„In seinem hierauf folgenden «Feldzug vom Jahr 1805» hatte er mich unbedachtsamerweise sogar einmal mit Nennung meines Namens compromittirt. Zum Glück hatte sich mein Freund Valentini, kurz vor Bülow's Verhaftung, meine Briefe an ihn geben lassen, die ohne diesen günstigen Zufall in die Hände seiner Untersuchungscommission würden gefallen sein. Von der letzten

Scene des Dramas, welches dieser beklagenswerthe Mensch von durchdringendem Verstande, unendlichem Witz und seltenen Einsichten auf dieser Erde gespielt, gibt mir Jemand aus Kolberg folgende Nachricht:"

«Bülow kam zu der Zeit in Kolberg an, als General Loucadou gerade gouvernirte. Auf der Durchreise durch Stettin in Lombard's Namen mit Steinen geworfen, ging es ihm in Kolberg nicht viel besser. Der vornehme ebenso wol wie der gemeine Pöbel, ohne zu wissen, was der vermeintliche Landesverräther eigentlich verbrochen, wetteiferte, ihn zu beschimpfen. Vernachlässigt und dem Mangel preisgegeben, fand er nur Freunde in der Person eines Doctors und eines Apothekers, vernünftigen Menschen, die seinen Werth auch unter der durch Mismuth und Druck häßlich gewordenen Hülle zu erkennen wußten. Durch diese uneigennützigen Wohlthäter und nachmals durch den Commandanten Gneisenau ist seine Lage sehr verbessert worden, bis er sich einmal in einem Weinhause mit einem pensionirten Oberstlieutenant prügelte und Gneisenau ihn wieder einsperren ließ, in ein Zimmer über dem Thore auf dem Walle. Witz und Laune haben ihn nie verlassen. Schade, daß dieser Genius sich so oft im Rinnstein gewälzt hat. In der Wirklichkeit hat er es in den Straßen von Kolberg und moralisch in nachgelassenen Handschriften gethan. Geist ist in Allem, aber umgeben von mancherlei Schmuz, vorzüglich von Ausbrüchen des gröbsten Egoismus. Auch sind alle unvollendet. Es scheint, sein Verstand sei nicht geregelt genug gewesen, um lange bei einer und derselben Sache zu bleiben. Von den nachgelassenen Manuscripten heißt das eine: «Historische Blicke auf die Könige von Preußen aus dem Hause Hohenzollern.» Es ist mit bitterer Satire verfaßt, vorgreifend in der Zeit, da es die Scenen von Auerstädt darstellt, bei Friedrich II. aber abreißt. Friedrich I. ist dem Verfasser der einzige lobenswerthe Regent der ganzen Dynastie. Das andere Manuscript heißt «Darstellung der neuen Kirche» und enthält eine ausführliche und anständige Erläuterung des Systems

Swedenborg's, obzwar mit einigen politischen Abschweifungen. Einige, denen er diese Schrift mitgetheilt hatte, machten ihn besorgt, Niemand werde sie kaufen. Da schrieb er geschwind eine Schmähschrift auf Julius von Voß, Verfasser des «Heinrich von Bülow» u. s. w. und den mit Recht berühmten Vertheidiger einer weitläufigen Festung (Kalkreuth in Danzig?) als Vorrede zu dem «Systeme Swedenborg's», um diesem Abgang zu verschaffen. Ein drittes Manuscript hat Derjenige, welchem er es bei seiner Einschiffung nach Riga aufdrang, verbrannt. Er übergab es ihm mit den Worten: «Dieses Schreiben an Napoleon über Politik und Staatsverwaltung ist das Beste, was ich in meinem Leben geschrieben habe.» Seine Eigenliebe ging freilich weit; doch wußte er immer recht gut den mehren oder mindern Werth seiner Schriften gegen einander zu beurtheilen.»

«Auf dem russischen Schiffe ist es Bülow schlecht gegangen. Da seine geringe Equipage aus Versehen zu Kolberg zurückgeblieben war, so hat er die ganze Seereise in leichtem Frack und Sommerkleidung machen müssen, ein Umstand, der wahrscheinlich zu seinem frühen Tod beigetragen. Er hätte sich ungemein gut dazu geschickt, der Quintus Icilius eines zweiten Friedrich II. zu werden, eines Regenten, der, ohne helle Köpfe zu scheuen und zu fürchten, diesen hellen Köpfen die Freiheit ließ, ihre Zungen wenigstens bis zu einem gewissen Punkte zu gebrauchen. Mit etwa 1200 Thaler Jahrgehalt und Tafel bei Hofe, welchen Platz in der Gesellschaft würde dieser Dietrich (denn so hieß er, nicht Heinrich) von Bülow mit dem Witz, der Laune und den Kenntnissen, die ihm zu Gebote standen, ausgefüllt haben! Beinahe den größten Theil seiner Immoralitäten muß man seinem widrigen Schicksale zuschreiben; Dürftigkeit bei Mangel an Hoffnungen und Aussichten ist eine so gefährliche Lage, daß Niemand, der nicht selbst in einer ähnlichen gesteckt hat, weiß, wie tief sie leider auch das edelste Gemüth in den Koth zu treten vermögend ist.»"

Ueber Das, was Berenhorst am 17. August 1806 Valentini über einen bei Bülow's Verhaftung vorgefundenen, denselben angeblich gravirenden Briefwechsel mit einem Herrn von Nordenschild in Stockholm schreibt, ist, meines Wissens, öffentlich sonst nichts verlautet. Es war dieser Nordenskiold wahrscheinlich der Nämliche, dessen Ideen Bülow in sein „Physisches Staatswohl" verwebt haben will.

Der „Jemand", dessen berliner Nachrichten über Bülow Berenhorst wiederholt Valentini und hernach auch Rühle mittheilt, konnte kaum ein Anderer als der Fürst von Dessau sein, sodaß diesen Mittheilungen gewissermaßen ein diplomatisches Gewicht beizulegen ist.

Der an Rühle erwähnte Bülow'sche Aufsatz „Ueber die Könige von Preußen aus dem Hause Hohenzollern" liegt mir in Abschrift vor. Er eignet sich durchaus nicht zur öffentlichen Mittheilung.

Im Sommer 1806 erschien nunmehr der verhängnißvolle „Feldzug von 1805, militärisch-politisch betrachtet", dessen Manuscript der Verfasser zuerst an den Buchhändler Unger in Berlin verkauft haben soll, und das er, nachdem ihm das Imprimatur in Berlin versagt worden war, nach Leipzig schickte, um es allda bei Berenhorst's Freund und Verleger, Gerhard Fleischer, auf seine eigenen Kosten drucken zu lassen. Bülow war sogar unvorsichtig genug, sich auf dem Titel als Verfasser namhaft zu machen.

Das Werk wurde sofort mit desto größerm Eifer gelesen, als man schon damals einem baldigen Bruche zwischen Frankreich und Preußen entgegensah. Es war aber bereits volle vierzehn Tage in den berliner Buchläden zu kaufen gewesen, als es zuerst auf Verlangen des russischen und nach Andern dann auch des österreichischen Gesandten weggenommen wurde. Ein abermaliger Beweis von der Unfähigkeit der damaligen Regierung, die nicht

das Mindeste aus eigenem Antriebe, sondern Alles nur von außen angetrieben that!

Bülow hatte den Ausgang des Feldzugs vorhergesehen und war nach der Schlacht bei Austerlitz von der Lust angewandelt worden, seine Geschichte zu schreiben. Er konnte dies nur leider nicht anders als in seiner rücksichtslosen Art und Weise mit den schärfsten Seitenhieben nach rechts und links thun. Die österreichische Kriegführung hatte ja auch schon Berenhorst so stark gegeißelt, daß es ihm Bülow darin kaum noch zuvorthun konnte. Ich habe Berenhorst's trefflichen Aufsatz aus Archenholz' „Minerva" mit in seinen Nachlaß aufgenommen. Daß man nun darum Berenhorst nichts anhatte, sondern allein Bülow zur Verantwortung zog, beweist zur Genüge, daß es dabei keineswegs um die Sache, sondern nur um die Person zu thun war. Das mächtige Preußen wäre sonst gewiß im Stande gewesen, seinem Unterthan denselben Schutz wie der kleine Fürst von Dessau dem seinigen zu leihen.

Es ist keine Frage, daß man nur auf die Gelegenheit gewartet hatte, sich eines geheimen Grolls gegen Bülow zu entledigen und diese Gelegenheit war der Verblendete tollkühn genug, fast mit den Haaren herbeizuziehen.

Wie vielseitigen Anstoß der „Feldzug von 1805" auch allenthalben gab, erkennt man schon aus dem Verhalten der durchaus englischgesinnten berliner Börse dem napoleonischgesinnten Verfasser gegenüber, die ihn wegen seiner Lieblingsidee, einer französischen Invasion in England, öffentlich schmähte und ihm von Judenjungen den Spottnamen Landungscapitän nachrufen ließ.

Der russische Gesandte verlangte nachträglich auch Bülow's Verhaftnahme, und die preußische Regierung stand nicht an, sie, wenngleich abermals mit solcher Schwäche zu bewilligen, daß die halbe Stadt von Dem, was vorgehen sollte, bereits lange vorher unterrichtet war. Man hätte es von anderer Seite freilich wieder gern gesehen, der arme Bülow möge es ebenso gut wie Andere merken und die rechte Zeit zur Flucht in Obacht nehmen,

um der Regierung das beschämende Selbstgefühl einer solchen That zu ersparen.

Allein seine Verblendung sollte einmal ganz unheilbar sein, und er beantwortete die dringendsten Warnungen seiner Freunde immer nur mit der sinnlosen Redensart: daß ein wackerer Capitän sein Schiff im Sturme nicht verlassen dürfe. Unter solchen Umständen konnte er seinem Verhängnisse nicht entgehen.

In der Nacht des 7. August 1806 erhielten zwei Polizeicommissarien den Befehl, Bülow nach der Hausvogtei abzuführen. Man suchte ihn umsonst in seiner Wohnung und fand ihn endlich in den Armen eines Mädchens, das ihn liebte und dessen rührender Schmerz selbst seinen anfänglichen Gleichmuth erschütterte. Erst auf dem Wege nach dem Gefängnisse fand Bülow seine Fassung, und, nachdem er in die finstern Höfe der Hausvogtei getreten war, im Laufe der unbequemen ersten Nacht seine Heftigkeit wieder.

Das von ihm bewohnte Zimmer war klein und unbehaglich, die Aufsicht in den ersten Tagen streng. Er durfte in der Zeit weder Besuche annehmen, noch schreiben. Nachdem er die ersten Verhöre bestanden hatte, wies man ihm jedoch das beste vorhandene Zimmer auf dem hintern Hofe links im Erdgeschosse an, das früher einmal ein Franzose, der es Schulden halber volle neun Jahre bewohnt, hatte ausmalen lassen.

Desgleichen wurden ihm nun Bücher sowie in Gegenwart des Inspectors nothwendige Besuche zugelassen, und späterhin erhielt er sogar die Erlaubniß, sich täglich zwei Stunden lang im Hofe zu ergehen.

Es bezeichnet die Ansicht, welche von einem so hervorragenden Geiste hier und da vorherrschen mochte, daß man ihm nach einigen Tagen die Demüthigung bereitete, seinen geistigen Zustand ärztlich untersuchen zu lassen. Natürlicherweise konnte keine Rede davon sein, daß ein Erforschen von Wahnsinn in Bülow zu irgend einem Ergebniß geführt hätte, und einer der Aerzte soll darüber berichtet haben: „Die Lebensgeister des Herrn von Bü-

low befänden sich in einem so gereizten Zustande, daß ihm eine längere Gefangenschaft allerdings gefährlich werden dürfte. Er gäbe also zu bedenken, ob derselbe unter der Verwarnung, künftig behutsam zu sein, nicht sobald als möglich wieder in Freiheit zu setzen sei?"

Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich auf diese Auffassung der Bülow'schen Ungezogenheit, aus der die Regierenden, eben so krank wie er selbst, mit aller Gewalt einen Criminalproceß machen wollten, besonderes Gewicht, als auf das einzige Wahrzeichen von gesundem wohlwollenden Menschenverstande lege, das die Handhabung der Sache in einer sittlich so verderbten Zeit erkennen läßt.

Es ist die Sprache des ehrlichen Mannes, der freilich keine Ahnung Dessen hat, wie so ganz anders Andere zu Zeiten Recht sprechen können! Es liegt anderseits allerdings auch die Vermuthung nahe, daß die Anordnung der ärztlichen Untersuchung eine gewisse officielle Milde verrieth, welche Bülow zu seiner Errettung den Ausweg eröffnen wollte, sich verrückt zu stellen. Man hatte dabei nur nicht in Anschlag gebracht, daß der so vielfach Gemishandelte am Ende allzutödtlich gereizt worden sei, um seinem Geschick noch anders als mit Trotz und Unempfindlichkeit begegnen zu können!

Bülow soll zu den Aerzten gesagt haben: Er sei gegenwärtig allerdings nicht verrückt, als ihm aber seine Freunde die Flucht angerathen haben und er ihnen nicht gefolgt, möge er es wol in der That ein wenig gewesen sein.

Eine spätere Aeußerung von ihm zu einem Bekannten ergänzt diese Worte in Bezug auf die Zeitumstände. „Wohin hätte ich gehen sollen?" fragte er, „Etwa nach Frankfurt am Main? Ich will doch lieber, daß hier zwanzig Stellen meines Buches misfallen, als dort eine!"

Dem obigen Rathe des Arztes nicht entsprechend, befahl die Regierung vielmehr, in Folge des ärztlichen Gutachtens, den Bülow'schen Proceß desto ernstlicher einzuleiten. Er war einem Kammergerichtsrathe E.... zuertheilt, der des Verfassers Verant=

wortung gegen alle Anklagen des confiscirten Buchs zu Protokoll zu bringen hatte.

Die Verhöre währten bis Mitte September 1806, und da Bülow alle Weitläufigkeiten dadurch selbst abkürzte, daß er sich ohne Weiteres zu seiner Autorschaft bekannte, konnten die Acten bald geschlossen werden.

So weit begleitet uns Bülow's Lebensgeschichte, von Julius von Voß, welche den Titel führt: „Heinrich von Bülow. Nach seinem Talentreichthume sowol als seiner sonderbaren Hypergenialität und seinen Lebensabenteuern geschildert. Nebst authentischer Nachricht über die Verhaftung dieses merkwürdigen Mannes und den Gang seines Criminalprocesses." (Köln, Peter Hammer.)

Wunderlicherweise spricht darin Voß aus, daß ihn eigentlich die ärztliche Untersuchung der geistigen Gesundheit Bülow's zu seiner Schrift über ihn und die unbekanntern verworrenen Umstände seines Lebens bewogen habe. Jedenfalls sind wir ihm Dank für diese unsere Hauptquelle von Nachrichten über Bülow's Leben schuldig. Auch Karl von Woltmann sagt in seinem Lebensabrisse Bülow's in der Galerie preußischer Charaktere (Germanien, 1808) manches Neue über ihn und bezeigt sich darin als einen warmen Verehrer seines hohen Werthes.

Julius von Voß schließt mit der Voraussetzung, daß Bülow wol auf Königs Gnade Festungsarrest und hernachmals seine Freiheit wieder erhalten werde!

Nach Woltmann soll Bülow noch in dem Hofe der Hausvogtei seinen Mitgefangenen ausführlich auseinandergesetzt haben: „wie und warum die Preußen in ihrer Stellung zwischen Saale und Elbe unfehlbar geschlagen werden müßten!"

Vernimmt man diese Thatsache und prägt sich das wundersame Bild recht tief in die Seele ein, wie eben der Mann, der noch jeden Augenblick der Retter des Vaterlandes hätte werden können, als crimineller Staatsverbrecher im Hofe der Hausvogtei der Hauptstadt steht, umgeben von seinen mit gespanntester Aufmerksamkeit auf ihn lauschenden Mitgefangenen, und ihnen die verhängnißvollen

überzeugenden Wahrheiten vorträgt, welche man am Throne zu hören verschmähte, so ist man wol gerechtfertigt, wenn man sich davon auf das tiefste erschüttert fühlt! — — —

In Bezug auf Bülow's Proceß erwäge man nun, eine solche Persönlichkeit, vor einem damaligen Richter genöthigt, alle Ausgelassenheiten seiner wildgenialen Feder zu rechtfertigen, wie er einzig und allein durch seine Unfähigkeit, vorsichtig und vernünftig zu sprechen, seine Sache von einem Augenblicke zum andern verschlimmert und doch so gar keines andern Verbrechens als dessen angeklagt ist, vulgo gesprochen, in genialer Art politisch geschimpft zu haben: wo bleibt danach die Gerechtigkeit des civilisirten Staates?

Wenige Wochen, nachdem ihn Bülow vorausgesagt hatte, erfolgte der schmähliche Ausgang der Schlachten von Jena und Auerstädt, der seinem Schicksale unvermuthet dadurch eine andere Wendung gab, daß man ihn, als sich die Franzosen Berlin näherten, rasch nach Kolberg zu schaffen beschloß.

Noch im Augenblicke der Abreise soll Bülow mit sardonischem Lächeln gesagt haben: „So geht es, wenn man die Generale ins Gefängniß sperrt und Dummköpfe an die Spitze der Armeen stellt!“

Als Bülow durch Stettin reiste, bewarf ihn der Pöbel mit Koth, weil er ihn für den bei der Königin in Ungnade gefallenen Cabinetsrath Lombard hielt, mit welchem er in der Gestalt einige Aehnlichkeit hatte. Ueber Bülow's Aufenthalt in Kolberg berichtet Berenhorst's Brief an General Rühle; ungefähr das Nämliche sagt von ihm auch der tüchtige Nettelbeck in seinen Denkwürdigkeiten.

Aus Kolberg schrieb Bülow triumphirend an seine berliner Freunde: „Bin ich nun nicht ein Prophet? Und dafür hat man mich wie einen Ezechiel behandelt!“

Ein merkwürdiger Brief Dietrich's an seinen Bruder Bülow-Dennewitz hat sich noch aus dieser Zeit unter den Familienpapieren des Letztern erhalten und wir theilen ihn hiernächst in getreuer Abschrift mit.

Kolberg, 15. Sept. 1807.

„Außerordentliche Lagen erfodern außerordentliche Mittel und große Gefahren große Maßregeln. Da jetzt der General Rüchel als Kriegsminister an der Spitze der Angelegenheiten steht, der ein Mann von Energie ist, so glaube ich, werde ich durch meinen Vorschlag Aufmerksamkeit erregen, der nur einem Manne von Energie gefallen kann, und ihn vielleicht wie ein Blitzstrahl über die Größe des Entwurfs in Entzücken setzt. Aber wenn nur ich ihn erfinden konnte, so kann nur ich ihn vollständig ausführen, denn er ist folgender:"

„Es ist von nichts Geringerm die Rede als davon, die Gestalt Europens durch einen Marsch zu verändern; vielleicht, wenn die Sache in ihrer Ausdehnung glückt, in der neuern Geschichte die wichtigste Epoche zu begründen."

„Ein Marsch nach Berlin! — Berlin ist der Punkt, wo die Operationslinie des Feindes mit dem wichtigsten Erfolge zu durchschneiden ist. Wer thut Das? — Ich! — Womit? — Mit zweitausend Mann, die ich organisire. — Der Name? — Das blaue Regiment. — Kleidung? — Alles blau, wie bei Matrosen, weit und kurz. — Patent als Stabsoffizier, Obermajor oder sonst Etwas, gilt mir gleich. Ich nehme keinen Stabsoffizier mit. Der Offizier gekleidet wie der Soldat. Die Feldbinde unter dem Spenser. Zweitausend Mann muß ich haben, um dort im Lande Credit zu erhalten; nicht Geldcredit, sondern kriegerischen."

„Diese Operation ist eines Sertorius würdig, sie begeistert mich, beschränkt sich nicht allein auf das Anklopfen hinten, um vorn Luft zu machen; nicht Kriegskassen im Rücken des Feindes wegzunehmen, so wie Bülow Merburg in 1760 (?), nicht, Magazine zu zerstören."

„Hier müssen außerordentliche Mittel versucht werden. Alles in den Waffen. Sensencolonnen der Bauern, Förster, Jäger u. s. w. Magdeburg lasse ich einschließen, vielleicht escaladiren. Alles bis zum Rhein in den Waffen."

Meine Retraite, im Fall ich gedrängt werde, nach Hessen und Westfalen.

„Was kann man dann verlieren? Mich und zweitausend Mann! Was gewinnen? Alles! Mit einem Worte: Alles, was einer Nation nur je heilig war."

„Offiziere kann man mir schicken, aber keinen als Macher. Da man mich als enfant perdu hinschickt, so muß ich die Oberleitung haben. Keinen vom Generalstabe, der immer rechnet und nach der Etikette Krieg führt. Ich muß die Auswahl der Offiziere zur Expedition haben. Auf dem Fuße der ehemaligen Freibataillons; aber die Offiziere außer mir, ich nicht, bleiben in der Armee."

„Keine Löhnung, außer bei der Organisation; aber dafür wird gelebt ohne Bezahlung und auf die Beute, sowie die Kassen, die man wenigstens im Anfange wegnimmt, werden getheilt. Nur die Aussicht auf Prisen macht die englische Marine so furchtbar. Ich, der Anführer, bekomme nichts, als was ich in der Gegenwart brauche, von der Beute."

„Der Weg nach Berlin ist offen, ich vermeide die großen Straßen. Ich verändere alle Augenblicke die Direction. Ich sertorisire mit einem Wort. Ich mache falsche Routen. Ich bin immer in Bewegung. Ich überfalle selbst Berlin, ich vervielfältige mich, indem ich an mehren Orten und in mehren Richtungen Detachements erscheinen lasse. Ich lasse das Gerücht mich vergrößern. Angreifen lasse ich mich nie, sondern marschire stets ab und zu und werfe mich entweder in Wälder oder doch in coupirtes Land. Ich vermeide durchaus, ehe ich Berlin erreiche, jedes Gefecht. Ich mache wenigstens sieben Meilen jede vierundzwanzig Stunden. Zwieback nehme ich mit, den ich hier backen lasse. Wenn ich im Walde still liege, lasse ich Lebensmittel zusammentreiben."

„Sobald ich Berlin habe, verändert sich meine Taktik, da sich meine Macht vergrößert. Das Erste ist die Abschickung von Proclamationen und Offizieren nach allen Seiten, um Insurrectionen zu organisiren."

„Ich posaune meine Macht für weit größer aus, als sie ist. Die Depots der Feinde werden entwaffnet, gefangen. Der bloße Name: Berlin ist weg! elektrisirt Alles und ist entscheidend. Vor

Magdeburg darf man sich nur zeigen, weil nur Isenburger darin sind. In vier Tagen muß ich von hier in Berlin sein."

„Ich marschire über Schiefel beim Arenswalde u. s. w. Vom Plane erfährt Niemand etwas, ausgenommen, daß ich ein Freicorps mache, wo Alles getheilt wird. Ich will Offiziere genug bekommen. In der Mitte des März muß schon Alles in Bewegung sein, oder vielmehr schon vollendet, denn hier ist nicht zu zaudern."

„So ist der Plan einer der schönsten und kühnsten, der je gemacht ward. Wollen die berliner Memmen nicht mit, so werf' ich mich nach Hessen hinein und mache eine deutsche Vendée. Auf jeden Fall ist nichts verloren, das nicht schon jetzt verloren wäre und das Aufsehen in Europa schon groß."

„Bei dem Gange nach Hessen thut der Harz gute Dienste. Meine Proclamationen sollen Alles machen. Aber Berlin ist das noyeau. Kann man die Besatzung dort überfallen und überwältigen, so ist Alles gewonnen. Man hat heutiges Tages keinen Begriff von Ueberfällen, aus der Entfernung von funfzig, achtzig bis hundert Meilen veranstaltet."

„Man muß aber zu marschiren wissen und eine große Zahl Spione haben, auch muß das Volk nicht abgeneigt sein."

„Ich etablire auf diese Art einen status belli für mich, denn an eine Communication ist nicht mehr zu denken. Allein diese Diversion im Rücken wird doch wol vorn eine merkliche Aenderung bewirken. Man holte Rodney aus dem Kerker! Mir genügt der Ruhm der Unternehmung, die Vortheile mögen Andere ernten."

„Wenn selbst die Franzosen dies auffangen, so mache ich mir nichts daraus. Es ist mir erlaubt, so lange ich in den Händen meines Gouvernements bin, demselben Vorschläge zu seiner Rettung zu thun. Wer mir ein Interesse gibt, ihm gut zu dienen, dem leiste ich gute Dienste und bleibe ihm treu. Ich habe mich hinlänglich in der Literatur ausgezeichnet, um meine Dienste, wenn ich sie anbiete, bei einem klugen Gouvernement als Gunst betrachten zu lassen. Es ist also wahrlich nichts

Lächerliches dabei. Ueberdem ist es mir erlaubt, aus einer unangenehmen Lage mich herauszuwünschen. Ich bitte, selbst diesen Brief Sr. Excellenz dem General von Rüchel einhändigen zu lassen. Nur müssen ihn die Adjutanten nicht sehen. Das Einhändigen kann durch deine Frau Gemahlin geschehen. Oder ist der Lieutenant Ernsthausen dort, welcher bei dem auswärtigen Departement stand, so wird er es besorgen, denn er ist mein Freund. Ich weiß durch den Buchhändler Bran (oder Beer), daß der Herr von Rüchel meine Schriften gern gelesen hat. Der Buchhändler sagte mir, der Herr General habe ihn wissen lassen, er, der Buchhändler, möchte doch bei dem Censor den Versuch machen, daß diese oder jene Stelle nicht gestrichen werde."

„Wenn dieser große Plan, dessen Versuch schon vielleicht die Angelegenheiten umwandelte, genehmigt würde, so müßte Niemand als der Herr General von Rüchel etwas davon wissen. Der Commandant hier darf nur die Ordre bekommen, daß ich abmarschiren werde, und daß er mich machen lasse."

„Hierauf verschwinde ich und man erfährt gewiß meine Existenz nur durch die großen Detachirungen der Feinde rückwärts, worauf dann bald ein Rückzug folgt."

„Die Hauptsache mache ich durch Proclamationen und mündliche Reden, und ich behaupte, daß dies Keiner, den man hinschickte, so gut versehen würde."

„Man ist mit der Rede, die ich dem Gustav Adolf im vierten Bande der Annalen des Kriegs in den Mund lege, ziemlich zufrieden gewesen."

„Mehr bedarf es nicht, denn wer auf einem Blatte keinen Operationsplan entwerfen kann, muß keinen machen. Bei der Ausführung wird das Uebrige sich finden. Alles muß im Kriege der Gegenwart des Geistes überlassen bleiben."

„Dies ist das letzte mal, daß ich meine Dienste anbiete. Das erste mal 1799 im diplomatischen Fache. Wenn sie nicht angenommen werden, so bitte ich, es doch dahin zu bringen, daß ich von hier zu Schiffe nach Kopenhagen gehen darf, denn ich darf mich nur in den dänischen Staaten hinsetzen und Annalen des

Kriegs fortsetzen, um 3000 Thaler zu verdienen. Wenn man mich frei läßt, so versteht es sich, daß ich nicht unvortheilhaft schreibe. Führt man den Krieg unglücklich, so falle ich ja doch in die Hände der Feinde."

„Die zweite Klugheit nächst derjenigen meines Plans wäre immer, mich nach Kopenhagen gehen zu lassen."

„Ich bitte in Rücksicht meiner Freilassung sich ebenfalls an den General von Rüchel zu wenden."

Nicht gar lange darauf sollte ein ähnlicher gutgemeinter patriotischer Plan in Preußen zur Ausführung kommen und untergehen. Wir wissen nicht, ob Bülow damit besser gefahren wäre, oder ob nicht vielmehr auch er nur allein die Zahl der verunglückten militärischen Abenteurer jener Zeit vermehrt hätte. Immerhin liegt uns kein Maßstab vor, seine wirklichen kriegerischen Fähigkeiten daran abzumessen, wenngleich es mehr als wahrscheinlich bleibt, daß auch dieses, gleichwie alle dergleichen Unternehmen schon allein an Napoleon's Glücksstern von vorn herein gescheitert sein würde.

Bülow war jetzt versucht, den Feldzug von 1806 zu schreiben. Jedoch wagte kein Buchhändler, den Verlag eines so gefährlichen Buchs zu übernehmen. Das Letzte, was er in Kolberg geschrieben hat und was einer seiner Freunde nach seinem Tode zum Druck beförderte, war seine Flugschrift: „Nunc permissum est. Coup d'oeil sur la doctrine de la nouvelle église chrétienne, ou le Swedenborgianisme. Ouvrage posthume de Henri de Bülow." (Philadelphia 1809.)

Bülow hat diese französische Handschrift vom 4. Juni 1807 aus dem Gefängnisse zu Kolberg datirt und rechtfertigt die Grille, sie in der fremden Sprache mangelhaft abzufassen, damit, daß die Swedenborg'sche Lehre in Frankreich die meisten Anhänger habe.

Also fesselte die nämliche geschichtliche Erscheinung, die in seiner Jugend seine erste Geisteskraft erweckt hatte, seine letzte geistige Thätigkeit. Er arbeitete diese Schrift nach englischen Uebersetzungen

Swedenborg's aus und weissagt darin, daß das von Swedenborg angezündete hohe Licht im Jahre 1817 oder 1818 alle andern kirchlichen Formen umstoßen und die neue bessere Lehre fest begründen werde.

Noch rechnete Bülow im Stillen darauf, durch die Franzosen bald aus seiner Gefangenschaft befreit zu werden. Allein in dem Augenblicke, als sie Kolberg zu belagern begannen, schaffte man ihn nach Königsberg weiter. Daß seine gehegte Erwartung nicht unbegründet gewesen war, bewies Napoleon's erste Ankunft in Berlin.

Napoleon war nämlich nach der Schlacht von Jena kaum in Potsdam angelangt, so sandte er schon den Minister Bignon nach Spandau, das den Franzosen soeben übergeben worden war, mit der Anfrage, ob nicht allda politische Gefangene und insbesondere Bülow in Verwahrsam gehalten werden, dessen unglückliches Geschick in Folge des „Feldzugs von 1805" ihm bekannt geworden. Die Sorgfalt der Regierung hatte jedoch den unglücklichen Bülow bereits vor der Gefahr errettet, dem Feinde des Vaterlands in die Hände zu fallen.

Diese Nachricht befindet sich in dem Werke Herrn von Bassewitz' über die Schicksale der Kurmark Brandenburg in den Jahren 1806—8, und zwar nach einem darin aufgenommenen Tagebuche des königlichen Kammerdieners Tamanti.

Ueber Bülow's weiteres Schicksal, sagt Woltmann, geht das Gerücht, er habe in Königsberg Mittel gefunden, sich in Freiheit zu setzen und nach Kurland zu entkommen. Daselbst sei er aber den Kosacken in die Hände gefallen, die ihn unter grausamen Mishandlungen nach Riga geschleppt haben, wo er bald darauf (im Juli 1807 am Nervenfieber) im Gefängnisse gestorben sei.

Daß dem aber nicht genau so ist, dafür spricht das Zeugniß von Bülow's eigenem Bruder, Bülow-Dennewitz, der nach dem Kriege die hohe Stellung eines Gouverneurs von Ost- und Westpreußen, in welcher er über Dietrich's Ende genugsam unterrichtet sein konnte, bekleidete.

Bülow-Dennewitz erzählte bis zu seinem Tod im Jahre 1816 wiederholt im Kreise der Seinen: „Die letzten Nachrichten über Dietrich seien ihm aus Riga zugekommen, wo er spurlos verschwunden. Die damalige preußische Regierung habe ihn der russischen auf ihr Verlangen ausgeliefert und er sei an den grausamen Mishandlungen der Kosacken, die ihn nach Riga geschleppt, wol schon unterwegs gestorben."

Noch bis auf den heutigen Tag ist aber nicht das Mindeste geschehen, was die unverdiente amtliche Mishandlung und Nichtbeachtung eines so großen Vaterlandsfreundes und Charakters gesühnt und seinem Namen die wohlverdiente Ehre gerettet hätte.

Wir schließen seine Lebensbeschreibung mit den Worten, welche Wolfgang Menzel in seinem Werke „Die deutsche Literatur" über Dietrich Bülow sagt:

„Ihm (Berenhorst) folgte wenige Jahre darauf der geniale Heinrich von Bülow, der mit seinem Adlerauge das Feld so gut überschaute wie Napoleon, aber nur reden, nichts thun konnte und für seine Reden nur den Märtyrertod fand. Noch ist dem großen Bülow, dem Kepler der Kriegswissenschaft, der ihre ewigen Gesetze zuerst klar aussprach, noch ist dem patriotischen Bülow, der in der Zeit der ärgsten Schmach und Noth das einzig wirksamste Heilmittel und alle die Lehren gab, die man endlich erst lange nach seinem Tode befolgte; noch ist dem von der Dummheit ruchlos geschändeten und gemordeten Bülow kein Ehrendenkmal auf deutschem Grund und Boden gesetzt. Aber er wird es finden, die Folgezeit wird dankbarer sein und die Wenigen ehren, die in der Zeit der Schande Ehre verdienten."

„Bülow zeigte, wie Napoleon steigen und wie man ihm die Kunst ablernen, wie man ihn durch dieselbe Kunst besiegen müsse. Er zeigte dies zugleich praktisch und erfahrungsmäßig durch seine Kritik der wirklichen Feldzüge und zugleich theoretisch durch sein mathematisch klares und unwiderlegliches System der Strategie und Taktik. Hierin bewies er, daß einem Volke, wenn es nur wollte, die Mittel zur Vertheidigung nie fehlen könnten. Er stellte ein untrügliches Vertheidigungssystem auf, genau dasselbe, durch

welches 1813 Napoleon wirklich bezwungen wurde, die Lehre von der centrifugalen Defension und Flankenstellung. Aber man hörte ihn vor der Schlacht von Jena nicht an. Man lachte über den armen Lieutenant, der grauen Feldherren Lehren geben wollte. Man sperrte ihn, da die Gefahr näher kam und seine Rathschläge dringender wurden, als Raisonneur ein. Die verwirrten Schriften des Herrn von Massenbach über den «Feldzug von 1806» sind das beste Zeugniß für Bülow. Da dieser die Nachricht von der großen Niederlage bei Jena erhielt, die er vorausgesagt hatte, rief er aus: «So geht es, wenn man die Feldherren in den Kerker wirft und Dummköpfe an die Spitzen der Armeen stellt!» Solche Aeußerungen erbitterten die Dummköpfe nur noch mehr und der arme Bülow mußte es schwer büßen. Alles, die wichtigsten Papiere, die kostbarsten Armeebedürfnisse und Heiligthümer, wie den Degen Friedrich's des Großen, ließ man in Berlin zurück, nur den unglücklichen Bülow vergaß man nicht, sondern schleppte ihn gefangen auf der großen Flucht noch weiter mit fort nach Rußland und sagte dem Pöbel, daß er ein Franzosenfreund sei, und so wurde Bülow mit Koth geworfen, später von Kosacken geplündert und ausgezogen und starb im höchsten Elend. Ich kenne kaum ein schändenderes Brandmal der deutschen Geschichte. Der Undank gegen große Männer kann wol nicht weiter getrieben werden."

„Doch wenn nicht dem Namen, so ist der That nach Bülow bald gerechtfertigt worden. Der edle Scharnhorst adoptirte seine Ideen. Das Junker-, Werb- und Stocksystem hörte auf und eine Nationalbewaffnung wurde vorbereitet, um nach den strategischen und taktischen Grundsätzen des großen Bülow die Schmach von Jena siebenfach zu rächen."

Digitized by Google

2.

Aus Dietrich Bülow's vermischten Schriften.

Von

Eduard Bülow.

Digitized by Google

I.

Der Freistaat von Nordamerika.

1797.

Die ungereimte Existenz eines Wesens ohne Gestalt eine Ewigkeit hindurch, und auf der andern Seite die Unfähigkeit sinnlicher Menschen, ein Dasein in einem andern als dem materiellen Leibe, den wir in dieser Welt haben, zu begreifen, hat unter den Christen die ungeheure Lehre, über welche wir nie genug erröthen können, und von der in der Heiligen Schrift kein Wort steht, einer Auferstehung und Wiedervereinigung dieses zerstäubten Körpers mit der Seele, die bis dahin war, man weiß nicht wo? und fortdauerte, man weiß nicht wie? an einem jüngsten Tage, den wir erwarten, und wahrscheinlich ebenso vergeblich, wie die Juden ihren Messias, veranlaßt.

Eine Hypothese, vermöge welcher man sich die Seele als einen den Körper erfüllenden, in vollkommener menschlicher Gestalt daseienden Geist denkt, welcher innere Mensch in dem äußern oder dem Körper wie die Ursache in der Wirkung wohnt, dürfte sich vielleicht mit einer höhern Aussicht auf Erfolg als jener othodoxe Glaube schmeicheln.

Die Wiedergeburt, dieser Kampf zwischen Wahrheit und Irrthum, zwischen Tugend und Laster, zwischen Vernunft und

Sinnlichkeit, zwischen dem innern und äußern Menschen, ist die Versuchung des Christenthums. Erliegt man, so wird man ein Sklave des Lasters oder der Begierden; ist man siegreich, so erlangt man die Herrschaft über das angeerbte Böse, auch über das aus dieser angeerbten Tendenz der Seele hinzugekommene active Böse, so wird man Herr seiner selbst, und erlangt hierdurch erst die moralische Freiheit. Freilich geschieht dieser innere Streit gegen das Böse nicht mit eigenen Waffen. Das Gute, welches durch die Wahrheit den Irrthum und das Böse bekämpft, fließt aus der Quelle alles Wahren und Guten, aus der moralischen Sonne, oder der Gottheit, gleich dem Lichte und der Wärme der Weltsonne in aufnehmende Gestalten; und der Mensch ist eine solche empfangende Form.

Beim Ausbruche des amerikanischen Unabhängigkeitskriegs im Jahre 1776 war es ziemlich leicht, eine nicht unbeträchtliche Anzahl bewaffneter Menschen zusammenzubringen. Sie glaubten, man würde die Engländer leicht aus dem Lande, das heißt von Boston vertreiben können, und damit würde dann die ganze Sache geendigt sein. Diese Engländer aber, welche Taxen foderten, müsse man vertreiben, war die herrschende Meinung. Auch betrug sich die neuengländische Miliz vor Boston mit vieler Tapferkeit. Allein diese vorübergehende Energie war geschwind verraucht, denn als die schlimme Jahreszeit nahte, wollte Niemand mehr dienen und General Washington befand sich in der beispiellosen Verlegenheit, zwei Schritte vom Feinde eine neue Armee anzuwerben. Mit unsäglicher Mühe konnte er es kaum dahin bringen, daß sich die seinige nicht ganz und gar verlief.

Die Engländer waren so gefällig, dies Alles vor ihren Augen geschehen zu lassen, ohne anzugreifen, obgleich sie die militärischen Kräfte der Amerikaner durch einen Anfall gänzlich hätten vernichten können. Sie waren sogar so gefällig, Boston zu verlassen, welches die militärischen Einsichten dieser Nation in gar kein vortheilhaftes Licht stellt. An Pulver, an Waffen und allen

Nothwendigkeiten des Kriegs fehlte es den Amerikanern ganz. Im Anfange des Kriegs wäre dies noch einigermaßen zu verzeihen; allein es fehlte an all den Gegenständen und an Magazinen auch noch im folgenden Jahre, welches der Regierung und dem Volke, das die Freiheit ohne einige Aufopferungen erringen wollte, allerdings zur geringen Ehre gereicht.

In diesem folgenden Jahre ließ sich wiederum eine ziemlich beträchtliche Zahl Miliz durch Versprechung eines hohen Lohnes bewegen, sich auf kurze Zeit dem Dienste des bedrohten Vaterlandes zu widmen; sie gingen aber geschwind wieder nach Hause, als sie bei Neuyork allenthalben geschlagen wurden und als es anfing kalt zu werden. Sie kamen ohne Gewehr, obgleich sie zu Hause Flinten hatten. Die Hälfte der angeworbenen Truppen war unbewaffnet; allein diesen Milizmännern mußte man doch Gewehre geben. Es fehlte an Pulver; man mußte der Miliz doch welches reichen lassen. Wenn nun die Dienstzeit dieser Patrioten verflossen war, gingen sie mit diesem Pulver und diesen Gewehren, welche dem damals so sehr bedrängten Staate gehörten, nach Hause, um damit Eichhörnchen zu schießen. So handelten die Freiheitssoldaten Nordamerikas! —

General Washington glaubte, blos mit einer Landmacht Neuyork gegen eine See- und Landmacht vertheidigen zu können, welches von einem kenntnißreichen Feldherrn freilich kaum glaublich ist. Er wäre mit all seiner Miliz unfehlbar in Neuyork gefangen worden, hätte sich der englische General des Postens von Kingsbridge mit mehr Activität bemächtigt. — —

Auf dem Rückzuge von Neuyork bis über den Delaware lief fast die ganze amerikanische Armee bis auf etwa dreitausend Mann auseinander. Diese dreitausend Mann verdienten gleich den dreihundert Spartanern Ehrensäulen, während das schimpfliche Verlassen der Fahnen, zu den Zeiten der höchsten Gefahr, das amerikanische Volk mit Schande brandmarkt. Der Ueberfall von Trenton war für Amerika, was Thermopylä für Griechenland war. Dieser Ueberfall ist eine der gelehrtesten und kühnsten kriegerischen Bewegungen unsers Jahrhunderts. Er wird aber

noch durch die Unternehmung auf Princetown übertroffen und beide Begebenheiten sind hinreichend, einen Feldherrn in den Tempel der Unsterblichkeit zu erheben, sonderlich wenn er so wie hier für das Wohl seines Vaterlandes streitet. General Washington gesteht selbst, der Krieg wäre geendigt gewesen, wenn er nur sechshundert streitbare Truppen gehabt hätte, um damit nach Brunswick zu marschiren, wo das Magazin und die Kriegskasse der englischen Armee sich ohne Bedeckung befanden. Seine Leute wären zu abgemattet gewesen; und dann, sagt er in seinem Briefe, seinen übertrieben vorsichtigen Charakter bezeichnend, der stets Bedenklichkeiten findet, war der Erfolg ungewiß.

Welche Kälte des Charakters gehört dazu, einer so starken Versuchung zu widerstehen, mit ein paar tausend Mann eine Armee von beinahe Dreißigtausend durch einen Marsch von wenigen Meilen und einen Streich, der nicht fehlschlagen konnte, aufzureiben!

Die Vernichtung der englischen Armee war unvermeidlich; denn sie wäre, aller Nothwendigkeiten beraubt, in dem unfruchtbarsten Theile Neuyorks an die See geklemmt worden und mußte entweder das Gewehr strecken oder sich einschiffen. — —

Die Vortheile von Trenton und Princetown mit ihren Folgen brachten die Angelegenheiten der Amerikaner dennoch in keine glücklichere Lage; im Gegentheile war die Gefahr größer als je.

Wie man aus den erwähnten officiellen Briefen ersieht, stand General Washington den Winter von 1777 hindurch mit ungefähr sieben- bis achthundert schlecht bewaffneten, schlecht genährten und halbnackten Menschen der ganzen britischen Kriegsmacht gegenüber, ohne daß diese etwas unternahm.

Hier ist nicht die Rede von kriegerischen Talenten, denn bei einer so großen Ungleichheit der Mittel hört alle Kunst auf. Nein! es ist ein Wunder, eine unmittelbare Einwirkung der Vorsehung, welche diese für die übrige Welt und sonderlich für Europa so heilsame Revolution herbeiführte. Wie kann man es sonst erklären, daß die Engländer nichts unternahmen? Sie brauchten nur vorzurücken, so war der Krieg geendigt. Man

meint, die Begebenheit mit dem Heere Sanherib's wiederholt zu sehen. General Washington schickte Offiziere aus, um Rekruten anzuwerben. Diese gingen zu ihren Verwandten, zechten eine Weile von dem Solde, und wenn die Zeit der Rückkehr nach der Armee nahte, legten sie ihre Stellen nieder, ohne auch nur Einen Soldaten angeworben zu haben. Welcher Mangel nicht nur an Patriotismus, sondern auch welch eine Abwesenheit alles Dessen, was man menschliche Empfindung nennt!

Sehr oft erkauften Diejenigen, welche bei der Miliz in Friedenszeiten Capitäns, Obersten ꝛc. waren, Andere, ihre Stellen einzunehmen, sobald es zu Felde ging. Die erkauften Obersten und Capitäns liefen aber gewöhnlich auf dem Marsche zur Armee davon. Hierbei bekam diese Nationalmiliz einen dreifach höhern Sold als die geworbenen Soldaten.

Alles Dies zusammen genommen, macht wirklich eine sonderbare Ordnung der Dinge aus. „Selbst von den geworbenen Truppen", schreibt General Washington, „verließen Offiziere häufig ohne Urlaub das Lager, gingen nach ihrer Heimat oder anderswohin, ließen sich an dem Orte ihres Aufenthalts mit vielem Phlegma ihren Sold auszahlen und vegetirten in ihrer gewöhnlichen Animalität immer fort, ohne an eine Rückkehr zu den Fahnen zu denken und ohne im geringsten bestraft zu werden. Jedoch macht die neuenglische Miliz, welche den General Burgoyne bekämpfte, hiervon eine ehrenvolle Ausnahme. Sie lief zwar im Anfange des Feldzugs immer vor den englischen und deutschen Truppen; sie verließ Forts, verschanzte Positionen und ließ Magazine im Stich. Allein sowie die Gefahr wuchs, griff Alles zu den Waffen. Sie bekämpfte den Feind mit vieler Tapferkeit und zwang endlich ein Heer europäischer Krieger, die Waffen zu strecken." Freilich ist dieser glänzende Feldzug der Activität, Tapferkeit und Geschicklichkeit des Generals Arnold großentheils zuzuschreiben und der nachher in Polen berühmt gewordene Kosciuszko soll als Ingenieuroffizier vielen Theil an Entwurf und Ausführung der Operationen gehabt haben.

Diese Gefangennehmung des Generals Burgoyne hat Amerika

unabhängig gemacht; denn Frankreich, ohne dessen Beistand die Unabhängigkeit wahrscheinlich doch nicht erfolgt wäre, wenn man die Kraftlosigkeit betrachtet, in welche die Amerikaner in den letzten Jahren des Kriegs verfielen, würde sich ohne diese Begebenheit schwerlich zum Vortheile Amerikas erklärt haben. Religionsenthusiasmus hat wol auch dazu beigetragen, diese Miliz aus den nördlichen Theilen Neuenglands tapferer zu machen als die andern Amerikaner, denn man hat sie bei Gefechten häufig Psalmen singen hören. Dies bestätigt, was ich oben gesagt habe, daß unter den Amerikanern die Neuengländer die meiste Energie gezeigt haben. Daß ich aber mit Recht hinzusetzte, sie haben viel von der Energie ihrer Stammväter verloren, davon zeugen Washington's Briefe, denn Alles, was ich von der amerikanischen Miliz gesagt, gilt auch von derjenigen der südlichen Theile Neuenglands. Burgoyne ist nur von den nördlichen Einwohnern dieses Landes überwunden worden. Jedoch fielen auch diese nach der Gefangennehmung der Engländer in ihre gewöhnliche Apathie zurück, um bis jetzt darin zu verbleiben. Man kann also nicht eigentlich behaupten, daß General Washington's militärische Operationen Amerika befreiten, wenn man die in Verbindung mit der französischen Armee davon ausnimmt; die der nördlichen Armee unter General Gates trug dazu das Meiste bei.

Indessen wäre die Sache der Amerikaner ohne Washington wahrscheinlich misglückt, wenn dieser scharfsinnige Mann nicht unablässig den Congreß geleitet hätte.

Dieser Congreß machte unaufhörlich die größten Fehler und Washington war dann genöthigt, den Senatoren in seinen Briefen den rechten Weg zu zeigen. Er that es allezeit mit vieler Vorsicht, da diese des Herrschens ungewohnten und unkundigen Gewalthaber dennoch das Herrschen liebten. Also vermied Washington sorgfältig jeden Anschein von Ascendant, wie die Menschenkenntniß dieses Feldherrn beweist. Er erscheint in seinen Briefen an den Congreß als ein größerer Feldherr als in seinen kriegerischen Operationen. Bei letztern hatte er mit erstaunlichen

Hindernissen und einer grenzenlosen Schwäche der Mittel zu kämpfen. Warum beunruhigte er z. B. nicht unaufhörlich das englische Lager? Warum floh er nicht in unübersteigliche Posten, wenn der Feind ihn angreifen wollte? Warum erschien er dann nicht plötzlich gleich einem Sertorius wieder auf den Flanken oder im Rücken der Feinde, um ihnen die Lebensmittel abzuschneiden und ihre Zufuhren aufzufangen? Warum gebrauchte er nicht seine ganze Macht mit Activität wie leichte Truppen?

Die Antwort auf alles Dies ist leicht ertheilt, wenn man gelesen hat, daß seine Soldaten, da sie keine Schuhe hatten und derselben doch gewohnt waren, wenn er viel marschirt hätte, Alle davongelaufen wären; daß die Regierung und das Volk, für welche sie fochten, es diesen unglücklichen Soldaten an der nothwendigsten Kleidung und an Lebensmitteln fehlen ließen; daß die Amerikaner, um eine so schöne Gelegenheit, sich zu bereichern, nicht vorbeistreichen zu lassen, ihnen starke Getränke und sogar Nothwendigkeiten zu ungeheuern Preisen verkauften; daß sie diesen für ihre Freiheit streitenden Kriegern in den kältesten Wintern ein Obdach in ihren Häusern versagten; daß die meisten derselben Europäer waren, denen also die Liebe des Vaterlandes nicht die Waffen in die Hand gegeben hatte; daß sie nur zu den Engländern überzugehen brauchten, um ihrem Elend ein Ende zu machen und eines weit bessern Schicksals zu genießen; und daß folglich General Washington seinen mit Mühseligkeiten belasteten Truppen so viel Beschwerlichkeiten als immer möglich ersparen mußte, um nur immer einen Haufen beisammen zu erhalten, der bei den Feinden das illusorische Gerücht einer Armee veranlassen konnte.

Man setze dann noch hinzu, daß aus Mangel eines militärischen Hospitals die Verwundeten einen gewissen Tod voraus sahen, und man wird begreifen, wie sehr Washington seine Soldaten zu schonen gezwungen war.

Die Unthätigkeit des Generals Washington war also in den Umständen gegründet und da, wo diese es zuließen, war er sogleich activ, wie die Begebenheiten von Trenton, Princetown

und Germantown es beweisen. Bei letzterm Gefecht muß des sonderbaren Umstandes erwähnt werden, daß die Amerikaner die Flucht ergriffen, als die Engländer anfingen zu weichen. Geschaffen hat er freilich keine neue ungeübten Truppen und dem Lande angemessene Art Krieg zu führen. Er blieb genau bei der neuern Methode; allein ich glaube, daß er es mit Leuten zu thun hatte und unter Umständen sich befand, wo sich nichts schaffen ließ. Sonderlich besaß er alle Eigenschaften, die Amerikaner zu beherrschen. Hundert Andere würden in seiner Lage, bei so vielen Schwierigkeiten, bei so vieler Unwissenheit im Congresse, die Geduld und den Muth verloren haben. Er verstand es meisterhaft, nicht die allgemeine Denkart des Volkes zu leiten, welches sich vielleicht nicht thun ließ, sondern sie zu entdecken und ihr zu folgen. Seine militärischen Kenntnisse entwickeln sich, wie gesagt, mehr in seinen Briefen an den Congreß, als in seinen Thaten, aus den angeführten Gründen. Sonderlich ist sein Raisonnement über die Eroberung von Canada, als der Congreß sie thörichterweise unternehmen wollte, ohne die Mittel dazu zu besitzen, vortrefflich und eines Meisters würdig.

Auf Verdienste ihm untergeordneter Offiziere, wie z. B. des Disciplinators, Generals Steuben, eines andern preußischen Offiziers, Baron Kalben, des Marquis Laffayette und Anderer ist er nie eifersüchtig gewesen. Die Amerikaner aber waren es stets gegen die Ausländer, die ihnen Dienste leisteten.

General Washington wagte es nicht, dem General Steuben ein Commando in der Armee zu geben, wegen des Neides und Misvergnügens, welche es unter den amerikanischen Anführern, die doch die Sache nicht verstanden, würde erregt haben. Beständig kabalirten sie und stritten über den Rang. Freilich war die Ungeschicklichkeit des Congresses Schuld daran, welche alle Augenblicke eine neue Armee anwerben ließ. — — —

Bei alle Dem, was ich soeben von dem Betragen der Amerikaner in ihrem Freiheitskriege gesagt habe, sollen mir die Officialbriefe des Generals Washington an den Congreß Das sein, was Luther'n die Bibel war, der, wenn man ihm Ein-

würfe gegen seine Lehre machte, sie aufschlug und rief: Da steht es! — —

Zu Anfang der Revolution schrieb Washington an seine Freunde: Unser Mangel an Tugend ist es einzig und allein, was mich an dem glücklichen Ausgange unsers Unternehmens verzweifeln läßt. — — —

Man hat der amerikanischen Revolution allgemein einen sehr großen Einfluß auf die französische zugeschrieben und zwar, wie mich dünkt, mit Recht. Heißt das aber, die französische Revolution ist einzig und allein eine Folge der amerikanischen Independenz, so bin ich nicht der Meinung. Ohne die amerikanische Unabhängigkeitsfehde würde die französische Revolution vielleicht nicht stattgefunden haben; allein ohne die Schriften Rousseau's, Montesquieu's und Voltaire's würde sie dessenungeachtet sich entweder nie ereignet haben, oder doch in ganz verschiedener Gestalt zum Vorschein gekommen sein.

Die französische und amerikanische Revolution weichen in ihrem Objecte ganz voneinander ab. Die amerikanische beabsichtigte keineswegs die Rechte des Menschen; erst nach der französischen Erklärung der Rechte des Menschen hat man auch in Amerika angefangen, davon zu sprechen. Man hat die Sklaverei in den südlichen Staaten und in den meisten nördlichen noch bis jetzt nicht aufgehoben. Das Recht, nur durch seine Repräsentanten taxirt zu werden, und eine ausgedehntere Handelsfreiheit beabsichtigte man in der amerikanischen Revolution; die Rechte des Menschen in der französischen, d. h. in der Theorie, obgleich in der Ausübung sie nicht geachtet worden sind.

Der lesende Theil des französischen Volks war durch Rousseau's „Contrat social", den man, als er erschien, widerlegen wollte, weil man ihn nicht verstand und welchen man endlich bewunderte, politisch weit mehr aufgeklärt als die Amerikaner und selbst die Engländer. Daher machte Payne in Amerika so großes Aufsehen, obgleich seine Pamphlets nichts enthalten, was

nicht schon in Rousseau's unsterblichen Werken weit schärfer bewiesen wäre. Allein Payne hat freilich das Talent, dem großen Haufen Wahrheiten in seinen unmethodischen Schriften zu versinnlichen. Wo er sich aber von Rousseau entfernt, verfällt er sogleich in Irrthümer.

Die amerikanische Revolution ist also keineswegs durch uneigennützige Beweggründe hervorgebracht worden; sie gab nur Gelegenheit, daß politische Wahrheiten, welche bisher das ausschließliche Eigenthum der Aufgeklärtesten waren, unter den Volksmassen in Umlauf gebracht wurden. Sie ist als der Anfang einer Progression ewig merkwürdig, welche dem Despotismus entgegenwirkt und dieses Ungeheuer endlich von der Erde vertilgen muß.

Dieser wohlthätigen Wirkungen halber, welche früh oder spät aus dieser in Amerika entsprungenen Quelle einer neuen Ordnung der Dinge fließen müssen, muß Jeder, der für das Wohl der Menschheit warm empfindet, mit Wohlgefallen auf jene wichtige Weltbegebenheit zurückblicken und für die künftige Glückseligkeit des amerikanischen Freistaats die heißesten Wünsche zum Himmel emporschicken.

Die französische Revolution ist zwar das Resultat verschiedener zusammen wirkender Ursachen; allein die amerikanische ist darunter eine der wichtigsten, und sie hat die Geburt der französischen beschleunigt.

Der Theil des französischen Heeres, welcher in Amerika für die Unabhängigkeit der Colonien focht, mußte nothwendig mit ganz neuen, mit dem Soldatenstande in Europa nicht harmonirenden Ideen zurückkehren und diese Freiheitsbegriffe dem übrigen französischen Heere mittheilen, und vielleicht ist eben hierin die Ursache des Abfalls der Linientruppen von dem sonst von ihnen vergötterten Könige zu suchen.

II.

Physisches Staatswohl.

1800.

Ich verstehe unter Staat nicht allein eine auf den gesellschaftlichen Vertrag zur gegenseitigen Vertheidigung gestiftete rechtmäßige Verbindung, von welcher vielleicht kein Beispiel vorhanden ist, so wenig wie die Regierung, welche sich fast allenthalben als Staat betrachtet: sondern die Regierung und die Regierten zusammengenommen, oder jeder Haufen Menschen, welcher einer politischen Macht unterworfen ist, und der Machthaber selbst, mit Einem Worte, Alle.

Die Maßregeln der Regierung sind alle Gesetze, die politischen, d. h. diejenigen ausgenommen, welche das Verhältniß der Regierer zu den Regierten, oder die Constitution festsetzen.

Was nach der Entdeckung von Amerika vorgenommen worden, ist genau von der Art, wie man es von einer grobsinnlichen Generation erwarten konnte. Es ist dem Geiste, welcher den Handel erzeugt, der Habsucht und der damit verwandten Herrschsucht völlig gemäß. Man ermordete sogleich zwölf Millionen Einwohner, weil man sich den Besitz des goldreichen Landes versichern wollte. Die Religion war nur der Vorwand dazu. Weil die Amerikaner zu schwächlich waren, um in den Minen nach Gold und Silber zu graben, ermunterte man durch Messer, Beile, Korallen, Branntwein ꝛc. den Menschendiebstahl in Afrika und schleppte die Afrikaner nach Amerika. Daß in Afrika auch Gold wäre, welches man durch Tauschhandel erlangen könnte, fiel diesen Leuten nicht ein. Sie sahen nur die Gold- und Silberbergwerke in Amerika und trachteten nur mit heißer Begierde, sich derselben

auf das geschwindeste und durch die abscheulichsten Unthaten zu bemächtigen. Als nachher Kaffee und Zucker in Europa verbraucht wurden, exportirte man die in Afrika geraubten Menschen, um in Amerika Kaffee, Zucker, Baumwolle rc. cultiviren zu lassen, welches Alles in dem weit fruchtbarern und wärmern Afrika in größerer Menge und von besserer Qualität producirt werden konnte, wobei noch der Vortheil der geringern Entfernung Afrikas, folglich des schnellern Umsatzes, diesem Welttheil in den Augen jedes Vernünftigen einen großen Vorzug vor Amerika geben mußte.

Das Problem, eine Ordnung der Dinge zu finden, in welcher Jeder physisch reich sei, nach Maßgabe Dessen, wie er zum physischen Reichthume des Staats beiträgt, ist nun gelöst. Es ist nöthig, hier dem Leser die dahin zweckenden Einrichtungen concentrirt vor Augen zu stellen, damit er sie mit einem Geistesblick übersehen, sie im Verstande ordnen und dann beurtheilen kann.

Waarenbanken oder Niederlagen, deren Administratoren beim Empfange Scheine ausstellen, welche die Waaren benennen, und einen parallelisirenden fingirten Maßstab zur Schätzung des gegenseitigen Werths derselben nach Thaler, Zehntheil, Hunderttheil auf eben diesen Empfangsscheinen angeben. Dieser Werth muß nach den laufenden Preisen bestimmt werden.

Hierdurch wird aller Reichthum auf Waarenreichthum zurückgebracht, wenn nämlich zu gleicher Zeit das Geld abgeschafft wird und die Metalle als Waaren betrachtet werden, die man nach dem Gewichte mißt und nach ihrem wahren Nutzen würdigt.

Da aber nicht alle Waaren gemeinnützig sind, folglich nicht das physische Staatswohl vermehren, so muß die Ausfuhr nothwendiger Erzeugnisse beschränkt werden, wenn sie den Mittelpreis übersteigen, und wenn zugleich aller persönliche Credit abgeschafft wird, so wird dadurch die zu große Einfuhr der Luxuswaaren, oder solcher, die nicht gemeinnützig sind, gehemmt; und wenn der Luxus, dessen Kriterion der Nichtgemeinnutzen ist, mit Abgaben

belastet wird, so wird dadurch verhindert, daß Diejenigen, welche mit Luxuswaaren handeln oder solche erzeugen, nicht reicher sind, als sie nach dem Grundsatz des gemeinen Besten zu sein verdienen; denn wie man gesehen, ist aller Reichthum auf Waarenreichthum in dieser Ordnung der Dinge reducirt. Folglich können nur gemeinnützige Waaren ihren Besitzer bereichern und vor Allem gemeinnützige Thiere, wenn die Scheidemünze, wie wir es vorgeschlagen, auf letztere gegründet ist. Wenn nun zu gleicher Zeit jede Art gemeinnütziger Arbeit völlig frei ist, frei von Zunftzwang, frei von Abgaben, es sei denn etwa die Ländereitaxe, im Fall Luxus- und Erbschaftstaxen nicht hinreichen sollten; wenn gemeinnützige Erzeugnisse im Innern frei circuliren, wenn Jeder zur physischen Thätigkeit gewissermaßen gezwungen ist, da, nach Abschaffung des Geldes, Zinsen in Waaren entrichtet werden, so ist klar, daß Jeder nur reich sein kann in dem Verhältnisse, daß er gemeinnützige Waaren besitzt; und da diese nur durch gemeinnützige Thätigkeit erworben werden und das physische Wohl vermehren, so ist ferner klar, daß ein Jeder nur reich sein könne im Verhältnisse, wie er das physische Wohl des Staats befördert.

III.

Der Feldzug von 1800.

1801.

Die Heere bilden einen Körper, von dem die Soldaten die Arme und Füße sind, wovon die Subsistenz als der Magen, der Feldherr aber als der Kopf zu betrachten ist. Wenn der Kopf insan oder idiotisch ist, so pflegt die Wirksamkeit des Körpers gar nicht zweckmäßig auszufallen. Allein das Haupt des Heeres

ist nur als die zweite Seele desselben zu betrachten. Die Entstehung, die Erhaltung der Armee, die allgemeine Anordnung der Hauptbewegungen derselben, die Bestellung eines geschickten Anführers hängen von der Regierung ab. Dergleichen Betrachtungen rechtfertigen den Ausspruch des J. J. Rousseau, daß die Ursachen der Niederlagen im Felde zu Hause gesucht werden müssen.

Bei Revolutionen kommen die Leute mehr an den ihrer Geisteskraft angemessenen Platz. In einer so allgemeinen Gährung sinkt die vorher in der ganzen Masse verbreitete Hefe, der Schaum wird ausgestoßen, das klare Getränk bekommt die Oberhand. Bei Revolutionen entwickeln sich die Talente, welche bei ruhigern Zeiten die Bureaukratie niederdrückte. Dies gibt den Franzosen ein solches Uebergewicht in diesem Kriege. Geschickte Männer heben die Macht des Staates, während sie ihn berühmt machen, und der sichere Vorbote des Falls einer Monarchie ist, wenn Talent und Tugend in der Dunkelheit vernachlässigt schmachten, während Unfähigkeit an der Spitze der Geschäfte steht.

Unsere Geschichtschreiber, welche weder Staatsmänner noch Kriegsmänner, sondern meistentheils Professoren sind, die nie Pulver gerochen haben, unsere Geschichtschreiber haben zur Undeutlichkeit der Begriffe in Rücksicht Desjenigen, was in den neuern Kriegen vorgenommen wird, das Ihrige beigetragen. Es scheint, als ob sie ihren Antheil der Kriegskunde von Zeitungsschreibern und Relationsmachern entlehnt haben. Nur Kriegskundige sollten die Geschichte eines Zeitalters schreiben, in welchem Kriege die Hauptfigur in dem traurigen Gemälde der Zeit machen. Die Geschichtschreiber der Alten waren Kriegsmänner, daher ihre Ueberlegenheit. Wer kann ein Gefecht beschreiben, wenn er nicht weiß, wie es dabei hergeht? Die Geschicht- und Relationsschreiber schildern den neuern Krieg weit ernsthafter als er

ist; und die Soldaten widersprechen Dem nicht, weil es die Idee ihrer Wichtigkeit und der Gefahr des neuern Krieges, folglich ihrer Tapferkeit, wie auch der Vortrefflichkeit ihrer Taktik unterhält.

Daher die Ausdrücke, welche ganz falsche Begriffe über den Gegenstand verbreiten, als angegriffen soll heißen angeschossen; mit dem Bayonnet erobert, soll heißen, das Bayonnet saß auf der Flinte, während geschossen und abermals geschossen ward, sowie die Stiefeletten an den Beinen; der Feind wurde geschlagen, durch Schießen wurde er gezwungen, davonzulaufen; der Feind ward geworfen, heißt eben dasselbe. Wo man mit dem Bayonnet Alles will ausgerichtet haben, ist auch größtentheils nicht ein Stich in den Leib eines Feindes mit dem Bayonnet gethan worden. Die Reiterei warf die feindliche. Die Reiterei wirft nie. Sie rennt gegen eine andere an und nie stoßen sie aneinander, die eine flieht, ehe die andere anstößt. Das Ueberflügeln pflegt gewöhnlich alle diese Wirkungen hervorzubringen. Wenn doch die neuern Kriegbeschreiber vom Homer lernen wollten, Schlachten zu beschreiben. Sie führen den Leser bis zum Treffen, und dann wird Alles mit allgemeinen Ausdrücken, die nicht allein dunkle, sondern auch falsche Vorstellungen geben, abgemacht. Wenn der Pulverkrieg ein Ende nehmen könnte, so würden künftige Generationen aus unsern Büchern nicht lernen können, wie es bei Gefechten hergegangen, und die Alterthumsforscher würden Dissertationen die Menge zu schreiben haben. Das Publicum weiß es selbst gegenwärtig nicht und die Soldaten überreden es sich endlich selbst, wenn sie diese Bücher lesen, es sei anders gewesen, als sie es gesehen haben, wozu sie denn ihr Zunftgeist (esprit de corps) und ihre Eigenliebe einladen.

Es ist oftmals wichtiger, daß im Kriege und im Frieden Personen an der Spitze der Geschäfte stehen, welche Glück haben (nicht glücklich sind, denn das ist was Anderes), als solche, die mit Genie begabt, oftmals um so weniger ihre Unternehmungen

mit Erfolg gekrönt sehen, jemehr sie über ihre Zeitgenossen emporragen. Diesen steht Alles entgegen, den Glückskindern fällt Alles zu. Diese sind genau mit dem Grade der Superiorität begabt, welcher den Erfolg sichert, ohne Neid zu erregen, weil sie in ihrer gewöhnlichen Handlungsweise so sind wie die Andern, und ihre Pläne nicht mit dem Grade von Excentricität gestempelt sind, welchen der große Haufe erhobene Uebertreibungen, unmöglich auszuführende, überspannte Ideen nennt, weil Alles, was seine Begriffe übersteigt, der Pöbel Träumerei nennt.

Jene tiefer denkenden, tiefer fühlenden Seelen sind schon wegen ihrer Heterogenität mit der sie umgebenden Menschheit verhaßt, wozu noch ein gewisser Grad von Verachtung, unbiegsamem Stolz und von Melancholie kommt, der immer wahrhaft erhabene Geister zu charakterisiren pflegt. Diese wollen Alles nach dem erhabenen Urbilde des Schönen modeln. Sie durchbrechen die Schranken oder werden bei Revolutionen unter ihrem Schutt begraben. Die Glücks- und Weltkinder dagegen sind recht gemacht, wegen ihrer Mittelmäßigkeit mittelmäßige Menschen zu leiten. Sie nehmen die Menschen und Dinge wie sie sind, sie wollen nicht sie leiten, sondern lassen sich durch sie leiten. Sie geben ihnen nach. Sie sind sehr fein, die allgemeine Meinung auszuspähen und ihr zu folgen, nicht sie zu meistern und ihr gleich einem Lykurgus eine andere Richtung zu geben. Von dieser Art war z. B. Washington. Dies ist eigentlich was man Politik nennt. Es ist der verfeinerte Machiavellismus unter der Larve der Sanftmuth. Dies ist Weltklugheit und Geschicklichkeit. Wer in der Welt unter der jetzigen Generation Glück hat, kann ein Mann von Talenten, von Geschicklichkeit sein, aber schwerlich ist er ein Mann von Genie.

Obgleich ich die Reden der Franzosen der Rhetorik der deutschen Offiziere vorziehe, welche gewöhnlich nicht in Worten, sondern in stummen Stockschlägen besteht, oder in kraftvollen Flüchen und Verwünschungen, worin die Menschen zu Hunden

herabgesetzt werden, und wobei man voraussetzt, daß sie gefühllose Automaten sind, so kann ich doch nicht sagen, daß sie mir sonderlich gefallen. Es ist etwas Theatralisches, Bombastisches darin, welches dieser komödien- und tragödienspielenden Nation stets eigen ist. Ihr ganzes Gefühl ist auf dem Theater, das heißt, theatralisch, oder äußerlich affectirt. Innerlich sind ihre Herzen kalt wie Eis, wenn keine egoistischen Leidenschaften sie entflammen. Ihre Helden sind Theaterhelden, wenn ich Bonaparte ausnehme, der kein Franzose ist. Der Ausdruck aller ihrer Gefühle und Empfindungen (Sentiment) ist zu geräuschvoll, um wahr zu sein. Was ihnen an Wärme des Herzens abgeht, die immerfort concentrirt ist, wollen sie durch Geräusch, Contorsion und Schwulst ersetzen. Daher bin ich nicht der Einzige, dem ihre Schauspieler immer unausstehlich gewesen sind. Mit den Schauspielerinnen ist es anders, weil das Geschlecht die Uebertreibung mildert. Unter vielen lächerlichen Schwachheiten der Deutschen, von ihrer abenteuerlichen politischen Urverfassung erzeugt, gehört auch ihre neuere Bewunderung dieses Volks, welches, weit mehr geistesschwach, als sie sind, weit weniger von der Natur mit Wohlthaten überhäuft ist. Wie erbärmlich klein ist die Zahl der großen Männer unter einer so zahlreichen Nation, während so vieler Jahrhunderte, unter so günstigen Umständen! England hat deren mehr hervorgebracht, obwol es nicht halb so viel Einwohner zählt. Die Intelligenz eines Volks kann nur aus seinem vernünftigen Nationalbetragen, aus der Zahl der großen Männer, die es, verglichen mit der Volkszahl hervorbrachte, determinirt werden. Die nordischen Nationen haben weit mehr innerliches Feuer wie die Franzosen, deren Lebhaftigkeit nur oberflächlich, äußerlich ist. Ich sage nordische Völker, denn es ist zu bekannt, daß die Franzosen Deutschland auch den Norden nennen, obwol es mit dem größten Theil von Frankreich unter einerlei Breite liegt.

Unter ihren Schriftstellern ist es leicht zu beweisen, daß sie sehr viel Ausschreiber, wenig Selbstdenker haben. Sie haben Lacher und keine Satiriker. Ihre Lacher machen die Tugend

lächerlich, die Satiriker nur das Laster. Wie sehr sind ihnen nicht die Engländer in der Satire überlegen!

Sie sind bei ihrem Lachen (nicht Satiren) immer auf unrechtem Wege, weil sie nicht über das Lächerliche lachen, welches sie im Grunde respectiren, sondern meist nur immer über ernsthafte Dinge, welches einen Mangel an Beurtheilung anzeigt.

Was soll man von einer Nation denken, die in ihren Trauerspielen sehr selten Empfindung, sondern eine Reihe kalter abgezirkelter, halbwahrer Denksprüche bewundert, worin im Grunde die ganze Moral dieses Volks besteht. Man halte die schönste Tragödie des Voltaire gegen eine andere von Shakspeare. Trotz der Unregelmäßigkeit der letztern wird man mehr durch sie gerührt als durch erstere. Man beraube diejenigen des Voltaire der schönen Versification, welches auch ein äußerlicher Vortheil ist; man beraube sie der auf die Kanzel gehörenden Sentenzen, und man wird sehen, wie nackt und kahl sie erscheinen werden. Ist dies nicht ein Beweis, daß vergoldete Schale ohne Kern sie ausgießt? So ist es aber mit Allem, was die Franzosen machen. Das Glänzende ist immer äußerlich, ohne daß innerer Werth darunter verborgen wäre.

Ihre besten Trauerspiele sind diejenigen des Corneille, weil sie am wenigsten französisch sind. Aber auch diese sind ursprünglich nicht französisch, weil der Verfasser sie aus dem Spanischen plagiirt hat. Nur blos die Versification und einiger Bombast ist des französischen Umschmelzers Eigenthum; erstere, weil ein Franzose nur immer das Aeußere zu zieren weiß, letztere, weil er Schwulst für Empfindung auskramt.

Den Schwulst legten sie nachher ab, als eine falsche Versteinerung des Luxus sie mehr Geschmack lehrte. Allein da man Empfindung nicht lernen kann, so verfielen sie wieder auf andere Abwege. Sie setzen an die Stelle des Schwulstes eine sententiöse epigrammatische Schreibart, und nun glauben sie, sie hätten in der entzündenden Sprache der Empfindung sogar die Griechen übertroffen. Ich gestehe jedoch, daß sie jene Griechen, in dem Verlauf so vieler Jahrhunderte, während welcher die französische

Monarchie diesen Erdball zierte, in zwei oder drei Monologen, von sechszehn Zeilen jeder, ungefähr beinahe erreicht haben. So ist z. B. in der Phädra des Racine Das, was sie zu dem Hippolite sagt, wirklich erschütternd. So sind einige Stellen in der Zaïre u. s. w. Aber das ist auch Alles.

In spätern Zeiten verfielen sie wieder in Bombast, den sie sonderlich seit ihrer Revolution auf das äußerste getrieben haben. Ihre Philosophen waren bisher gewohnt gewesen, die Ideen anderer Völker in ein gefälligeres Gewand zu kleiden, denn das Erfinden war nie ihre Sache. Sie waren Nachahmer, die dem Alten den Anstrich des Neuen zu geben verstanden. Sie plünderten andere Nationen und bereicherten sich mit ihrem Raube.

Allein die Grundsätze ihrer Revolution schöpften sie aus den Schriften eines Ausländers, der ein Mann von Genie war. Da er die Sprache der Empfindung schrieb, so fingen sie an, ärger als jemals zu declamiren, und wurden die ausschweifendsten Bombastianten. Sie wollten den Stil Desjenigen nachahmen, dessen Grundsätze sie glaubten in Ausübung zu bringen, machten es aber fast immer unrecht. Alle diese übeln Gewohnheiten sind indessen nur Folge ihrer vorigen Verfassung, unter welcher sie so lange geseufzt haben. Man muß glauben, daß die Revolution, falls sie nicht wiederum rückwärts geht, auch den Geschmack regeneriren werde, sowie die Franzosen schon gelernt haben, sich mit mehr Simplicität und Eleganz zu kleiden.

Es ist also auch nicht zum Verwundern, daß sie bombastisch mit ihren Soldaten reden. Ich finde nichts von der edeln Simplicität darin, welche die militärischen Reden der Alten charakterisirt. Unter allen diesen findet man die schönste im Josephus, und zwar in dem Munde eines Juden. Die Rede des Eleazer ist ungemein schön und die Ergießung eines durch das allgemeine Unglück gerührten Herzens.

Hierbei muß ich bemerken, daß die Fröhlichkeit der Franzosen im Kriege einem Menschen äußerst unanständig ist.

Ein Mensch von Gefühl kann nicht wie ein Franzose auf geronnenem Menschenblut im Koth unter geschlachtetem Menschen-

fleisch tanzen, singen, trinken, scherzen und verliebt thun. Bei den alten Kriegern findet man in ihren Reden eine stolze Verachtung des Todes, welche durch das Unglück des Lebens erzeugt wird. Eine interessante Melancholie ergießt sich bei den Alten in Worten, die ein hohes Verlangen erregen, ein Dasein zu enden, das durch so viele Leiden verbittert wird. Die Alten konnten beim Morden nicht tändeln wie ein Franzose. Aber auch dieser gefühllose Charakter stammt noch von dem Despotismus her.

Die martialische Beredtsamkeit der Franzosen gefällt mir also gar nicht sonderlich. Ich kann aber dreist behaupten, daß dies gegenwärtig gar kein unbedeutender Zweig der Kriegswissenschaften ist. Denn die Soldaten fangen an sich wieder zu erinnern, daß sie Menschen sind. Ich will zwar nicht behaupten, daß sie dies vergessen hätten, allein so ganz ungegründet ist denn doch der Vorwurf nicht, daß sie blos Automaten wären, die nur durch Berührungen mit dem Stock, durch Flüche und kurz ausgestoßene Silben sich bewegten. Man wird sich daher denn doch endlich wiederum gleich den Alten aufs Persuadiren legen müssen. So wird denn die Redekunst wiederum ein Theil der Kriegskunst werden, und ich halte also die Digression über diesen Gegenstand für gar keine Abweichung von dem mir vorgesetzten Ziel in dieser Schrift, welche der Erkenntniß dieses Krieges gewidmet ist.

Auch in dieser natürlichen Welt sind geistige Größen wichtiger wie materielle, obgleich der grobe Materialist es nicht begreifen kann. Höhere Geschicklichkeit gibt den Staaten Uebergewicht. Es kommt darauf an, geschickte Leute im Cabinet und im Felde zu haben. Regierungen arten oft in bureaukratische Aristokraten aus, die schlechtesten von allen. Ein in den Schreibstuben der Bureaux aufgewachsener Zögling kann sich nicht bis zu dem Geistesüberblick erheben, der zum Beherrschen des Ganzen erfoderlich ist. Gewöhnlich hat er nichts Rechtes gelernt, denn in den Schriften des Genies findet man die Regeln

der Kunst, die Völker im Innern zur Glückseligkeit und äußerlich zum Ruhm und zur Macht zu führen. Der Bureaukratist ist ein politischer Schwächling. Er ist ein Kleinigkeitskrämer, weil er sich mit Kleinigkeiten beschäftigt. Das Eigenthümliche des Bureaukraten wird vortrefflich durch einen schönen deutschen Ausdruck geschildert, den der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen und sein General, der Fürst von Anhalt-Dessau, im Munde zu führen pflegten, wenn von Bureaukraten die Rede war.

Ich gestehe jedoch, daß diese Leute sehr nützlich sind und beibehalten werden müssen. Allein sie sind nicht zu den ersten Staatsstellen gemacht. Es müssen ihnen Männer von umfassendem Genie über die Köpfe gesetzt werden, wie es König Friedrich würde gemacht haben, wenn sein Genie eines Andern bedurft hätte.

König Friedrich erzählt in seiner Histoire de mon tems, daß er einstens seine Minister der auswärtigen Geschäfte um Rath fragte. Dies geschah wahrscheinlich, um sich über sie lustig zu machen und ihre Geistesschwäche kennen zu lernen. Ich schließe dies daraus, weil er genau das Gegentheil von Dem that, was diese Minister ihm riethen, und weil er diesen Rath erbärmlich findet. Ich glaube, es war bei Gelegenheit der Eroberung Schlesiens, oder auch des zweiten Schlesischen Krieges.

Die Bureaukraten müssen also keine Autokraten sein wollen. Die Irrung, welche die Bureaukratie unter Ludwig dem Funfzehnten in den Geschäften veranlaßte, indem ein Bureau dem andern entgegenarbeitete, würde schon damals, sagt Rousseau, eine Revolution verursacht haben, wenn die Geschäfte nicht in die Hände des Herzogs von Choiseul gefallen wären, wodurch denn der Herrscherei der Amtsstuben ein Ende gemacht wurde.

Daher ist es ausgemacht, daß, wenn ein Monarch nicht Alles unter seinem Genie erdrückt, wie König Friedrich, ein Premierminister das einzige Mittel bleibt, seine Monarchie zu retten und dem charakterlosen Schwanken ohne System, den schwächlichen halben Maßregeln ein Ende zu machen. Ein Monarch muß das Ludwig dem Dreizehnten nachahmen, der Richelieu, den er haßte,

zum Herrscher sich setzte. Wer in der Bureaukratie grau geworden, taugt aber selten zur Premierministerstelle, sondern entweder ein solcher, der schnell emporstieg, sodaß sein Geist nicht durch Kleinigkeitskrämerei verkrüppelt worden, oder ein solcher, der, aus dem Privatstande zum Herrscher geboren, sogleich an die Spitze der Angelegenheiten erhoben wird. Ich glaube, daß man mehr ein Freund der Monarchie sich zeigt, wenn man die Mittel angibt, in einer Zeit der Gefahr das Staatsschiff zu retten, als wenn man die Wahrheit verhehlt, weil sie oftmals verwundet. Die Monarchen haben jetzt die Meinung zu bekämpfen und man regiert nur durch die Meinung. Daher war es falsch, die Herrschaft der Päpste precär zu nennen, weil sie blos auf Meinung gegründet war. Man wollte hiermit sagen, weil sie keine großen Heere unterhielten; allein ist denn nicht der Oberbefehl über die Heere selbst auf Meinung gegründet? Gehorchen sie nicht oftmals zu ihrem Schaden blos durch Meinung? Denn die Stärke beruht auf dem gemeinen Soldaten und er ist in der ganzen Maschine der Schwächste. So stark ist also das Uebergewicht intellectueller Quantitäten über materielle.

Es erfodert also höhern Muth und Einsicht, Beides nur das Eigenthum starker Geister, die alle kleinlichen Rücksichten mit Füßen treten, um dieses Staatsschiff im Sturm vor dem Umsturz zu bewahren. Die auswärtigen Verhältnisse sonderlich können unmöglich von Chiffrirmännern zur Zeit der Krisis gehörig geleitet werden. Wenn man auch Gratian's L'homme de cour auswendig gelernt hat und kleine Falschheit für große Staatskunst nimmt, so ist man doch nur ein ärmlicher Minister der auswärtigen Verhältnisse. Diese lernt man nicht in den untergeordneten Arbeiten der Amtsstuben, denn hier wird nur das gewöhnliche System gelehrt, welches nicht für außerordentliche Epochen paßt.

Ich verstehe mich nicht auf die Rhetorik, ich weiß nicht, wie man zu den Oesterreichern und Preußen reden muß; ich

glaube, es muß auf ganz besondere Art geschehen. Ich urtheile dies aus einer gewissen Rede des Generals Ziethen, oder vielmehr aus einer kurzen Sentenz, die er vor der Bataille von Torgau zu den versammelten Offizieren seines Corps gehalten, oder ausgesprochen haben soll. Dieser Denkspruch lautete so: „Meine Herren! heute haben wir Bataille. Es muß gehen als wenn es mit Butter geschmiert wäre!" Ich habe dies von einem preußischen General, der selbst dabei war, oder wenigstens den Siebenjährigen Krieg mit machte. Dieser General konnte nicht genug das Lakonische dieser sinnvollen Anrede, sagte er, rühmen. Er verglich es mit dem: Je suis votre roi, vous étes Français, voilà l'ennemi! Heinrich's IV. Wie gesagt, ich verstehe das nicht. Ich bin nicht genug mit der Art der Preußen und Oesterreicher, Mensch zu sein, bekannt, um zu entscheiden, wie man zu ihnen reden muß, oder ob man ebenso wenig ihnen etwas sagen muß, als wenn man blos Uhren vor sich hätte. Vielleicht ist das Reden überall gegen den Dienst, und nur ein naseweises Raisonniren, sowie man seine Reputation in diesen Diensten, wenigstens in den österreichischen verliert, wenn man Bücher schreibt. — — — In Rücksicht der kurzen Anreden wundert es mich, daß sie keine Sammlung der Sentenzen des Fürsten von Dessau gemacht haben.

Die Kriege der Neuern scheinen sich darin von denjenigen der Alten zu unterscheiden, daß diese in den ihrigen Reiche einstürzten, und daß jene ohne Nutzen für sich und zum Schaden Aller Menschenblut vergießen, weil nach den Kriegen eine jede Macht ungefähr in eben der Lage bleibt wie vorher, weil sie Krieg führen um des Krieges willen, weil er bei ihnen Endzweck, nicht Mittel zu sein scheint.

Diese Verschiedenheit der Neuern von den Alten, muß man sie in den verschiedenen Regierungsformen suchen? Mit eben jener furchtsamen Bescheidenheit, mit welcher wir schon oft in dieser Schrift dergleichen Fragen aufgeworfen haben, wagen wir auch

auf diese einige flüchtige Blicke zu werfen. Ist es wahr, daß Monarchien nur während einer kurzen Zeit wahrhaft furchtbare militärische Staaten sein können? Ist es wahr, daß man nie von jener Erschlaffung des Körpers und der Seele zurückkehrt, welche die Liebe zu sinnlichem Genuß im Willen verbreitet? — Diejenigen, welche der Monarchie nicht wohl wollen, gestehen doch, daß sie zur sinnlichen, wenn nicht zur sittlichen Cultur ungemein viel beigetragen habe; als da ist jene anmuthige Licenz, welche allein das Leben von dem herben Zwange einer republikanischen Moral entfesselt und reizend versüßt; ferner die reizenden Blumenketten einer wollüstigen Sklaverei weit einer rauhen, arbeitsamen Freiheit vorzuziehen; ferner jener Zuckerguß der Höflichkeit, der das Laster nicht allein verbirgt, sondern auch angenehm macht; ferner die bewunderungswürdige Fertigkeit, doppelt zu sein und äußerlich anders zu scheinen, als man innerlich ist; ferner die Entsagung aller Laster der Barbaren, als der Trunkenheit, weil sie das Innere, das man verbergen will und muß, aufdeckt; mit einem Wort, alle Vollkommenheiten der guten Gesellschaft und des guten Tons, der nur in Monarchien reift und ein Surrogat der Tugend ist, ohne welche endlich die schönen Künste, deren höchster Reiz in einer Persiflage der Tugend besteht, nicht gedeihen können. Dies Alles sind Vortheile der Monarchie in einem verderbten Zeitalter; und der Vorwurf, daß Stabilität der Maßregeln ihr nicht eigen sei, weil ein Ministerium Das vernichte, was das vorhergehende erbaut habe, verdiente auch noch einer reiflichen Untersuchung.

Was kam denn bei dem Siebenjährigen Kriege heraus? Man hatte ohne allen Nutzen sich während sieben Jahren mit Greuelthaten con amore beschäftigt und Alles blieb beim Alten. Wenn die Chinesen, die Japaner und andere weise Völker die Geschichte der Europäer kennen lernten, so würden ihre Verachtung, ihr Abscheu, ihr Erstaunen einander übertreffen. Mir ist kein neuerer Krieg bekannt, wenigstens in diesem Jahrhundert, der ein wahrhaft wichtiges Resultat lieferte, als der amerikanische; denn Das halte ich für nichts Wichtiges, ob A oder B in dem Palast

schläft. Das Resultat dieses französischen Kriegs ist noch nicht heraus, wenn es aber so fortgeht, so wird es nicht so wichtig sein, als man anfangs glaubte.

In diesem Kriege hat man ein stetes Vorwärts- und Rückwärtsgehen bemerkt, je nachdem die Leute waren, welche an der Spitze der Angelegenheiten standen. Den Franzosen ist doch der größte Vortheil geblieben, weil sie sich einer Republik mehr nähern als ihre Gegner. Wie unverantwortlich wäre es aber nicht, zu behaupten, daß nur in Republiken der Gemeingeist den Maßregeln Consistenz gebe und die Machthaber, welches auch ihre Vergnügen sein möchten, doch durch diesen Gemeingeist einigermaßen beschränkt würden.

IV.

Ueber Napoleon, Kaiser der Franzosen.

1804.

Es liegt in Napoleon's Seele jener heiße und ungestüme Drang, seine Zwecke, es koste was es wolle, zu erreichen, welche hauptsächlich das Genie charakterisirt; denn Genie ist mehr ein Prädicat der Wärme des Willens als des Lichtes des Verstandes. Es ist die Energie des Charakters, welche Männer von Genie von gewöhnlichen Menschen unterscheidet. Bonaparte besitzt die Kunst, die Menschen zu beherrschen, welche gewiß mehr seiner Lage angemessen ist als das Talent, ihnen zu gefallen.

Napoleon hat aus allen Parteien Männer zu den ersten Staatsbedienungen erhoben, das meiste Vertrauen schenkt er aber mit allem Rechte den Republikanern. — — — Könnte er fallen, so würde es dadurch geschehen, daß er sich einer andern Partei ganz in die Arme würfe und den Republikanern den Rücken

wendete. — — — Seine Proclamationen sind alle mit dem Kennzeichen des Genius geprägt, d. h. sie sind mit Seele, mit Wärme geschrieben. Man erkennt in denselben die Poesie eines durch Kraft und Begierde zu herrschen exaltirten Gemüths. Die Heftigkeit dieses leidenschaftlichen Charakters bricht in dieser Bildersprache wie ein unaufhaltsamer Strom hervor. — — Ich wiederhole, wenn der Kaiser der Franzosen fallen könnte, würde es nur durch eine gänzliche Trennung von der republikanischen Partei geschehen. — —

Die französische Revolution beweist, daß das französische Volk empfänglich für große Ideen ist. Ihre Tapferkeit im Kriege wird Jeder ehren. Allein andererseits ist die katholische Religion die Ursache, daß ihr Vernunftvermögen den Eindrücken der Sinne untergeordnet ist. Es ist nicht so entwickelt wie bei protestantischen Völkern, weil sie es in Sachen des Glaubens nie haben brauchen dürfen und ihre Religion in äußern Ceremonien besteht. Hiernächst kommt bei dem großen Haufen eine bemitleidenswerthe Unwissenheit dazu, die sich sogar auf die gemeinsten Dinge des gemeinen Lebens erstreckt und welche die Priester immer zu erhalten gesucht haben. In der Erziehung ist in Rücksicht des Volks seit der Revolution etwas Mehres gethan, weshalb denn auch die kommende Generation der gegenwärtigen überlegen sein wird.

Dieser Unwissenheit und dieser römisch-katholischen Sinnlichkeit sind alle Unglücksfälle der Revolution zuzuschreiben. Die Leute von Verstand erfanden die Revolution und die Dummköpfe verdarben sie, weil sie Alles, was die Leute von Verstand sagten, misverstanden.

Ohne Intelligenz gibt es keine Macht. Physische Massen ohne jene können nichts bewirken. Friedrich der Große widerstand blos durch die Kraft seines überlegenen Genies zehnfach überlegenen physischen Massen. Die Macht liegt in dem Worte und

die Preßfreiheit allein ohne Regierung wäre hinreichend, ein Volk zu regieren und es möglichst auszubilden.

Das sicherste Zeichen des Verfalls eines Staats ist die Vernachlässigung der Leute von Genie und die Liebkosung der Dummköpfe. Man kann das Testament eines solchen Staats immer sicher machen.

Ob eine Macht politisch wahrhaft unabhängig sei oder nicht, das kann man aus ihrer Befugniß erkennen, frei und ungehindert, so lange es ihr beliebt, auf ihre eigene Hand Krieg zu führen, ohne sogleich in den Zustand der Ruhe zurückgewiesen zu werden. Ich wollte es den Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt und von Schwarzburg-Sondershausen nicht rathen, ihren Unterthanen in einer Fehde gegenseitig die Hälse zu brechen. Man würde sie bald zur Ruhe verweisen.

Die Zahl Derjenigen, welche an die römische Religion glauben, wird in Frankreich täglich geringer, und gerade das Concordat ist das Hauptmittel, das Wesen der katholischen Religion, welches die weltliche Herrschaft durch das Mittel der geistlichen Knechtschaft ist, von Grund aus zu zerstören.

Moreau ist dadurch in der Meinung der Franzosen sehr gesunken, daß er sich hat begnadigen und nach Nordamerika verweisen lassen. Die Republikaner, welche jetzt alle Jakobiner genannt werden, haben Moreau stets für einen Mann ohne starken Charakter erklärt. Ich bin selbst dieser Meinung und kann es frei gestehen, daß ich vor seinem Unglück so von ihm urtheilte.

Moreau ist ein Mann von Talenten, das beweisen seine Feldzüge; allein er ist kein Mann von Genie, das beweist sein Betragen. Es war eine Hauptkunst, den General Moreau vor

der französischen Nation zu erniedrigen. Durch seine Begnadigung, durch die Schenkung der Kosten seines Processes, durch seinen Transport nach Nordamerika ist dies auf das vollkommenste geschehen.

Er ist schuldig, daß er nicht schuldig ist! sagten Die, welche den Kaiser hassen, von Moreau. Er ist an der Verschwörung ganz unschuldig, sagten Die, welche behaupteten, sie sei nur erfunden, um ihn zu stürzen. Dem ist aber nicht so. Er that hier zu viel und zu wenig. Er handelte nach halben Entschließungen. Er mischte sich nur so oberflächlich in eine Verschwörung, da überhaupt keine Verschwörung gelingen konnte. Die Jakobiner sind klügere Politiker. Sie mischen sich in keine Verschwörung, weil sie wissen, daß keine gelingen kann. Bei dieser letzten Verschwörung ist kein einziger Republikaner mit einverflochten gewesen.

Wäre Moreau ein Mann von großen umfassenden Planen und starkem Charakter gewesen, so hätte er sich nie von seiner Armee trennen lassen. Ich weiß, daß sogar der schwäbische Adel ihm ein Project zu einer Constitution vorlegte. Der Wortführer war ein Graf von einem alten berühmten Hause, den ich nicht nennen will. Moreau wollte sich in Nichts einlassen, weil er zu allen politischen Combinationen eben so unfähig, als zu militärischen geschickt ist. Ohne ihn hätten die Einwohner des württemberger Landes die Cokarden aufgesteckt. Er konnte sich an die Spitze eines unabhängigen Staats im südlichen Deutschland stellen. Er konnte sich zum Monarchen eines neuen Reichs aufwerfen. Dann hätte sich der Consul Bonaparte wahrscheinlich in Tractate mit ihm eingelassen; denn um zu unterhandeln, muß man zuerst eine imponirende Stellung einnehmen, welche den Unterhandlungen Nachdruck geben kann.

Von revolutionärem Gehalt war also der Charakter des Generals Moreau keineswegs. Dieser Mann war nicht geeignet, Staaten umzustürzen und andere zu stiften. Seinem Charakter

nach zu urtheilen war er, wie ich glaube, Royalist. — — Was mich wundert, ist der Ruf der Uneigennützigkeit bei einem Feldherrn, welcher sein erstaunliches Vermögen wenigstens größtentheils auf seinen Feldzügen in Deutschland erwarb.

Das Christenthum setzte an die Stelle der Staatenreligionen eine Menschenreligion. In eben diesem Verhältniß sind die Sitten der Völker milder geworden. Sollte jemals die Staatenpolitik in eine liberale Menschenpolitik verwandelt werden, so würde es vermöge der Einschmelzung kleiner Staaten in sehr große Reiche geschehen. Kleine politische Gesellschaften sind der Sitz eingeschränkter Vorurtheile, große Reiche derjenige einer liberalen Gesinnung. Man hat bisher zuviel zum Vortheil kleiner Staaten geschrieben. Große Männer, wie Montesquieu und Rousseau, haben diesen Irrthum gleichsam sanctionirt. Es ist Zeit, hierüber richtigere Begriffe zu verbreiten.

Sowol das römische als das fränkische Reich gingen durch den Fehler des Theilens zu Grunde. Das römische Reich durch die Theilung in ein morgen- und abendländisches Reich und durch die Verlegung des Kaisersitzes nach Konstantinopel; das fränkische Reich durch die unpolitische Theilung Karl's des Großen, welcher jedem seiner unfähigen Söhne ein Reich hinterlassen wollte, anstatt daß er sie alle von der Regierung hätte ausschließen und durch Adoption einen fähigen Nachfolger wählen sollen.

V.

Neue Taktik der Neuern, wie sie sein sollte.

1805.

Als Aegide der Sicherheit und Freiheit betrachtet, ist mir die Kriegskunst heilig und mir schien es Pflicht zu sein, mich damit zu beschäftigen, sobald ich gewahr wurde, daß ich Ideen hätte, welche geeignet wären, durch Verstärkung der Kunst, sich zu vertheidigen, den Angriff fruchtlos zu machen.

Also der beschützende Theil des Staats ist der Arm desselben, wodurch die Kraft, jedoch geleitet durch Intelligenz, angedeutet wird.

Kraft findet sich hauptsächlich im Jugendalter, Intelligenz, wenigstens Weisheit, aber selten; woraus denn die Folgerung zu ziehen wäre, daß die Heere aus jungen Leuten, ihre Anführer aber aus Männern im Mittelalter zu wählen wären.

Ich sage absichtlich, aus Männern im Sommer des Lebens, weil der Krieg, selbst bei den Anführern, rasche körperliche Thätigkeit erfodert und ein von Kugeln durchlöcherter gichtischer Leichnam, wie der Marquis de Langallerie einen General definirt, wol nicht die Figur sein möchte, in welcher man erscheinen muß, wenn man mit geflügelter Geschwindigkeit von Flügel zu Flügel eilt, um wankende Legionen mit Siegesfeuer wieder zu beleben.

Die Jugend muß also den Staat vertheidigen.

Justus Möser, der, obgleich ein Geheimer Rath, doch schier mehr vom Kriege versteht als mancher unserer Oberstwachtmeister, sagt: von Rübenfressern wie die neuern Deutschen könne man nicht so viel verlangen, als von Fleischessern wie die alten Germanen. Wie Dem auch sei, die letztere Taktik war ungefähr diejenige, welche in diesem Buche angerathen wird.

VI.

Prinz Heinrich von Preußen.

1805.

Der Entschluß Friedrich's zu diesem (dem Siebenjährigen) Kriege, den er, der Meinung der Geschichtschreiber zuwider, allerdings vermeiden konnte, gehört also keineswegs zu den weisern. Es scheint ausgemacht, daß Winterfeld seine Einbildungskraft mit wichtigen Eroberungen und wichtigen Würden erhitzt hatte. Ein Beweis, daß ein Krieg ohne Genie geführt wurde, bleibt immer die Wiederherstellung aller Dinge beim Frieden. Wenn Jeder seine Grenzen behält, verstand Keiner, die seinigen zu erweitern; und wer seine Eroberungen herausgibt, versteht es nicht, sie zu behaupten, und zeigt sich zugleich als schlechter Diplomatiker und schlechter General.

Friedrich war gleich nach dem Frieden mit sich uneins, ob er den militärischen Beschäftigungen entsagen und blos einer väterlichen und friedlichen Verwaltung sich widmen sollte. Er schien, in tiefen Betrachtungen versenkt, seine Soldaten keiner Aufmerksamkeit mehr zu würdigen; allein mit verdoppelter Strenge nahm er sich der Kriegszucht und der Schatzsammlung, der beiden Hauptgegenstände seiner Administration, wiederum an. Die Ruhe Heinrich's war keineswegs unthätig, wenngleich seine Verhältnisse keine wichtigen Gegenstände der Thätigkeit zuließen. Er verschönerte die Natur um seinen Landsitz, welche Friedrich in seinem Staate nützlich verbesserte. Friedrich trocknete Moräste, Heinrich schmückte die Gestade seiner Seen mit Tempeln und Lustwäldern.

Er liebte Unterredungen über die Unsterblichkeit der Seele, an die er nicht glaubte, weil die Großen nicht die Fortdauer ihrer Größe im andern Zustand ahnen. Er stritt sehr oft mit seinem Bibliothekar über diesen Gegenstand. Der Buchwärter war bei der Vernichtung nicht so sehr interessirt wie der Prinz und stritt zum Vortheil der Fortdauer mit Gründen, die er aus

Mendelssohn und Leibnitz entlehnt hatte. Ueber Metaphysik vernünftelte der Prinz nur, weil sowol er als sein Bruder mit einer Mannichfaltigkeit der Kenntnisse gern die ihn Umgebenden überraschen mochten; aus Neigung aber war er den schönen Künsten und vor Allem den dramatischen zugethan.

Da ihm durchaus keine andere Sprache wie die französische bekannt war, so hielt er die Literatur der Franzosen für die vollkommenste. Die deutsche war ihm so fremd, daß er einst erstaunt ausrief: Schöne deutsche Verse! Hat man jemals deutsche Verse gemacht? Er war selbst französischer Dichter; ob mit mehrem Glücke wie Friedrich, können wir nicht entscheiden. Uns sind nur wenige Verse von einer lyrischen Bearbeitung der „Alzire" des Voltaire vorgekommen, welche der Prinz in eine Oper verwandeln wollte. Ueber diese Proben seines Dichtergenies wollen wir unser Urtheil suspendiren. Uns ist aufgefallen, daß von Liebe darin gar nicht die Rede ist, daß aber Freundschaft die Sprache der Liebe annimmt. Seine Verse wurden jedoch von Franzosen entfehlert, erst von Francheville, dann von Toussaint, Beide zu verschiedenen Zeiten seine Vorleser.

Er liebte den Putz; er liebte das Disputiren; ersteren um seinen Geschmack, letzteres um seinen Geist zu zeigen. Ganz der Gewohnheit glücklicher Feldherren zuwider, war der Krieg nur selten ein Gegenstand seiner Unterhaltung. Man durfte nicht in Dienstkleidung auf seinem Landgute bei ihm erscheinen. Indessen feierte er den Jahrestag seines Sieges bei Freiberg. Seine Feste waren nicht allein mit Geschmack, sondern sogar mit Pracht angeordnet. Durch kluge Einrichtung erhielt hier die Sparsamkeit den Schein der Verschwendung, und man wunderte sich, wie mit so mäßigen Einkünften der Prinz so viel Ausgaben bestreiten konnte. Die glänzendsten dieser Feste wurden zum Empfang des Großfürsten und bei Errichtung der Denkmäler verdienstvoller Generale veranstaltet. Unter diesen vermißt man Winterfeld, den er haßte, weil er ihn für den Urheber der Katastrophe des Prinzen von Preußen hielt. Wir wissen, daß er ihm zu seiner Zeit andeuten ließ, sich sogleich aus jeder Gesellschaft zu entfernen,

wo er, der Prinz, erscheinen würde. Indessen schätzte er die Militäreigenschaften des Winterfeld.

Er liebte nicht den König, seinen Bruder, und zählte ihn keineswegs zu Denjenigen, welche die Welt beglückten. Die Ursache dieser Abneigung kann vielleicht zum Theil in dem Umstande gesucht werden, daß Friedrich sich widersetzte, als die Polen den Prinzen Heinrich zu ihrem Könige verlangten. Ein Woiwode wurde mit diesem Auftrage an Friedrich gesandt. „Sind Sie schon bei meinem Bruder gewesen?" fragte Friedrich statt der Antwort. Nein! antwortete der Pole. „Nun, so befehle ich Ihnen, sogleich wieder abzureisen, ohne ihn zu sehen."

Wir enthalten uns aller Bemerkungen und fügen nur hinzu, daß das Vorgeben, Heinrich habe auf seiner Reise nach Rußland die erste Theilung von Polen veranlaßt, doch sehr unwahrscheinlich ist.

Die Lebensart des Prinzen war sehr regelmäßig und sehr einförmig geordnet, welches, wie Einige behaupten, selten eine Tugend der Männer von Genie ist. Hierin war er seinem Bruder, dem Könige, vollkommen ähnlich. Für die Freuden der Tafel war er nicht wie für andere empfänglich und es wundert uns nicht, wenn ein Prinz, welcher an eine künftige Fortdauer nicht glaubte, durch Mäßigkeit suchte, sein gegenwärtiges Dasein zu verlängern. Seine Ergötzungen wie seine Arbeiten, welche letztere in Beantwortung seiner Briefe und in dichterischen Versuchen bestanden, waren an gewisse Tageszeiten gebunden. In dieser Rücksicht war er weder ein Antonius, noch ein Cäsar, weil er weder den Wein, noch die Damen liebte und seine Zeit mit der ängstlichsten Sorgsamkeit eines guten Stadtbürgers eintheilte. Die Veranlassung sowol wie die Begebenheiten und der Zweck seiner Reisen nach Rußland, sowie seine übrigen sind uns unbekannt. Vielleicht wäre es uns nicht erlaubt, etwas darüber zu sagen und überdies haben wir uns nur zur kritischen Uebersicht seiner Feldzüge anheischig gemacht. — — —

VII.

Der Feldzug von 1805.

1806.

Ich mache mir folgende Sentenz zur Regel:

Indignum est in ea civitate, quae legibus continetur, discedi a legibus.

Eine Sentenz, durch welche ich mich, im Vorbeigehen sei es gesagt, bei einem Justizminister so in Miscredit brachte, daß ich nachher alle meine Processe verlor, weil sie gerecht waren.

Noch einmal, jene Sentenz ist mein Wahlspruch. Sie ist für mich Regel des Betragens. Stets wird mein Respect vor den Gesetzen auch meine Ehrfurcht vor den Souveränen, deren erste Repräsentanten, erzeugen. Wenn ich also sagte, dieser oder jener Monarch fällt so wie Jakob der Erste beim Anblick eines bloßen Degens in Ohnmacht, so wäre das eine Unanständigkeit, welche Ahndung verdiente. Allein Kritik ist erlaubt, Kritik mit Gründen, welche die Belehrbaren weiser macht, statt sie zu entrüsten. Bescheidene gemäßigte Kritik der Vernunft, ohne Animosität der Person.

In jedem Staate erkenne ich nur die Person des Monarchen als geheiligtes Symbol der Gesetze und ferner die Prinzen seines Hauses über mich oder als meine Obern. Den Andern erzeige ich viel Ehre, wenn ich sie nur im Lichte von meines Gleichen betrachte. Die Kritik ist aber gewiß unschuldvoll, wenn die Maßregeln, welche man kritisirt, durchaus nicht der Person eines Monarchen zuzuschreiben sind.

Durch meine Schriften bis zum Range erster Feldherren erhoben, welches die Franzosen von Guibert sagen, würde man sich sehr irren, meine Kritik dem Neide gegen die Angestellten, von welchem Grade sie auch sein mögen, zuzuschreiben. Wie würde ich Manchem gehorchen wollen, den ich es unter meiner Würde

hielte zu commandiren? Ein gewisser Ueberfluß für meine Bedürfnisse setzte mich über den Wunsch nach kleinlichen Besoldungen hinaus. Von der Macht, die überall wirkt, beschützt, und ohne welche es keine Macht gibt, behaupte ich meine Selbständigkeit.

Ich kann nicht entscheiden, ob es der Ordnung der Weltregierung, d. h. der Ausbildung der Menschheit zur höheren Vollkommenheit gemäß sei, daß die preußische Monarchie sich vergrößere, daß sie florire, ja selbst daß sie fortdaure. Mir ist das Alles gleichgültig; denn ich bin durch keine Pflicht der Dankbarkeit der preußischen Monarchie verbunden. In meinen frühern Jahren wurde ich nicht durch die Monarchie, sondern durch den Magistrat zu Seehausen in der Altmark in meinem Besitz und in meiner Person gesichert. Ueberhaupt sind die untern Beamten als nothwendig und die eigentliche Regierung als der Luxus der Gesellschaft zu betrachten. Ich wurde erzogen für mein Geld und dieses Geld kam größtentheils nicht aus der preußischen Monarchie. Noch jetzt ist dieses mit meinem Gelde der Fall, und meine Anwesenheit in derselben ist eine Gunst, da ich mich immer den Gesetzen gemäß betrage.

Auf der anderen Seite hat die Krone nie die beträchtlichen Summen realisirt, welche sie meiner Familie schuldig ist, obgleich ich mich wiederholt durch Documente als Gläubiger des Aeltesten des regierenden Hauses erwiesen habe. Ich bin also der wahre Patriot, welcher, ganz unabhängig von allen empirischen Einflüssen, blos auf das Geheiß der Tugend, zufolge des kategorischen Imperativs, seinen Unterricht in so vollem Maße mittheilt. Daß man diesem Unterricht nicht Folge leistet, sondern ihn verschmäht hat, ist nur der Rebellion der Mittelmäßigkeit wider höhere Einsichten, welche die kleinliche Eigenliebe verwunden, zuzuschreiben. Sie gereicht mir zum Triumph.

Die Alten haben die Intelligenz unter dem Symbol eines edlen Pferdes dargestellt. Der Pegasus und die Hippokrene, aus welcher die neun Musen Wasser, das Symbol der Weisheit schöpften, liefern den Beweis dieser bildlichen Vorstellungsart. Das Factum ist gewiß, die Ursache mag nun unbekannt oder nicht sein. Auf die Autorität der Alten, unserer Lehrmeister, gestützt, sollte es mir wol erlaubt sein, durch Analogie geleitet, ganz schicklich das blos scientifische Wissen ohne judiciöse Benutzung des Wissens unterm Symbol eines Esels mir vorzustellen? Die Genauigkeit des Bildes hält die Probe, ich mag es beleuchten von welcher Seite ich will; denn der Esel trägt Säcke nach der Mühle und die Operation des Mahlens kann sehr schicklich die Operation des Judiciums sinnlich darstellen, wie es aus den scientifischen Wahrheiten ihre Quintessenz, das rationelle und geistige Wahre, extrahirt. Zu diesem Wahren (die Erkenntniß) liefern die scientifischen gröbern Wahrheiten (die Scienz) nur das Allgemeine, oder die äußere Rinde, aus welcher der chemische Processus des Judiciums das feinere Wahre, oder die unzähligen Besonderheiten heraushebt; denn jedes Allgemeine enthält unzählige Besonderheiten und nur durch Theilung des Allgemeinen wird die Intelligenz vermehrt. Der General wie er sein soll, ist im Besondern, die wissenschaftlichen Handlanger nur im Allgemeinen des Wahren, woraus denn folgt, daß, so wie der Feldherr Bediente seines Körpers zum Ankleiden ꝛc. braucht, diese als Bediente seiner militärischen Operationen zu betrachten sind.

Es ist nur zufolge einer eitlen Witzelei, daß man einem nützlichen Thiere, wie der Esel ist, nicht Gerechtigkeit widerfahren läßt. Man hat sich mit Unrecht über ihn lustig gemacht; denn sicherlich verdient er Achtung, so lange er seine Bestimmung erfüllt. Allein wir wollen aufrichtig sein und gestehen, daß dieses achtungswerthe Mitglied der Gesellschaft selbst durch sein Betragen oft zu dieser Verunglimpfung Gelegenheit gibt. Wenn er eine gewisse Petulanz affectirt, die mehr für die Gestalt des Genies, das edle Pferd, schicklich ist, wenn er stetig ist und ausschlägt, wenn er mit einer ihn gar nicht kleidenden Impotenz

einher zu treten sucht, so können wir freilich nicht umhin, diesen sonst so nützlichen und achtbaren Staatsbürger, so lange er blos duldsam und friedfertig mit dem Sacktragen sich beschäftigte, zu belächeln und ihn als einen, der sich über seine Sphäre zu erheben strebt, zu bemitleiden. Wir schütten ein Risum über ihn aus — Warum? — Weil er dann nicht mehr das Bild der gehorsamen und leidenden, sondern der aufgeblähten und arroganten Scienz ist, die sich von der Nationalität des Genies nicht will reiten lassen. Ich aber theile keineswegs die ungerechte Verachtung gegen den Esel, so lange er wahrhaft Esel bleibt, und es ist mitnichten ein sarkastischer Ausbruch meines Ingrimms gegen die Scienz, ohne welche unser Gedächtniß denn doch immer arm bleiben würde, daß ich ihn als Symbol derselben hiermit vorschlage; sondern weil ich wirklich glaube, daß er die nützlichen Eigenschaften blos scientifischer Männer vollkommen verdiene zu repräsentiren.

Die Wissenschaft des Krieges — Strategie und Taktik (freilich nicht Parade oder Trilltaktik), oder die Wissenschaft, die Kräfte des Staats zur Stärke und Vertheidigung der Gesellschaft zur öffentlichen Wohlfahrt und Ehre zu gebrauchen, wie sollte die wol nicht die Politik in sich fassen? Wie sollte es einen guten Diplomaten geben können, dem nicht auch zugleich ein guter Krieger, wenn er seine erstern Pflichten erfüllen soll, nothwendig sein müßte, woraus denn hervorgeht, daß man nur gute Soldaten zu Diplomaten bestellen müßte; denn was hilft die List ohne Kraft?

Der Diplomat, Karl der Fünfte, konnte nicht zur Universalmonarchie gelangen, weil er kein Krieger war. Er wurde sogar, er, einer der List Beflissenen vor Andern, von dem Krieger Moritz überlistet und verjagt.

Der Diplomat, Ludwig der Vierzehnte, war ebenso unglücklich in seinen Plänen, sobald ein altes Weib, die Maintenon, schlechte Generale für ihn wählte.

Der Sieger bei Denain, Villars, verschaffte den Bourbons die spanische Krone. Das Schwert des Krieges schlägt den Diplomaten die Feder aus der Hand.

Wie sollte wol die Wissenschaft, den Arm der Gesellschaft gehörig zu leiten, nicht auch zugleich die der äußern Verhältnisse des Staates sein, da sie sogar die Administration des Innern nothwendig in sich faßt? Beinahe alle großen Feldherren sind zugleich gute Administratoren des Innern gewesen; sogar Attila, der Kalmuck, würde dies Urtheil bestätigen, hätte er ein Inneres zu verwalten gehabt. Wie kann aber ein Diplomat die gegenseitige Stärke der Staaten richtig zu schätzen wissen, wenn ihm die Wissenschaft der Stärke unbekannt ist? Wenn er nicht weiß, welche Grenzen die Entwickelung dieser Staatskräfte zu ihrer Wirksamkeit begünstigen? Wenn ihm folglich die natürlichen Grenzen des Staats, d. h. solche, welche Sicherheit gewähren, unbekannt sind? Wenn seinem blöden Auge der Zeitpunkt entgeht, da man angreifen muß, wenn er denjenigen verkennt, da man sich nicht mehr vertheidigen kann? Mit einem Worte, die Kenntnisse eines Geheimschreibers reichen nicht hin da, wo die Kriegswissenschaft die nothwendige Grundlage ist.

Den Deutschen muß man Alles sagen. Oekonomie der Ideen und Profusion der Worte, daran sind sie gewöhnt. Eine gewisse rundschweifige Saalbaderei, versetzt mit einem halben Dutzend Bildern aus der leblosen Natur, als Morgenröthen, Wolken, Donner, Blitz (Hagel ist auch nicht zu verachten), Orkan, Wogen des Meers, Perlenthau rc., das nennen sie Beredtsamkeit und schönen, historischen Stil.

Der wahre Usurpator ist Derjenige, welcher schlecht regiert. Wer wird sich etwa beikommen lassen, den Hiero von Syrakus einen Usurpator zu nennen? Trajan, Antonin und Marc Aurel waren keine Usurpatoren, weil sie dem gemeinen Besten gemäß

regierten. Man könnte aber mit Recht den Domitian, den Nero und Andere ihrer Art der Usurpation beschuldigen. Es liegt daran, gut regiert zu werden. Dies ist das Wesen, das Andere ist Form.

Ich habe in einer kleinen Schrift über Napoleon einen politischen Grundsatz aufgestellt, der ein solcher Gemeinplatz ist, daß es mir leid thut, ihn wiederholt zu haben. Grotius und Puffendorf haben ihn nie geleugnet. Man höre, wie abgedroschen er klingt:

„Man muß, wenn man Kraft und Fähigkeit zum Regieren in sich spürt, sich, wenn man kann, der Regierung bemeistern, wenn sie in schlechten und unfähigen Händen ist!“

Nichts Anderes als salus populi suprema lex esto! Es ist unnöthig, etwas so offenbar in der Natur der Dinge Liegendes zu sagen. Wer wird es dem Chäräa verargen, daß er durch einen Degenstoß zwischen die Zähne des Usurpators (Usurpator im wahren Sinne des Worts) Caligula seiner Usurpation ein Ende machte? Also war es wol ein Frevel, daß Galba den Nero absetzte? Also durften die Dänen sich nicht des Christiern entledigen? Das posse ist hierin immer eine Rechtfertigung des velle. Das posse aber ist unmöglich, wenn der Herrscher nur irgend erträglich regiert. Es ist bei dergleichen Dingen schwer anzufangen, weil das Berathschlagen gefährlicher als das Ausführen ist, und ohne Anfang kann kein Ende sein.

Selbst der Atheist muß eine unsichtbare Macht, die überall wirkt, gestatten. Diese Macht mag er nun das feinste Fluidum der Natur, den Wärmestoff, die Gesetze der Bewegung ꝛc. nennen, so ist sie doch eben Das, was der Religionist Vorsehung nennt. Denn nur ein Dummkopf, der nicht zu beobachten versteht, pflegt Alles seiner eigenen Klugheit zuzuschreiben, weil ihm alle Klugheit fremd ist.

Dieses Fluidum gewinnt Bataillen und stiftet Frieden; denn Jeder weiß, wenn er sich selbst beobachtet, wie sehr alles Dies

von sogenannten Zufällen abhängt, die nicht in seiner Gewalt sind und auch, daß seine Gedanken nicht willkürlich sind. Man denkt eben nicht was man will; wäre das, so würde ich heute noch eine Iliade schreiben, um bei der Nachwelt gleich dem Homer unsterblich zu sein.

Diese Flüssigkeit also, ich spreche hier, wie meine philosophischen Zeitgenossen denken, wenn sie bei sich allein zu Hause sind und wie sie sprechen sollten, wären sie consequent, denn ich für mein Theil glaube an eine Vorsehung; dieser Fluß macht also auch die Könige und setzt sie ab. Das Evangelium sagt: du hättest keine Gewalt, wäre sie dir nicht von oben gegeben.

Es ist ein großer Vortheil Derjenigen, welche zum Throne gelangen, ohne dazu geboren zu sein, daß sie das Andenken und den Glanz ihrer Thaten mit hinaufbringen. Dies ist sehr selten der Fall bei Geburtsfürsten (nicht geborenen Fürsten). Selten berechtigt sie ihre Erziehung zu großen Thaten und Napoleon II. möchte schwerlich mit den Eigenschaften des Ersten begabt sein.

Ist der Kaiser Napoleon ein Aergerniß in den Augen der Zunftkrieger, die nur der Zunft ihr Dasein als Krieger verdanken, denn sonst würde man sie nie dafür gehalten haben; so ist dieses Werkzeug der Vorsehung den Schriftstellern des Krieges und der Geschichte ein willkommener Gegenstand und mir ist es z. B. sehr angenehm, weil ich meinen Zeitgenossen gern nützlich werden mag, daß sein veni, vidi, vici des Jahres 1805 zu gegenwärtigen politisch-militärischen Betrachtungen über den Feldzug von 1805 Gelegenheit gibt. „Betrachtungen über" und nicht „Geschichte des", wozu es noch nicht Zeit ist und welche einen andern Stil und verschiedene Behandlung erfodern würde.

Denn wenn die Schwäche der Andern einen mit mehr Kraft Begabten verhindert, in den ihm zukommenden thätigen Wirkungskreis als Feldherr oder Minister zu treten, welche Posten jene

usurpiren, so kann er nur durch Schriften sich auszeichnen, wenn Handlungen ihm verboten sind. Seit der Erfindung und Vervollkommnung der Druckpressen aber sind Schriften auch Handlungen, um so mehr, da die Welt doch am Ende durch fixirte Ideen — Bücher — regiert wird, weil die nicht fixirten — Worte — der Nachwelt nicht überliefert werden. Ich betrachte es also als ein günstiges Geschick, als eine besondere Gnade der Vorsehung, daß ich bei Zeiten der Zunft entrann; der Zunft, die durch den kleinlichen Wirkungskreis in kleinen Garnisonen alle Ideen verkleinert, welche durch furchtsame Rücksichten alle Wahrheit im Embrio erstickt hätte. Statt dessen durchstreife ich mit stolzer Freiheit das Gebiet des Wahren, und sind meine Excursionen nur beschränkt, ist die Beute, die ich davontrage, nur gering, so liegt der Grund in der Beschränktheit meiner Talente, oft aber auch an der ängstlichen Beschränktheit der Censur. Ich danke es also der Vorsehung, daß sie mich in einem friedfertigen Staate auf den einzigen Punkt gestellt hat, wo ich Etwas leisten kann. Denn wenn ich nicht irre, ist es mir einigermaßen gelungen und zwar beim Anfang meiner literarischen Laufbahn, das heißt jetzt, deren Ende ich anderswo, zum großen Leidwesen meiner Gegner erst ins Jahr achtzehnhundertundachtzehn gesetzt habe. Wäre ich Franzose, so würde ich praktisch Krieg geführt haben wie die Anderen.

Aber so .... doch altum silentium! — Ich will zur Bestärkung des Gesagten eine Stelle aus einem Briefe des Verfassers der Betrachtungen (H. G. von Berenhorst) an mich anführen, und damit man sich in der Epoche nicht irre, von welcher die Rede ist, nur erinnern, daß der Brief am 1. Januar 1806 geschrieben wurde.

„Indem wir es Andern überlassen, den Krieg nach ihrem besten Verstande oder Unverstande zu führen, können wir doch zuschauen, wie sie ihn führen, auch mitunter ein wenig prophezeien. Nur daran wollen wir nicht mehr denken, diese Menschen durch Schriften, die sie nicht lesen (aber Andere) etwa auf Wege zu leiten, wo sie nicht mehr so ungeschickt auf die Nase fielen,

wie bisher. Sie haben den Grundsatz: Wer nie General war, muß Generale wie wir nicht belehren wollen, ohne zu erwägen, daß dergleichen Schriftsteller blos deswegen nicht «Generale wie wir» wurden, weil es ihnen nicht gefiel, etwa funfzehn oder zwanzig Jahre länger aus der Kriegskasse Besoldung zu ziehen und ihre Existenz an Puerilitäten zu verschwenden" u. s. w.

Im Grunde hegen die sogenannten Demokraten noch immer einen abergläubischen Respect gegen das König= oder Kaiserthum. — Sie bilden sich ein, man erhebe sich gleichsam zum Gott, wenn man eine Krone trägt. Es war eigentlich der Neid gegen Geburtsrechte, der sie zu Demokraten machte, und doch huldigen gerade sie der Geburt auf knechtische Weise, indem sie dem Kaiser Napoleon immer seine Geburt vorwerfen. Sie bedenken nicht, daß es billig ist, dem Verdienste, dem Genie zu huldigen, und daß alle Schmeichelei da wegfällt, wo die Eigenschaften Lob hervorlocken. Das nennen sie aber Schmeichelei und äußern auf eine sonderbare, mit ihren übrigen Reden sehr wenig zusammenhangende Weise: Wenn er noch ein geborener Monarch wäre! Es ist sehr schwer, diesen Leuten begreiflich zu machen, daß ein geborener Fürst ein solcher ist, der das Regieren versteht, und daß die Worte Kaiser oder König eigentlich nur die höchste Intelligenz im Staate bedeuten, daß sie nur da, wo diese fehlt, eine leere Form bezeichnen, die, weil das Wesen nicht in ihr ist, auch nicht Kaiser oder König sein kann. Ein Staat wird entweder durch die höchste Intelligenz oder gar nicht regiert. Schauspieler, welche auf der Bühne mit den Symbolen der Macht einhertreten, sind nicht Kaiser und Könige!

Ich werde die Geschichte des Siebenjährigen Kriegs schreiben. Ich bin dazu aufgefodert worden und zwar von einem Manne, dem man nicht widerstehen kann, dem berühmten Verfasser der Betrachtungen über die Kriegskunst, dem deutschen Guibert, wenn

er nicht mehr ist. Dieser competente Richter schrieb mir über meine kritische Geschichte der Feldzüge des Prinzen Heinrich: „mein Heinrich sei ein vortreffliches Werk; ich könne mir den Ruhm des ersten deutschen Geschichtschreibers, des deutschen Tacitus erwerben, wenn ich es noch einmal so stark mache und also ein neues Buch unter dem Titel «Kritische Geschichte des Siebenjährigen Krieges» herausgebe. Ich müsse aber noch viel lesen; mein Lesen", setzte er hinzu, „sei zugleich studiren." Er rieth mir Friedrich's selbsteigne Geschichte an, ferner noch den österreichischen Veteran, dann eine berühmte Handschrift, die ich mir verschaffen kann, wenn ich will und die ich mir also schon verschafft habe, ohne welche man nie eine Geschichte des Siebenjährigen Krieges hätte schreiben sollen. Die Mühe müsse ich mir nicht verdrießen lassen, Specialkarten anzusehen, dann werde ich gewisse Urtheile über nicht geschehene Umgehungen wieder zurücknehmen. So ungefähr lauteten seine Worte, die ich nicht anführen kann, da der Brief in den Händen eines preußischen Offiziers vom Generalstabe ist (General von Valentini). Ich setze hinzu, daß seit jener Zeit als Quelle die Memoiren von Schmettau erschienen sind, daß also, dieses Alles zusammengenommen, die Quellen zureichend sind.

Früher hat man schwerlich diese Geschichte schreiben können, weil die Meinung über Friedrich noch gefesselt war, bis die Betrachtungen über die Kriegskunst den Geist in dieser Rücksicht entfesselten. Ueberdies waren all die Quellen, Warnery ausgenommen, noch nicht vorhanden. Ferner mußte es doch Jemand sein, der den Krieg und den historischen Stil zugleich versteht, der es unternehmen konnte. Endlich müßte er mit seinem Urtheil nicht im Jahre 1758 stehen geblieben sein, sodaß er sich in die gegenwärtige Zeit nicht zu finden wüßte; er müßte mit dem Zeitalter fortgeschritten sein.

Jene Feldzüge des Prinzen Heinrich sind allerdings ein Fragment, welches die Ausländer noch am besten goutiren würden, weil der historische Stil unter den deutschen Versuchen dieser Art darin am besten getroffen ist. Es ist auch ziemlich allgemein

gelobt worden und wenn man bedenkt, wie sehr sich der Gegenstand, der nicht poetisch, folglich auch nicht historisch ist, gegen die Bearbeitung auflehnt, dazu fehlt es ihm an Kraft, sondern gleichsam vor ihr verschwindet, weil man findet, wenn man sich daran macht, daß fast nichts zu bearbeiten da ist, — wie sehr sich ferner die Censur und der Mangel an Materialien gegen den Verfasser vereinigten, so wird man gestehen, daß ich mich ziemlich wohl aus dem Handel losgewickelt habe. Die besten Stellen hat mir der Censor, der immer Kritik mit Censur ohne Judicium verwechselte, gestrichen, und zwar aus Gründen, die gar possirlich klingen. Ich begreife nicht, wie man keine Lücken darin bemerkt hat. So strich er z. B. Alles, was ich über Rußland in Rücksicht der Ursachen des Siebenjährigen Krieges sagte. So strich er in einem andern Buche: „so wie Cäsar einen Anti-Cato, so schreibe ich einen Anti-Saldern, und wenn ich kein Cäsar bin, so sind auch meine Gegner keine Catonen". Er strich, «weil die Frau von Saldern noch lebe!» Zum Glück verbreitet diese Censur ihre schweren Hände nicht über ganz Europa. Ich werde mich nicht mehr mit ihr befassen, denn sie hat mir bis jetzt meine Bücher geradezu verdorben.

Indessen sind in diesem Heinrich sehr große Fehler. Der Hauptfehler liegt darin, daß man über das Privatleben sich nicht verbreiten konnte. Es heißt also: „Wir werden uns daher mehr mit den Thaten des Prinzen Heinrich beschäftigen als mit seinem Privatleben, welches weder neu für die Zeitgenossen, noch lehrreich für die Nachkommen sein würde." Statt lehrreich wurde wichtig eingeschaltet. Das Privatleben möchte aber vielleicht sehr lehrreich geworden sein, wenn man es à la Sueton mit Suetonius' Geist bearbeiten dürfte, wenn ferner die Lichtscheu der Höflinge, weil das Licht ihnen nicht günstig ist, nicht alle Materialien dazu vorenthalten hätte. Dieses Privatleben, die Reisen, die Negociationen möchten interessant gewesen sein, sonderlich in der Hand eines literarischen Diogenes; allein ich sah voraus, daß Leute, die selbst nichts schreiben können, mir aus literarischem Geiz und Neid keine Beiträge liefern würden, und daß es auch

nicht erlaubt gewesen wäre, sie zu bearbeiten, wenn man sie hatte. Ich hegte von jenen Feldzügen noch eine große Erwartung aufs Werk, weil ich die Sache nicht untersucht hatte, — leider muß ich Alles selbst beleuchten, man kann in militärischer Kritik den Leuten nie trauen, — daher denn jener Eingang, dem das Buch nicht entspricht. Zu meinem Erstaunen fand ich eben keine so thatenreichen Feldzüge des Prinzen Heinrich, wie man gesagt hatte und ich mußte folglich Friedrich, der ein weit größerer General als Heinrich war, zu meiner Hülfe rufen. — —

Das Wenige, was ich über das Privatleben am Ende sagen durfte, ist nebst dem Anfang noch mit das Beste im Buche. Man kann die Einheit des Stils nicht ableugnen, obgleich mir einige Wendungen, so um die Mitte herum, nicht gefallen. Der Stil ist immer edel und züchtig, indessen ist darin mehr Silber als Gold. Er athmet auch eine gewisse sarkastische Melancholie, wie sie sich für die Geschichte so lasterhafter Völker wie die Europäer schickt. Der Gebrauch der Antithesen ist nicht übertrieben und immer auf Wahrheit gegründet; der Antithesen, deren Gebrauch den deutschen Prosaisten ganz unbekannt zu sein scheint. Der Hauptfehler besteht in dem Mangel an Einheit, weil dem Ganzen keine Hauptperson zu Grunde liegt. Man weiß nicht, wer der Held ist, Friedrich oder Heinrich. Am Ende erfährt man es erst. Im „Siebenjährigen Kriege" werde ich Alles besser machen.

Die Sucht zu thesaurisiren, ganz dem System des Julius Cäsar zuwider, der kein kleiner Geist war, erstreckt sich sowol auf Armeen als auf Geld. Man versteht weder das Geld noch die Soldaten in Umlauf zu bringen und dieses Capital nützlich anzulegen, denn allerdings ist eine Armee, wenn man kein Geld hat, ein mehr sicheres Capital als ein Schatz ohne eine Armee, oder mit einer schlechten Armee gepaart.

Wer aber aus Kriegsscheu seine Armee, das heißt sein Capital todt in den Garnisonen liegen läßt, wo es verrostet, verbastardet, zu einem furchtsamen Spießbürgerhaufen, die von der

Art, welche deutsche Studenten Philister nennen, die man mit Schneidern, mit Apothekern, mit Perrückenmachern bei erster Gelegenheit in die Flucht jagen kann, ausartet, der muß sehen, wie mehr muntere Speculanten, welche die Circulation unterhalten, um ihn herum Reichthum und Macht und Land und Leute erwerben, während er verarmt, in Unthätigkeit verschmachtend seiner Kräfte beraubt wird und zwar auf zweierlei Art seine Macht, folglich seine Independenz verliert; erstlich durch Das, was die Andern gewinnen, während er hinter ihnen zurückbleibt, und zweitens, weil wirklich ein Capital, das sich nicht vermehrt, schon eben deshalb sich vermindert.

Nun scheint mir Napoleon ein munterer Monarch zu sein, der sein Capital lebendig erhält. Die Andern, welche entweder schlecht berechnete Speculationen unternahmen, oder der Trägheit des furchtsamen Blödsinns sich hingaben, erstaunen, schmerzhaft erwachend aus einem dumpfen Traum hinbrütender Materialität, über die neue Lage der Abhängigkeit, in welche sie so plötzlich versetzt sind. Allein die crasse Ignoranz, Folge einer schlechten Erziehung, verhindert, daß sie in ihrem ganzen Umfange die Folgen einer solchen Situation sich vorstellen können.

Ich hätte gesagt berechnen, aber wie könnte man politische Calculs von Leuten erwarten, welche kleinlich nur gewohnt sind, Wasch- oder Küchenzettel zu berechnen. Sie wissen nicht, worin die Dependenz und Independenz eigentlich besteht.

Die Heerde asiatischer Könige, welche bei den Freigelassenen der römischen Imperatoren, auf der Schwelle ihrer Thür knieend, um ihre unechten Theaterkronen bettelten, immer Verachtung, selten Mitleid einflößten; dieser feige und obscure Haufe mochte sich doch mächtig und selbständig wähnen, wenn er in seine kleinen Provinzen wieder zurückgekehrt war. Hier hatte er Andern zu befehlen, welche die römische Politik nicht der Mühe werth hielt, seiner eingebildeten Herrschaft zu entziehen.

Wir haben keinen Mithridat in Europa, der um seine Unabhängigkeit bis zum letzten Athemzuge kämpfte. Wäre ich ein europäischer Monarch mit einer Armee gewesen, ich hätte entweder

mit Frankreich gemeinschaftliche Sache gemacht, und, indem ich um mich griff in allen geographischen Richtungen, unter dem feigen Haufen der neuern Europäer, der Alles von den Kühnen duldet, hätte ich meinen Staat bis zur Selbstständigkeit vergrößert; oder ich wäre im entgegengesetzten Fall in meinem Kampf um Selbstständigkeit entweder gefallen, oder hätte sie errungen. Einen unglücklichen Frieden, den ersten Schritt zum Untergange, hätte ich nie gemacht.

Was mich betrifft, so erfodert mein Posten in Europa keine heroischen Aufopferungen, mich geht auch die Unabhängigkeit europäischer Könige nichts an. Ich bin gleichgültig dabei, ich glaube sogar, daß die Vorsehung diesem ewigen Schwanken von Druck und Gegendruck, welches man eine Bilanz nennt, ein Ende machen will, weil es ein starkes Hinderniß der Cultur ist. Ich habe mich nur in diesem Augenblick an die Stelle eines Königs versetzt und dann anders raisonnirt wie ein Mensch.

Preußen hat schon blos durch seine Existenz der Nationalexistenz der Deutschen ein Ende gemacht. Es machte eine Scission des Interesses in Deutschland, wodurch das Reich zu schwach wurde, den Franzosen zu widerstehen. Die erste Schuld fällt auf Friedrich den Großen.

Hätte Friedrich Schlesien nicht erobert, so zerriß er nicht den Bund zwischen dem nördlichen und südlichen Deutschland. Nicht mächtig genug, um sich loszureißen, mußte Preußen immer vereint mit dem übrigen deutschen Staatskörper gegen Frankreich kämpfen.

Hätte Friedrich wieder auf der andern Seite im Siebenjährigen Kriege verstanden, ganz Deutschland zu erobern, wäre er mit Karl Gustav's von Schweden oder Napoleon's kriegerischem Genie begabt gewesen; hätte er mit einem Worte Winterfeld's großen Plan zu realisiren gewußt; so war Deutschland, in Ein Reich vereint, fähig, Frankreich zu widerstehen. Die Weltregierung hat es anders gewollt.

Ohne Hauptstadt konnten die Deutschen nie eine National-existenz noch eine Nationalbildung erhalten.

Ohne Centrum gibt es keine Ordnung. Das erste Geheiß der politischen Strategie ist zur Gründung eines Staats, einer unabhängigen politischen Macht, die Errichtung einer Hauptstadt als Centrum aller Wirksamkeit an einem schicklichen Orte; so wie der Anfang des Menschen als Fötus in der Gebärmutter immer der Kopf ist. Kleine oder partielle Hauptstädte sind das Mittel der Halbcultur des Ungeschmacks und der Corruption ohne Decenz, deren Milderung. Der Geschmack ist nichts Anderes als ein schnelles Urtheil. Die Bildung des Geschmacks ist also für die glückliche Staats- und Kriegsverwaltung sehr wichtig, weil diese Dinge nicht sine judicio gemacht werden können und der gute Geschmack auch ein gutes judicium voraussetzt.

Dieser gute Geschmack wird deshalb bei den Deutschen vermißt, weil sie keine Hauptstadt haben.

Die politische Strategie — nicht die diplomatische, weil die Diplomaten selten Politiker sind — ist eine noch unbekannte Wissenschaft, zu deren Begründung ich der Welt mittheilen werde: Lehrsätze der politischen Strategie, sollte es auch nicht an Thranlampen fehlen, welche sie zu beleuchten wähnen.

Man muß die Avantgarde mit seiner ganzen Macht angreifen und erdrosseln, wenn das corps de bataille zu weit zurück ist, um erstere zu unterstützen, und wenn überhaupt der Schwanz, demjenigen eines Kometen ähnlich, hinterher zettelt. Da die Taktik nur Strategie auf beengtem Raume ist und mit letzterer parallelisirt, so muß eben das Principium auf die Strategie übertragen werden, und von dieser auf die höhere Strategie, oder die politische.

Das heißt, man muß den vorliegenden oder nächsten feindselig verbündeten Staaten den Hals zuschnüren — man sieht, wie ästhetisch edel meine Bilder gewählt sind — noch ehe die Andern ihm Hülfe zukommen lassen, dieß ist politische Stra-

tegie. Man muß eine vorgeschobene Armee eines und desselben Staats vernichten, wenn man kann, noch ehe eine Rückhaltsarmee herbeikommt, dies ist militärische Strategie. Man muß eine Avantgarde mit der ganzen Macht aufreiben, wenn die Armee noch zurück ist, dies ist Taktik. Denn ich entdecke drei Abstufungen militärischer Kunst, deren Kriterien die Quantitäten von Zeit und Raum sind; und der erste Lehrsatz meiner neuzuerrichtenden Wissenschaft wird sein: „Die politische Strategie verhält sich zur militärischen wie diese zur Taktik, und politische Strategie ist die höchste." So wie die militärische die Operationen eines Feldzugs oder höchstens eines Kriegs anordnet, so beschäftigt sich die politische mit dem Glanze und der Dauer der Reiche auf Jahrhunderte und Jahrtausende.

Daher wird Rußland immer eine schwache Hülfe vorliegender Staaten gegen Frankreich sein. — — —

Der Zar (Peter) staunte Alles an, was die Europäer machten, weil seine Leute freilich noch Alles schlechter machten. Er war so wenig mit Fassungs- und Umfassungskraft begabt, daß er Alles selbst körperlich mechanisch erlernen mußte, weshalb er gelobt worden ist. Ich bin jedoch nicht der Meinung Rousseau's, daß er zuerst hätte Russen und dann Europäer aus ihnen machen sollen, denn dieses Volk ist ohne alles Ingenium, wenn man nicht ein Nachahmungsingenium in ihm erregt. Sie ahmten aber sonderlich die Laster, die Thorheiten, die Fehler anderer Nationen nach und konnten in ihren Angelegenheiten nie ohne Ausländer zurecht kommen. — — —

Die Hälfte der Deutschen sind Erzrussen. Die Ursache ist, weil die Deutschen das europäische Gedächtniß vorstellen und weil das Gedächtniß gemacht ist, Eindrücke zu empfangen und nicht zu geben. Wenn es aber verdorben ist, so steht es mehr

den sinnlichen Eindrücken offen, als der Herabwirkung des judiciösen Willens, in äußern Dingen, in natürlichen, — dessen Repräsentanten die Franzosen in Europa sind — oder den die Franzosen im großen europäischen Menschen vorstellen. Der judiciöse Theil der Deutschen (das judiciöse Gedächtniß) ist mehr den Franzosen zugethan. — — —

VIII.

Blicke auf zukünftige Begebenheiten.

1806.

In jedem Falle eines Krieges mit Frankreich wäre es für die Erhaltung Preußens vielleicht wichtig, daß Norddeutschland einer einzigen Macht unterworfen würde. Der Krieg würde dann mit weit mehrer Energie geführt, weil Einheit der Regierung den Maßregeln Kraft ertheilt.

Hierbei würde es denn freilich nothwendig sein, die kleinen Herren ihrer Souveränetät zu entsetzen. Allein das Verbrechen wäre nicht groß, denn vorerst ist ja die Regierung kein Eigenthum, weil die Völker kein Eigenthum sind. Caligula war zwar anderer Meinung, allein die Manen dieses politischen Philosophen mögen es mir verzeihen, daß ich nicht seiner Meinung so ganz unbedingt sein kann, obgleich eine unterthänige Befürchtung, in dieser Sache zu weit zu gehen, mich abhält, den vortrefflichen Satz ganz umzustoßen. Er muß ja wol vortrefflich sein, weil er bis jetzt immer als Regel des Betragens in der Welt gegolten hat.

Die kleinen Fürsten des nördlichen Deutschlands würden dadurch keineswegs ihres Eigenthums beraubt. Nur über das Eigenthum ihrer bisherigen Unterthanen könnten sie nicht mehr schalten und es verzehren; das ihrige aber, oder ihre Familien-

güter, bliebe ihnen und sie wären dann dem englischen Parlament zu vergleichen, dessen Stelle sie dann in der ehemaligen deutschen Verfassung einnähmen. Ich sehe nicht, was sie dabei verlören. Das nördliche Deutschland würde aber eine Nationalexistenz und einen Nationalgeist erhalten, wenn die preußische Monarchie in die Monarchie Germania sich umwandelte.

Zweitens können die kleinen Herren ihr Souveränetätsrecht aus der deutschen Constitution durchaus nicht ableiten. Sie mögen sich doch ihres ehemaligen Verhältnisses zu Kaiser und Reich erinnern. Sie könnten sich also nicht beklagen, wenn Preußen die ursprünglich deutsche Verfassung in Norddeutschland wieder herstellte. Ihre Unabhängigkeit gründet sich auf einen Misbrauch. Sie ist usurpirt. Dies wäre also genug, um das Gewissen des preußischen Monarchen und des preußischen Cabinets zu beruhigen.

Einen dritten Grund entlehne ich aus der Iliade des Homer, oder vielmehr, sie gibt mir die Veranlassung dazu. In dieser unsterblichen Epopöe läßt der eben so weise als große Dichter den weisen Ulysses oder Nestor (ich weiß nicht gewiß welchen) sagen: Vielherrscherei taugt nichts. Dies ist indessen in diesem Gedicht blos militärisch, nicht politisch zu verstehen. Ulysses will nur sagen, in einem Kriegsheere tauge Vielherrscherei nichts, weil ihm die Wirthschaft, welche die griechischen Häuptlinge gegen den Agamemnon in dieser Belagerung von Troja trieben, zuwider war. Denn hätte er hiermit zum Vortheil der Monarchie sprechen wollen, so würde man ihm mit Grund antworten können, daß in Monarchien gar oft nur zu viel Vielherrscherei getrieben werde, und daß deswegen in andern Verfassungen, wenn die Leute einig sind, Einherrscherei stattfinde. Ich aber sage nach reiflicher Ueberlegung und sowol im militärischen als politischen Sinne: Kleinherrscherei taugt nichts.

Aus Mungo Park's Reisen in Afrika habe ich ersehen, daß die Regierung der kleinen Negerfürsten nicht die beste ist, wenngleich auch Ausnahmen dabei stattfinden sollten. Ich will nichts gegen große Monarchien hier sagen, allein ich mag nicht in einem

kleinen despotischen Staate leben, wo der Despot ein jedes Individuum kennt, wo sein ganzes Reich es hört, wenn er auf seinem Throne nießt.

Preußen scheint das nördliche Deutschland vom südlichen trennen zu wollen, und Hildesheim ist schon einigermaßen als das nördliche Regensburg bei verschiedenen Gelegenheiten zu betrachten gewesen. Eine solche Operation wäre eben so gefährlich wie die soeben betrachtete, ohne deren Nutzen zu gewähren. Sie ist eine halbe und schwache Maßregel, statt daß seine Einverleibung eine kraftvolle, dem ganzen Europa imponirende sein würde.

Allein nichts ist unwahrscheinlicher als eine solche wichtige Begebenheit. Es gehört ein hoher Grad von Kühnheit, von Herrscherstärke, von politischer Einsicht, von militärischer Kunst dazu, erstere Eigenschaften, um sie zu unternehmen, die letztern, um sich im neuen Besitze zu erhalten. Der jetzige König von Preußen ist zu milde, zu gütig und zu sehr mit seiner jetzigen Lage zufrieden, um sich wegen der Vergrößerung seines Staats, den er für hinlänglich groß hält, einer solchen thätigen Ungelegenheit auszusetzen. Charaktere, welche für die häuslichen Freuden so sehr empfänglich sind, und die Umarmung einer holden Gattin den Anlockungen des Ruhmes vorziehen, sind nicht diejenigen, welche die Gestalt der Welt durch Revolutionen umwandeln. Der preußische Monarch wird keinen Fürsten seiner Länder berauben und das gegenwärtige preußische Cabinet ist zu ehrlich, man erlaube mir diesen hier richtig bezeichnenden Ausdruck, um wichtige Vergrößerungen zu rathen und die Mittel dazu anzugeben, wenn selbst die Natur des gegenwärtigen so wohlgesinnten Monarchen die Sache möglich machte.

Selbst der große Friedrich dachte nicht auf große Vergrößerungen. Er war mehr Philosoph als Held. Er schien nie auf die Erhebung seines Reichs bis in die Reihe erster Mächte zu denken. Er war nicht unempfindlich gegen den wollüstigen Genuß der Ruhe. Er eilte zu genießen, nachdem er erworben hatte. Kein rastloses Feuer, grenzenlose Entwürfe des Ruhms

zu realisiren, störte diesen Genuß. Er war mehr ein Mann von Talenten als ein Mann von Genie; und die gesunde Vernunft eines epikurischen Philosophen war mehr sein Geisteseigenthum als die Hoheit der Seele eines Alexander.

Seine Eroberungsbegierde war sehr eingeschränkt. Er hatte nur einen Anfall davon in seiner Jugend, als er Schlesien eroberte. Mit diesem Erwerb war er zufrieden, seine übrigen Kriege wurden geführt, um ihn zu behalten, nicht zu vermehren. Seine übrigen Vergrößerungen wurden ihm von dem Glücke in die Hände gespielt, fast ohne sein Zuthun. Er duldete sogar, aus Liebe zur Ruhe, daß die andern Mächte mehr von Polen nahmen wie er. Seine Ungeduld, den Siebenjährigen Krieg zu enden, machte, daß er die Gelegenheit entwischen ließ, sich mächtig in Westfalen zu vergrößern. Nie nährte er erhabenere Entwürfe als den, einen mittelmäßigen Staat zu stiften, und seiner Familie ein größeres Erbtheil zu hinterlassen, als er bekommen hatte. Er dachte die Dinge mit zu vieler Klarheit, um ein Held zu sein. Jene Illusion der Leidenschaft, welche große Seelen zu großen Thaten hinreißt, mangelte ihm. Das Nützliche, nicht das Schöne war die Triebfeder seiner Handlungen und der Schimmer des Ruhmes erbleichte vor seinem kalten philosophischen Blick.

Eilig machte er seinen Separatfrieden nach der Eroberung Schlesiens, da er doch noch mehr erobern und vielleicht das Haus Oesterreich stürzen konnte, wenn er die Sache auf das Aeußerste trieb. Allein er eilte zu genießen und zog eine gewisse Mittelmäßigkeit einer ungewissen zukünftigen Größe vor. Es ist die Frage, ob Friedrich, mit Alexander's Geist, nicht Herrscher von ganz Deutschland geworden wäre. Allein wenn sein Kopf auch gigantische Plane zu fassen vermochte, so war sein Herz zu schwach, um sie zu wollen.

So wenig nun Eroberungsbegierde ein herrschender Zug seines Charakters war, ebenso wenig ließ er sich die Veredelung des von ihm beherrschten Volks seine Hauptangelegenheit sein. Erhabene Entwürfe der moralischen Legislation sind nie in seine

Seele gekommen, entweder weil er die Menschen, sonderlich die von ihm beherrschten Menschen ihrer nicht würdig hielt, oder weil sie seinen Absichten und sonderlich seiner Art zu regieren geradezu entgegengearbeitet hätten. Bei so vielem Verstande müßte man keine erhabene Seele in ihm voraussetzen, wenn nicht seine tiefe Menschenverachtung seine Seelengröße rettete.

Seiner Ueberlegenheit über die ihn Umgebenden sich bewußt, durften sie nur die unbedingten Instrumente seines Willens sein. Diese Art zu regieren war nicht geeignet, geschickte Staatsmänner zu bilden. Wenn ein Anderer für uns denkt und will, so schlummern aus Mangel der Uebung die Facultäten des Denkens und Wollens. Wir sind dann gleichsam nur Wasserleitungen, welche von der Quelle her das befruchtende Fluidum durchlaufen lassen, ohne es zu säubern. Die Vergleichung mit einem Siebe würde passend sein, wenn ein Sieb nicht säuberte. Menschen, gewöhnt, blos passiv sich bearbeiten zu lassen, werden wenig geschickt sein, selbst als actives primum mobile den ersten Stoß zu geben.

König Friedrich schien der Meinung zu sein, daß in einer Monarchie der Monarch an Geistesstärke ebenso über seine Diener hervorragen müsse, als er ihnen an Macht überlegen ist. Ich glaube, er hatte Recht, wenn die Monarchie eine solche bleiben soll. König Friedrich regierte einzig und allein nach seinem Kopfe und aus dem Kopfe, insofern seine Regierungsart originell war. Dies hatte eine vortreffliche Folge: Einheit in der Regierung. Alles in seiner Art zu herrschen, war aus einem Stücke. Alles war systematisch und zusammenhängend, denn Consequenz war ein Hauptzug seines Charakters. Er ging nie wieder selbst von einem erkannten Irrthume zurück, und zwar, mich dünkt, zufolge einer sehr wichtigen Staatsklugheit, weil Schwanken in den Maßregeln Achtung der Regierung raubt, und das sonderbare Schauspiel des Aufbauens und Wiedereinreißens nicht ihrer Klugheit das Wort redet und die Staatskräfte verzehrt.

Da nun eminente Köpfe nicht so gute Wasserleitungen, wie ich oben gesagt habe, sind als höchst mittelmäßige Menschen,

sondern gern sich einmischen und von dem Ihrigen hinzusetzen, so mochte er sie nicht gern um sich haben, und bei den Staatsstellen waren sie nicht Diejenigen, welche er hervorzog. Wenn es hin und wieder geschehen wäre, so würde es eine Ausnahme sein, welche bewiese, daß selbst die consequentesten Charaktere nicht immer consequent sind.

Zur gesellschaftlichen Belustigung wählte er sie zwar in seinen jüngern Jahren. Aber auch dies wurde er überdrüssig, denn er mochte doch bei dem Allen gern hervorragen, welches in solcher Gesellschaft nicht wohl anging. Daher stand er nur zuletzt durch Briefe mit Männern von Genie in Verbindung und wählte sich Gesellschafter von gewöhnlicherm Schlage. Es verdient jedoch bemerkt zu werden, daß, da er so unaussprechlich viel sprach, er die Leute, welche er nicht zu Worte kommen ließ, nicht kennen lernen konnte.

Da er nun im Allgemeinen nur gewöhnliche Menschen zu Werkzeugen seines Willens wählte, und sie noch obendrein selten für sich selbst urtheilen und handeln ließ, so wird man doch wol leicht erachten können, daß er keine Baumschule der kühnsten Staatsmänner, fähig, die riesenhaftesten Entwürfe im Verstande zu empfangen und auszuführen, bildete und hinterließ. Da ferner dieser Monarch selbst kein excentrisches Genie war, und von keiner unbegrenzten Ehrsucht und erhabenen Planen, die Gestalt der Welt zu verändern und zu verbessern, in seinem Innern beunruhigt wurde, so konnte er noch weniger seiner Monarchie ein Geistesgepräge eindrücken, welches nicht das seinige war. Folglich hinterließ er eine genügsame Monarchie, die es verdiente, von ihren Nachbarn mehr geliebt zu werden, als es der Fall ist, weil sie wol schützen, aber ihrem Charakter zufolge nie verwunden kann, weil sie, indem sie die Unabhängigkeit keines Staates in Deutschland gefährdet, selbige Allen zusichert. — — —

— — — In einer Kriegsart, wo physische Quantitäten im Gefecht wenigstens die moralischen überwiegen, sind die Russen

Virtuosen der Kunst. Sie sind keine Helden, aber sie sind bessere Kriegsmaschinen wie die Ballisten und Katapulten der Alten. Ein Russe verdient aber deshalb den Vorzug vor einer andern Maschine, daß er unmittelbar auf das Geheiß des Führers etwas ausrichtet, statt daß eine Baliste von Andern in Wirksamkeit gesetzt werden mußte.

Ein Russe ist tapfer, feige, ehrlich, betrügerisch, weise, thöricht, witzig, dumm, Alles auf Geheiß seiner Obern. Er betet, er nothzüchtigt, er hört auf, er mordet, er spießt Kinder, er ist mitleidig, großmüthig; Alles wie seine Herren es haben wollen. Er hat Talente, wenn sie es befehlen. Von welcher andern Maschine kann man das behaupten? Vortreffliches Volk, von der Vorsehung absichtlich für die unumschränkte Monarchie geschaffen!

Doch ich erinnere mich, daß ich hier blos untersuche, und daß Ekstasen mir nicht erlaubt sind. Von meinem russischen Enthusiasmus kehre ich also zu meinem Gegenstande wieder zurück. Ich bemerke, daß die gemeinen Polen, mit welchen sich die preußische Armee seit den Vergrößerungen Friedrich's und Friedrich Wilhelm's geschmückt hat, eben so vortreffliche, das heißt leblose lebendige Schießmaschinen sind wie die Russen. Allein in der preußischen Armee sind Deutsche, die von den ehemaligen Wenden abstammen. Diese sind es weniger, weil sie germanisirt sind. Die eigentlich deutschen Soldaten der preußischen Armee, sonderlich die Regimenter westlich der Elbe, sind es noch weniger. Von Diesen würde aber wenig übrig sein, wenn die Neufranken bis zur Elbe gekommen wären.

Diese lebendigen Katapulten würden also den Russen ein entschiedenes Uebergewicht östlich der Elbe geben. Ich sage den Russen, weil die Preußen nur in ihrer Gesellschaft eine untergeordnete Rolle spielen würden.

Die Elbe würde also die Scheidewand zwischen Russen und Franzosen sein, sowie sie es ehemals zwischen Sachsen und Wenden war. Dieser Zustand der Dinge könnte eine geraume Zeit dauern und die preußischen Staaten wären der Tummelplatz zweier Hauptmächte, gerade wie zur Zeit des Kurfürsten Georg

Wilhelm Schweden und Oesterreicher sich in Brandenburg schlugen und es verheerten.

Es wäre hierbei merkwürdig, daß, sowie ehemals, die Elbe die Herrschaft der slawischen und germanischen Völker trennte. Auch der Imperator Augustus wollte bis zur Elbe das römische Reich ausdehnen. Dieser Fluß machte die östliche Grenze der fränkischen Monarchie. Aber die neufränkische Republik würde wahrscheinlich noch östlich derselben ihre Herrschaft ausdehnen.

Denn obwol der fleischerne Katapult, Russe genannt, in Gefechten geradeaus sehr wohl zu gebrauchen ist, und die klügern gar oft besiegen kann, so muß er doch da, wo die Operationsanlage früh oder spät entscheidet, unterliegen, weil bei denselben das Licht des Verstandes Massen von Knochen und Fleisch, die von drei oder vier Begriffen vorm Verfaulen gerettet werden, besiegen muß.

Es ist leicht zu erachten, daß die der Elbe zunächst gelegenen Gegenden, sonderlich die östlichen, eben kein erwünschter Wohnplatz dann sein würden. Das Schlimmste aber ist, daß dieser unglückliche Zeitpunkt für Diejenigen, welche die Tendenz der Dinge aufzufassen verstehen, früher oder später unvermeidlich zu sein scheint.

Es gibt Staaten, über welchen die größte Gefahr schwebt, und die doch in vollkommener Sicherheit und Ruhe (durch eine einschläfernde Gegenwart getäuscht) zu sein wähnen.

Es gewährt aber in Hinsicht auf Preußen den aufrichtigen Anhängern dieser Monarchie Beruhigung, daß die Maßregeln des gegenwärtigen Monarchen gerade diejenigen sind, welche das drohende Unglück einer untergeordneten Verbindung mit einem mächtigern Staate in einem Kriege gegen einen noch mächtigern wenn nicht ganz abwenden, doch sehr in die Ferne hinaussetzen können. Diese Maßregel ist eine so strenge Neutralität, wie sie Preußen gegenwärtig beobachtet.

Da dies Manchem eben so paradox scheinen möchte, als es wichtig ist, so werde ich dies hier mit sehr triftigen Gründen, wie ich glaube, auseinandersetzen.

Eine kleinere Macht sinkt immer tiefer hinunter, wenn sie sich nicht verhältnißmäßig mehr vergrößert als die großen Mächte. Denn wenn sie nur ebenso viel Land und Leute gewinnt, so bleibt das vorige Verhältniß. Wenn sich aber die größern Staaten noch mehr vergrößern, so werden ja die minder großen Mächte vom zweiten oder dritten Range am Ende zu kleinen herabsinken.

Dieses verhältnißmäßig größere Steigen der Macht der Staaten vom ersten Range ist unvermeidlich. Denn je mächtiger ein Staat ist, desto größer werden seine Ansprüche sein, um desto besser kann er sie gelten machen.

Da nun mindermächtige Staaten bei einem Kriege mehr wagen als letztere, so werden sie ruhig bleiben, wenn sie auch nur einen geringen Theil des Erworbenen bekommen, während die mächtigern einen größern sich zueignen. So ließ sich der große Friedrich ruhig gefallen, daß Rußland und Oesterreich mehr von Polen nahmen als er, weil er doch auch ein Stückchen bekam. Es hätte genau das Gegentheil sein sollen; da sein Staat der mindergroße war, so mußte er sich mehr vergrößern wie die mächtigern Nebentheiler.

Es scheint wirklich, daß, wenn Friedrich ein solches umfassendes, in die Zukunft spähendes Genie gewesen wäre, als gewöhnlich geglaubt wird, er auch diese Betrachtung würde angestellt haben. Er würde also seinen Ruhm und die Dauer seines Staats seiner Ruhe vorgezogen haben, und hätte folglich entweder die Vergrößerung der Andern verhindert, oder sich noch mehr vergrößert. Dieses konnte aber nur durch einen energievollen Krieg geschehen, dessen er herzlich müde war.

Wer müde ist, hört auf ein Held zu sein, weil jener Ekel an Weltdingen eine Geisteserschlaffung anzeigt, die uns zu einer thätigen Rolle bei großen Weltbegebenheiten unfähig macht.

Durch gewaltsame Anstrengungen mußte also Friedrich seinen Staat bis in die Reihe der ersten Mächte erheben. Denn durch die Eroberung von Schlesien hatte er nun einmal die Eifersucht rege gemacht; es kam nun darauf an, durch noch wichtigere Er=

oberungen sie ohnmächtig zu machen. Er that also entweder zu viel oder zu wenig. Zu viel, indem er durch die Eroberung Schlesiens sich den Haß großer Mächte zuzog, und aus einer glücklichen Dunkelheit hervorging, in welcher das Wohl seiner Unterthanen sein einziger Ruhm hätte sein sollen; zu wenig, indem er nicht bis zur abschreckenden Größe einen gewaltsam gebildeten Staat erhob. Er war also kein Cäsar. Er war auch kein Macbeth: **I have waded so far in blood, that to return would be as tedious as to proceed.** Er erinnerte sich nicht, daß man noch gar nichts gethan hat, so lange noch etwas zu thun übrig bleibt.

Wenn also künftig einmal die preußische Monarchie zu Grunde gehen könnte, (wir wünschen ihr aufrichtigst eine lange Dauer und werden uns hier mit den Mitteln beschäftigen, ihr eine solche zu geben, wir glauben auch nicht, daß unsere unparteiischen Untersuchungen in einer Monarchie, wo Freiheit der Meinungen gestattet wird, misfallen werden, weil eine herbe Wahrheit nützlicher ist als ein angenehmer Irrthum, und ein aufrichtiger Freund erstere sagt und letztern aufdeckt), so würde es die Schuld Friedrich's des Großen sein. Er hat es versäumt, Preußen zu einer Macht der ersten Größe zu erheben. Sein Nachfolger könnte es gegenwärtig nur durch eine Operation, welche bei demselben die größte Kühnheit, die größten Einsichten, eine unbegrenzte Standhaftigkeit, die wichtigsten Schwierigkeiten zu besiegen, und die glänzendsten militärischen Eigenschaften, verbunden mit legislatorischer Weisheit erfodern würde, bewerkstelligen, und dennoch wäre der Erfolg ungewiß.

Mangel an Nationalverstand ließ Polen aus der Reihe der Staaten verschwinden. Ich fürchte, Deutschland wird eben dies Schicksal erleben, früher oder später, wenn die deutschen Mächte nicht anfangen, nach bessern Grundsätzen zu handeln. Die deutschen Völker haben eben nicht in dem letzten Jahrzehend einen hohen Begriff von ihrer Volksintelligenz gegeben. Man sage

nicht, die fehlerhafte Constitution sei hieran Schuld, denn die Verfassung ist der Ausfluß und Abdruck des Nationalverstandes. Diejenigen Staaten aber, denen Intelligenz und geschickte Männer mangeln, müssen sich der Apathie weihen und von der vormundschaftlichen Leitung des Schicksals erwarten, was sie durch Klugheit nicht erlangen können.

IX.

Gustav Adolf in Deutschland.

1808.

Das Haus Oesterreich, welches eine Reihe Prinzen erzeugte, die um so mehr den Krieg liebten, je weniger sie die Gefahren des Kriegs theilten, wollte zur Universalherrschaft in Europa gelangen, ohne doch selbst die Kraft zu leiten, welche allein die Herrschaft erringt. Die Wahl der Feldherren konnte nur allein unkriegerische Feldherren zum Zwecke führen, eine Wahl, die, um glücklich zu sein, selbst einen Feldherrn erfoderte. — — —

Die Ursache des Kriegs war nicht die Religion, welche innerlich ist und in der Ausübung des Guten besteht; sie war nicht die Beobachtung leerer Gebräuche, welche, wenn sie nicht das Symbol einer politischen Partei sind, Niemand Interesse einflößen; sie lag in der Beraubung der Kirchengüter, welche seit Luther's Reformation die deutschen Fürsten bereicherte, deren Selbständigkeit das einzige Hinderniß der unumschränkten Macht des Hauses Oesterreich in Deutschland war. Die Religion lieferte den Vorwand zum Kriege, weil Niemand die Plane der Herrschsucht befördert, wenn sie nicht umschleiert sind. . . . .

Digitized by Google

3.

Aus Dietrich Bülow's militärischen Schriften.

Nebst einer kritischen Einleitung zu denselben.

Von

Wilhelm Rüstow.

Digitized by Google

Dietrich von Bülow's
Bedeutung für die Entwickelung der Kriegswissenschaft.

Eine kritische Einleitung zu seinen militärischen Schriften.

Dietrich von Bülow ist für die Militärliteratur und damit auch für die Entwickelung der Kriegswissenschaft nach mannichfachen Richtungen hin von Bedeutung. Er ist als Systematiker, als Kritiker, als Geschichtschreiber, endlich als Verkündiger der militärischen Zukunft Europas aufgetreten.

Als Systematiker darf man ihn dreist den Begründer — nicht der Kriegswissenschaft — aber der Wissenschaft von der Kriegführung nennen. Denn er sprach es zuerst unumwunden aus, daß die Kriegführung im Großen auf wissenschaftliche Grundlagen zurückgeführt werden könne, aus welchen dann auch bestimmte Regeln, Anhalte zum Handeln, wie Anhalte der Kritik abzuleiten wären; — eine Ansicht, die uns heute wol im Allgemeinen auf der Hand zu liegen scheint, die aber doch bis auf die Gegenwart herab ihre Gegner gefunden, daher bis auf die Gegenwart herab der Verfechter bedurft hat.

Dies allein sichert Bülow schon einen historischen Namen, weil es nicht ohne erheblichen Einfluß auf die größten Verhältnisse des Völker- und Staatslebens bleiben kann, ob man die Existenz einer Wissenschaft der Kriegführung anerkennt oder nicht.

Digitized by Google

Existirt sie, so wird auch die Kunst der Kriegführung oder der Heerführung allgemeiner zugänglich gemacht, sie ist nicht ferner ausschließlich Domäne des Genies. Daraus zu folgern, daß nun auch Jedermann ein Feldherr — nicht ein General — werden könne, wäre thöricht, weil den Feldherrn niemals allein das Wissen macht, weil derselbe vor allen Dingen vielmehr der Eigenschaften des Charakters bedarf, die zur entschlossenen und consequenten Anwendung des Wissens befähigen. Aber sind diese Eigenschaften vorhanden, so gibt die Wissenschaft eine solide Grundlage des Handelns, weil sie den logischen Weg zu den zweckmäßigen Ueberlegungen eröffnet und bahnt. — Gäbe es keine Wissenschaft der Kriegführung, so würde alles Studium des Kriegs zwecklos, weil es ziellos bleiben müßte, weil Anhaltspunkte für das eigene Handeln doch nicht zu erlangen wären; es würde sich also kein vernünftiger Mensch mit einem solchen Studium abgeben. Wird aber die Existenz einer Wissenschaft der Kriegführung anerkannt, so wird deren Studium eine nützliche Beschäftigung, welche Resultate verspricht, und folgerecht auch eine allgemeinere. Und es ist wol klar, daß dann ein Heer, in welchem der Krieg in weitern Kreisen studirt wird, mit größerer Wahrscheinlichkeit eine Reihe von guten Feldherren erziehen wird als ein anderes, in welchem man die Fähigkeit, Heere zu führen, als eine directe Gabe der himmlischen Mächte betrachtet und vom Geschicke erwartet, ob es einen Erlöser sende oder nicht. Jene guten Feldherren mögen keine Napoleons sein, sie sind aber doch vielleicht Wellingtons oder Washingtons — und eine Reihe von guten Generalen gibt einem Staate jedenfalls mehr Sicherheit als einzelne große Feldherren, welche meteorisch von Jahrhundert zu Jahrhundert einmal aufleuchten. Größern Glanz werden diese Letztern bringen, aber nicht größere Festigkeit und Dauerhaftigkeit der Verhältnisse. In einem Heere, in dem der Krieg eine Sache des Studiums geworden, entwickeln sich in weitern Kreisen klarere und richtigere Anschauungen; das Ineinandergreifen der mannichfaltigen Handlungen, in welche der Krieg sich zerlegt, wird erleichtert, weil der Feldherr, nicht mehr auf einer

Digitized by Google

isolirten Höhe stehend, bei halben Worten schon verstanden wird und die Unterfeldherren bei Lösung ihrer Einzelaufgaben doch stets im Stande bleiben, das Ganze und in ihm den letzten Zweck zu übersehen.

Wer also den Satz aufstellt, daß die Kriegführung wissenschaftlicher Betrachtung unterworfen werden könne, und die Menschen für seine Ansicht, — wenn auch anfangs nur theilweis — zu gewinnen versteht, hat sich sicherlich ein praktisches Verdienst erworben. Bülow that Jenes und er entwickelte zugleich die Grundlagen der Wissenschaft, wie wir sie in allem Wesentlichen noch heute anerkennen, indem er die Begriffe einer Basis, des Subjects und Objects der Operationen, der Operationslinie, feststellte. Daß seine Lehren Wurzel faßten, wer wollte es leugnen? Ich will mich begnügen, in dieser Hinsicht nur auf einen Punkt hinzuweisen. Nennen wir nicht heute noch — von Spitzfindigkeiten abstrahirt, — Strategik und Taktik, was Bülow so nannte? Beide Bezeichnungen sind so willkürlich, das Wort paßt hier so wenig zur Sache, daß es doch wahrhaftig auffallen muß, wenn so sonderbare und unpassende Bezeichnungen sich so tief einfressen konnten; und Derjenige, welcher sie zuerst in diesem Sinne brauchte, muß doch wol einen bedeutenden Einfluß auf seine Zeitgenossen und durch sie auf die folgenden Generationen geübt haben, wenn ein halbes Jahrhundert nicht hingereicht hat, das offenbar Falsche abzuschütteln. Strategik heißt, wörtlich übersetzt, die Kunst oder Wissenschaft der Heerführung, — ganz allgemein. — Wir aber verstehen nach Bülow in der Theorie des Kriegs darunter die Wissenschaft von den Operationen, also einen Theil der Wissenschaft von der Heerführung.

Taktik heißt die Kunst oder Wissenschaft der Stellung; wir aber verstehen in der Theorie des Kriegs mit Bülow darunter die Lehre von den Schlachten. In der Theorie der Kriegführung, sage ich, — denn wer etwa die Taktik als eine abgesonderte Wissenschaft behandelt, dem fällt es nicht ein, sie als eine reine Lehre von den Schlachten zu betrachten, der erkennt factisch auch eine Taktik der Märsche und der Lager an. Im Grunde

darf man nicht leugnen, daß hier eine heillose Confusion herrscht, der durch eine neue Terminologie ein Ende gemacht werden sollte und mit großem Nutzen für die Praxis ein Ende gemacht werden würde, — eine Confusion, deren Schöpfer Bülow in demselben Augenblicke ward, da er als Gründer einer Theorie des Kriegs auftrat, — die aber, indem sie sich beharrlich so lange behauptete, Bülow's Einfluß auf die militärischen Anschauungen der gegenwärtigen und der nächstvorigen Generationen äußerst schlagend beweist.

Bülow nennt sein wissenschaftliches Gebäude das „neuere Kriegssystem", er datirt dessen thatsächliche Anfänge von der Einführung des Feuergewehrs und stellt dem neuern Kriegssystem das der Alten gegenüber. Hiermit sagt er selbst, daß sein System kein allgemein gültiges sei. Man ist gegenwärtig wol so ziemlich einverstanden darüber, — soweit man überhaupt die Existenz eines Systems der Kriegführung zugibt, — daß es ein allgemeines, für alle Zeiten gültiges gebe, welches in verschiedenen Erscheinungsformen auftreten kann, dessen Grundlagen aber durchaus dieselben bleiben, folglich, daß es nur ein System der Kriegführung gebe. In der That ist es nicht schwer nachzuweisen, daß sich Bülow in einem gründlichen Irrthum befinde, wenn er das Kriegssystem der Neuern dem der Alten gegenüberstellt. Er sieht den Grundunterschied darin, daß die Neuern sich basiren müßten und die Alten dessen nicht bedurft hätten. Dieser Grundunterschied existirt nun factisch gar nicht. Bülow's Irrthum entspringt erstens aus seiner oberflächlichen Geschichtskenntniß, zweitens daraus, daß er den Begriff einer Basis im Systeme willkürlich zu enge eingrenzt; als Kritiker steckt er ihn selbst weiter. Was ist denn eine Basis? Bei Licht betrachtet ist es ein Land, dessen Verwaltung man in Händen hat und dessen Hülfsquellen man auszubeuten vermag. Unter diesen richtigen weitern Begriff fällt auch der engere von Bülow's System, derjenige einer Reihe von Festungen. Hebt man die letztern aus dem verwalteten Lande heraus, so ist sie, isolirt in der Luft schwebend, wahrlich auch in Bülow's Sinne keine Basis mehr;

ein verwaltetes Land bleibt aber eine Basis selbst ohne Festungsreihe; die letztere kann die Basis verbessern, zur Constituirung des Begriffs gehört sie aber nicht. — Wollte man strenge daran festhalten, so würde man schwerlich alle Feldzüge des Kaisers Napoleon unter den Begriff des neuern Kriegssystems bringen können. Ein Land aber, in welchem sie verwalteten, dessen Hülfsquellen sie ausbeuten konnten, mußten auch die alten Feldherren zur Basis ihrer Operationen machen, wenn sie ein anderes angriffen, in welchem sie die Verwaltung noch nicht hatten, — und die großen Feldherren des Alterthums haben es gethan. Man verfolge doch Alexander's Feldzüge in Asien. Mit welcher Sorgfalt denkt er nicht darauf, sich eine tüchtige Unterlage seiner Unternehmungen zu bereiten, sich auszudehnen; in die Breite, ehe er vorwärts dringt; — man schlage Cäsar's Commentarien auf und überzeuge sich, welche Rolle hier die res frumentaria, die Verproviantirung, folglich das Dasein oder die Beschaffung eines in geordneter Weise ausnutzbaren Landes spielt. Die großen Feldherren des Alterthums suchten sich allerdings ihre Basis vielfach durch richtige Benutzung der politischen Verhältnisse, der Parteien in den angegriffenen Ländern zu verschaffen; — aber die großen Feldherren der Neuzeit haben Das doch auch gethan: Gustav Adolf machte zu seiner Basis den Protestantismus, Napoleon zuerst die Freiheit — in Italien, dann die Eifersucht der Souveräne — in Deutschland.

Ich habe von Bülow's oberflächlicher Geschichtskenntniß geredet. Sie ist unleugbar. Die Alten kannte er in Hinsicht auf ihre Kriegseinrichtungen wesentlich aus Folard, eine sehr trübe Quelle, wie ich nicht weiter auseinander zu setzen brauche. Wie hätte er von der geringen Bedürftigkeit der Heere des Alterthums sprechen können, wenn er das Alterthum kannte? Bülow war historisch sehr belesen, hatte aber wenig studirt und besaß die Naivetät, seine Belesenheit für Erfolg des Studiums zu halten. Ein auffallendes Beispiel dafür hat er uns selbst aufbehalten. Er sagt in seinem „Geist des neuern Kriegssystems": Gustav Adolf habe sich im Dreißigjährigen Kriege nicht basirt. Man

nehme den ersten besten jungen Offizier der Gegenwart heraus, ob er bei dieser Behauptung nicht stutzig werden wird, ob er nicht wissen wird, wie Gustav Adolf sich ein Jahr lang in Pommern und der Mark umhertrieb, eben aus keinem andern Grunde, als um sich zu basiren. Bülow wußte dies nicht. Späterhin machte er sich daran, seinen „Gustav Adolf in Deutschland" zu schreiben. Nun fiel ihm sein Irrthum sogleich auf, er bekannte ihn, wie immer, ohne Weiteres. Hätte er eine Geschichte Alexander's, Cäsar's nach den Quellen geschrieben, so würde er auch in Hinsicht auf das Alterthum seinen Irrthum eingesehen haben. Damit wäre denn der ganze Grundunterschied zwischen altem und neuem Kriegssystem zusammengefallen, Bülow hätte seinen „Geist des neuern Kriegssystems" umtaufen müssen, aber nicht blos den Namen, sondern auch die Ausführung. Ich bin überzeugt, daß er zu dieser Selbstkritik gekommen wäre, wenn er noch zehn Jahre länger lebte. Die Selbstkritik wäre aber der erste Schritt zu einer weitern Auffassung der Kriegführung geworden, das einseitige System Bülow's hätte sich in ein umfassenderes verwandelt und sich darum eben der idealen Wahrheit mehr genähert.

In neuester Zeit ist dieser Schritt von einem Andern für Bülow gethan worden, ich meine vom General Willisen, der Bülow's Grundlagen, ihrem Wesen nach, behielt, sie aber erweiterte. Willisen's „Theorie des Kriegs" hat beiweitem noch nicht die Anerkennung gefunden, welche sie verdient, wie es mir scheint. An Klarheit der Darstellung dürfte schwerlich ein Autor, an kriegerischer Einsicht schwerlich ein Feldherr den General Willisen übertreffen. Das Letztere zu behaupten ist gewagt, ich weiß es wohl, weil man das Unglück oder den Nichterfolg eines Feldherrn gewöhnlich zuerst seinem Mangel an kriegerischer Einsicht zuschreibt. Aber mit welchem Rechte denn? Ich wenigstens werde meine Behauptung in Betreff des Generals Willisen aufrecht erhalten können, da ich kriegerische Einsicht und kriegerisches Wissen erst für die zweite Eigenschaft eines Feldherrn halte und den Charakter für die erste, da ein glücklich constituirter Charakter

allein die Fähigkeit gibt, mit Kraft und Consequenz, unbeirrt von Nebenumständen, dem Ziele zuzusteuern, welches die Einsicht gesteckt hat und auf den Wegen, welche diese zeigt. Die kriegerische Einsicht ist darum die zweite Eigenschaft, weil diese dem Feldherrn sein Generalstab ersetzen kann, den Charakter aber Niemand. General Willisen wäre wahrscheinlich ein vortrefflicher Generalstabschef gewesen. — Schon ehe er das Unglück gehabt hatte, an die Spitze einer Armee gestellt zu werden, ist seine „Theorie des großen Kriegs" vielfach angefochten worden; jetzt haben Diejenigen, denen Klarheit und Einfachheit mit logischer Consequenz gepaart ein Greuel ist, noch besseres Feld, über die Theorie des Kriegs herzufallen und ihren Verfasser „Kriegsprofessor" zu heißen. Solche Kriegsprofessoren sind gar nicht so übel, Scharnhorst war auch einer; ich vermuthe auch sehr stark, daß der Marschall Radetzky und der Feldmarschallieutenant Haynau Kriegsprofessoren in ihren Hauptquartieren gehabt haben und ich glaube andererseits, daß es den Ungarn 1849 sehr zu wünschen gewesen wäre, daß sie diese Waare gehabt hätten. Wenn ein solcher Kriegsprofessor Charakter hat, so ist er ein sehr guter Feldherr und kann ein großer Feldherr sein, wie es z. B. der Kaiser Napoleon war, der beide Eigenschaften in sich vereinigte, die des Charakters und die des Kriegsprofessors. Von Scharnhorst ist Dasselbe wahrscheinlich, obgleich man es nicht mit Gewißheit sagen kann; denn ob man den zum Feldherrngeschäft nothwendigen Charakter habe, zeigt sich immer erst, wenn man wirklich ein Heer führt. Wer nicht glauben will, daß Napoleon ein Kriegsprofessor war, der muß Berthier's Ordrebücher studiren, nicht durchblättern. Diejenigen Herren aber, welche statt logischer Sätze hohle, aber hochtrabende Phrasen in ihre Bücher schreiben, um damit den Verdacht von sich abzuwenden, daß sie Kriegsprofessoren seien, werden dadurch noch lange keine großen Feldherren. Die großen Feldherren müßten sonst wie die Kohlköpfe aufschießen.

Das wissenschaftliche System der Kriegführung, welches Bülow wirklich entwickelte, ist das des umfassenden Angriffs und

des excentrischen Rückzugs. General Willisen hat das Gebiet der Kriegsformen erweitert und einer jeden ihren Platz angewiesen, er hat die Gültigkeit der einseitigen Aufstellungen Bülow's umgeworfen, indem er die Ausführungshindernisse würdigte und die drei charakteristischen Ansprüche an jede Kriegshandlung erhob, es solle die Absicht dem Feinde verborgen werden, die Ausführung mit Schnelligkeit und mit Kraft auf dem entscheidenden Punkte geschehen. Aber Bülow's Grundlagen hat General Willisen dem Wesen, wenn auch nicht der Form nach beibehalten. In der That, — hat er nicht die Strategik als die Lehre von den Verbindungen charakterisirt und leitet er nicht ihre Regeln aus der Eigenschaft der Armeen her, welche er sehr gut die Bedürftigkeit genannt hat? — Hierin steckt, wie es mir scheint, der Mangel und so zu sagen die Fehlerhaftigkeit des Willisen'schen Systems. Diesen Fehler in der Anlage hätten Willisen's Kritiker aufdecken und verfolgen sollen, statt sich an unnütze Kleinigkeiten zu halten.

Ich glaube meine Ansicht über diesen Punkt hier näher erörtern zu können, da Willisen und Bülow in so enger Beziehung zueinander stehen.

Willisen theilt die Lehre vom Kriege in diejenige vom Angriff und die von der Vertheidigung. Jede dieser Oberabtheilungen erhält zwei Unterabtheilungen: Strategik und Taktik. Die beiden Unterabtheilungen führt Willisen auf die Grundeigenschaften der Armeen zurück; er behauptet, es gäbe deren zwei, die alle andern dominirten: Bedürftigkeit und Schlagfähigkeit. Auf die erste baut er dann die Lehre von den Verbindungen (Strategik), auf die zweite die Lehre von den Schlachten (Taktik). Wer sollte hier nicht eine Lücke erkennen? Sollte denn die Eigenschaft der Bewegungsfähigkeit — im engern Sinne Marschfähigkeit — der Armeen so ganz in den Hintergrund treten dürfen? Schwerlich!

Die Bewegungsfähigkeit spielt in der Ausführung eine so bedeutende Rolle, daß sie wol auch im Systeme eine spielen muß. Sie muß in diesem untergebracht werden und zwar nicht secun-

där, sondern dominirend; denn in zweiter Instanz kommt sie natürlich bei Willisen auch zur Geltung. Man darf in der That nur von vorn anfangen, um der Bewegungsfähigkeit sofort ihren Platz anzuweisen.

Mit der vorherrschenden Absicht: die eine, zu erhalten, die andere, zu vernichten, treten sich die beiden feindlichen Parteien, ich sage nicht die beiden Armeen, — gegenüber. Erhalten will der Eine die eigene Staatskraft, vernichten will der Andere die feindliche. Mittel ist einer jeden das eigene Heer; die Eigenschaften dieses Mittels kommen natürlich sehr in Betracht. Aber welche Eigenschaften des eigenen Heeres kann man denn nun zur Erreichung des Zwecks benutzen? Doch wahrlich nicht die Bedürftigkeit! Ich wüßte nicht, wie diese eine nutzbare Eigenschaft des eigenen Heeres sein könnte. Aber Bewegungsfähigkeit und Schlagfähigkeit sind nutzbare Eigenschaften; denn sie sind Eigenschaften der Thätigkeit. —

Jede Staatskraft, und folglich auch jede Armee, hat allerdings zwei allgemeine Eigenschaften, die sich wie plus und minus gegenüberstehen, nämlich 1) die Fähigkeit, eine feindliche Staatskraft zu vernichten und 2) die Fähigkeit, von einer feindlichen Staatskraft vernichtet zu werden. Aber man sieht sehr bald ein, daß auf diese beiden Eigenschaften die Eintheilung der Lehre vom Kriege in Strategik und Taktik nicht gegründet werden kann. — Allerdings kann eine Eintheilung auf sie gegründet werden, aber eine andere, nämlich diejenige in Lehre vom Angriff und Lehre von der Vertheidigung. — Der Angriff hat die vorherrschende Absicht, Fremdes zu vernichten, und dazu seine active Fähigkeit zu benutzen, erst in zweiter Instanz muß er darauf denken, sich selbst vor der Vernichtung zu hüten, er muß es aber auch ganz bestimmt, denn ohne dies kann er selbst nicht mehr vernichtend auftreten. Die Vertheidigung hat die vorherrschende Absicht, sich vor dem Vernichtetwerden zu sichern, in zweiter Instanz muß aber auch sie an die Vernichtung des Feindes denken. — Die Fähigkeit vernichtet zu werden constituirt offenbar, in einer Armee betrachtet, die Eigenschaft der Bedürftigkeit.

Aus dieser fließt also das defensive Princip, nicht das strategische.

Insofern die Armeen als Mittel zum Zweck benutzt werden, kommen ihre thätigen Eigenschaften als herrschende in Betracht, die Bewegungsfähigkeit und die Schlagfähigkeit, die sich nicht wie plus und minus gegenüber, die vielmehr wie a und b neben einander stehen. Auf diese beiden Eigenschaften allein kann die Eintheilung der Lehre vom Kriege in Strategik und Taktik (nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch) begründet werden. Erst dadurch, daß diese beiden Eigenschaften thätiger Art, namentlich aber die Bewegungsfähigkeit, in Anspruch genommen werden, kommt die Bedürftigkeit zur Sprache, erst in Rücksicht auf diese schreit sie nach Befriedigung. Man kann nie auf die Bedürftigkeit des Feindes an sich speculiren; aber wol kann man darauf speculiren, daß der Feind sich durch seine Marschfähigkeit in eine Lage versetze, in der seine Bedürftigkeit eine Schwäche für ihn wird; man kümmert sich auch gar nicht um die Bedürftigkeit an sich, aber wol fragt man, ob man in dieser oder jener Lage eine Schlacht liefern könne, ohne daß in Folge davon die Bedürftigkeit sich als eine nicht zu tilgende Schwäche herausstelle, ob man einen Marsch machen könne, ohne sich in die Unmöglichkeit zu versetzen, die Bedürfnisse zu befriedigen. Ueberall dominirt Schlacht und Marsch, allgemeiner Schlacht und Bewegung. Die Bedürftigkeit trägt erst die Reibung hinein, die allerdings erwogen werden muß, aber niemals absolut in Betracht kommt. Ich denke, dies ist deutlich genug und man wird zugeben, daß rationellerweise für die Lehre vom Kriege folgendes Eintheilungssystem zu Grunde gelegt werden müßte:

I. Allgemeine Eigenschaften der Staatskraft.
   a. Fähigkeit zu vernichten. Offensive.
   b. Fähigkeit vernichtet zu werden. Defensive.

II. Nutzbare Eigenschaften des Mittels zur Offensive und Defensive, d. h. des Heeres.
   a. Bewegungsfähigkeit. Operationen (Strategik).
   b. Schlagfähigkeit. Schlachten (Taktik).

Lange habe ich darüber nachgedacht, was in dem Willisen'schen System fehle, wo der Grundfehler stecke; denn es ist sehr kunstvoll geordnet. Fehlte die Marschfähigkeit ganz, so wäre der Fehler leicht zu entdecken gewesen; schwerer war dies, da sie freilich, — wie es ja auch nicht zu vermeiden war, berücksichtigt ist. Man fragt nun vielleicht, was dadurch gewonnen werde, daß man der Eintheilung der Theorie des Krieges statt der Eigenschaften: Bedürftigkeit und Schlagfähigkeit die andern: Bewegungsfähigkeit und Schlagfähigkeit zu Grunde lege. Eigentlich dürfte nur Derjenige so fragen, der die Existenz einer Wissenschaft des Kriegs zwar nicht thatsächlich leugnet, aber doch die Beschäftigung mit ihr mehr für ein gutes Mittel betrachtet, müßige Stunden zu füllen, als für eine praktisch nützliche Thätigkeit. Wer dagegen der richtigen Meinung ist, daß das Studium der Theorie des Kriegs, gehörig betrieben, wirklichen Nutzen gewähre, der kann ihn doch nur darin erkennen, daß jenes Studium unsere Ideen klar zurechtlegt und das richtige Auffinden des Richtigen für jeden bestimmten Fall erleichtert, gerade wie man aus einer Menge Gegenstände denjenigen, welchen man augenblicklich braucht, leichter herausfindet, wenn diese Gegenstände gehörig geordnet sind, als wenn sie wirr in einem chaotischen Haufen durcheinander liegen. Ihm kann dann auch in der Wissenschaft das Princip der Anordnung nicht gleichgültig sein; denn je rationeller, folglich natürlicher dies ist, desto eher und leichter wird er finden können, was er sucht. In Hinsicht auf unsern speciellen Fall möchte ich aber noch Folgendes hervorheben.

Wer die Strategik auf die Eigenschaft der Bedürftigkeit, also auf eine schädliche, hindernde, basirt, der drückt der Strategik von vornherein den Stempel der Defensive, d. h. der Aengstlichkeit, der Furcht, der Passivität auf, wer sie aber zurück leitet auf die active Eigenschaft der Bewegungsfähigkeit, der macht die Operationen activ; — selbst wenn er sie zu defensiven Zwecken benutzt, wird ihm ein direct nützliches Ziel, nicht das der bloßen Befriedigung von Bedürfnissen vorschweben. Dort wird Trägheit und Aengstlichkeit, hier Thätigkeit und Kühnheit

die Folge der Anschauungen sein. Soll ich nun noch fragen, ob man lieber träge oder thätige Generale an der Spitze der Heere sehen wolle? — Es wäre nicht uninteressant, General Willisen's Thätigkeit in Schleswig-Holstein einmal aus dem Gesichtspunkt der Frage zu betrachten, welche Schuld daran wol seine strategische Grundanschauung hatte. — Vielleicht würde man dann z. B. eine natürliche Erklärung füe die Schlacht von Idstedt, ich meine für ihre Anordnung, nicht für ihre Durchführung — denn diese gehört auf das Gebiet des Charakters, — finden. Alle Welt findet die Anordnung schön; ich muß gestehen, daß ich dies nicht begreife. Ich sehe nichts von Massen auf dem entscheidenden Punkt. Dagegen entdecke ich sehr deutlich ausgesprochen in der Aufstellung das Bestreben, — Rückzugslinien zu decken, also ein entschieden defensives und zwar strategisch defensives Moment.

Daraus, daß die Bedürftigkeit auch eine Eigenschaft der Heere ist, folgt nur: erstens, daß man Marsch- und Schlagfähigkeit nicht unvorsichtig anwenden, nicht rücksichtslos benutzen dürfe, daß man Fehler, welche der Feind in dieser Rücksicht ohne Ansehen der Bedürftigkeit gemacht hat, ausbeuten könne, — dies Ausbeuten wird aber doch immer wieder nur durch Benutzung der eigenen Marsch- und Schlagfähigkeit geschehen können, niemals durch die Bedürftigkeit, weder durch die eigene, noch durch die des Feindes. — Darin, daß Bedürftigkeit eine allgemeine Eigenschaft der Armee ist, liegt ferner der Grund für die Wahrheit des Satzes: daß es weder eine reine Offensive, noch eine reine Defensive gibt. Aber nie kann auf diese Eigenschaft das Gebäude der Strategik gegründet werden. Von Bülow ist dies geschehen, von Willisen auch.

Es ist leichter zu verbessern als zu schaffen. Jenes Erstere wäre jetzt an der Zeit; das Verdienst aber, die Theorie der Kriegführung gegründet zu haben, bleibt Bülow unverkürzt. Dieser Letztere schafft sich dadurch, daß er der Bewegung eine so große Rolle bei jeder Kriegshandlung einräumt, gewissermaßen die richtige Grundlage für die Strategik; er escamotirt unter der Hand

die Bedürftigkeit, um die Bewegungsfähigkeit an ihre Stelle zu setzen, diese schlüpft überall unversehens hervor, ein Sprung, der so nahe liegt, daß er bei oberflächlicher Ansicht kaum bemerkt wird, — aber immer ein logischer Sprung und daher ein logischer Fehler. Um sich zu überzeugen, daß hier ein wirklicher Fehler vorliegt, darf man Bülow nur in seinem Auftreten als Kritiker verfolgen. Eine Bewegung, die er dem Einen nicht will durchgehen lassen, weil er an seine eigentliche Grundlage — Bedürftigkeit, denkt, rathet er dem Andern geradezu an, weil ihm unter der Hand aus dem Ei der Bedürftigkeit der Vogel der Bewegungsfähigkeit hervorgekrochen ist. — Für die Praxis des Kriegs kommt aber auf die Grundlage der Anschauung noch weit mehr an als für die Theorie. Dies mag namentlich darin seinen Grund haben, daß das strategische Princip, zu welchem Jemand gelangt, nicht unabhängig von seinem Charakter ist.

Vielfältig hat man Bülow als Strategen Anerkennung gezollt, während man ihn als Taktiker unbedingt verdammt. In der That, wer möchte sich auch mit den von ihm ausgesprochenen Ansichten über die Schlachtführung befreunden können? „Schlachten“, — sagt er, — „entscheiden nichts mehr in dem neuern Kriege; es werden keine Schlachten mehr geliefert werden.“ In diesem Satze erkennt man recht specifisch die Einseitigkeit seines Systems, erkennt man, daß es in der That nur eine Abstraction aus den Ereignissen seiner Zeit ist, die er mit Unrecht für ein allgemein gültiges Princip ausgibt. Es ist gewiß vom höchsten Interesse, die Art zu betrachten, in welcher ein reichbegabter Geist die Begebenheiten seiner Zeit auffaßt, zumal wenn diese Zeit eine große ist. Bülow's Zeit war unbestreitbar eine Uebergangsperiode und eine Entwickelungsepoche für die Kriegskunst. Neue Formen brachen sich Bahn, aber freilich nicht neue Grundsätze, weil diese eben unverändert dieselben bleiben. Bülow glaubte neue Grundsätze zu sehen, wo nur neue Formen waren.

Dies ist der Irrthum seines Systems, aus welchem alle andern fließen. Während der Grundsatz der Basis — im weitern Verstande, — ein ewiger ist, sah ihn Bülow jetzt erst zum

Durchbruch kommen, seine Keime aber erst entstehen, als das Feuergewehr auf dem Kampfplatze erschien. In seinem Systeme fallen die Schlachten dahin, — während sie doch in der Wirklichkeit nur für die Periode des Hin- und Herschwankens der ersten Revolutionskriege in den Hintergrund traten, — es handelt sich also nur noch um Operationen; diese bringen die Entscheidung, Schlachten sind immer die Folge von Fehlern. Daß alle diese Consequenzen seines Systems nur vorübergehende Erscheinungen waren, hätte Bülow wol einsehen gelernt, wenn er einige Jahre länger lebte. —

In Schlachten hat die Entscheidung gelegen und wird sie liegen, so lange von Menschen Krieg geführt wird. Nichts hat die großen Feldherren so groß gemacht als ihre Schlachten; Schlachten im eigentlichsten und engsten Sinne des Worts, nicht Postengefechte von Plänklerketten. Concentrirt sich denn nicht in der Schlacht das ganze System der Operationen? Wie können denn Operationen groß und der Bewunderung würdig sein, wenn sie nicht eben zu einer großen Entscheidung führen?

Immer wieder werden Zeiten kommen, in denen ein matter Krieg mit Hin- und Herziehen, mit Operatiönchen aller Art Mode und Nothwendigkeit wird, weil auf keiner Seite Kraft und Ziel ist, mit jener Verzettelung der Streitkräfte, die Bülow so sehr im Geiste des neuern Kriegssystems findet, daß er die Operationen des Prinzen Heinrich über die des großen Königs stellt und die Schlacht von Freiberg schöner findet als die von Prag, Leuthen, Roßbach, Torgau. Immer werden wieder solche Zeiten kommen, — wir leben ja jetzt wieder in einer solchen und es gibt auch heute Bülows genug, welche die taktischen Einheiten nicht klein genug hacken können und Alles in Compagniecolonnen und Tirailleurs zersplittern möchten. Aber der kriegerische Genius wird immer auf dieselbe Weise diese Spinngewebe der Mode zerreißen, die jetzt z. B. jede Verbesserung — sogenannte Verbesserung — des Feuergewehrs aufbringt. Wie Alexander mit seinen Reitercolonnen in die Phalangen der Perser einbrach; wie Cäsar mit seiner dreifachen (acies triplex) und vierfachen Schlacht-

ordnung die Linien der Barbaren und seines Nebenbuhlers Pompejus sprengte, wie die Gewalthaufen der Schweizer und Landsknechte die Reiterketten der Burgunder und Franzosen zerrissen, wie Friedrich der Große bei Lissa die Potsdamer Wachtparade gegen den linken Flügel der Oesterreicher warf, daß ihre ganze Linie zerschellte, wie Napoleon den Keil von Soult's Divisionen bei Austerlitz in die Brust des Feindes trieb, der ihn mit beiden Armen schon umfaßt zu haben glaubte, so wird auch in den nächsten Kriegen irgend ein Feldherr als gewaltiger Reactionär gegen die weitschießenden Gewehre und Compagniecolonnen und Schützenketten der neuesten Zeit auftreten, sehr unsanft, wie ich glaube. Wo wir in der neuesten Zeit entscheidende Schläge sehen, da thut sich die glückliche Reaction gegen das Verzettelungssystem schon kund. Radetzky bei St.-Lucia, Haynau bei Temeswar siegten nicht durch Zersplitterung, sondern durch Zusammenhalten ihrer Kraft. Wie wenig entschieden die Siege der Ungarn! — Man wird mir wol nicht Gustav Adolf mit seinen Linien gegen Tilly's und Wallenstein's Colonnen entgegenhalten. Alles hat seine Grenze. Man kann sehr dicke Klumpen bilden und seine Kraft doch nicht in der Gewalt haben; Kraft, die man nicht bewegt, ist eben keine Kraft. Aber unendlich gedehnte Ketten kann man noch weniger bewegen als dicke Klumpen. —

Schlachten, — nicht Postengefechte, — werden ewig entscheiden, wenn einer der Feldherren nur weiß, was eine Schlacht ist.

In dem Taktiker Bülow, wird gesagt, erkennt man seinen Mangel an Kriegserfahrung. Wenn man damit behaupten will, daß Bülow die Hindernisse, die sich der Führung eines Heeres entgegenstellen, nicht gehörig gekannt und daher Dasjenige, was man die Reibung in militärischen Körpern nennen kann, nicht gehörig gewürdigt habe; wenn man ferner der Meinung ist, daß jene Kenntniß nur durch Kriegserfahrung gewonnen werde, so hat man vollkommen Recht. Indessen liegt der Grund von Bülow's oberflächlichen, namentlich taktischen Urtheilen wol tiefer.

Die Zeit Bülow's war eine, geistig wie materiell, äußerst

Digitized by Google

aufgeregte, eine Sturm- und Drangperiode der Geister. In solchen Perioden, die ja öfter wiederkehren, begegnet es hochbegabten Menschen nicht selten, daß sie alles Gewöhnliche hoch von oben herab ansehen, daß ihnen die Dinge des gemeinen Lebens aus den Augen verschwinden, der Beachtung durchaus unwürdig erscheinen. Bülow litt an diesem Fehler wie nur Einer; er machte einen Fehler seiner Zeit im höchsten Maße zu seinem eigenen. „Wie soll ich mich um eure technischen Details bekümmern?" — fragt er selbst, — „ich habe Höheres zu thun!" — Genie, genial, excentrisch! ist immer sein zweites Wort. Nur schlimm, daß auch die größten Handlungen sich aus einer Reihe von Kleinigkeiten zusammensetzen, daß die größten Ideen doch immer mit materiellen Mitteln ausgeführt werden müssen, daß die Ausführung Demjenigen unmöglich wird, der die Kleinigkeiten nicht kennt. Der Kaiser Napoleon dachte anders als Bülow; er bekümmerte sich um die größten Kleinigkeiten, freilich nicht, um anordnend in sie einzugreifen, aber wol um sie kennen zu lernen, um auch sie bei seinen großen Entwürfen berücksichtigen zu können. Wenn Bülow gewußt hätte, mit welcher minutiösen Genauigkeit der Kaiser Napoleon die Mannschafts-, Munitions- und Verpflegungsetats seiner Armee studirte, — er würde denselben vielleicht, ja wahrscheinlich, gar nicht mehr für ein Genie gehalten haben. —

Bülow hielt es völlig unter seiner Würde, die materiellen Hindernisse in Betracht zu ziehen, welche aus der materiellen Beschaffenheit eines Heeres hervorgehen. Darum urtheilt er so leichtfertig über manche Verhältnisse ab, weniger strategisch, weil ihn hier noch einigermaßen seine Grundlage, — die Basis, die Operationslinien — bindet, namentlich aber taktisch.

Es kommt ihm gar nicht darauf an, ein Heer zur Schlacht auf eine überall schwache Kette von sechs Meilen Länge auszudehnen. Fragt man ihn, wie er das Heer denn commandiren wolle, so antwortet er: mit Telegraphen. Fragt man weiter nach dem Wie? so wird man wahrscheinlich zur Antwort erhalten, das gehe ihn nichts an, sondern die „scientifischen Packesel", die

nichts Besseres als diese technischen Kleinigkeiten wüßten; er verstehe etwas Besseres. — Daß die Telegraphen Aufstellungsplätze haben müssen, daß diese gewechselt werden müssen, daß ein Terrain von sechs Meilen Frontausdehnung die Aufstellung hier und da nicht eben sehr begünstigen dürfte, daß es Nebel gibt, welche die Aussicht hindern, — Das sind ihm Alles kleinliche Einwände.

Sie sind ihm ganz leicht zu beseitigen, aber die Art, wie sie zu beseitigen seien, geht ihn nichts an. In solchen und ähnlichen Dingen zeigt sich der verderbliche Einfluß sehr deutlich, den auf Bülow's Geist jener verderbliche Aufklärungsschwindel seiner Zeit äußerte, welcher jede auftauchende Idee für eine fertige Realität nahm und immer aus dem vollen Holze zu schneiden glaubte, selbst wenn gar kein Holz vorhanden war.

Mit den taktischen Rückzügen, um ein anderes Beispiel anzuführen, wird Bülow ebenso leicht fertig. „Man läuft davon; eine Strecke rückwärts gibt man einen Sammelplatz an, dort findet sich Alles zueinander." Aber wo soll denn der Sammelplatz liegen, damit der verfolgende Feind nicht jede Abtheilung der langen sich sammelnden Linie einzeln zusammenhaue; wo bleiben die Colonnen, die Artillerie? wie kommt man über Flüsse und Moore? muß man sich an diesen nicht zusammenziehen, man mag wollen oder nicht? — Alles erbärmliche Fragen von Kleinigkeitskrämern!

Bülow hielt bekanntlich dafür, daß er auch in der Praxis als Feldherr Bedeutendes würde geleistet haben. Obgleich darüber endgültig immer nur der thatsächliche Versuch entscheiden kann, ist man doch sehr berechtigt, bescheidene Zweifel zu hegen. Es mag Feldherren gegeben haben, die das technische Detail ebenso wenig kannten wie Bülow; aber diese Feldherren verachteten technische Detailkenntnisse nicht in dem Maße wie Bülow; im Gegentheil. Daher wußten sie Leute sehr gut zu benutzen, die dergleichen Kenntnisse hatten. Aber wie wollte Bülow einen noch so tüchtigen Generalstab benutzen, wenn er dessen Mitglieder von vornherein für „Esel" hielt? Mag er sich noch so vortheilhaft

über die Nützlichkeit des Esels aussprechen, ich glaube schwerlich, daß er einen solchen gern geritten hätte. — Es ist auch eine nützliche Observation, die man in Bezug auf Bülow's praktische Feldherrntauglichkeit machen kann, daß er für jeden Fall, der ihm vorkommt, nie ein einziges, sondern immer mehre gute Recepte hat. Hier entsteht wol die Frage: welches würde er in der Wirklichkeit angewendet haben? würde er wirklich mit sich sogleich über die Wahl einig geworden sein? würde ihn nicht auf dem einen Wege der Gedanke an den andern gestört haben? Dies führt auf das Gebiet des Charakters; und nützlich ist die Bemerkung darum, weil es jedem Soldaten vortheilhaft ist, sich in Bezug auf seine eigene Person dergleichen Fragen vorzulegen. Denn sie machen bescheiden, — jedesmal, wenn man Verstand hat.

Mit dem Systematiker Bülow hängt der Prophet Bülow sehr enge zusammen. Sein System, in welchem die Schlachten für gar nichts gelten und immer nur die Folgen von Fehlern sind, habe ich, wahrscheinlich mit allgemeinem Einverständniß, für bloße Abstraction aus den Erscheinungen seiner Zeit erklärt, Erscheinungen, die sich von Zeit zu Zeit in der Geschichte der Völker wiederholen, gegen die aber auch immer wieder eine Reaction eintritt, welche ihrerseits, wie die schlachtenlosen Kriege einer politisch schwankenden entscheidungslosen Lage, — entscheidenden politischen Schlägen entsprechen wird. Bülow aber verallgemeinert, hielt sein System für das neuere Kriegssystem überhaupt für eine nothwendige Folge in der Entwickelung der Kriegführung, die sich von nun ab nur immer bestimmter in dieser ihr einmal gegebenen Richtung herausbilden müsse. —

Gab man Bülow diese Voraussetzung zu, so mußte er nun auch vollkommen berechtigt und ebenso sehr im Stande sein, aus dem System heraus auf Das zu schließen, was die Zukunft bringen werde. Dies mußte sich dann in der That mit mathematischer Genauigkeit schließen lassen, wenn man nur nach der richtigen Methode schloß. Daß man es konnte, war gar keine Frage.

„Schlachten entscheiden nichts" — sagt unser Prophet, — „Alles kommt auf die Operationen an, die beste Form derselben ist der concentrische Angriff, die excentrische Vertheidigung mit concentrischen Rückschlägen. Je größer die Massen, über welche man disponirt, desto sicherer und erfolgreicher kann man diese Operationsweise machen. Auf die Bildung der Truppen kommt nichts an, da es keine Schlachten mehr gibt; auf die Führung würde allerdings etwas ankommen. Aber da die Kriegführung aus dem Gebiet der Kunst ganz auf das der Wissenschaft gerückt wird, so kann sie mit der Zeit ein Jeder lernen; die Sachen werden also in dieser Beziehung gleich. Dann folgt nothwendig, daß, wer die größten Massen hat, den Sieg zu erringen im Stande ist. Die größten Staaten haben die größten Massen. Folglich verschlingen diese in den nächsten Kriegen die kleinen. Es würde zuletzt aus Europa ein einziger Staat werden. Da es aber natürliche Hindernisse der Operationen gibt, welche den Transport der Massen bedingen und beschränken; da man auch dies zweite Element in Betracht ziehen muß, welches schwächend auf die Angriffsmassen wirkt, von ihnen subtrahirt, so wird folgen, daß Europa in eine Anzahl von großen Staaten, — zwölf im Ganzen, — zerfällt, die, indem sie die kleinen Nachbarstaaten verschlingen, sich bis zu den natürlichen Grenzen des europäischen Erdkörpers ausdehnen. Ist dieser Moment eingetreten, so hat keiner mehr einen militärischen Vortheil vor dem andern, man wird sich davon bald thatsächlich überzeugen, — und dann wird ein immerwährender Friede in Europa eintreten."

Da wir unsererseits Bülow's Voraussetzung gar nicht zugeben, so fallen für uns auch die Schlußfolgen fort. Aber gesetzt, wir könnten die Voraussetzung zugeben, so müßten wir doch immer noch die Schlüsse bestreiten, da die Schlußmethode keineswegs untadelhaft ist. Um nur Einiges herauszuheben, — kann ich z. B. nicht zugeben, daß die Kriegführung jemals völlig auf das Gebiet der Wissenschaft komme, glaube vielmehr, daß die Heerführung stets eine Sache der Kunst bleiben werde, und bin überzeugt, daß die Lösung der kriegerischen Aufgaben

stets abhängig vom Charakter des Feldherrn bleiben werde. Alle Wissenschaft wird unnütz sein bei einem schwachen, unentschlossenen Charakter, weil dieser verhindert, der Einsicht unentwegt zu folgen. Nicht blos der Charakter des Feldherrn, auch der Charakter der leitenden Staatsmänner wird in jedem Kriege eine sehr erhebliche Rolle spielen. Werden nun die Charaktere, die moralischen Anlagen bei beiden Parteien auch jemals als gleich anzunehmen sein? Ich zweifle sehr, daß dies sich ereignen werde, so lange die Menschen überhaupt Menschen sind, und nicht etwa irgend eine neue Schöpfungsperiode eintritt, in welcher irgend ein noch ungeahntes Wesen regiert, das sich zum Menschen verhält wie dieser zum Leviathan.

Ferner sind doch die äußern Kriege von Staat gegen Staat nur eine Art des Kriegs, eine zweite sind die innern Kämpfe, welche Bestehendes zerreißen. Daher möchte der große Staat seines Bestandes nicht sicherer sein als der kleine. Am sichersten ist vielleicht derjenige von mittlerer Größe. Die Reiche Alexander's, der Römer, der Franken sind zerfallen; fernere Beispiele mag uns die nächste Zukunft bieten, wenn wir auch dasjenige der nächsten Vergangenheit nicht gelten lassen wollten.

Bülow selbst hat am Ende eingesehen, daß sein Schluß auf den ewigen Frieden nicht zulässig sei, und hat dann selbst den ewigen Frieden nur als eine Uebergangsperiode hingestellt, nach welcher man wieder von vorn anfängt, d. h. er hat den ewigen Krieg für den ewigen Frieden eingetauscht, wie es auch natürlich ist. Ueberhaupt arbeitete er in den letzten Jahren rastlos selbst an der Zerstörung seines Systems, ohne es doch aufzugeben, — weil er noch nicht dazu gelangen konnte, die weggeschlagenen Stützen durch neue zu ersetzen.

Bülow's Hauptwerk für sein System, wie sein Hauptwerk überhaupt ist der „Geist des neuern Kriegssystems". Dies erschien zuerst 1799. 1805 veranstaltete er eine neue Ausgabe. Bis dahin war eine solche Umwandlung in seinen militärischen Ansichten, namentlich in denen über Taktik in ihm vorgegangen, daß er eigentlich ein ganz neues Werk hätte liefern müssen. Er

that dies aber nicht. Wo eine auffallende Meinungsänderung in ihm vorgegangen war, da legte er diese in einer Anmerkung nieder, sodaß diese zweite Ausgabe ein förmlicher Dialog zwischen dem Bülow des Textes von 1799 und dem Bülow der Anmerkungen von 1805 ist. — Da diese Form äußerst unerquicklich, unbequem und über den wahren Sachverhalt täuschend ist, so habe ich versucht, die Anmerkungen in den Text so zu verarbeiten, daß in dem „Geist des neuern Kriegssystems", wie wir ihn hier dem Publicum vorlegen, möglichst die Ansichten Bülow's von 1805 zu Tage treten. — Wenn nun manches einander Widersprechende zum Vorschein kommt, so liegt dies lediglich daran, daß in Bülow selbst schon der Zweifel an seinem System erwacht war, daß da nicht mehr blos oberflächliche Aenderungen zur Sprache kommen, sondern geradezu solche, welche die Grundfesten des Systems erschüttern. Eine neue Basis fehlte ihm noch; wie jeder Systematiker hielt Bülow hartnäckig, so lange nur irgend möglich, an der alten Grundlage fest, die er ja als militärisches Evangelium hingestellt hatte. Aber die bereits eingerissene innere Zusammenhangslosigkeit mußte auch nothwendig äußerlich zu Tage treten. Es konnte daher nicht meine Absicht und meine Aufgabe sein, sie durch die Bearbeitung zu verstecken; ich mußte ihn geben, wie er 1805 war, und hatte kein Recht, meine eigenen Ansichten in ihn hineinzutragen. Daß die Aenderungen, welche in seinen Meinungen eingetreten waren, 1805 nicht mehr blos oberflächliche waren, folgt sehr deutlich erstens daraus, daß er die zweite Auflage des „Geist des neuern Kriegssystems" in der unvollkommenen Form gab, von der ich oben redete; — eine vollkommnere Form war gar nicht mehr möglich, ohne daß er sein System umwarf; es folgt zweitens daraus, daß in dem gleichen Jahre zwei Werke erschienen, welche jedes einen der beiden Theile der Theorie des Kriegs behandelten, nämlich die „Lehrsätze der Strategie" und die „Neue Taktik der Neueren, wie sie sein sollte." Sein strategisches System hielt Bülow 1805 noch für unerschüttert; dies gab er also in den „Lehrsätzen der Strategie" unverändert wieder zum Besten; aber die alte Taktik des „Geist des neuern

Kriegssystems" wollte nicht mehr recht stimmen; ebenso wenig die Endschlüsse von ewigem Frieden rc. Diese Dinge blieben also jetzt weg. Da die Begründung der „Lehrsätze" dieselbe ist, welche schon aus dem „Geiste des neuern Kriegssystems" sich ergibt, so habe ich sie ganz außer Acht gelassen und mich begnügt, die Sätze allein zu geben. Sie enthalten eine Uebersicht von Bülow's strategischen Ansichten; deshalb habe ich sie dem Ganzen vorangestellt.

Neben den „Lehrsätzen", nicht mit ihnen in eins verschmolzen, erschien die „Neue Taktik der Neuern". Der nothwendig vorauszusetzende Gang der Dinge ist also eingetreten; die Zersetzung ist da. Es gibt kein „neueres Kriegssystem" mehr, dafür aber eine Strategik für sich, — eine Taktik für sich. Die erstere erscheint uns immer noch als ein systematisches Ganze, die letztere ist nichts weniger als systematisch. Diese „Neue Taktik der Neuern" ist eine reine Streitschrift, ein literarischer Angriff auf die Lineartaktik, der einen factischen versinnbildlicht. Das Buch sollte von den beiden Männern, welche vornehmlich mit wissenschaftlichem Pedantismus die Taktik des 18. Jahrhunderts bearbeitet hatten, ursprünglich den Titel Anti-Lascy und Anti-Saldern erhalten; — was indessen dann unterblieb. Bülow bildet sich hier ein Heer und eine Taktik, wie er sie für geeignet hält, um das Liniensystem in Grund und Boden zu rennen. Ob ihm dies mit seinen Anstalten gelungen sein würde, darüber kann sich der Leser in wenigen Stunden selbst ein Urtheil bilden, wenn er den ihm hier vorgelegten Auszug (III) durchgeht, welcher eigentlich kein Auszug zu nennen ist; denn obgleich Bülow's „Taktik der Neueren" zwei Bändchen hat, konnte doch deren Inhalt bei den unzähligen Wiederholungen und Abschweifungen des Buchs sehr gut auf wenige Bogen zusammengedrängt werden, wie es hier der Fall ist.

Bülow gesteht jetzt ein, daß er sich geirrt habe, wenn er im „Geist des neuern Kriegssystems" Disciplin und Waffenübung für nichts geltend erklärte. Brauche ich erst noch darauf hinzuweisen, welches Loch durch dieses Geständniß in den „Geist des

neuern Kriegssystems" gerissen wird? Es ist mehr als hinreichend, um zu beweisen, daß Bülow's Taktik und Strategik jetzt gar nicht mehr in ein Werk verarbeitet werden konnten. — Einzelnes in der Taktik ist vortrefflich. Was sie über die geistige Anregung der Truppen sagt, gilt für alle Zeiten. Die Ansichten, welche über das Weitschießen und Schnellschießen vorgebracht werden, sind besonders wieder für die Gegenwart aller Beherzigung werth, welche sich abarbeitet, nur immer weiter tragende, immer schneller zu ladende Gewehre zu erfinden und trotz der Mahnungen, welche auch die Erfahrungen der neuesten Kriegsjahre an uns richten, so gar nicht begreifen mag, daß man mit diesem weiten und schnellen Schießen nichts Anderes erreicht als eine unendliche Vergeudung an Pulver und Blei und endlich wol gar Mangel an diesen guten Dingen gerade im entscheidenden Moment, gerade, wenn man sie am nothwendigsten braucht, — daß man eine Entscheidung mit diesem Dampfschießen — Dampfschießen in jedem Sinne des Worts — nun schon gar nicht zu Wege bringt.

Geschichtliche Werke hat uns Bülow zwei hinterlassen. „Gustav Adolf in Deutschland" und die „Feldzüge Prinz Heinrich's". Was das erstere betrifft, so ist der Stoff desselben ein großartiger, einer anziehenden geschichtlichen Behandlung durchaus fähig; hier begegnen wir der Vertretung großer Ideen durch große Thaten mit dem Schwerte. Die Wahl des Stoffs ist also durchaus glücklich, und von einer glücklichen Wahl des Stoffs wird zum guten Theil die glückliche Behandlung bedingt. „Gustav Adolf in Deutschland" ist wol neben dem „Geist des neuern Kriegssystems" der Form nach das Beste, was Bülow uns überhaupt geliefert hat, ja meiner Meinung nach in dieser Beziehung dem „Geist des neuern Kriegssystems" unbedingt voranzustellen. Die Erzählung bleibt im Gange, Thatsachen und Zahlen sind gehörig beachtet, die Kritik knüpft an sie an, schweift nicht vage umher. Eine ruhige, klare, einfach fortschreitende Darstellung hält uns immer an dem Faden der Ereignisse fest, ohne trocken zu werden.

Dies Letztere kann man den „Feldzügen Prinz Heinrich's" nicht

nachrühmen. Obgleich das Buch sonst die Vorzüge des vorigen theilt, ist es doch äußerst trocken und meistens geradezu langweilig. — Dies geht aus der unglücklichen Wahl des Stoffs hervor. Eine besondere Geschichte der Feldzüge des Prinzen Heinrich zu schreiben, ist eigentlich gar nicht möglich; soviel Mühe sich Bülow damit gegeben hat, ist es ihm doch nicht gelungen. Ueberall fehlt bestimmtes Heraustreten der Handlung, welche uns vorgeführt werden soll, bestimmte Einrahmung. Das Ganze macht auf uns den Eindruck von einzelnen Mosaikstückchen, die aus einem — vielleicht sehr schönen Bilde — herausgerissen sind; bestimmte Anschauungen hinterläßt es uns nicht. Bülow hat das selbst eingesehen, — als er fertig war. Offenbar hatte ihn seine Vorliebe für die Kriegsschematik des Prinzen Heinrich verführt, die allerdings mit seinem Kriegssystem sehr übereinstimmt. Ich bin fast überzeugt, daß Bülow bei dieser Arbeit mit seinem eigenen Kriegssystem etwas unzufrieden geworden ist. In der That, — würde dasselbe nicht immer nur zu solchen kleinen entscheidungslosen Kämpfen auf den Nebenschauplätzen des Krieges passen? Wo fielen im Siebenjährigen Kriege die Würfel? In den Manövrirgefechten des Prinzen oder in den blutigen Schlachten des Königs? Bülow hat allerdings die Meinung ausgesprochen, daß der König Friedrich durch den Siebenjährigen Krieg und seine blutigen Schlachten eigentlich nichts erreicht habe; er habe nur Schlesien behalten. Aber kaum kann ihm Das Ernst sein; und die Geschichte, welche die Dinge dieser Welt im großen Ganzen betrachtet und nicht blos den erworbenen Landbesitz in ihre Bücher einschreibt, fällt wenigstens ein ganz anderes Urtheil.

Auch die „Feldzüge Prinz Heinrich's" sind aber, wenn auch der Stoff unglücklich gewählt ist, der Behandlung nach ein Geschichtswerk zu nennen. — Aus den Geschichtswerken Bülow's mußten der Natur der Dinge nach möglichst geschlossene zusammenhängende Erzählungen von Ereignissen herausgehoben werden. Die „Feldzüge Prinz Heinrich's" boten nur ein einziges Stück dieser Art, den Feldzug von 1762, mehr aber „Gustav Adolf in Deutschland."

Der „Feldzug von 1800“ und der „Feldzug von 1805“ sind natürlich keine Geschichtswerke zu nennen. Ein Jahr nach der Beendigung oder gar während ein Krieg noch spielt, kann man nicht wohl die Geschichte desselben schreiben. Da sind nur entweder Memoiren oder Zeitungsberichte oder Zeitungskritiken, in die äußere Form eines Buchs gebracht, möglich.

Mehr als solche Zeitungskritiken sind auch die zuletzt genannten beiden Schriften nicht. Die Thatsachen, welche Bülow kennt, kennt er doch nur ungenau. Die nothwendigen Data über Zahl und Zeit fehlen zum großen Theil ganz. Man kann sich nun schon denken, was herauskommt. Bülow läßt sich nicht so leicht in Verlegenheit setzen; was er nicht weiß, nimmt er an, oft, ohne uns zu sagen, was er annimmt. Die Kritik gewinnt gänzlich die Oberhand über die Erzählung; sie knüpft gar nicht mehr an die Thatsachen an. Bülow kritisirt, indem er uns erzählt, was er in diesem oder jenem Falle gethan haben würde. Hier überstürzen sich die Pläne; daß sie uns fast niemals befriedigen können, versteht sich von selbst. Da unsern Kritiker gar keine Schranken mehr halten, so findet er sich äußerst reich an Mitteln der Handlung; die Corps, über die er disponiren kann, schießen förmlich aus dem Boden auf. Man sehe nur die Pläne an, die er den Oesterreichern gegen Bonaparte's Angriff von Mailand her im Jahre 1800 zur Auswahl vorlegt. Drei Corps in Piemont und im Genuesischen, dann noch alle Festungen besetzt, zwei Corps zu einer Diversion nach Frankreich; unter unsern Händen spalten sich dann diese Corps noch wieder in eine gute Zahl, aus der Diversion nach Frankreich wird, ehe wir uns dessen versehen, eine Eroberung der Schweiz. An ein geordnetes Festhalten eines bestimmten Fadens ist natürlich unter diesen Umständen gar nicht zu denken.

Da in den beiden letztgenannten Werken die Geschichte vor der Kritik gänzlich in den Hintergrund tritt, so kam es bei der Auswahl nicht darauf an, geschlossene Erzählungen zu finden, sondern solche Stellen, welche für Bülow's kritische Methode bezeichnend sind. Im „Feldzug von 1805“, diesem für ihn

verhängnißvollen Buche, war das Einzige, was sich heraushebeu ließ, der Octoberfeldzug, welcher mit der Katastrophe von Ulm endete. In diesem Werke ist das System willkürlicher Abschweifungen von der Sache auf den Gipfel des Möglichen getrieben; wichtige Ereignisse, wie z. B. der Feldzug in Italien, werden dagegen auf einigen Seiten abgethan. Die Schlacht von Caldiero paßte allerdings wenig in Bülow's System der Schlachtenlosigkeit des neuern Kriegs, ebenso wenig die Schlacht von Austerlitz, die er sich freilich bemüht hat, aus seinen sehr ungenauen Nachrichten zu entwickeln, wie sie gewesen sein müßte. Wirklich trifft er in dem Hauptpunkte, dem Angriff auf die Höhen von Pratzen, das Richtige. Dies konnte genügen, ihm zu zeigen, daß hier von einer Schlacht, nicht von einer Kette von Postengefechten die Rede sei.

Für die militärische Kritik ist Bülow selbstverständlich von der größten Bedeutung. Die Kritik besteht doch darin, daß man bestimmte Pläne oder Thaten an einem gewissen Maßstabe mißt. Hat man keinen bestimmten Maßstab, so kann man auch nicht messen. Der einzig brauchbare Maßstab für die Kritik der Feldzüge ist aber ein wissenschaftliches System der Kriegführung. Ein solches stellte nun Bülow zuerst auf; die Richtigkeit desselben kommt hier nicht in Betracht, allerdings wird man mit einer falschen Elle immer falsch messen, aber man kann doch messen, man braucht nicht mehr blos zu fühlen und zu rathen. Ohne Maßstab geht das Messen gar nicht; ein falsches System aber kann man verbessern, man kann ein anderes an seine Stelle setzen. Es ist schon ein großer Schritt zum Richtigen, wenn man überhaupt nur zu der Einsicht gelangt, daß kriegerische Pläne und Thaten nicht anders gemessen, d. h. beurtheilt werden können, als an dem Maßstab eines bestimmten, in sich abgeschlossenen, wissenschaftlich begründeten Kriegssystems, — und diesen Schritt verdanken wir Bülow, wir verdanken ihm auch den weitern der Anwendung dieser wissenschaftlichen Art der Kritik, deren Ausführung freilich viel zu wünschen übrig läßt.

Das Studium der Kriegsgeschichte ist ein äußerst nützliches

und bildendes für jeden Soldaten, wie alle Welt anerkennt. Dies Studium ist aber eine beständige Kritik, muß es wenigstens sein, soll es belehren. Ist aber Kritik ohne ein wissenschaftliches System nicht möglich, so ist ohne dasselbe auch ein nutzbares Studium der Kriegsgeschichte nicht möglich, wie ohne Weiteres folgt. Man kann also wol ohne Einrede sagen, daß Bülow uns erst den rechten Weg zu einem nützlichen und verständigen Studium der Kriegsgeschichte geöffnet habe. Seine Methode der Kritik dürfte freilich wenig Nachahmung verdienen. Der Grund hiervon liegt darin, daß er sich nicht an seinen Maßstab hält, willkürlich von ihm abspringt, was natürlich nicht sein darf. Seine „Genialität" oder „Excentricität", wie er dies Ding nennt, verwickelt ihn fortwährend in Widersprüche mit seinem System. Das Letztere würde ihn im Grunde immer nur zu philiströsen Ansprüchen berechtigt, in der Wirklichkeit immer nur zu schwachen, äußerst gewöhnlichen Resultaten geführt haben. Es konnte an sich frappiren, weil es eben neu war, überhaupt ein Kriegssystem zu haben; aber für die Kritik regelrecht, genau beobachtet, benutzt, mußte es immer die Folge haben, daß man die Feldzüge des Prinzen Heinrich „correcter", und d. h. doch wol besser angelegt fand, als die Friedrich's des Großen, Napoleon's, Gustav Adolf's — kurz aller großen Feldherren. Zu diesem Resultate gelangte auch Bülow, überall, wo er mit Ruhe seinem System gemäß kritisirte. Da nun aber ein solches Resultat ihm innerlich doch nicht behagte, da sein Geist, seine Leidenschaft, sein Wille doch am Ende Größeres verlangte, so sprang er als Kritiker nur allzu oft von seinem Systeme ab; er trat oft keck nicht eben aus dem Grundsatze der Basis — aber doch aus demjenigen seines zu eng begrenzten Begriffs einer Basis heraus. Er benutzte also den Maßstab, welchen er sich gebildet, nicht mehr, und deshalb war es gerade so gut, als ob er gar keinen habe; er kritisirte ja nun auch blos nach dem Gefühl, wie Andere vor ihm, die gar nicht an die Nothwendigkeit eines Maßstabes für ihr Urtheil gedacht hatten, nicht methodisch, sondern nach den Eingebungen seiner „Genialität", oder, wenn

man sich eines weniger feinen, aber gewiß richtigen Ausdrucks bedienen will — liederlich. — Die Nichtbefriedigung, welche es Bülow hinterließ, daß ihn sein System, ehrlich und straff auf die Ereignisse und deren Beurtheilung angewendet, immer nur zu so geringen Ansprüchen berechtigte, daß er demgemäß immer nur so schwache militärische und folglich so schwache politische Resultate fodern konnte — diese innerliche Nichtbefriedigung hätte ihn wol zu dem Schlusse führen sollen, daß sein Maßstab am Ende doch kein ganz richtiger sei. Er hätte sich dann einen neuen richtigern Maßstab aufsuchen, d. h. sein Kriegssystem genau wissenschaftlich prüfen, allgemeiner gültige Grundlagen desselben finden sollen. Dies war aber freilich eine harte, mühsame Arbeit, zu welcher er sich in seinen letzten Lebensjahren nicht mehr aufgelegt fand, sodaß er es vorzog, entweder ruhig nach seinem Systeme fort zu kritisiren, also sich mit schwachen Anfoderungen zu begnügen, oder ohne alle Methode zu kritisiren. Zum Letztern war er um so mehr geneigt, als der Begriff des Maßes und dann die Harmonie zwar in seinem Verstande ausgebildet war, aber nicht in seiner Vernunft; er war nicht so fest mit seinem Geiste verwachsen, daß ihn jedes Aufgeben des Maßes beleidigt hätte. Auf solche Weise konnte er zu so extravaganten Urtheilen, zu solchen Enormitäten gelangen, wie sein Urtheil über die Wichtigkeit des Punktes Werben an der Havelmündung ist. Dieser Punkt dominirt ihm zufolge ganz Deutschland, nach Süden bis an die Alpen herunter. Den Beweis einer solchen Behauptung muß unser Kritiker uns natürlich schuldig bleiben und er kann ihn durch die Keckheit und die öftere Wiederholung seiner Aussprüche Demjenigen nicht ersetzen, der überhaupt nur einigermaßen im Stande ist, Zeit- und Raumverhältnisse kriegerisch zu würdigen.

Bülow's Geistesrichtung ließ ihn nothwendig kritisch nach allen Richtungen hin auftreten. Seine Kritik der Kriegführung im engern Sinne brachte es mit sich, daß er einerseits zu politischen Urtheilen hinaufstieg, andererseits hinab zu Allem, was mit der Kriegführung zusammenhängt: Bildung, Ausrüstung, Disciplin der Heere.

Die hohe Meinung, welche er von seinen Fähigkeiten hatte, gab ihm, wie er glauben mußte, das Recht, Andere auf den richtigen Weg zu weisen. Aber der Mangel des nüchternen Sinnes für das Maß machte es ihm schwer, von Anderen Anerkennung seiner Berechtigung zu erlangen.

Die großen Gegensätze seiner Zeit: die Erfolge der französischen Revolutionsarmeen und dann des Kaisers Napoleon auf der einen Seite, auf der andern die Nichterfolge der Coalitionen gegen Frankreich; das Unerwartete, Große und Neue, das kräftige Leben dort, das Versinken, Absterben, die Schwäche hier, mußten Bülow's Verstand, der über Alles fähig war, Gegensätze aufzufassen, und über Alles geneigt, sie in größter Schärfe einander gegenüberzustellen, wol unwillkürlich zum Kritiker machen.

Vaterlandsliebe und die Liebe zum Großen, welches er nicht im Vaterlande fand, machten seine Kritik oft äußerst bitter. Sie trat um so beleidigender auf, je mehr es ihn schmerzte, daß er sie gerade hier in Anwendung bringen mußte. Dieser Zug in Bülow verdient die größte Beachtung. Sein Patriotismus als Deutscher und als Preuße war von echtem Schrot. Wie gern hätte er hier anerkannt, wenn es etwas anzuerkennen gab! Aber er war zu klug und liebte die Wahrheit zu sehr, um seinen Patriotismus durch Beschönigung und Ueberdeckung Desjenigen zu bekunden, was er für faul und schlecht hielt. Sein Zorn darüber, daß er mit seinem Verstande nicht auf der Seite seines Landes stehen konnte, trieb ihn dann vielleicht bisweilen über die Grenzen der Billigkeit heraus, welche von kräftigen Gemüthern so leicht überschritten werden und welche innezuhalten, nur den Schwächlingen so wenig schwierig scheint.

Das wurde nicht begriffen. Die Regierenden wie die Massen hören lieber ihr Lob als ihren Tadel, zumal, wenn letzterer so scharf ist, als Bülow's Tadel es war. Es wird lieber gesehen, daß man kleine Erfolge und kleine Thaten ausschmückt, als daß man große Schwächen aufdeckt und große Fehler angreift. Des Herrn von Crousaz Art, die neueste preußische Kriegsgeschichte darzustellen, wird besser aufgenom-

men, als es die Blicke wurden, welche Bülow auf sein Vaterland und seine Zeit warf.

Denn man fragt nicht, wer Recht hat: der Lobende oder der Tadler; man zieht nur das Lob dem Tadel vor. Man fragt nicht, was heilsam, sondern nur, was angenehm sei. Wie wäre es sonst z. B. begreiflich, daß sich gegenwärtig in Preußen nicht eine geschlossene Reaction des denkenden Theils im Heere gegen die Heldengedichte aufthut, welche Herr von Crousaz aus den neuesten preußischen Kriegsthaten gemacht hat?

Läßt man diese Darstellungsweise zu, so muß ich fragen: was ist denn eigentlich jetzt noch groß und was ist klein? die Thaten des Siebenjährigen Krieges, die Thaten von 1813—1815 oder die Thaten des schleswig-holsteinischen, posenschen, badischen Feldzugs? welche sind denn die größern? Man verliert ja alles Maß. Auf diese Weise „Geschichte" schreiben heißt den gesunden Sinn verderben, sich und Andern etwas vorlügen, das Große auf Kosten des Kleinen herabsetzen, — denn niemals wird das Kleine ungestraft erhoben, niemals, ohne daß zuleich das Erhabene sinke, — es heißt ferner Uebermuth in der Gegenwart erwecken, statt sie zu unablässiger Nacheiferung der Vergangenheit anzuspornen, einschläfern, statt zu wecken.

Heilsamer muß ohne Frage der bittere, zornige Tadel eines Bülow wirken, als das süße einschmeichelnde, alles Maß noch weit mehr als jener Tadel überschreitende Lob eines Herrn von Crousaz.

Die nicht zu verkennenden Motive der Bitterkeit Bülow's heiligen dieselbe. Die Nachwelt, welche sich von seinem Tadel nicht mehr so direct angegriffen sieht, erkennt dies ohne Mühe, während es der Zeit, welche er gewissermaßen durch persönliche Beleidigung reizte, schwer ward. Aber jene Erkenntniß sollte für jede gegenwärtige Zeit eine Lehre sein und ein Maß, ihre wahren Freunde von ihren falschen zu unterscheiden.

Bülow's Angriffe auf bestehende militärische Einrichtungen, mit Vorschlägen zur Besserung verknüpft, sind wol nicht wirkungslos geblieben. Wie weit gerade sie gewirkt haben, ist

allerdings schwer zu erkennen, da auf seinen Tod bald eine Zeit des Neubaus in Deutschland und namentlich in Preußen folgte, in welcher viele rüstige Geister, glücklicher als er, praktisch ihre Kräfte in derselben Richtung erproben konnten, welche er nur theoretisch zeigen durfte. — Wie gering man seinen Einfluß auch anschlagen wollte, man wird denselben nicht leugnen können. Sein scharfer Spott über die Schwerfälligkeit des Armeetrosses, über die unzweckmäßige Bekleidung der Soldaten hatte Manchen geweckt und fiel ins Gewicht, als Neuerungen vorzuschlagen kein Verbrechen mehr war, weil man ihre Nothwendigkeit aus unglücklichen Erfahrungen erkannt hatte. Es war nicht nothwendig, daß man Alles that, was Bülow verlangte und wie er es verlangte, aber den Weg, den er gewiesen, verfolgte man doch. Als Bülow zu seiner Zeit Erleichterung des Trosses, Beschränkung des Luxus der Armeen verlangte, ward er verketzert. Heute sind wir in vielen Beziehungen weiter gegangen, als er seine Foderungen stellte, die wir nun für ebenso bescheiden halten, als sie damals für übertrieben, für extrem galten.

Nicht Alles ist, wie ich schon sagte, geschehen, was er wollte, Vieles auf andern Wegen als denjenigen, welche er sich dachte. So ist es noch Niemand eingefallen, seinen Rath, betreffend die Abschaffung der Bayonnetflinte zu befolgen, und wird auch schwerlich Jemandem einfallen, so lange die gegenwärtig das Kriegswesen Europas beherrschenden Momente dieselben bleiben. In der That ist das Gewehr mit dem Bayonnet keineswegs die erbärmliche Waffe, für welche Bülow es ausgeben möchte, es zwingt keineswegs zu jenen Verirrungen der Taktik, zu denen es allerdings führen kann. Es kommt nicht auf die Abschaffung der Bayonnetflinte an, sondern auf die Rückkehr zu richtigen Principien des Gebrauchs. Zu diesen aber würden wir auf demselben Wege kommen, auf welchem Bülow dahin gelangt, daß man diese ganze Waffe verwerfen müsse.

Wenn man sich nicht immer weiter mit neuen Constructionen abquält, die immer schnelleres Laden und immer größere Schußweite möglich machen, sodaß man am Ende den Kampf schon

eröffnen wird, ehe sich die feindlichen Heere noch erblicken können, operirten sie selbst in der Wüste Sahara; wenn man endlich die Speculationen der Technik auf ein anderes Feld, dasjenige der Munitionserleichterung führen wird, so ist die Bayonnetflinte vortrefflich, auch für die Offensive, welche die Bringerin der schnellen Entscheidungen ist; denn sie bietet uns Pilum und Schwert der Römer in einen Körper vereint.

Man wird zu richtigen Principien zurückkehren. Zum Theil wird die Uebertreibung selbst diese Rückkehr bedingen, weil deren nothwendige Folge Vermehrung des Munitionstrosses und doch trotzdem am Ende öfterer Munitionsmangel gerade für den entscheidenden Moment sein wird. Die Verminderung der Reiterei, bedingt durch die steigende Bodencultur und Bodenzertheilung, durch die Vermehrung der Eisenbahnen u. s. w. wird zu demselben Ziele leiten, weil man Reiterei, die man nicht hat, nicht zu Attaken gebrauchen kann, und die Attaken am letzten Ende doch gebraucht. Auch neue Bahnen, welche die Artillerie betritt, namentlich in Rücksicht ihrer größern Beweglichkeit, kommen hier in Betracht. Die Verbesserung des Raketenwesens kann hier eine bedeutende Rolle spielen.

Das gedrängte Bild, welches ich im Vorigen von dem Wesen der militär-literarischen Thätigkeit Bülow's zu entwerfen versuchte, wird genügen, eine übersichtliche Vorstellung von derselben zu geben und zugleich seine Bedeutung für die Entwickelung der Kriegswissenschaften im Allgemeinen zu veranschaulichen.

Vereinigen wir alle einzelnen Züge seiner Thätigkeit, so können wir ihn wol den ersten Sapeur der modernen Militärliteratur nennen; viele Wege hat er gezeigt und geöffnet; nicht immer die bequemsten, besten und richtigsten, aber es waren doch Wege. Andere Arbeiter nach ihm haben zum Theil schon vollendet, gebessert, berichtigt, und werden es noch ferner. Viele hat er bald zur Nachfolge angeregt, bald zum Kampfe herausgefodert.

Schon die historische Bedeutung des Mannes für die Kriegswissenschaft und also auch für die Kriegführung recht-

fertigt also wol die Erinnerung an ihn durch eine Auswahl aus seinen Schriften, wie wir sie hier dem militärischen Publicum darbieten.

Eine andere Frage wäre es, ob man noch heute Bülow's Schriften für einen Stoff der Belehrung halten dürfe. Wer der Meinung wäre, daß man nur von dem Untadeligen lernen könne, der müßte diese Frage verneinen; aber er würde überhaupt wenige Männer finden, von denen, wenige Bücher, aus denen er lernen könnte. Auch Derjenige müßte die Frage verneinen, welcher meinte, nur von Demjenigen sei zu lernen, welcher praktisch im Kriege etwas geleistet und dadurch seine Leistungsfähigkeit bewiesen habe. Wenn auch in andern Dingen, so möchte doch in Bezug auf den Krieg vornehmlich diese Meinung eine irrige sein. Durch geschickte und richtige Ausübung des Kriegshandwerks wird Wissen und Charakter zugleich bewiesen; zum richtigen theoretischen Verständnisse desselben ist der Charakter nicht erfoderlich. Daher kann auch Derjenige sehr wohl unsere kriegerische Einsicht entwickeln, unser kriegerisches Wissen bilden und bereichern, welcher entweder den kriegerischen Charakter gar nicht besitzt oder doch keine Gelegenheit hatte, seinen Besitz zu zeigen.

Der Wege, auf welchen wir zu militärischer Bildung fortschreiten, sind gar mannichfache. Auf einem derselben wird uns das Studium Bülow's zu allen Zeiten zum Fortkommen nützlich sein. Ich habe früher von seiner oberflächlichen Kenntniß des Details geredet. Daraus entspringen große Mängel, aber auch große Vorzüge seiner Schriften. Militärische Lehrbücher, Leitfaden für den Unterricht auf Kriegsschulen können sie eben aus jenem Grunde niemals sein. Und wenn sie zu seiner Zeit einmal als solche empfohlen wurden, so zeigt das nur, zu welchem Grade von Verkehrtheit die aufgeklärten Männer von damals sich emporgeschraubt hatten, eingeklemmt zwischen Pedantismus, Kleinlichkeit, todtes Formwesen auf der einen, große Erscheinungen, große Thaten und Ideen auf der andern Seite. Bülow's Schrif-

ten als Lehrbücher jungen Militärs in die Hand geben wollen, die noch nichts weiter kennen, sie ihnen als Autoritäten hinstellen, das hieße ihnen absichtlich confuse Begriffe von Demjenigen, was im Kriege noth thut, Ekel vor dem unentbehrlichen Detail beibringen. Auch die Form dieser Bücher macht sie zu Lehrbüchern durchweg ungeeignet. Ist Präcision, Schärfe, Keuschheit des Ausdrucks eine der köstlichsten Eigenschaften des Soldaten und sollte man sich bemühen, diese dem jungen Militär auf alle Weise beizubringen, so würde er sie doch aus den Schriften Bülow's schwerlich erwerben, welcher fast principienmäßig alle Augenblicke vom Gegenstande abschweift und den damaligen Begriffen von „Genialität“ auch dadurch huldigt, daß er Alles niederschreibt, was ihm in den Kopf kommt. Dies war allerdings zu seiner Zeit eine nothwendige Reaction gegen die Trockenheit, Langweiligkeit und Schwerfälligkeit, welche in den meisten damaligen militärischen Schriften regierte. Aber eben das macht Bülow's Schriften zu Lehrbüchern völlig ungeeignet, denn die Anfänge der Bildung werden nicht durch das Umhertreiben in Extremen gegründet, mögen diese so geistreich sein, als sie immer wollen.

Wenn Bülow's Bücher keine Lehrbücher in dem eben gedachten Sinne sein können, so sind sie doch nichts destoweniger äußerst belehrend für Denjenigen, welcher bereits einen tüchtigen Grund gelegt hat. Ich habe mich über diesen Punkt bereits bei mehren Gelegenheiten ausgesprochen; ich will noch eine Hauptsache hervorheben. Es ist aus dem Vorigen hinreichend klar, welchen großen Werth ich auf gründliche Kenntniß des technischen Details lege. Es ergibt sich aber auch leicht, daß Derjenige, welcher der Erlangung dieser Kenntniß ernstlich nachstrebt, manches Vorurtheil und manche Beschränkung seines Urtheils mit in den Kauf nehmen muß. Dies ist nicht zu vermeiden. Wer ins Detail eingeht, bindet sich unwillkürlich an bestimmte Formen, — denn in diesen besteht ja eben das militärische Detail; sobald wir zu irgend einer Anwendung, zu irgend einer Ausführung schreiten, müssen wir Formen haben. Nun ist

wol ein Schritt zu weit in dieser Richtung leicht gethan, es ist eher wahrscheinlich als nicht, daß wir uns zu sehr unter die Herrschaft des Details, der von uns erlernten Formen begeben. Dies aber muß nothwendig unsere Conceptionen beschränken, indem es dieselben bald einseitig macht, bald ihnen zu enge Grenzen steckt.

Sollten wir nun nicht wünschen, aus diesem Banne herauszukommen, soweit er nicht nothwendig ist? Gewiß! Denn gelingt es uns, so behalten wir alle Vortheile unserer Kenntniß des Details und machen uns von ihren Nachtheilen, ihren schädlichen Einschränkungen frei. Zu dieser Procedur der Befreiung sind uns nun Geister wie Bülow äußerst hülfreich. Immer bewegt sich dieser in den hochfliegendsten Plänen, so gut wie gar nicht läßt er sich von dem Stoffe fesseln, wenn er auch beiläufig bisweilen anerkennt, daß am Ende ein Heer von hunderttausend Mann, man möge es erleichtern so weit man kann, doch immer eine äußerst schwerfällige Masse bleibt. Man gehe nun mit seiner Kenntniß des Details, mit seiner Würdigung desselben an jene großartigen Conceptionen heran, mit der ernsten Absicht, vorurtheilslos zu prüfen, was von ihnen sich mit dem gegebenen Stoffe bei dessen bekannten und unabänderlich feststehenden Eigenschaften wirklich ausführen lasse, was nicht. Es ist hundert gegen eins zu wetten, daß man einige der Beschränkungen, die man glaubte sich auferlegen zu müssen, wird fallen sehen. Andere werden aufrechtstehen bleiben, vielleicht die meisten. Man muß freilich, wenn diese Arbeit nützlich sein soll, dabei die Meinung ablegen, daß alles Wissen, welches man mitbringt, unfehlbar sei und absolut feststehe. Wie man an diesem Wissen die Ausführbarkeit von Bülow's Plänen prüft, so muß man an dessen Ansichten, wechselsweise vergleichend, die eigenen Glaubensartikel prüfen, um auf ihren ewigen Kern zurückzukommen. Man muß sich vornehmen, nichts, gar nichts ohne Prüfung für Unsinn zu erklären; überall muß man fragen. Findet man etwas unsinnig, so muß man es doch nicht thun, ohne sich strenge Rechenschaft

von dem Warum zu geben. Findet man einen Plan unausführbar, so muß man ihn doch nicht sogleich ganz verwerfen, so muß man im Einzelnen fragen, was von ihm wol auszuführen wäre, unter welchen Voraussetzungen es ausführbar wäre. Bei diesem Verfahren wird man von Bülow viel, sehr viel lernen, man wird viel an Freiheit gewinnen, ohne die nützlichen Beschränkungen der Ansichten, der Conception, zu opfern. Schon aus diesem Grunde ist es der Mühe werth, an ihn zu erinnern. Es ist rein unmöglich, daß ein militärischer Schriftsteller der Gegenwart mit der unendlichen Naivetät über Dinge des Kriegs rede, wie wir sie bei Bülow finden, ein so tiefes Versinken der Heere in den Pedantismus der Exercirplätze, wie es damals wirklich vorhanden war, kennen wir heute in der That auch nicht einmal annähernd; aber auch so schroffe Extreme, wie sie z. B. in der damaligen Fechtart, geschlossene Linie und Schützenkette, einander gegenüber traten, haben wir augenblicklich gar nicht.

Manches, was Bülow beispielsweise über das Tirailliren sagt, scheint uns so erschrecklich kindlich, daß wir kaum begreifen, wie darüber noch ein Wort zu verlieren sei. Bülow kam denn glücklich so weit, daß er nur tirailliren wollte. Der größte Theil der alten und tonangebenden Militärs in Deutschland wollte gar nichts davon wissen. Diese Gegensätze haben sich ausgeglichen. So geschieht es gewöhnlich; aber oft wird viel Unglück erspart, wenn man zu rechter Zeit dem Neuen die Anerkennung zollte, welche es verdient, ohne jedoch sich ihm blindlings in die Arme zu werfen.

Hätte Bülow Lehrbücher geschrieben, so müßte man sie vollständig reproduciren, wenn man es überhaupt wollte. Da der Vordersatz wegfällt, so besteht auch der Nachsatz nicht. Um an seine historische Bedeutung zu erinnern, um den Platz zu begründen, den wir ihm in der Entwickelungsgeschichte der Kriegswissenschaften anweisen, um seine Art, den Stoff der Thatsachen zu behandeln, klar zu machen, zu allen diesen Zwecken genügen im Allgemeinen Auszüge aus seinen Schriften. Nur der „Geist des neuern Kriegssystems" macht eine Ausnahme. Aus dieser

geschlossenen Arbeit darf man keine Auszüge machen, ohne eine Ungerechtigkeit an ihrem Verfasser zu begehen; gänzlich vernachlässigen kann man sie ebenso wenig, denn in ihr liegt der Schwerpunkt seiner Bedeutung. — Die Auswahl der charakteristischen Stücke aus seinen übrigen Werken war nicht ohne Schwierigkeit. Möge der unparteiische Leser finden, daß die ihm hier gebotene Auswahl eine glückliche sei!

W. Rüstow.

I.

Lehrsätze der Strategie.

Erste Definition. Jede Bewegung einer Armee, welche unmittelbar den Feind zum Zwecke hat, heißt eine kriegerische Operation.

Zweite Definition. Da zwischen dem Operationssubject und Operationsobject ein Raum befindlich ist, durch welchen die Armee sich bewegen muß, so gibt dies den Begriff einer Operationslinie.

Dritte Definition. Strategisch sind alle kriegerischen Bewegungen außerhalb des Kanonenschusses oder der Gesichtsweite des Feindes. Taktisch sind alle Bewegungen innerhalb dieser Grenzen. Strategie ist folglich die Wissenschaft kriegerischer Bewegungen außerhalb der Gesichtsweite oder des Kanonenschusses, sowie Taktik die Wissenschaft kriegerischer Bewegungen innerhalb dieser Grenzen ist.

Erster Lehrsatz. Die Heere der Neuern können nur aus Magazinen leben, und ihre Bewegungen werden durch ihre Magazine bestimmt.

Zweiter Lehrsatz. Das Hauptmagazin, aus dem die operirende Armee ihre nothwendigen Bedürfnisse zieht, ist die Unterlage oder das Subject der Operation.

Dritter Lehrsatz. Operationen nach einer einzigen Operationslinie, die, auf ein einziges Operationssubject gegründet, in Feindes Land hineingeht, sind nicht hinlänglich basirt und können nicht gelingen, wenn der Feind nicht alle Gegenbewegungen durchaus vernachlässigt.

Vierter Lehrsatz. Man muß also in einem Vertheidigungskriege sich nicht dem Feinde gerade entgegenstellen und dessen angreifende Unternehmungen leidend erdulden, sondern seitwärts desselben seine Stellung wählen; und indem man sich selbst in den Angriffskrieg versetzt, auf seine Flanken und im Rücken desselben Unternehmungen beginnen, auf seine Zufuhren sein Absehen richten, seine Fronte aber unangetastet lassen, es sei denn, man wolle ihm ein Blendwerk vormachen, ihn verhindern an Flanke und Rücken zu denken, ihn auf seinem Posten festhalten, während man mit dem größten Theil der Truppen auf des Feindes Subsistenz und womöglich in sein Land operirt, welche Operationen, wie sich das von selbst ergibt, alle rückwärts desselben sind.

Fünfter Lehrsatz. Operationen, die in einem Dreieck oder kleinen Cirkelausschnitt von 60 Graden oder weniger eingeschlossen sind, müssen der Regel nach ebenfalls mislingen, können nicht zum Zwecke führen, wenn der Feind von seinen Vortheilen Gebrauch macht, weil sie nicht basirt sind.

Sechster Lehrsatz. Divergente Operationslinien oder solche, welche vom Mittelpunkt gegen den Umkreis laufen, oder von einem kleinen gegen einen größern Umkreis, bilden ebenfalls eine nachtheilige Operationsanlage, wenn der Feind nach den Regeln des neuern Kriegssystems dagegen verfährt.

Siebenter Lehrsatz. Parallele Operationslinien, welche aus mehren Operationssubjecten nach ebenso vielen Objecten hinlaufen, sind ebenso wenig der guten Theorie des Kriegs gemäß.

Achter Lehrsatz. Operationslinien, die in ein stumpfwinkliges Dreieck eingeschlossen sind oder in einen Cirkelausschnitt von 90 und mehr Graden, sind die bestmöglichen und hinreichend basirt.

Neunter Lehrsatz. Aus diesen Untersuchungen ergibt sich also, daß die Basis, um vortheilhaft zu sein, diejenige des Feindes concav umfassen oder parallel länger sein muß, daß dagegen eine nicht parallele Basis oder eine convexe Basis oder eine Basis, welche kürzer ist als diejenige des Feindes, nachtheilig sei und dem Feinde Vortheile gewähre.

Zehnter Lehrsatz. Rückzüge von einer Basis, welche nach einer Linie geschehen, sind nicht der Theorie oder dem Geiste des neuern Kriegssystems angemessen.

Elfter Lehrsatz. Parallele und noch mehr excentrische Rückzüge sind die einzig guten.

II.

Geist des neuern Kriegssystems.

Erste Abtheilung.

Entwickelung des Grundsatzes der Basis der Operationslinien und daraus hergeleitete eigenthümliche Unterscheidungszeichen des neuern Kriegssystems von demjenigen der Alten.

Erster Abschnitt.

Was eigentlich die Basis der Operationslinien sei. Deren Unterschied von den Operationslinien selbst. Die Alten bedurften ihrer nicht.

1) Es ist doch wol unleugbar, daß die Heere der Neuern eines ungeheuern Bedarfs an Fütterung nicht entbehren können. Wie viel Pferde erfodert nicht die Fortschleppung der Munition, d. h. des Pulvers und der eisernen und bleiernen Kugeln? Jedes Bataillon hat seinen Munitionswagen; jedes noch so leichte Feldstück wird von vier, die schweren Kanonen, Zwölfpfünder u. s. w., werden gar von zwölf und vierundzwanzig Pferden gezogen. Jeder

Kanone ist wiederum ein Munitionswagen und vielleicht sind ihr mehre beigefügt. Hierzu kommt noch der Luxus der neuern Heere, wozu ich auch das Brot rechne. Denn nährte man sich von Zwieback, so würde vorerst der Soldat auf weit längere Zeit Proviant mit sich führen können; ferner bedürfte man keiner Bäckerei, welche immer der Armee nachrückt, und die Mehltransporte aus dem Magazin zur Bäckerei fielen fort. Endlich könnte ein mit Zwieback beladener Wagen auf eine beträchtlich längere Zeit Lebensmittel mitführen als ein Mehl oder Brot enthaltender.

Ferner bedenke man die ungeheure Bagage einer neuern Armee und die Menge der Pferde, die zu ihrer Fortbringung erfoderlich sind. Denn jeder Offizier, sogar der untersten Classen, führt ja sein großes Zelt, seine Betten u. s. w. mit sich. Jeder Infanterieoffizier ist ebenso wol mit Pferden, gewöhnlich mit drei bis fünf, versehen, wie ein Offizier der Reiterei. Alles Dies macht eine Armee im neuern Geschmacke zu einer lächerlich unbehülflichen Masse, mit welcher man denn doch große Unternehmungen ausführen will.

2) Von der im Verhältniß zum Fußvolk so zahlreichen Cavalerie, die man in den neuesten Zeiten und zwar vielleicht mit Recht, so beträchtlich vermehrt hat, habe ich nicht einmal geredet. Dies sind nun wieder um so viel Pferde mehr. Wollte man nun anderer Thiere, welche weniger consumiren, sich bedienen, wie z. B. der Ochsen und Esel, so würden diese wol zur Fortbringung der Bagage, der Artillerie u. s. w. als Last- und Zugthiere zu gebrauchen sein, allein seine Reiter wird man doch wol nicht auf Ochsen und Esel setzen wollen, in welchem Fall sie in gar schlechter Kriegsgestalt zum Vorschein kommen würden. Kameele hat man in gemäßigten und kalten Klimaten nicht, sonst könnte man sich ihrer zum Kriege mit großem Vortheil bedienen, da sie weniger Fütterung bedürfen, da sie mehr als einen Mann, sogar kleine Feldstücke tragen können und da die feindliche Reiterei, indem die Pferde sie verabscheuen, davor ausreißen würde. Elefanten kann man auch nicht in hinlänglicher Anzahl bekommen;

und überdem würden ihre großen Leiber den Kanonenschüssen zum leicht zu treffenden Ziele dienen.

3) Man muß sich also der Pferde, und zwar in sehr großer Anzahl, bedienen, und diese Pferde erfodern zu ihrer Verpflegung Heu, Stroh und Hafer; und diese Materien sind Dinge, welche einen großen Raum einnehmen und durch Nässe verdorben werden. Man muß sie also in großen Gebäuden, fähig, sie vor Nässe zu bewahren, anhäufen*). Das Mehl muß gleichfalls vor feuchter Witterung beschirmt werden, die Munition ebenfalls, mit einem Wort alle Bedürfnisse einer Armee. Uebrigens braucht wol nicht erinnert zu werden, daß, da die Last- und Zugpferde Knechte zu ihrer Wartung und Führung nothwendig machen, die Zahl der Portionen mit derjenigen der Rationen steigt und daß mit der Zahl dieser Thiere die Bedürfnisse eines Heeres auf doppelte Art zunehmen, einmal durch die vermehrte Fütterung und dann durch die vermehrte Mundprovision.

4) Dergleichen Anhäufungen der Bedürfnisse einer Armee nennt man nun Magazine. Im engsten Sinne heißt ein Magazin eine Niederlage von Heu, Stroh und Hafer; im erweiterten rechnet man auch noch die Mehlvorräthe dazu, und zwar wird wol selten ein Fouragemagazin ohne beigefügten Mehlvorrath sein, da beiderlei Bedürfnisse gleich unentbehrlich sind. Brot enthält ein Magazin wol nie, weil es in kurzer Zeit verdirbt und die Bäckerei zwischen die Armee und das Magazin gesetzt wird, es sei denn, das Heer stände dicht beim Magazin. Ein vollständiges Magazin enthält aber auch Vorräthe von Munition, Kleidungsstücken, Waffen, Geschütz u. s. w.; denn wenn

*) Die Fütterung der Pferde könnte auf ein weit geringeres Volumen reducirt werden, wenn man ihnen den Hafer in Gestalt von Zwieback gäbe. Die Reiter würden auf viel längere Zeit mit Futter versorgt und doch nicht so bepackt sein. Ebenso könnte man, statt den Soldaten Fleisch zu geben, sie mit Suppentafeln versorgen. Concentrirte Kraft, in ein geringeres Volumen zusammengepreßt, ist auf Seereisen und im Kriege gleich wichtig. Diese Vorräthe, welche man mit sich führt, würden im feindlichen Lande geschont, so lange es etwas zu fouragiren gibt.

auch diese Dinge im Innern des Landes weiter zurück als das Magazin eines kriegführenden Heeres, welches gewöhnlich nahe an der Grenze liegt, verfertigt würden und ihre Hauptniederlage hätten, so muß doch in dem der Armee zunächst liegenden Hauptmagazin ein Zwischenvorrath dieser Gegenstände angehäuft werden, um den unaufhörlichen Abgang daran bei der Armee sogleich wieder zu ersetzen. Ich glaube also nicht zu irren, wenn ich sage: ein Magazin im vollständigen Sinne ist eine Niederlage oder Anhäufung der Bedürfnisse einer Armee, so mannichfaltig diese auch sein mögen.

5) Ueberzöge der Fürst von Schwarzburg-Sondershausen den Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt mit Krieg, so könnten freilich wol die Armeen dieser beiden Herren ohne Magazine zurecht kommen. Allein, da die großen Mächte, welche heutigen Tages ausschließlich Krieg führen und die kleinen mit in ihren Vortex ziehen, ihre Heere so beträchtlich vermehrt haben, mit zwei-, dreimalhunderttausend Mann oder noch mehren auftreten, zwar nicht in einem Heere vereint, aber doch in einem Kriege und öfters an einer Grenze, und da diese Heere so beschaffen sind, wie ich gesagt habe, so ist wol klar, daß die Futterholungen in Feindesland nicht hinreichen können, um eine Armee auch nur auf kurze Zeit zu erhalten, und daß man zu großen Magazinen, mit Bedürfnissen aller Art versehen, seine Zuflucht nehmen muß. Uebrigens ist die Vermehrung der Heere eine nothwendige Folge des neuern Kriegssystems, der ausschließlichen Herrschaft des Feuergewehrs, wie ich weiter unten zeigen werde.

6) Es ist zwar nicht unmöglich, die Bedürfnisse der Armeen durch Einschränkung des Luxus zu vermindern, z. B. den Zwieback statt des Brotes einzuführen, die Lieutenants und Fähnrichs dahin zu vermögen, ohne ihre Federbetten in den Krieg zu ziehen, so sauer sie dazu sehen möchten, — ferner den Offizieren einer Compagnie nur einen Knecht und jedem höchstens ein Pferd zu gestatten, sie zu nöthigen, daß sie ihre Märsche gleich den Soldaten zu Fuß absolviren, welches doch wol nicht erniedrigend sein kann, da die römischen Feldherren vor ihren

Legionen hergingen, — endlich den Troß der Generale und Stabsoffiziere beträchtlich einzuschränken, diese zu veranlassen, daß sie ihre Bedürfnisse durch Requisition in den feindlichen Ländern herbeischaffen, wie es die französischen so meisterhaft verstehen; alles Dieses, glaube ich, wäre thunlich und die Heere würden dadurch weit beweglicher, weit weniger kostspielig zu unterhalten; allein ohne große Magazine könnte man dennoch nicht zurecht kommen, man würde noch immer abhängig von denselben bleiben und zwar hinlänglich, um Alles, was ich in diesem Tractat von dem neuern Kriegssystem sage, stattfinden zu lassen.

7) Um hierin eine radicale oder auch nur beträchtliche Veränderung zu Stande zu bringen, müßte man vorerst die Stärke der Armeen bedeutend reduciren, die Reiterei um ein Wichtiges vermindern, die Artillerie beinahe gänzlich abschaffen, beim Fußvolke statt der Flinte die Pike wieder einführen, mit einem Wort, in die Stelle des Schießsystems wieder das Hau- und Stechsystem einsetzen. Daß dies das System der Alten wieder zum Vorschein bringen hieße, ist einleuchtend und wenn alsdann meine hier entwickelten Grundsätze wegfallen würden, so könnte das ja nichts gegen mich beweisen, da ich von dem Kriege rede, so wie er gegenwärtig ist.

8) Eine solche Veränderung wäre eine Operation, die man mit vieler Behutsamkeit unternehmen müßte und welche auch schon wegen der Meinung, die sie gegen sich hat, unausführbar sein würde. Denn gesetzt, man könnte der Artillerie größtentheils entbehren und mit einer nach Art der Alten bewaffneten, schwächern Armee ein nach dem neuern System eingerichtetes stärkeres Heer aus dem Felde schlagen, welches noch gar sehr zweifelhaft ist, so sitzt doch die Meinung von der Ueberlegenheit des Feuers, sie sei nun wahr oder falsch, in den Köpfen der Menschen einmal fest, obgleich die Erfahrung die geringen Wirkungen des kleinen und großen Feuers bei verschiedenen Gelegenheiten dargethan zu haben scheint. Eine nach Art der Alten bewaffnete Armee würde also schon wegen des Vorurtheils, daß sie gegen die Artillerie und das kleine Gewehrfeuer nichts auszurichten vermöge, nicht Stich halten.

Das Experiment ist überdem sehr delicater Natur. Die Folgen des Mislingens wären zu bedenklich, als daß man es nicht gefährlich finden sollte, sich darauf einzulassen, und Niemand wird der Erste sein wollen, dieses Wagstück zu beginnen.

9) Es bleibt also dabei, daß man große Magazine haben muß und daß dieser Nothwendigkeit nicht abzuhelfen ist.

Da nun diese Magazine, wie schon gesagt worden, große Gebäude erfodern, so werden sie gewöhnlich in beträchtliche Städte, wo dergleichen Gebäude vorhanden sind, verlegt, oder man erbaut dergleichen absichtlich schon im Frieden. Da nun ferner die Erhaltung eines solchen Magazins von der allergrößten Wichtigkeit ist, indem ohne dasselbe die Armee sich trennen muß, so ist nöthig, dergleichen Orte zu befestigen, — zum allerwenigsten hinlänglich, um das Magazin vor Demjenigen, was man im Französischen einen Coup de main nennt, sicherzustellen, wenn etwa der Feind mit einer entsendeten Partei einen plötzlichen Anfall wagen sollte, um die Vorräthe zu verbrennen oder zu verderben.

10) Aber selbst Dies ist noch unzureichend, und wenigstens die Hauptmagazine müssen in Orte verlegt werden, die hinlänglich befestigt sind, um eine förmliche Belagerung aushalten zu können, welche also den Namen von Festungen im eigentlichen Verstande verdienen. Die Ursache davon hat man soeben gesehen. Freilich werden Magazine in kleine offene Städte, sogar Dörfer verlegt. Allein das ist ein Fehler. Denn der Feind kann sie leicht durch ausgeschickte Parteien vernichten lassen, und diesen Verlust, welcher beträchtlich ist, würde man nicht erleiden, wenn Sorge getragen wäre, diese kleinen Plätze durch Verschanzung gegen die ersten Anläufe des Feindes einigermaßen sicherzustellen, in welchem Fall sie vertheidigt werden könnten, bis Hülfe herbeieilt. Die Hauptmagazine sind denn aber doch wol allezeit in Festungen. Die Beschirmung der Magazine ist auch wol eine der Hauptursachen, aus denen man in neuern Zeiten Festungen haben muß; die andern werden aus dem Verfolg dieser Schrift zu ersehen sein.

Wenn man nun keine Festungen nahe an der Grenze hat, um seine Magazine sicherzustellen, so würde dies beweisen, daß man nicht auf den Krieg vorbereitet sei, und es wäre ein Fehler. Fehler machen keine Regeln.

Eine solche Festung, welche ein Hauptmagazin enthält, bestimmt die Bewegungen einer Armee, weil sie aus derselben ihren Unterhalt und ihre übrigen Bedürfnisse zieht und weil diese vor dem Feinde beschützt werden müssen.

11) Eine jede Bewegung einer Armee, welche den Feind zum Zwecke hat, heißt eine kriegerische Operation.

Ich sage Zweck und nicht Gegenstand, was verschieden ist. Der Zweck liegt weiter hinaus, er ist größtentheils unsichtbar, er ist mehr immateriell, wenn ich mich so ausdrücken darf, als der Gegenstand. Man trifft bei kriegerischen Operationen nicht immer gerade auf den Feind, wie z. B. bei Diversionen auf den Flanken und im Rücken des Feindes; hierbei ist oftmals der Feind nicht der Gegenstand, indem man nicht allezeit auf denselben stößt; der Zweck ist der Feind aber allezeit.

Dem Feinde Schaden zuzufügen, ist im Allgemeinen der Zweck kriegerischer Operationen, und der oder jener besondere Nachtheil, den man bei einer gewissen Operation dem Feinde zu verursachen beabsichtigt, ist der Zweck dieser Operation.

Der Zweck aller Kriegsoperationen zusammengenommen ist der Frieden, welchen man durch den dem Feinde zugefügten Schaden, — für sich vortheilhaft, für jenen nachtheilig, — von ihm erzwingen will. In diesem allgemeinen Zwecke sind nun wieder die Zwecke der besondern Operationen, aus denen die größte Operation oder der Krieg besteht, als so viele zu demselben führende Mittel zu betrachten, und die Märsche, aus denen die Operation besteht, sind wieder so viele Mittel zur Vollendung der Operation, folglich zum Zwecke derselben. Oefters kann allerdings eine Operation durch einen Marsch zu Stande gebracht werden; und dann fallen freilich Operations- und Marschzweck zusammen.

12) Der letzte eine Operation vollendende Marsch hat immer mit derselben einerlei Zweck und die letzte Operation des Kriegs einerlei Zweck mit diesem.

Die größere oder geringere Wichtigkeit des Zweckes ist das Unterschiedskennzeichen einer Operation von einem Marsche, — und nicht die Quantitäten von Zeit und Raum, da öfters eine Operation mit einem Marsche abgemacht ist, in welchem Falle freilich auch die Zwecke zusammenfallen. Allein ein kleiner Marsch kann mehr bewirken als ein großer; folglich determinirt hier nicht Zeit und Raum.

Die Zwecke der verschiedenen Märsche, aus denen eine Operation besteht, sind die Vollbringung dieser Operation; während der Zweck der Operation weiter hinaus liegt und höherer Art ist, indem er auf die Entscheidung des ganzen Kriegs sein Absehen hat. Die Zwecke der Märsche sind untergeordnet und von einer niedrigern Classe.

Eine Operation, ein Marsch haben nicht immer den Feind zum Gegenstand, weil nicht immer da, wo sie ihre Endschaft erreichen, gefochten oder belagert wird, obwol sie, wie ich schon gesagt habe, den Feind zum Zweck haben oder in Rücksicht desselben gemacht werden. Allein eine Operation und ein Marsch haben immer einen geographischen Punkt zum Gegenstand, welcher da ist, wo sie aufhören. Es muß einen gewissen Punkt geben, durch dessen Erreichung der Zweck der Operation erfüllt wird. Dieser nun ist der Gegenstand oder das Object der Operation, bei dem sie stille steht und vollbracht ist.

13) Da nun bei einer jeden Operation die Armee aus dem in einer Festung befindlichen Hauptmagazin ihre nothwendigen Bedürfnisse zieht, wie das bewiesen worden ist, so muß man allerdings ein solches Magazin als die Unterlage, das Subject, die Basis der Operation betrachten, und zwar in doppelter Rücksicht: einmal, weil man ohne nothwendige Bedürfnisse nicht leben, folglich auch nichts verrichten kann, und weil die Armee selbige aus dem Magazin erhält; zweitens, weil diese nothwendigen Bedürfnisse vor dem Feinde beschützt werden müssen;

folglich werden alle Bewegungen einer großen Armee durch das Hauptmagazin determinirt und erhalten ihre Richtung danach. Uebrigens versteht sich von selbst und erhellt aus dem Vorhergehenden, daß, wenn ich sage Magazin, auch die dasselbe enthaltende Festung darunter verstanden werde.

14) Ich habe zwar gesagt, ein Magazin sei die Basis einer Operation, allein das habe ich nur gethan, um den Begriff einer Basis überhaupt zur Sprache zu bringen. Sonst ist ein einziges Magazin nur eine unzureichende Basis, welches zu erweisen der Gegenstand dieser Abhandlung ist; und da verschiedene Dinge verschiedene Namen haben müssen, so werde ich künftig nur eine Linie, die man sich durch mehre nebeneinander liegende Magazine gezogen denkt, eine Basis oder Grundlinie der Operationen nennen; um so mehr, da letztere eine gewisse Figur, — wie z. B. einen Triangel u. s. w. — bilden müssen, von welcher diese Linie nun die Basis oder Grundlinie ist. Ein einziges Magazin werde ich zum Unterschied von der eigentlichen Basis das Subject oder die Unterlage einer Operation nennen.

Das Object einer Operation oder der Punkt, wo sie endet, kann nun wiederum zum Subject einer neuen, von da ausgehenden Operation gemacht werden, aber der Regel nach nur, wie das erwiesen werden wird, nachdem eine Basis oder Grundlinie von mehren Operations-Subjecten oder Unterlagen angelegt und begründet worden ist, sonst läuft man bei dem zu tiefen Eindringen Gefahr.

15) Die Begriffe eines Subjects und einer Basis, wie auch eines Objects kriegerischer Operationen sind nun durch diese vorläufigen Untersuchungen aufs Reine gebracht worden. Da nun zwischen dem Operationssubjecte und Operationsobjecte ein Raum befindlich ist, durch welchen sich die Armee bewegen muß, um das Object zu erreichen, so entsteht hiermit von selbst der Begriff einer Operationslinie.

Da man nicht anders von einem Orte zum andern kommen kann, als indem man eine Linie durchläuft, so operirt man also

auch vom Subject zum Object nach einer Linie und zwar nach einer nicht geschlossenen. Denn es ist kein zureichender Grund vorhanden, oder vielmehr, es wäre ungereimt, eine geschlossene Figur absichtlich zwischen beiden Punkten zu beschreiben, da eine nicht geschlossene Linie allezeit der kürzere Weg ist, und zwar in dem Verhältniß, als sie sich einer geraden nähert. Eine Armee bewegt sich also vom Subject zum Object ihrer Operation nach nicht geschlossenen Linien, da ihr daran gelegen ist, letzteres so geschwind als möglich zu erreichen und in kleinstmöglicher Zeit den größtmöglichen Raum zu durchlaufen.

Es wird also eine Regel sein, daß eine Operationslinie sich so viel als möglich einer geraden nähere, obgleich genau genommen eine gerade Linie nur abstract und in der Naturwelt nicht vorhanden ist, d. h. Wege im strengen Sinne nicht gerade Linien sein können.

16) Allein der Begriff einer Operationslinie muß noch schärfer bestimmt werden. Der Weg, auf welchem einer Armee ihre Bedürfnisse auf Lastthieren oder Wagen aus einem Magazine zugeführt werden, ist die Operationslinie. Denn da dieser Weg ebenso vor den Angriffen des Feindes beschützt werden muß wie das Magazin selbst, so determinirt er die Marschlinien der Colonnen und die Positionen der Armee. Folglich, da die Marschcolonnenwege der Armee nur von der zweiten Wichtigkeit sind, und der Zufuhrweg von der ersten, so muß letzterer die Operationslinie genannt werden. Das Bestimmende ist das Hauptkennzeichen, wonach ein Ding benannt werden muß; das dadurch Bestimmte aber nicht.

Wie weit man sich auf dieser Operationslinie von seinem Magazin entfernen könne, das hat General v. Tempelhoff zu allererst durch Berechnung der Bedürfnisse einer Armee und der Zeit, in welcher sie, in einer gegebenen Entfernung, solche erhalten kann, auf Grundsätze reducirt. Da dies nicht zu meinem Gegenstand gehört, so schreibe ich es nicht aus den Anmerkungen zu Lloyd's „Geschichte des Siebenjährigen Kriegs" ab, wo man es nachlesen kann. Uebrigens würde die Berechnung

je nach der Armee, welche man vor Augen hat, sehr verschieden herauskommen.

17) Wenn zwei oder mehr Operationswege von demselben Subject zu einem und demselben Object gehen, welches aber selten der Fall ist, so können sie wegen der Identität ihres Anfanges, Endes und Zweckes gar füglich durch Abstraction unter dem Begriffe einer Operationslinie gedacht werden. Ihre Richtungen werden sich in den meisten Fällen höchst ähnlich sein und eine ziemlich langgezogene Ellipse bilden, denn es wäre sehr nachtheilig, wenn sie seitwärts weit ausschweiften.

Verschiedene Operationslinien sind nur die, welche aus verschiedenen Subjecten entspringen, wenn sie auch in ein und dasselbe Object zusammenlaufen.

Wenn eine Armee dicht bei einem Hauptmagazin steht, wie Friedrich II. im Lager von Bunzelwitz bei Schweidnitz, so findet gar keine Operationslinie statt.

18) Wenn ein Heer durch den Feind genöthigt wird, sich von einer Festung ab, die ein Hauptmagazin enthält, rückwärts zu bewegen, so hört wol in den meisten Fällen die Operationslinie aus dieser Festung auf. Denn wenn der Feind vordringt und die Festung im Rücken läßt oder sie belagert, versteht sich das von selbst. Wenn das aber nicht geschieht, so ist doch immer die Vermuthung und die Besorgniß da, es werde geschehen; folglich sind die Zufuhren der Gefahr ausgesetzt, aufgefangen zu werden; man wird sie lieber aus seinem Rücken heranziehen, als von der feindlichen Seite her. Uebrigens muß keine vom Feinde bedrohte Festung ihrer Lebensmittel beraubt, folglich aus ihrem Magazin nichts gezogen werden. Sollte es aber dennoch geschehen, so wäre in diesem Fall die rückwärtsstehende Armee allezeit das Object der Operationslinie.

Wenn ein Kriegsheer sich von einer ein Hauptmagazin enthaltenden Festung seitwärts wegbewegt und sich einer andern nähert, die zur Seite in der Basis der Operationen liegt, so fallen Operationslinie und Basis zusammen und eine Armee wird

von derjenigen Festung, welcher sie am nächsten steht, ihre Subsistenz beziehen, weil sie der Feind leichter von der entferntern abschneiden kann. Dies ist aber auch der einzige Fall, wo Basis der Operationslinien und Operationslinien selbst einerlei sind. Uebrigens will ich nur im Vorbeigehen bemerken, daß dergleichen Parallelmärsche am leichtesten aus der Flanke geschehen.

19) Operationslinien im eigentlichen Sinn sind aber diejenigen, welche aus dem Subject oder aus mehren in der Basis befindlichen Subjecten vorwärts in des Feindes Land hineingehen und folglich offensiv sind. Ich sage vorwärts in das Land des Feindes und nicht gegen den Feind, weil die feindliche Armee so stehen kann, daß sie ihre Grenze auf der Flanke und nicht im Rücken hat. Allein im Kriege ist doch immer der Hauptgegenstand das Land des Feindes, und in dem Lande des Feindes derjenige Hauptort, aus dem das feindliche Heer seine Bedürfnisse, wo nicht zu allernächst oder unmittelbar, doch mittelbar bezieht, und wo die größten Vorräthe der Elemente der kriegerischen Macht vorhanden sind, um letztere in der Wurzel zu vernichten.

Daher ist vorwärts in Rücksicht der Operationen nicht allezeit da, wohin die Gesichter der Soldaten, d. h. die Front der Schlachtordnung oder des Lagers und die Spitzen der Marschcolonnen stehen, sondern da, wohin das moralische Gesicht der Seele der Armee gerichtet ist. Die Seele der Armee ist der Befehlshaber, oder, um mich noch genauer auszudrücken, die befehlshabende Macht.

20) Eine jede kriegerische Operation beruht auf drei Hauptsachen: dem Subject oder der Unterlage der Operation, der Operationslinie und dem Object. Daß jede Operation auf mehre Subjecte gegründet sein muß, welche neben einander ungefähr in einer Linie liegen und dann eine Operationsbasis im eigentlichen Sinne constituiren, wird in der Folge dieses Tractats bewiesen werden. In diesem Falle sind, wie man schon gesehen, Basis und Operationslinien ganz verschiedene Dinge, obgleich sehr achtungswerthe militärische Schriftsteller sich diese Begriffe

nicht deutlich genug gedacht zu haben scheinen, um sie gehörig zu unterscheiden.

Diese Untersuchungen und Definitionen waren durchaus nöthig, um das Folgende verständlich zu machen. Daß es mit dem Kriegssystem der Alten, sonderlich der Römer, die doch, da sie die Welt bezwangen, nach der besten Methode verfahren zu haben scheinen, eine ganz andere Bewandtniß hatte, muß ich, ehe ich fortfahre, hier noch, wiewol nur ganz kurz, zeigen.

21) Der römische Soldat trug auf vierzehn Tage Lebensmittel bei sich. Er trug selbst sein Zelt und seine Bagage. Die Legionen hatten sehr wenig Offiziere und diese waren in der äußern Ausrüstung, wenn man allenfalls die Tribunen — oder Obersten etwa — ausnimmt, sehr wenig von den Soldaten unterschieden. Die römischen Armeen waren im Vergleich mit den neuern sehr schwach. 40,000—60,000 Mann war wol die größte Zahl. Diese kleinen Heere hatten eine im Verhältniß nur geringe Reiterei. Artillerie war wol vorhanden, denn man kann die Maschinen so nennen; allein sie bestand aus leichten Materien, aus Holz und etwas Eisen, und überdem ist noch nicht einmal ausgemacht, daß man sie immer auf dem Marsche mit sich herumschleppte. Tacitus spricht zwar von einer sehr großen Maschine, welche bei Bedriacum ganze Cohorten wegraffte; allein, da er ihrer erwähnt, so scheint es eine ungewöhnliche Erscheinung gewesen zu sein. Josephus redet auch von Maschinen, wenn er die Ordnung des Marsches der Römer zur Belagerung von Jerusalem beschreibt. Allein die Römer hatten auch damals die Absicht zu belagern. Der Umstand, daß dergleichen Maschinen allenthalben gar leicht von den Soldaten konnten verfertigt werden, scheint es wahrscheinlich zu machen, daß man sie nicht immer bei sich führte. Sie erfoderten nur wenig Pferde zu ihrer Fortschaffung. Die Munition, Steine, fand man fast allenthalben.

22) Es läßt sich sehr leicht erachten, wie wenig im Vergleich mit den neuern Armeen ein solches kleines Heer zu seinem

Unterhalt bedurfte; sonderlich da so sehr wenig Reiterei bei demselben war, da der Soldat die Impedimenta selbst trug und man weder Geschütz noch Munition mit sich führte. Die römischen Armeen fanden also allenthalben in dem Lande, wo sie Krieg führten, ihre Bedürfnisse, welche sie in ihre Lager trugen, wo sie sehr leicht ihre Subsistenz auf mehre Monate anhäufen und aufbewahren konnten. Daher waren ihre Lager auch zugleich ihre Magazine, ihre Marschlinien auch Operationslinien, und dieser militärische Körper um so stärker, je unabhängiger von allem Aeußern er in sich selbst alle Mittel zu seiner Fortdauer besaß. Die zu beschützenden Vorräthe waren auch wol die Veranlassung, daß sie ihre Lager verschanzten. Daß sie ihre verschanzten Lager in Form eines regelmäßigen Vierecks zum Vorschein brachten, welches man heutiges Tages eine große Redoute nennen würde, war wol sehr klug, indem sie auf diese Art der Anstützungspunkte entbehren konnten, und weil diese Figur, wie Hauptmann Rösch es bewiesen hat, unter allen der stärksten Vertheidigung durch Geschoß aller Art fähig ist. Uebrigens ist in derselben auch mehr Raum wie in irgend einer andern.

23) Der Oberstlieutenant Mauvillon hat zwar Recht, wenn er behauptet, daß eine solche viereckige Lagerform heutiges Tages wegen des Artilleriefeuers ganz unstatthaft sein würde. Allein er ist zu tadeln, wenn er daraus die große Ueberlegenheit der neuern Kriegsart über diejenige der Alten herleiten will und behauptet, die Kriegskunst sei so ungemein ausgebildet worden, daß die Alten nur als Kinder gegen uns zu betrachten wären. Ich dagegen will beweisen, allein nicht hier sogleich, denn ich kann nicht Alles auf einmal sagen, sondern weiter unten, daß das Kriegssystem der Neuern mit demjenigen der Alten nicht kann verglichen werden, in Rücksicht der großen Wirkungen, die man mit geringen Mitteln hervorbrachte, statt daß man gegenwärtig, mit einziger Ausnahme der Franzosen seit den Revolutionskriegen, mit einem ungeheuern Aufwand von Kräften nur sehr geringe Wirkungen zu Stande bringt. Uebrigens haben wir noch nicht einmal verstanden, dem Geist des neuern Kriegssystems gemäß zu handeln.

Die Befehlshaber der Heere machen unaufhörlich Fehler dagegen, wie ich denn das weiter unten zu zeigen mich anheischig mache. Hier ist also wenig Ursache zum Prahlen vorhanden.

24) Ich bin der Meinung, man solle heute die Lage seiner Lager gar nicht mehr danach nehmen, um in ihnen den Feind zu erwarten, weil man bei gehörigen Vorkehrungen nie überfallen werden kann, weil Bewegung und nicht Position dem Geiste des neuern Kriegssystems angemessen ist. Nimmt man aber verschanzte Lager, so scheint mir die von den Neuern adoptirte griechische Lagerform weniger gut wie ein nach der neuern Kriegskunst modificirtes römisches Lager. Das Lager von Bunzelwitz war ein nach der Globulartaktik — ein Ausdruck Berenhorst's — modificirtes römisches Lager. Ein solches Lager gewährt den Vortheil, daß man des Anlehnens überhoben ist, weil eigentlich keine Flanke vorhanden ist und man dem Feinde auf allen Seiten eine gleich große Fronte entgegensetzt. Die Winkel sind dagegen sehr schwach, wird man sagen; allein es ist nicht schwer, sie fast unangreifbar zu machen, wenn auch nicht durch Schrägfeuer, auf welches man nicht rechnen darf, weil es natürlich ist, auf Diejenigen zu schießen, welche gerade auf uns loskommen, und nicht auf Diejenigen, welche unserm Nebenmanne zu Leibe gehen. Bei einer solchen Lagerordnung hätte man nur dahin zu sehen, eine Höhe oder doch einen Platz zu wählen, der nicht durch Anhöhen beherrscht wird. Die Bäckerei könnte man im Lager haben 2c.

25) Die Griechen hatten nicht diese Lagerform, sondern die in unsern Zeiten angenommene, nach welcher man die Flanken an einen natürlichen Gegenstand ansetzt, weil sie meistentheils offen sind und, wenn auch geschlossen, doch nur eine kleine Fronte ausmachen und also das ganze Lager in diesem Fall ein langes Viereck bildet. Die Griechen verschanzten auch ihre Lager nicht sogleich, wie die Römer — ein vortrefflicher Gebrauch der Letztern, den wir mit unsern weichlichen Soldaten nicht nachzuahmen gewagt haben. Allein großer Magazine bedurften die Griechen doch nicht. Ihre sehr kleinen Heere, wobei fast gar keine Reiterei vor-

handen war, konnten allenthalben durch Futterholungen und Plünderung gar leicht unterhalten werden. Die Kriege dieser kleinen Republiken, welche, hätten sie sich vertragen können, dem römischen Joche vielleicht entgangen wären und eine bessere Figur in der Welt gespielt hätten, bestanden überdem in räuberischen Streifereien, wobei man nicht lange im Felde blieb, und die mit den Huronen- und Irokesenfehden viele Aehnlichkeit hatten. Diese Griechen sind nie so große Krieger gewesen, als sie es von sich behaupteten. Sobald sie es mit den Römern zu thun bekamen, war es mit ihnen vorbei. Ihre Phalanx, welche in unsern Tagen Friedrich II., wiewol nach der Feuertaktik verändert, wiederum zum Vorschein gebracht hat, wurde sogleich durch die Legion vernichtet. Taktiker waren die Griechen allerdings in ziemlich hohem Grade, allein es ist doch zu verwundern, daß ein so geistreiches Volk keine bessere Stellordnung und keine bessern Waffen erfinden konnte, die den römischen zu widerstehen vermocht hätten und daß die Neuerungen des Epaminondas mit ihm dahinstarben. Die Schlachtordnung der Athenienser und Lacedämonier war übrigens nur eine Abänderung der Phalanx, und ihre Waffen ebenfalls zu lang, ohne durch kurze gehörig unterstützt zu werden; folglich gilt von den Griechen überhaupt, was von den Macedoniern gesagt werden kann. In der Kriegszucht waren sie gar nicht mit den Römern zu vergleichen.

26) Römer und Griechen bedurften keiner außer dem Heere befindlichen Magazine, keiner Operationslinie, keiner Operationsbasis; allein von den Medern, Persern rc. ist dies zu glauben wegen ihrer so ungeheuern Heere, so zahlreichen Reiterei und so unermeßlichen Bagage. Auch muß man gestehen, daß unsere neuern Armeen viel Medisches oder Persisches haben und in mancher Rücksicht nicht wenig dem Heere des Xerxes gleichen. Jedoch konnten diese ungeheuern morgenländischen Haufen weit beweglicher sein, weil sie weder Pulver noch Kugeln, noch schweres Geschütz mit sich herumschleppen mußten. Ihre Operationen konnten also dennoch schneller vollführt werden und waren nicht so sehr durch Magazine, Operationslinie, Operationsbasis,

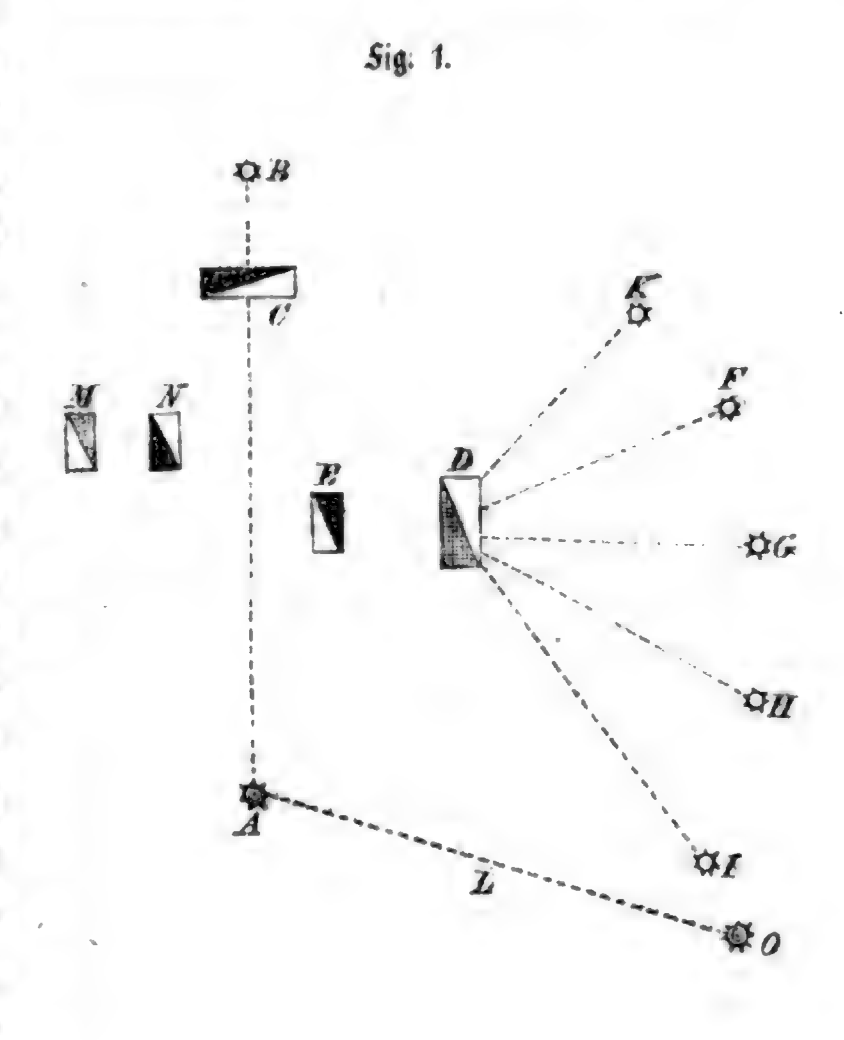
Bäckerei ꝛc. gefesselt wie diejenigen der neuern Armeen. Hierin besteht der Hauptunterschied der alten und neuen Kriegskunst.

Zweiter Abschnitt.

Anfang der Untersuchungen über offensive Operationslinien. Von einer einzigen Operationslinie, die, auf ein einziges Subject gegründet, in Feindes Land hineingeht.

1) Im vorhergehenden Abschnitte haben wir gesehen, daß Operationslinien im eigentlichen Sinne offensiver Art sind. Hieraus folgt, daß man am ehesten das Charakteristische des neuern Kriegssystems herausbringen wird, wenn man untersucht, nach welcher Figur in Feindes Land hinein operirt werden müsse. Hier wollen wir den Fall betrachten, wo man von einem Subject oder Magazine nach einer Operationslinie in Feindes Land bis zu einem Objecte fortschreitet.

Es sei Fig. 1 A das Subject, B das Object und C die vom Subject nach dem Object hin operirende Armee, so ist klar, daß, wenn der Feind D gegen die Operationslinie AB im Rücken der Armee C anrückt, ohne gegen C direct etwas zu unternehmen, es seien denn falsche Angriffe, um sie auf ihrem Posten festzuhalten, die Armee C so-



gleich am weitern Vordringen behindert und in den Vertheidigungskrieg zurückgeworfen wird, welches doch gar nicht die Absicht ihrer Operation war. Denn da die Operationslinie AB der einzige Weg ist, auf welchem die Armee C ihre Zufuhr erhalten kann, so muß sie um so mehr besorgt sein, daß selbige nicht von dem Feinde D durchschnitten werde und die Zufuhren abgeschnitten werden, in welchem Falle die Armee C ihrem Untergange nicht entgehen könnte, da, wie es im ersten Abschnitte gezeigt worden, die neuern Heere durchaus von den Zufuhren aus ihren Magazinen abhängig sind. Der Zustand der Armee C kann also mit demjenigen eines Menschen verglichen werden, welcher sein ganzes Vermögen in einer einzigen gewagten Unternehmung aufs Spiel gesetzt hat und der also bei der geringsten widrigen Begebenheit zittern muß, welche ihn mit dem Mislingen bedroht. Die Operationslinien eines Heeres sind mit den Muskeln im menschlichen Körper zu vergleichen, von denen die Bewegung der Glieder abhängt. Wenn die Bewegung eines Gliedes lediglich auf einem Muskel beruht, durch dessen Durchschneidung das Glied gelähmt werden würde, so liegt um so mehr daran, diesen Muskel vor aller Beschädigung zu bewahren. Ebenso muß auch eine einzige Operationslinie für eine offensiv zu Werke gehende Armee ein äußerst empfindlicher Theil sein, den vor den lähmenden Berührungen des Feindes zu sichern ihr wichtigstes Augenmerk sein muß.

2) Wenn nun die Armee C den wichtigen Posten B, welcher das Object der Operation macht, schon inne hätte, so würde sie beim Anrücken des Feindes D gegen die Operationslinie AB durch Zurücksendung nach E, um die Linie AB zu beschützen und um nicht von A abgeschnitten zu werden, bei B dergestalt sich schwächen müssen, daß sie gegen einen directen Angriff den Posten wahrscheinlich nicht würde behaupten können. Wäre sie mit der Belagerung von B beschäftigt gewesen, so würde sie selbige, durch diese Entsendung geschwächt, nicht fortsetzen können. Wäre B ein verschanzter Posten, aus dem man den Feind vertreiben wollte, so würde die Armee den Angriff darauf nicht wagen

dürfen. Hätte das Heer C den Posten B noch nicht erreicht, sondern wäre noch im Anmarsch dagegen begriffen, so könnte es nicht weiter vorrücken. Diese Diversion gegen die Operationslinie würde also allen fernern offensiven Operationen ein Ende machen.

3) Wollte nun die Armee C bei B stehen bleiben, ohne sich durch alle Angriffe gegen die Operationslinie AB im geringsten stören zu lassen, so würde sie Gefahr laufen, nicht allein von A, sondern auch von ihrer entsendeten Partei E abgeschnitten zu werden. Denn der Raum zwischen C und E wird wol immer groß genug sein, um dem Feind D Gelegenheit zu geben, durch ein abgeschicktes Corps C von E zu trennen und nicht sowol C im Rücken, als vielmehr E in die Flanken zu operiren und es so zu vertreiben. Man könnte sagen: der Feind D kann von E geschlagen werden, und dann ist die Operationslinie AB wieder gesichert und Rücken und Flanke der Armee sind wieder frei. Allein die Sachen sind hier nicht gleich. Wird E geschlagen, so ist C verloren. Wird dagegen der Feind D von E geschlagen, so ist sein Rückzug und seine Subsistenz in seinem eigenen Lande immer gesichert: denn er wird in FGHI Magazine haben, von denen er nie durch das Heer C kann abgeschnitten werden. Ein Magazin in K könnte noch wol von C angefochten und der Feind D von demselben getrennt werden; allein die andern, sonderlich GHI sind zu weit im Rücken von C, als daß letzteres Heer dagegen etwas vermöchte. Hat aber der Feind D in allen diesen Orten keine Magazine, so ist das sein Fehler, so ist er nicht gehörig auf den Krieg vorbereitet und ich rede nur von den Dingen, wie sie eigentlich sein sollten oder vielmehr der Regel und der gesunden Vernunft gemäß sein müssen. Der Feind D ist also immer bei seinen Operationen im Rücken von C vor dem Abschneiden von seinen Magazinen gesichert. Je weiter nun D nach A hinab detachirt oder selbst hinab marschirt, um so mehr muß sich auch C beim Object B durch Verlängerung rückwärts schwächen, um nicht von A abgeschnitten zu werden. Der Feind D kann aber auch in das Land der Armee C nach L hin eine

Diversion machen oder auch A selbst angreifen, im Fall der Platz schwach genug wäre, um in der Geschwindigkeit ihn wegnehmen zu können; denn im Fall einer förmlichen Belagerung würde C zurückeilen, um A zu retten. Die Operationslinie AB wird aber auch von der andern Seite M her beunruhigt werden, denn der Feind kann in seinem eigenen Lande überall Truppen versammeln. Die Armee C wird also auch bei N ein Corps setzen müssen und also die defensive Figur eines langen Vierecks annehmen, statt daß sie offensive Operationen beabsichtigte. Diese ungünstige Lage aber hätte sie sich dadurch zugezogen, daß sie nach einer einzigen Linie operirte, die sich wenig von einer geraden entfernt.

4) Wie weit eine Armee in Feindes Land hinein sich von ihren Magazinen entfernen müsse, um allen diesen Nachtheilen ausgesetzt zu sein, das hängt von zu vielen Umständen ab, um genau bestimmt werden zu können. Jedoch will ich es wagen, hier festzusetzen, daß es wenigstens drei Tagemärsche sein müssen, daß bei einer geringern Entfernung die Gefahr nicht groß sein kann, indem durch eine einzige Bewegung rückwärts die Armee sich ihre Flanken und ihren Rücken wieder frei machen und ihre Zufuhren beschützen kann. Alsdann ist aber auch der Vortheil von einer so wenig eindringenden Armee sehr gering, es sei denn, man belagerte eine wichtige Festung. Allein auch in diesem Falle, da man ganz nahe bei seinem Magazin etwas vor sich hat, sind die Diversionen in unser Land auf unsern Flanken noch immer zu fürchten; und haben wir eine Reihe Festungen, die unser Land deckt oder eine Basis, und der Feind auch, so sind die Sachen wieder gleich, so kann er eine von unsern Festungen belagern, während wir eine von den seinigen angreifen; und da kommt es dann darauf an, wer zuerst mit seiner Belagerung fertig wird. Jedoch dies gehört nicht zu meinem Beweise von den Nachtheilen einer einzigen, nicht durch mehre verstärkten, Operationslinie, und ich rede nur davon, um alle Fälle zur Sprache zu bringen und allen Einwürfen zu begegnen.

5) Man könnte nun einwenden: wenn man Festungen auf seiner Grenze hat, die eine Basis constituiren, so kann man im-

mer ohne Gefahr nach einer Linie operiren; denn die Besatzungen dieser Festungen würden den Feind im Rücken bedrohen, falls er uns zu sehr umginge, wie z. B. bei D, und wenn auch gleich keine Operationslinien eröffnet wären, so könnte man sie eröffnen und man könnte sich immer auf diese Festungen zurückziehen. Allein in diesem Falle wäre man bei seiner Unternehmung hinlänglich basirt; man hätte in der That mehre Operationslinien hinter sich, auf welchen man Zufuhren erhalten könnte, wenngleich nicht davon Gebrauch gemacht würde, indem man mit den Zufuhren aus einem Magazin sich begnügte. Allein das ist gar nicht der Fall, von dem hier die Rede ist. Nach einer Operationslinie schreitet man vor, wenn entweder neben A keine Magazine vorhanden sind, oder wenn man von den Festungen, in welchen sich diese Magazine befinden, durch feindliche Festungen getrennt ist, wie z. B. die Festung I des Feindes D das in der Festung O befindliche Magazin für die Armee C unbrauchbar macht, denn sie verstopft die Operationslinie, die C etwa daraus eröffnen könnte. Denn der Feind wird gegen jede Festung, die auf der Grenze unsers Landes liegt, auch eine erbauen, um ihr etwas entgegenzusetzen, sowie man einem jeden Corps des Feindes ein anderes entgegenstellen muß, um es im Zaume zu halten. So ist nämlich die Regel. Die Magazine, von welchen ein Heer durch feindliche Festungen getrennt ist, sind für dasselbe als nicht vorhanden zu betrachten.

Um also die Operationslinie AB zu basiren, wird es nöthig sein, außer A noch einige Festungen, so in einer Linie neben A liegen, zu erobern. A kann nämlich entweder eine Festung sein, welcher der Feind D keine andere entgegenzusetzen hat und welche die Armee C als Operationssubject benutzt, um von demselben vorwärts zu operiren, oder aber eine dem Feinde D entrissene Festung.

6) Bei diesen Untersuchungen über die Nachtheile einer einzigen Operationslinie habe ich mich deswegen so lange verweilen müssen, weil sie der Grund sind, auf welchem das Folgende gebaut ist. Gesteht man die in diesen beiden ersten Abschnitten

entwickelten Principien mir zu, so ist keine rationelle Möglichkeit vorhanden, die daraus gezogenen Folgerungen zu leugnen. Die Sache ist aber überdem noch wichtig, weil die Heerführer gegenwärtiger Zeit und sogar die berühmtesten noch immer durch ihr Kriegsverhalten beweisen, daß sie den ganzen Satz für falsch halten und immer noch mehr an das gerade DaraufIosgehen als an Diversionen denken. In der dritten Abtheilung dieses Werks werde ich Das zeigen.

7) Ueber die Theorie der Operationslinien ergibt sich der aus diesen Betrachtungen über eine einzige Operationslinie zu ziehende Lehrsatz von selbst. Allein Lehrsätze müssen nicht niederreißen, sondern aufbauen, nicht negativ, sondern positiv sein; und die in diesem Abschnitte gelesenen Untersuchungen enthalten zureichende Bestimmungsgründe und Data, um mich zu berechtigen, ihn mit folgendem positiven strategischen Lehrsatze zu beschließen. Nämlich:

„Man muß in einem Vertheidigungskriege sich nicht dem Feinde gerade entgegenstellen und dessen angreifende Unternehmungen leidend erdulden, sondern seitwärts desselben seine Stellungen wählen und, indem man sich selbst in den Angriffskrieg versetzt, auf die Flanken und den Rücken des Feindes Unternehmungen beginnen, gegen seine Zufuhren sich richten, seine Fronte aber unangetastet lassen, es sei denn, man wolle ihm ein Blendwerk vormachen, ihn verhindern, an Flanke und Rücken zu denken, ihn auf seinem Posten festhalten, während man mit dem größten Theil der Truppen auf des Feindes Subsistenz und wo möglich in sein Land operirt, welche Operationen, wie sich das von selbst ergibt, alle rückwärts desselben sind."

Der Beweis dieses Lehrsatzes ist im Vorhergehenden enthalten, wie ich denn überhaupt erst untersuchen und beweisen und dann als Resultat den Lehrsatz aufstellen werde.

8) Wenn es einen solchen in der neuern Kriegswissenschaft

überhaupt geben kann, so ist der eben aufgestellte vielleicht unter allen derjenige, welcher sich in der Theorie am vollständigsten beweisen läßt und den die Erfahrung immer bestätigt hat.

Es hat indessen Kriegsbegebenheiten gegeben, bei denen der Erfolg diesem Satze zu widersprechen schien. Allein diese nahmen ihren Ursprung öfters in dem Willen, die Regeln des Kriegs nicht anzuwenden, noch öfter in Unkenntniß der Regeln des Kriegs und Unfähigkeit, sie gehörig anzuwenden.

Es gibt Fälle, wo die Umstände im weitesten Sinne des Worts, wo die Beschaffenheit des Landes, in welchem, und des Volkes, mit welchem man Krieg führt, diese Regeln nicht allein modificiren, sondern auch ein ganz entgegengesetztes Verfahren gebieten. Dies hebt jedoch die Regeln des Kriegs nicht auf. Es beweist keineswegs, daß die Kriegskunst sich nie in eine Wissenschaft verwandeln lasse, obgleich dem eigenen Urtheil immer so viel überlassen bleiben wird, daß neben der Wissenschaft sie auch immer Kunst sein wird.

Kunst ist nämlich die Anwendung der Wissenschaft, welche stets eine Function des Judiciums bleiben wird.

Wenn irgend eine Grundregel des Kriegs modificirt werden muß, so beweist das nicht, daß es überhaupt keine Regeln gebe, sondern daß sie unter einer höhern Regel stehen und mit Judicium angewendet sein wollen. Mit diesem ist es leicht, die Fälle festzusetzen, in welchen der Krieg fodert, von der eben entwickelten Regel des Kriegs abzuweichen, welche in dem obigen Lehrsatz für die Offensive implicite liegt. Die Kenntniß des feindlichen Generals, seiner Unkunde, seiner Furchtsamkeit, diejenige seines Heeres, der Feigheit desselben, des Mangels an Kriegszucht bei ihm, der Unfähigkeit sich bewegen zu lassen, an welcher es leidet, können einen General schon berechtigen, diesem Feinde, der es weder versteht noch wagt, ihm in Flanke und Rücken zu operiren, unbesorgt um die eigene Flanke und den eigenen Rücken, auf den Leib zu rennen.

9) Die Unternehmung des Generals Bonaparte im Jahr 1797 wurde durch ähnliche Motive gerechtfertigt. Es war hier

nicht sowol die Beschaffenheit der Armee und ihres Generals, als vielmehr die Kenntniß der österreichischen Regierung, welche den jungen Feldherrn veranlaßte, so rasch vorzudringen, ohne sich vorher hinlänglich basirt, d. h. Flanke und Rücken gesichert zu haben. Der Regel nach konnte er nicht über den Tagliamento und in Oesterreich vordringen, ohne sich vorher zum Meister von den Päßen Tirols gemacht zu haben. Der Regel nach mußten ihm die Unternehmung des General Laudon in seinen Rücken und die schöne Bewegung des Erzherzogs Karl nach Linz, ferner der Aufstand der Venetianer den unvermeidlichen Untergang bereiten; allein dieser junge Feldherr, gewohnt, mit genialem Ueberblick die Dinge zu durchschauen, wußte, daß der unkriegerische Hofkriegsrath, den blinden Impulsionen der Furcht gehorchend, es nie leiden würde, daß die österreichische Armee sich von Wien auch nur scheinbar entfernte. Er wußte, daß Minister in Oesterreich die Generale der Generale sind. Der Erfolg rechtfertigte seine Ansicht der Dinge. Er dictirte einen vortheilhaften Frieden in eben dem Augenblick, da sein Untergang unvermeidlich war.

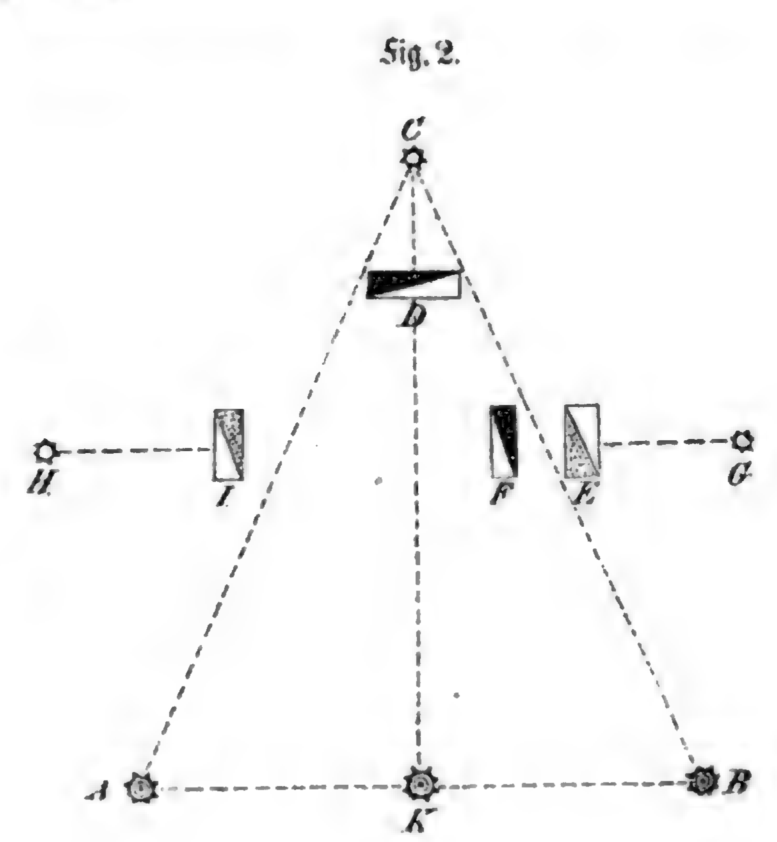
10) Ich habe an andern Orten schon gesagt, daß von diesem Grundsatz (der Basirung) bei einer Landung in England durchaus abzuweichen sei; es kommt nur darauf an, einen gewissen Alles entscheidenden Punkt, nämlich London zu erreichen, Die Ursache ist, weil die mercantilische, unkriegerische englische Nation in dem Hauptsitz ihres Reichthums den Mittelpunkt ihrer politischen Existenz zu erblicken gewohnt ist. Diese ganze Unternehmung könnte man eine ungeheure Mausepatrouille nennen, ein Ausdruck, mit welchem die Husaren eine so gewagt vorgeschickte Patrouille bezeichnen, daß sie in Gefahr ist, abgeschnitten zu werden.

Mit einem Worte, es wird leicht möglich sein, die Fälle anzugeben, wo man, ohne sich zu basiren, vorgehen kann; es wird leicht sein, die Ursachen aufzufinden, weshalb Dieser oder Jener für ein solches Vorgehen nicht bestraft worden ist.

Dritter Abschnitt.

Von Operationslinien, die in ein spitzes Dreieck oder einen kleinen Cirkelausschnitt von 60 Graden und weniger eingeschlossen sind.

1) Die Nachtheile dieser Operationsanlage sind fast ebenso groß als diejenigen der soeben betrachteten. Wenn die beiden äußersten Wege, auf welchen man Zufuhren erhält, bei dem Object der Operation in einen Winkel zusammenstoßen, welcher nicht mehr oder noch weniger als 60 Grade mißt, so ist man gleichfalls nicht hinlänglich basirt.

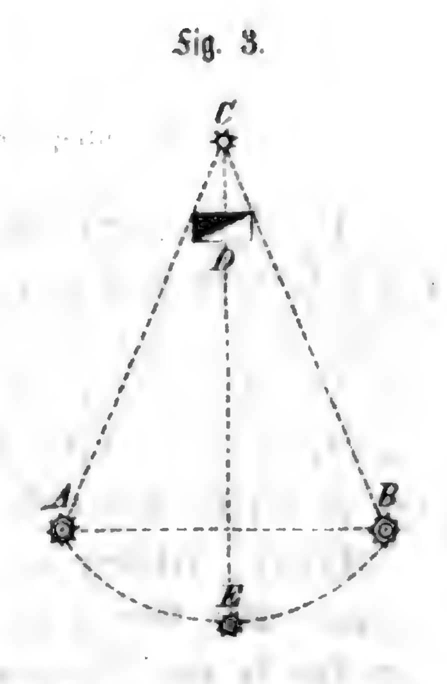


Die Armee D kann ebenfalls gegen das Object C, Fig. 2, keine weitern Fortschritte machen, wenn der Feind E gegen die Operationslinie BC, hier einen Schenkel des Dreiecks ABC, anrückt. Denn D ist gezwungen, wie im vorhergehenden Fall, sogleich zur Deckung der Operationslinie BC nach F zurück zu detachiren, weil es E durchaus nicht von dessen Magazinen, die es in der Gegend G haben kann und muß, abzuschneiden vermag. Die Armee D wird also ebenfalls durch diese Bewegung des Feindes in ihren Rücken, wie im Fall einer einzigen Operationslinie, in den Vertheidigungskrieg versetzt. Jedoch ist hier der Vortheil, daß E nicht auch AC abzuschneiden vermag; denn wenn E bis AC vorrücken wollte, so würde es Gefahr laufen, durch D selbst von seinen Magazinen in der Gegend G abge-

schnitten zu werden. Der Fall des Durchlaufens nach der andern Seite des Triangels ABC hin könnte noch gedacht werden, und dann würde AC durchschnitten, BC dagegen aus dem eben gesehenen Grunde wieder frei. Allein der Feind E wird, da er in seinem eigenen Lande ist, auch in H Magazine haben und von der Seite her auch durch ein Corps I die Linie AC durchschneiden. D muß also auch gegen dieses Corps etwas zurückschicken. Wer sieht nicht, daß hier dieselben Fälle, wie die im vorigen Abschnitt betrachteten, eintreten! daß also eine Wiederholung unnütz ist.

2) Weil der Triangel so spitz ist, kann jede Operationslinie, welche von der Basis nach dem Object geht, wie hier KC, zugleich mit den beiden Schenkeln BC und AC durchschnitten werden, welches der Feind E gar füglich durch eine entsendete Partei verrichten kann. Folglich sind die Operationslinien nicht hinlänglich basirt.

Der Feind E könnte sich in der That ganz in den Rücken der Armee D setzen, sodaß er die Basis AB in seinem Rücken hätte, von welcher er dann die Armee D völlig abschneiden würde, ohne bei dieser auffallenden Operation sonderlich Gefahr zu laufen. Denn seine Subsistenz zöge er von seinen Flanken her, von H und G und die in der Basis liegenden Festungen AKB könnte er durch kleine Beobachtungscorps stopfen, im Fall deren Besatzungen nicht gar zu zahlreich wären, wo dann diese völlige Umgehung des Feindes freilich unmöglich würde. Im Fall nun der Feind E von der Armee D in dieser ungewöhnlichen Position geschlagen würde, so kann man nicht behaupten, er sei verloren, er wäre immer weit genug von den Festungen AKB entfernt, um sich seitwärts nach den Gegenden H und G ungefähr zurückziehen zu können. Für die Armee D wäre, neben einem verzweiflungsvollen Angriff, eine Bewegung auf des Feindes Subsistenz, auf G und H hin, das Zweckmäßigste, um sich aus ihrer gefährlichen Lage zu ziehen. Wären die Subsistenzlinien der Armee D hinlänglich basirt, so würde sie der Gefahr einer solchen völligen Umgehung nicht unterworfen sein.



3) Bei dem Kreisausschnitt ABC, Fig. 3, gewinnt die Armee D, im Fall er von 60 Graden oder weniger ist, im Vergleich zu dem eben betrachteten Triangel mit gerader Basis Fig. 2 nur dadurch, daß die beiden Linien AC und BC, welche das Segment begrenzen, kürzer sind als die Schenkel AC und BC des Triangels, D also seinen Hauptmagazinen A und B näher ist. Allein diesen Vortheil hebt der Umstand wieder auf, daß, je kürzer die Linien AC und BC sind, desto näher die Punkte A und B einander liegen müssen, so lange die Größe des Winkels dieselbe bleibt. Je näher nun die Festungen A und B einander liegen, desto kürzer wird die Basis, desto mehr kann der Feind A und B als eine einzige Festung betrachten, weil die Wirkung für ihn dieselbe ist. Je kürzer die Basis ist, desto mehr nähert man sich dem Falle, da man nach einer Operationslinie vorschreitet. Die Größe des Winkels beim Object C, welchen ich künftig den Objectivwinkel nennen will, bestimmt also mehr die Güte der Operation, als die Kürze der Zufuhrlinien, weil letztere nichts hilft, wenn der Objectivwinkel klein ist.

Uebrigens kann der Cirkelbogen AB nur durch einen dritten Punkt E determinirt werden. Die Festung E ist nun zwar durch A und B vortrefflich gegen den Feind gesichert, allein die Zufuhrlinie EC ganz und gar nicht mehr als KC, Fig. 2. Folglich ist es ebenso, als wenn E gar nicht vorhanden und ABC kein Segment, sondern ein geradliniges Dreieck wäre, dessen Grundlinie dann die punktirte Linie AB sein würde. Die Ursache wäre nun die Kleinheit des Winkels C am Object.

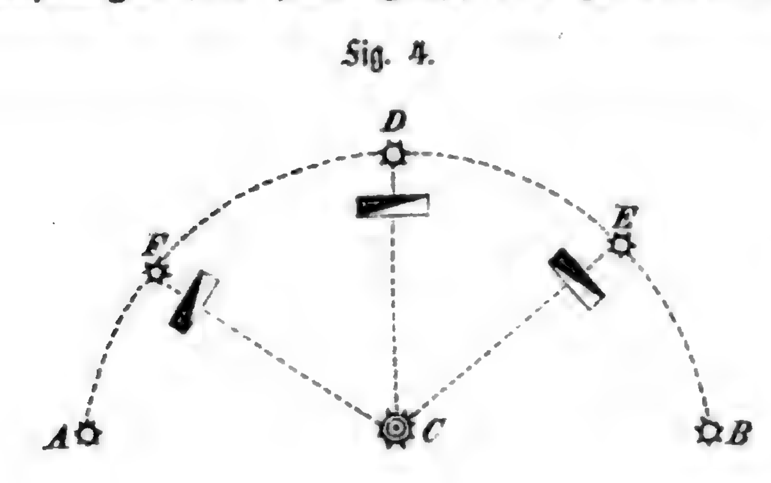
Vierter Abschnitt.

Von divergenten Operationslinien.

1) Von einem Mittelpunkte nach dem Umkreise oder von einem kleinern nach einem größern Bogen, oder von einer kurzen geraden Linie nach einem Umkreise hin auseinanderlaufende Linien sind der Regel nach nur zweckmäßig, wenn man ein vertheidigungsloses Land besetzen will. Die Tataren gehen auf solche Art zu Werke, wenn sie ein Land plündern und verwüsten. Allein die Tataren erscheinen ohne Operationslinie, deren sie nicht bedürfen. Sie führen ihre Subsistenz bei sich auf ihren Pferden, und sind so den Römern, welche in ihren Lagern ihre Magazine hatten, noch um einen Schritt voraus.[1] Die Tataren haben nur Marschlinien. Wenn sie ein Land verheeren, so verfahren sie folgendergestalt: ein Haufe trennt sich in zwei, diese zwei in vier und so zertheilen sie sich im Vorrücken immer mehr und bedecken endlich so vereinzelt das ganze Land. Baron Tott erzählt uns in seinem Buche, daß sie auf diese Art Neu-Serbien verwüsteten, wobei er gegenwärtig war.

2) Einen Angriffskrieg mit dergleichen divergenten Operationen beginnen zu wollen, würde beweisen, daß man nichts vom Kriege verstehe, denn man ist bei denselben immer umfaßt, Flanke und Rücken sind dem Feinde bloßgestellt, die Operationslinien sind nicht gesichert, statt daß der Feind für die seinigen nichts zu besorgen hat. Folgende durch Figuren anschaulich gemachte Betrachtungen sind hinlänglich, dies zu beweisen.

Fig. 4.



Die Operationslinie CD, Fig. 4, ist freilich durch CE und CF, d. h. durch Corps bei E und F mehr gedeckt als bei den vorhergehenden Voraussetzun-

gen einer Operation nach einer geraden Linie und einer andern in einem spitzen Dreieck. Allein alle drei aus C hervorgehende Operationslinien nach E, D und F hin sind es nicht gegen die Unternehmungen des Feindes von A und B her. Diese fassen sie alle in den Rücken, durchschneiden die Zufuhrwege und der Rückzug des Feindes nach A und B ist auf jeden Fall gesichert. Ist nun die Festung C nicht stark genug, um eine etwas lange Belagerung aushalten zu können, so müssen alle Corps zurück, um der Vernichtung zu entgehen, sobald nur der Feind von A und B her gegen C etwas unternimmt.

3) Dies ist aber noch nicht Alles. Hätte der Feind bei A und B gar keine Corps stehen und marschirte nur mit den bei E und F stehenden die Peripherie hinab nach A und B hin, so müssen die aus C nach E, D, F vorgerückten Corps sogleich auch eine defensive parallele Bewegung nach A und B hin machen und einen engern Kreis um den Punkt C her bilden.

Die feindlichen auf der Peripherie stehenden Corps können immer mehre vereinigt einem von den aus C hervorgegangenen auf den Hals fallen und es erdrücken, wenn die Abstände nicht zu groß sind. Denn obgleich die aus C operirenden auf einem kürzern Bogen stehen als der Feind und sich folglich geschwinder vereinigen können, so würde doch ein abgewonnener Nachtmarsch die Sachen hierin gleich machen. Der Feind hat wegen seiner breiten Basis, hier des Cirkelbogens AB, für seinen Rücken und seine Subsistenz nie etwas zu befürchten. Er kann nie abgeschnitten werden. So ist es aber nicht mit den aus C operirenden Corps, die, wenn sie sich concentriren, ihre Zufuhr nur desto mehr bloßstellen und sich zuletzt auf eine einzige Operationslinie reducirt sehen.

Die Zerstreuung der Macht gegen mehre Objecte zugleich macht, daß man gegen kein einziges mit gehörigem Nachdruck verfahren kann. Man schwächt sich hierdurch, man gibt dem Feinde Gelegenheit, seinen Gegner theilweise aufzureiben. Man kann nur dort erwarten, glücklich zu sein, wo man mehr wirkende Kräfte hinbringt, als der Feind entgegensetzen kann. Die

Massen entscheiden. Durch Vereinigung entsteht Kraft, durch Trennung Schwäche.

Ein solches Verfahren ist demjenigen eines Menschen ähnlich, der Hunderterlei zu gleicher Zeit verrichten will. Er wird nichts zu Stande bringen.

4) Wollte man, um seine Operationslinien gegen die Unternehmungen des Feindes von A und B her zu decken, sich noch mehr vereinzeln und gleichsam eine Mauer von Truppen, CD, Fig. 5, gegen die Peripherie AB bilden, so ist das Ungereimte eines solchen Verfahrens, bei dem man allenthalben zu schwach sein würde, etwas von Belang auszuführen, und welches das dienlichste Mittel wäre, sich theilweise schlagen zu lassen, so einleuchtend, daß es überflüssig sein würde, darüber noch etwas zu sagen.

Fig. 5.

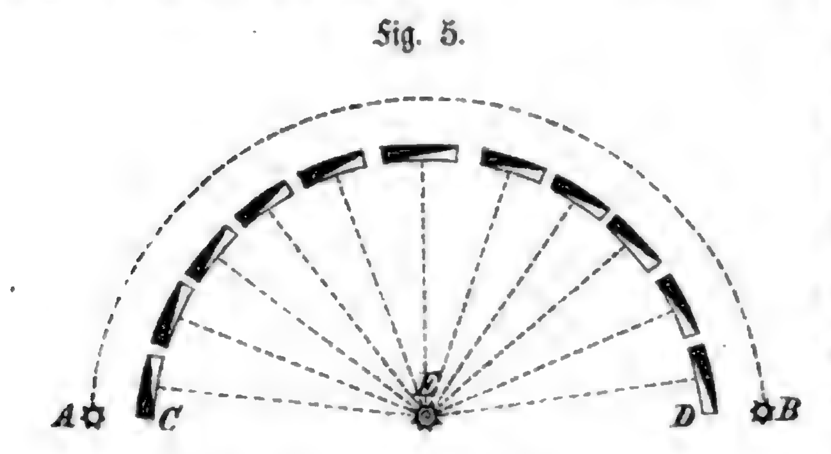
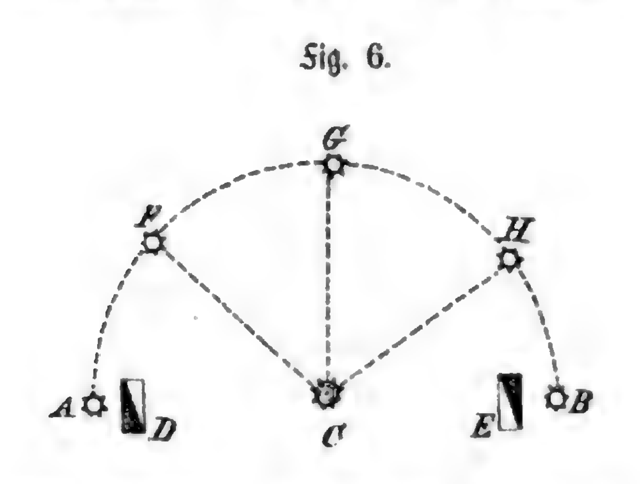


Fig. 6.

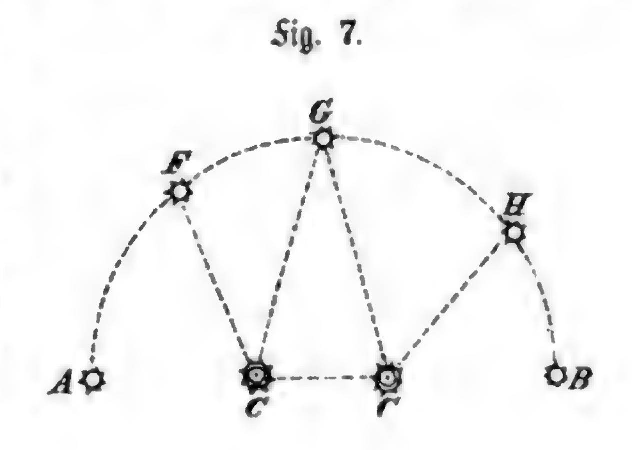


Die beiden Festungen A und B, Fig. 6, und die Corps, welche bei denselben stehen, könnten nun freilich durch zwei Corps D und E beobachtet und abgehalten werden, den nach F, G, H hin operirenden in den Rücken zu kommen. Allein das heißt wieder, den Fehler einer zu großen Zerstreuung seiner Kräfte begehen. Die offensiven, nach F, G, H operirenden werden dadurch zu sehr geschwächt. Die Hauptsache aber ist, daß, wenn der Feind von F, G, H eine Leute nach A und B die Peripherie AB hinabmarschiren

läßt, um A und B zu verstärken, alle zu offensiven Operationen bestimmt gewesenen Corps sich auch sogleich zu den Truppenabtheilungen D und E verfügen müssen, wodurch denn der vorgehabte Offensiv- in einen Defensivkrieg verwandelt wird.

5) Wenn die divergenten Operationen durch zwei Festungen, C, C, Fig. 7, die so nahe aneinander liegen, daß die daraus hervorgehenden Operationslinien am Object G nur einen Winkel von 60 Graden bilden, basirt sind, so ist damit nichts gebessert; denn die nach G hin operirende Abtheilung erleidet alle schon im vorhergehenden Abschnitt beleuchteten Nachtheile einer Operation im spitzen Dreiecke und alle Abtheilungen zusammen, nämlich F, G, H diejenigen der divergenten Operationen.

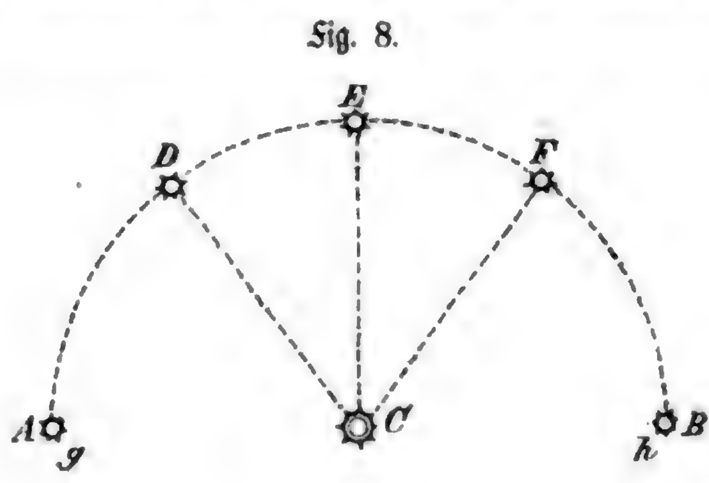
Fig. 7.



6) Uebrigens müssen die Objecte divergenter Operationen eine solche Lage gegeneinander haben, daß eine Linie, die man sich durch sie gezogen denkt, zwar nicht genau einen Cirkelbogen bildet, aber doch wenig davon abweicht. In diesem Bogen enden die Operationslinien, welche als ebenso viele Radien aus einem Mittelpunkt, der Festung nämlich, welche das Operationssubject abgibt, ausgehen. Eine divergente Operation wird wol schwerlich durch mehr als eine, höchstens zwei Festungen subjectirt sein. Im letztern Falle aber müßten die beiden Festungen nahe beieinander liegen.

Ferner ist es wol schon von selbst einleuchtend, daß der Feind von A und B, Fig. 8, nach g und h in das Land der nach D, E, F hin ope-

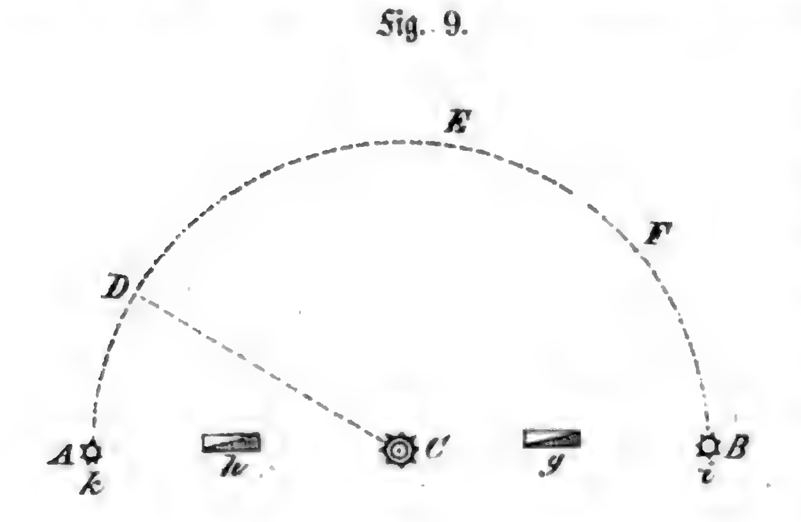
Fig. 8.



rirenden Armee eine Diversion machen kann, wenn er dies zuträglicher finden sollte, als D, E und F in den Rücken zu kommen, ihre Zufuhrlinien zu durchschneiden oder auf C etwas zu unternehmen. Bei g und h sind entweder Festungen oder nicht. Im letztern Fall steht dem Feinde das Land offen; sind Festungen vorhanden, wie es denn wol der Regel nach sein sollte, so kann der Feind etwas darauf unternehmen, wiewol er in den meisten Fällen besser thun wird, gegen C oder die Operationslinien etwas zu unternehmen. Ist er so stark, alles Dreies beginnen zu können, so ist es um so besser.

7) Diese Betrachtungen müssen jeden Leser auf das Resultat führen, daß, bevor man in dem Bogen AB vorrückt, man die beiden Endpunkte A und B abstoßen und sich in Besitz der Festungen setzen müsse, welche meiner Voraussetzung nach daselbst sind. Diese Operation wäre mislich, wenn die Zufuhrlinien durchaus von C ausgehen müßten. Alsdann könnte der Feind von D, E, F her, Fig. 9, sie beunruhigen, indem er bis g oder h vorrückte, je nachdem A oder B belagert würde. Allein die Zufuhren können und werden von i oder k kommen, d. h. aus dem Lande der A oder B belagernden Armee; und in der Gegend i oder k wird, oder sollte doch wenigstens die belagernde Armee eine Festung haben, aus welcher sie ihre Bedürfnisse bezieht. Dann ist eine solche Operation, ich meine die Wegnahme von A oder B, allerdings möglich. Schwerer ist sie, wenn in i oder k keine Festungen sind. Denn, belagert die Armee B, so macht der Feind von A her nach k hin in das Land der B belagernden Armee eine Diversion und kann ihr selbst in den Rücken kommen, wenn er nicht durch eine Festung in K gezügelt wird.

Fig. 9.



8) Wenn man nun durch die Wegnahme von A und B sich gleichsam die Ellbogen frei gemacht hat, so kann man, durch ACB basirt, von dieser Grundlinie aus offensive Operationen beginnen. Jedoch müssen A und B hinlänglich weit voneinander stehen, damit beim Object der offensiven Operation die beiden äußersten von A und B hervorgehenden Operationslinien in einem Winkel von mehr als 60 Grad zusammenstoßen. Ist man stark genug, um A und B zugleich zu belagern, so wäre es freilich das Beste, weil es eine Regel ist, soviel zu thun als man kann. Dies möchte aber wol selten möglich sein, und da wäre denn wol die Regel, im Fall keine anders bestimmenden Gründe vorhanden sind, der stärksten dieser Festungen zuerst auf den Leib zu gehen; denn früher im Feldzuge ist man gewöhnlich rüstiger und stärker als nachher, und heißt dies den Stier bei seinen Hörnern antasten, so muß man auch gestehen, daß der Stier, seiner Hörner beraubt, nicht mehr sehr gefährlich ist.

9) Der strategische Grundsatz lautet also wie folgt:

„Wenn die Basis so lang ist, daß die beiden äußersten Operationslinien am Object der Operation einen Winkel von mehr als 60 Grad machen, dann kann man vorgehen, eher aber nicht.“

General Lloyd leitet die Schwierigkeit, in Amerika zu operiren, von der Nothwendigkeit, divergent vorzugehen, her. Denn es ist klar, daß man von einer Küste in ein Land hinein nur divergent vorgehen kann, wenn man Flanke und Rücken nur einigermaßen sichern will.

Der Rücken und die Flanken des Feindes sind alsdann jederzeit gesichert, Rücken und Flanken des Gelandeten aber um so weniger, je weiter er vorgeht. Dringt er weit vor, so schwächt er sich dergestalt durch zurückgelassene Postirungen, daß keine Kraft zum Angriff mehr übrig bleibt.

Die Hauptbesorgniß aber erweckt jeder Marsch des Feindes hinunter nach den Landungsplätzen. Alsdann werden rückwärtige

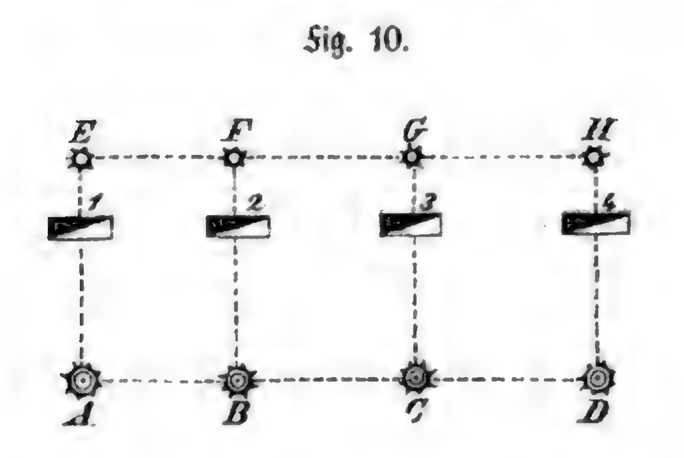
Bewegungen durchaus nothwendig. Es ist also unmöglich, mit divergenten Operationslinien im Offensivkriege glücklich zu sein, wenn der Feind dagegen zweckmäßig verfährt.

Fünfter Abschnitt.

Von parallelen Operationslinien.

1) Im vorigen Abschnitt ist gezeigt worden, daß man sich hinlänglich basiren müsse, ehe man etwas Offensives vornimmt. Ist man nun genug basirt, so kann man allerdings nach parallelen Operationslinien vorwärts schreiten, sodaß man mehre Objecte zugleich angreift, welche in einer mit der Basis ungefähr parallelen Linie liegen und zu welchen man also auch durch Operationslinien gelangt, die gleichfalls einander ungefähr parallel sind. Ob dies Verfahren zweckmäßig sei, wollen wir sehen.

Fig. 10.



Es sei Fig. 10 AD die Basis, in welcher die Festungen A, B, C, D als Subjecte von ebenso vielen Operationslinien liegen, welche von da aus nach den Objecten E, F, G, H der Corps 1, 2, 3, 4 führen. Hierbei muß sich einem Jeden die Bemerkung aufdringen, daß dies sehr viel zu gleicher Zeit unternehmen heiße, und daß man folglich sehr stark sein müsse, um alles Das zu Stande zu bringen, und der Feind sehr schwach, um es geschehen zu lassen.

Ferner muß doch unter den Objecten E, F, G, H eins sein, dessen Bezwingung und Besitz vor allen übrigen zu wünschen wäre und gegen welches man mehr Kräfte gebrauchen müßte wie gegen die andern. Denn die Dinge sind doch nicht völlig einander gleich und einer der Punkte E, F, G, H muß mehr der

Schlüssel zum Lande des Feindes sein als die übrigen; so wie man bei Gefechten in der Stellung des Feindes schon längst einen Punkt angenommen hat, den man den Schlüssel zur Position nennt und gegen welchen man hauptsächlich seine Macht wendet. Die Kunst, diesen Punkt herauszufinden, hat man bei Feldherren immer sehr geschätzt und sie macht hauptsächlich das militärische Augenmaß. So wird auch die Kunst, jenen strategischen Schlüssel, wenn ich mich so ausdrücken darf, jenes Hauptobject, gegen welches man operiren müsse, zu entdecken, wegen ihrer großen Wichtigkeit, wahrlich keine der geringsten Vollkommenheiten eines Heerführers sein.

2) Da man nun gegen dieses Hauptobject mehr Macht concentriren muß als gegen die übrigen, so möchte man wol nicht stark genug sein, auch diese zu bezwingen; es sei denn, man wäre dem Feinde ganz außerordentlich überlegen. In diesem Fall, wenn nämlich der Feind es kaum wagen dürfte, im Felde vor uns zu erscheinen, wäre das Verfahren, nach parallelen Operationslinien, in breiter strategischer Front in das Land des Feindes vorzugehen und so viel wegzunehmen, als man kann, ganz zweckmäßig. Allein dies ist in der Regel nicht vorauszusetzen. Wenn man es mit Jemand zu thun hat, der sich nicht wehren kann, dann ist die Kunst zu fechten freilich unnütz, sie wird nur gelehrt, um im Falle des Kampfes mit rüstigen Gegnern bestehen zu können. Heutiges Tages führen nur die großen Mächte miteinander Krieg und da findet denn wol keine so große Ungleichheit der Kräfte statt.

3) Gegen einen Feind, der sich vertheidigen kann, wäre also eine in parallelen Operationen zersplitterte Offensive erstens ohne Wirkung und zwecklos, weil man nirgend die Macht, noch die Zeit haben würde, Eindruck zu machen und sich der Objectivplätze zu bemächtigen, und dann auch gefährlich, wenn sich der Feind, wie er es thun sollte, aus dem Vertheidigungs- in den Angriffskrieg versetzt.

Denn es wird ihm immer möglich sein, sich durch abgewonnene oder verborgene Märsche zu concentriren, einem der Corps

1, 2, 3, 4 auf den Hals zu fallen, es übel zuzurichten, aus der Linie zu drängen und dann den übrigen in den Rücken oder auf ihre Zufuhrlinien zu operiren. Da man ebenso wenig zwischen zwei Corps als zwischen zwei Bastionen in eine Curtine dringen kann, so wären wol die Flügelcorps 1 oder 4 mit dem größten Vortheil anzugreifen. Denn nachdem sie weggedrängt sind, werden die mittlern in den Vertheidigungskrieg versetzt, indem sie sogleich nach der Flanke Front machen müssen, um ihre Operationslinien zu decken und sich vor dem Aufrollen zu bewahren. Sie müssen sogar zurück detachiren und sich endlich bis zu ihrer Basis verlängern, um die Zufuhrwege noch mehr zu beschirmen. Mit dem Angriffskriege ist es alsdann wol vorbei. Jedoch hat die parallel operirende Armee, da sie hinlänglich basirt ist, den Vortheil, daß der Feind aus Furcht, selbst abgeschnitten zu werden, das Umgehen nicht so weit treiben darf als in den vorhergehenden Fällen. Vielmehr kann er von der Basis, von den Festungen A und D aus gezwungen werden, selbst wieder in seine Basis zurückzueilen.

Wenn die Abstände zwischen den Corps 1, 2, 3, 4 beträchtlich sind, so kann freilich auch eine der mittlern Abtheilungen durch den Feind ohne Gefahr für ihn zurückgedrängt werden und die zunächst liegenden Operationslinien sind seinen Beleidigungen ausgesetzt, ehe eins von den beiden Flügelcorps 1 oder 4 herbeieilen kann.

4) Die Fälle, wo es zweckmäßig ist, nach drei oder mehren Operationslinien zugleich vorzurücken, habe ich schon angegeben. Wenn man nun gegen ein Object seine Hauptstärke wendet und gegen die andern nur anrückt, um den Feind zu zerstreuen, so ist das eine ganz andere Operationslage als die, von der hier die Rede ist. Nur wenn man es mit mehren zugleich ernstlich meint, die nebeneinander liegen, operirt man parallel, und davon ward hier gesprochen.

Je mehr man sich zertheilt, gegen je mehr Objecte man zugleich wirken will, desto schlechter ist die Anlage der Operation, desto weniger ist man im Stande, irgendwo etwas Beträchtliches

auszuführen, man ist allenthalben zu schwach, einem einigermaßen concentrirten Feinde zu widerstehen. Man wird theilweise geschlagen und aufgerieben, wenn der Feind den Krieg versteht; und eine Mauer von Truppen zu bilden, ist wol die zwecklosefte Art, den Angriffskrieg zu führen.

Wenn sich nun der Feind auf der Objectivlinie EH irgendwo verstärkt und man concentrirt sich ebenfalls dem Feinde gerade gegenüber, indem man dessen Bewegungen zeitig genug erfährt, so entstehen hieraus Parallelmärsche, während welcher man nichts Offensives vornehmen kann. Ein dergleichen Hin- und Hermarschiren aus der Flanke ist gewiß für Denjenigen, der angreifen und erobern will, äußerst zwecklos, und es wird nicht lange dauern, so sitzt er im Vertheidigungskriege. Ich glaube also annehmen zu können, daß parallele offensive Operationen, außer im angegebenen Falle einer sehr großen Ueberlegenheit, nicht anzurathen sind.

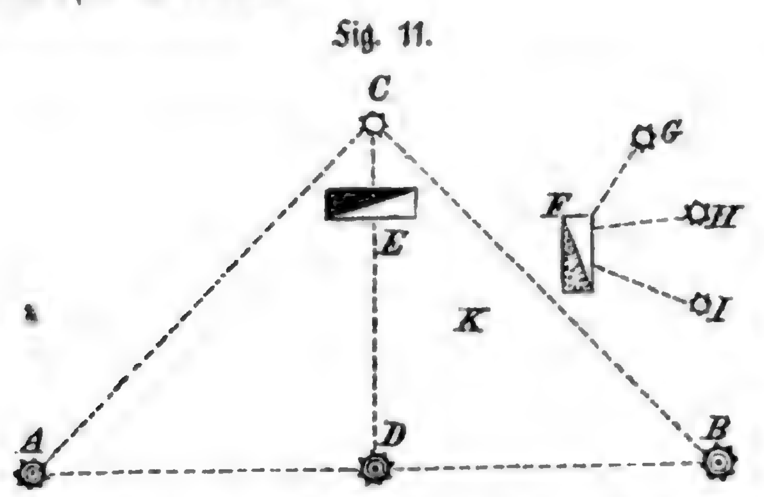
Sechster Abschnitt.

Von Operationen, die in ein stumpfwinkliges Dreieck eingeschlossen sind oder in einen Cirkelausschnitt von 90 und mehr Graden.

1) Wenn, wie wir gesehen haben, Operationen nach einer Zufuhrlinie, wie auch andere in einem spitzen Dreieck in einem Angriffskriege schwerlich zum Zwecke führen möchten, wenn divergente Operationen ebenso unstatthaft sind, wenn man eine lange Basis zu Grunde legen muß, und wenn es in den meisten Fällen nicht rathsam ist, nach parallelen Operationslinien vorzugehen, wenn endlich ein Hauptobject vorhanden sein muß, welches, ehe man etwas Anderes vornimmt, erst zu bezwingen ist: so bleibt keine andere Operationsfigur übrig als ein Triangel, dessen beide Schenkel, durch die beiden äußersten Operationslinien gebildet, beim Object der Operation einen rechten oder stumpfen Winkel machen, oder, im Fall die Basis einen eingehenden Bogen bildet, ein Kreisausschnitt von ebenso viel Graden. Dies ist also die

vollkommenste offensive Operationsanlage. Es muß jedoch noch bewiesen werden.

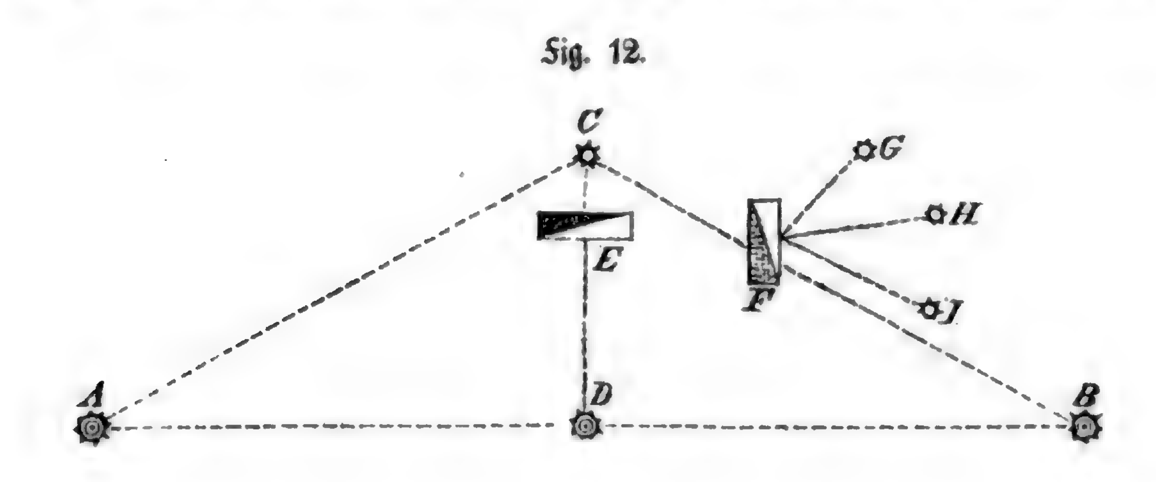
Fig. 11.



2) In dem rechtwinkligen Triangel ABC, Fig. 11, ist die von der Basis ADB aus nach dem Object C hin operirende Armee E wol hinlänglich vor dem Abschneiden und Auffangen der Zufuhren gesichert, indem der Feind F wol die Operationslinie BC, oder kommt er von der andern Seite her, AC durchschneiden kann, aber nicht CD oder jede andere Operationslinie, die zwischen B und D oder zwischen A und D vorhanden wäre. Denn, geht er weiter in den Rücken der Armee E oder überschreitet er die äußersten Operationslinien BC oder AC, so wird er selbst von seinen Subjecten abgeschnitten. Denn diese können nur in G, H und I liegen. Geht nun der Feind bis zur Linie CD oder auch nur bis K vor, so kann die Armee E durch eine ganz leichte Entsendung ihn von G abschneiden, und von der Festung B aus kann er von H und I abgeschnitten werden. Er fällt also in die Grube, die er Andern gräbt.

3) Ist das Dreieck stumpfwinklig, ABC, Fig. 12, so ist die Armee E in ihrer Operation gegen das Object C noch mehr

Fig. 12.



gesichert; also je größer der Winkel beim Object C ist, den die beiden äußersten Operationslinien dort bilden, um desto ungestörter kann ein angreifendes Heer die Operation gegen das Object fortsetzen. Denn die Diversionen des Feindes im Rücken, um die Zufuhren abzuschneiden, dürfen dasselbe keineswegs beunruhigen. Der Feind F ist ja schon selbst von seinen Magazinen abgeschnitten, wenn er bis zur Operationslinie BC vorrückt. Er kann durch ein Detachement von der Festung B aus oder durch ein Corps, welches daselbst steht, sogleich gezwungen werden, wieder in seine Basis zurückzukehren. Schneidet er aber auch die Linie CB ab und von der andern Seite her AC, Figg. 10 und 11, so bleibt doch der Armee E immer noch die Operationslinie CD und es bleiben ihr überhaupt alle Operationslinien offen, welche von der Basis zwischen A und B nach der Armee E gehen. Die beiden äußersten Operationslinien sind immer dem Feinde exponirt, so breit auch die Basis, so groß auch der Objectivwinkel sein mag. Allein, wenn auch keine Festung in der Basis weiter wäre, so wird doch eine offensiv operirende Armee immer auf ihrer Basis eine Anzahl Magazine haben können, aus welchen ihre Zufuhr immer gesichert bleibt, wenn der Objectivwinkel 90 Grad oder mehr hat.

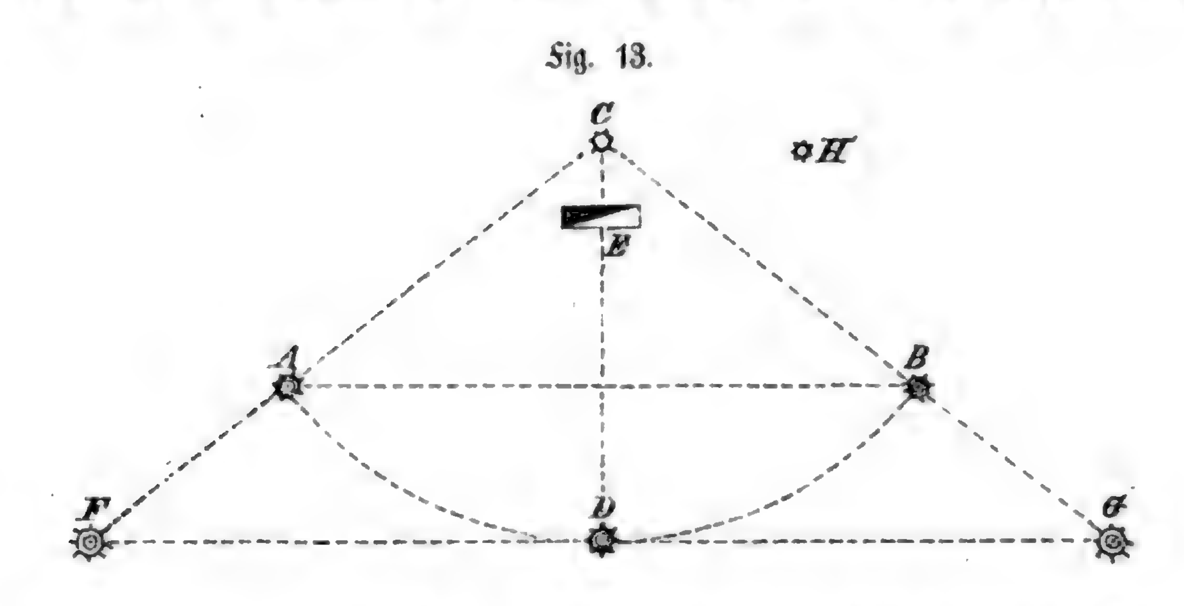
Diversionen in das Land der Armee E kann der Feind nicht machen; denn er kann ebenso wenig zwischen D und B eindringen als in eine Curtine zwischen zwei Bastionen. An der Seite von B kann er es. Allein dann überflügelt seine Basis diejenige der Armee E, welches nicht sein sollte und beweist, wie wichtig eine lange mit Festungen besetzte Basis sei.

4) Uebrigens habe ich die Zahl der Grade nicht genau bestimmt, weil ich nur das Princip habe angeben wollen, welches leicht in allen Fällen zur Richtschnur dienen kann. Die Umstände modificiren allerdings das Princip; ich habe also die Grenzen zwischen dem Guten und Schlechten nicht ganz genau, auf ein Paar Grade z. B., angegeben, welches im Grunde Pedanterie gewesen wäre. So habe ich gesagt, Operationen in einem Winkel von 60 Grad und weniger taugten nichts, da man doch an-

nehmen kann, daß unter 90 Grad oder doch bis nahe an 90 Grad in den meisten Fällen Alles schlecht ist. Auf eine so genaue Präcision kommt es freilich in der Naturwelt nicht an. Von 90 Grad hebt das Gute schon an, obgleich ich nur die stumpfen Winkel als gut angebe. Wie viel Grade der Objectivwinkel haben müsse, kann zuletzt nur für jeden besondern Fall bestimmt werden. Wenn man sagt, meiner Meinung nach sei es hinlänglich, mit dem Astrolabio zu visiren, um zu erfahren, ob es rathsam sei, eine Belagerung anzufangen, oder ob man in einer Position vor dem Abschneiden der Zufuhren gesichert sei oder nicht, so antworte ich, es sei allerdings nöthig, auf der Karte die Größe des Objectivwinkels zu messen und sie wohl in Betracht zu ziehen, bevor man sich in eine offensive Operation einläßt, daß im Uebrigen Spöttereien keine Widerlegung sind.

5) Macht die Basis einen gegen den Feind eingehenden Bogen, operirt folglich die Armee in dem Cirkelsegment ABC, Fig. 13, so gewinnt sie dabei — gegen den Fall der Operation

Fig. 13.



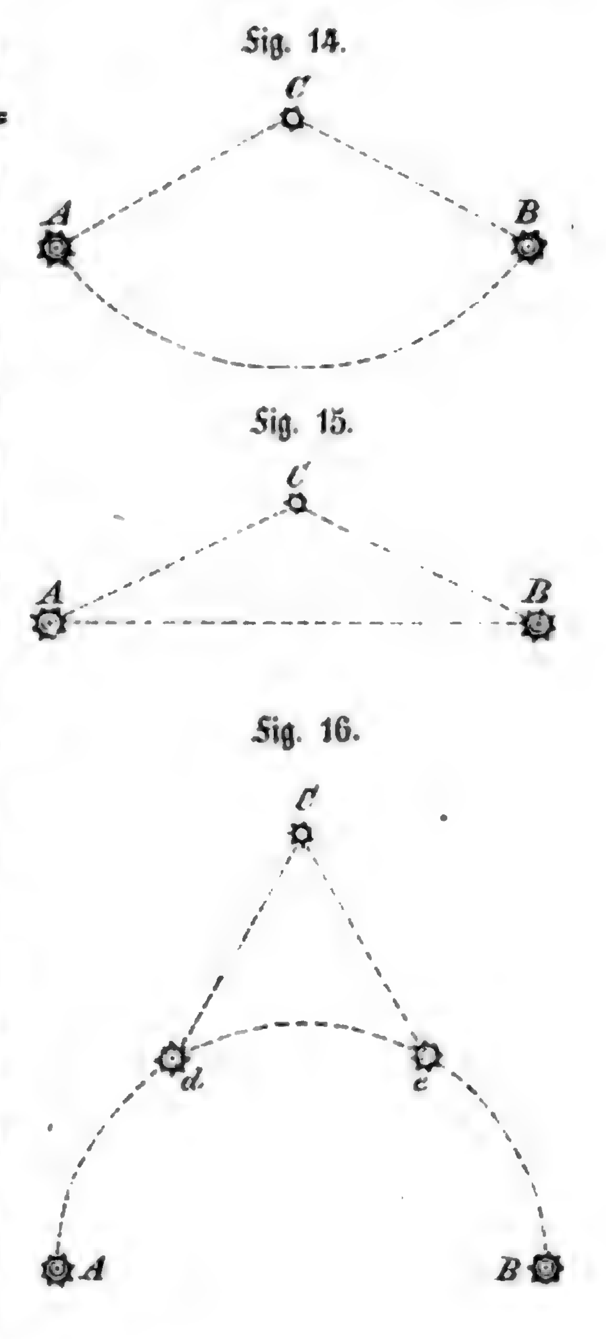
im geradlinigen Dreieck — nur den Vortheil, daß derjenige Theil aller zwischen den beiden Endpunkten A und B vorgehenden Operationslinien, welcher zwischen der bogenförmigen Basis und der punktirten Linie AB liegt, dem Feinde ganz und gar unzugänglich ist. Dagegen aber ist es nachtheilig, daß die Operationslinien — gegen den Fall, daß die punktirte Linie AB die Basis wäre — um so viel länger sind, als der Bogen ADB von der

Geraden AB absteht. Je länger nun die Operationslinie ist, um desto unregelmäßiger kommen die Transporte an, desto unsicherer ist ihre Ankunft und desto mehr Kosten verursachen sie.

Es wäre also noch besser, wenn die punktirte Linie AB die Basis wäre und D nicht so weit zurückläge.

Wäre nun die Basis gerade und ginge wie die Linie FG durch den Punkt D, so würde freilich der Feind wegen des größern Abstandes von F und G der Armee E leichter in den Rücken operiren können, als wenn A und B die Endpunkte der Basis wären, von denen er leichter von seinem Magazin in H abgeschnitten werden kann.

6) Ist der Bogen der Basis so sehr gegen den Feind eingehend, daß der Objectivwinkel ganz stumpf zum Vorschein kommt, so sind freilich Fig. 14 alle Operationslinien aufs vollkommenste beschützt. Allein eben die Wirkung würde stattfinden, wenn auch die Basis geradlinig wäre, weil die Sicherheit offensiver Operationen einzig und allein von der Größe des Objectivwinkels abhängt. Fig. 15. Ist der Bogen ausgehend gegen den Feind, so kann nur ein Theil desselben einer gegebenen Operation zur Basis dienen. In Fig. 16 ist nicht der Bogen AB die Basis, sondern eigentlich de, indem A und d und auf der andern Seite B und e in einer Operationslinie liegen und die nach C hin operirende Armee aus den nähern



Magazinen d und e ihre Bedürfnisse ziehen wird, wenn daselbst Magazine sind.

Es kommt also durchaus mehr auf die Größe des Objectivwinkels an, welche allein die Güte einer Operation determinirt, als auf die Richtung der Basis, obgleich letztere auch nicht ganz gleichgültig ist. Der aus allen bisherigen Untersuchungen zu ziehende Grundsatz wird also lauten wie folgt:

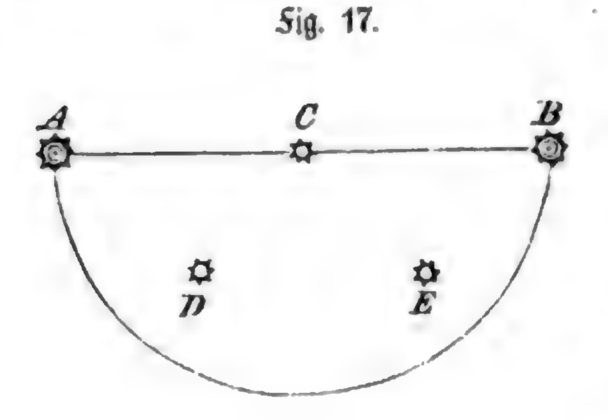
„Bevor man gegen ein bestimmtes Object operirt, muß man sich hinlänglich basiren oder basirt sein, um einen Objectivwinkel zu erhalten, welcher 90 und mehr Grade hat, sodaß man also in einem Dreieck oder Kreisausschnitt von soviel Graden operirt."

Siebenter Abschnitt.

Von der vortheilhaften Richtung oder Gestalt einer Basis.

1) Nachdem erwiesen worden, daß eine Basis lang genug sein müsse, um einen Objectivwinkel von 90 oder mehr Graden zu geben, so wollen wir jetzt von der Richtung dieser Basis selbst reden. Die Sache ist für aufmerksame Leser freilich wol aus dem Vorhergehenden zu abstrahiren; allein sie ist doch nicht eigentlich abgehandelt worden, und ihre Wichtigkeit verdient, daß man sie genau betrachtet; umsomehr, da wir von Offensivoperationen von der Basis aus vorwärts geredet haben, dann von Rückzügen von der Basis ab rückwärts ins eigene Land reden wollen und nun die Ordnung erfodert, daß wir von dem Theil, der zwischeninne liegt, auch zwischeninne handeln. Dieser Theil aber ist die Basis.

Fig. 17.

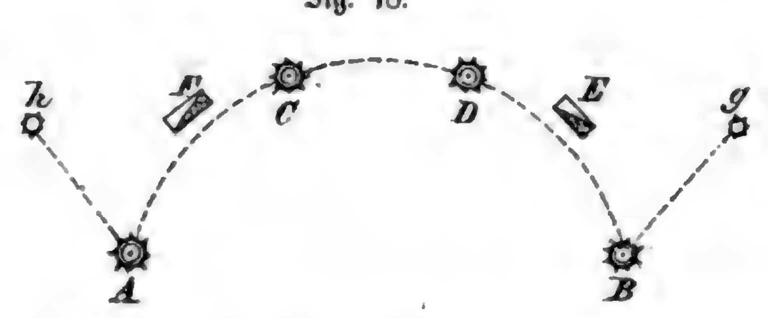


2) Es ist klar, daß ein den Feind umfassender Cirkelbogen die vortheilhafteste Gestalt der Basis ist. Denn innerhalb des Bogens AB, Fig. 17,

kann der Feind keine haltbare Stellung nehmen. Er befindet sich in einem Sacke, den man zuschnüren kann. Das Land innerhalb des Bogens AB ist nicht zu vertheidigen. Alle innerhalb desselben gelegenen Festungen müssen dem dergestalt basirten Heere in die Hände fallen; denn bei C ist kein Objectivwinkel vorhanden, sondern er liegt in dem Durchmesser des Cirkels AB und alle andern etwa weiter einwärts liegenden Festungen, wie z. B. D und E, sind schon umschlossen und können nicht vertheidigt werden, wenn gehörig verfahren wird. Das Einzige, was dem Feinde etwa übrig bleibt, ist, die Festungen A und B als Endpunkte der Basis wegzunehmen und den Bogen durch dieses Abstoßen zu verkürzen. Alle innerhalb des Bogens vorgenommenen Offensivoperationen können dem Vertheidiger nicht gelingen und ein dergestalt umschlossenes Land ist schon für erobert zu achten.

3) Im Gegentheil ist, wie schon aus dem Gesagten erhellt, ein ausgehender Kreisbogen die schlechteste Gestalt einer Grenze oder Basis. Denn die Festungen C u. D, Fig. 18, sind dem Feinde sehr ausgesetzt und eigentlich gar nicht zu erhalten, sobald er von E und F her mit zwei Colonnen sie abschneidet. Das Einzige, was dagegen geschehen könnte, ist, von A und B aus seitwärts und ein wenig vorwärts zu operiren, um E und F wegen ihrer eigenen Flanken und Rücken besorgt zu machen, sie zu rückwärtigen Bewegungen zu zwingen und eine Festung wegzunehmen, die etwa nach g oder h hin läge.

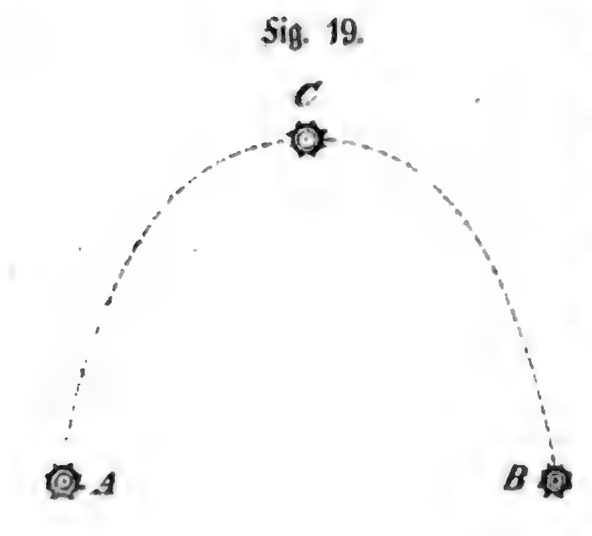
Fig. 18.



Je excentrischer nun der Bogen ist, je mehr er sich einer Ellipse nähert, wie z. B. ACB, Fig. 19, um desto weniger sind die gleich C vorwärts gelegenen Festungen zu erhalten, um desto mehr finden alle erwähnten Nachtheile statt.

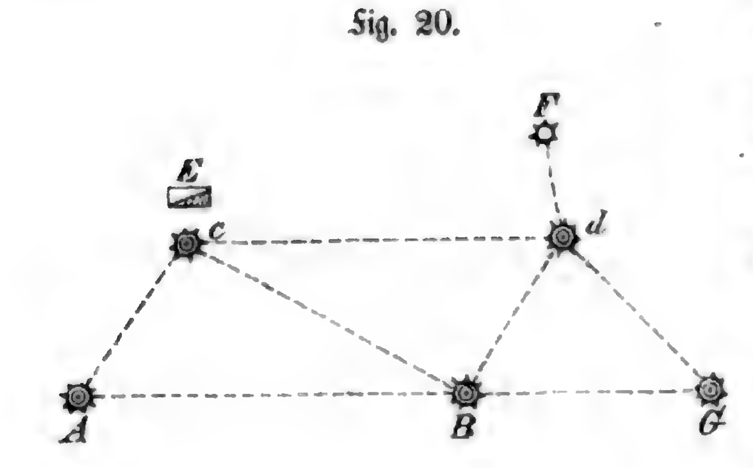
4) Eine gemischte Basis, die aus- und eingehende Bogen

Fig. 19.



oder Winkel macht, ist mit einer Festung zu vergleichen, deren Werke aus Bastionen und Curtinen bestehen. In die eingehenden Theile der Basis kann der Feind ebenso wenig dringen als in eine Curtine zwischen zwei Flanken. Die ausgehenden Theile oder die daselbst liegenden Festungen, c, d, Fig. 20, sind den Angriffen des Feindes aber nicht so sehr ausgesetzt als die in einem einzigen ausgehenden Bogen, Fig. 19, gelegene Festung C, weil, wenn c, Fig. 20, angegriffen wird, von d aus leicht eine Diversion in das Land des Feindes E nach F hin gemacht werden kann.

Fig. 20.



Wer sieht aber nicht, daß die Basis AG, Fig. 20, aus zwei Reihen in gerader Linie liegender Festungen besteht, c, d in der ersten, A, B, G in der zweiten Linie? Folglich finden hier alle die Wirkungen statt, die man von einer geraden Basis zu erwarten hat.

5) Ist die Basis an ihren Enden hervorgehend, Fig 21, so wäre das freilich sehr vortheilhaft; wenn die vorwärts liegende Festung situirt ist, wo die Basis endet, durch einen großen Fluß oder etwa das Meer begrenzt wird, sodaß sie nicht überflügelt werden kann, dann bilden diese vorwärts gelegenen Festungen A

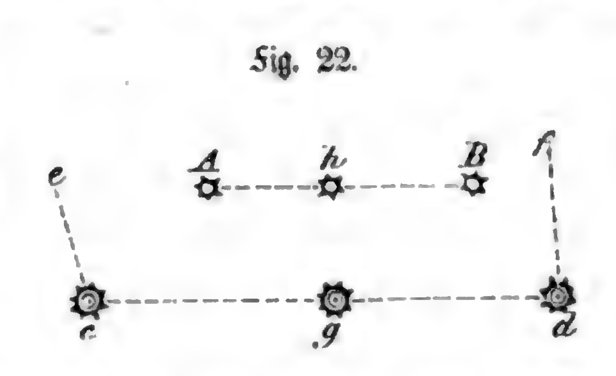
Fig. 21.

und B sehr furchtbare Flanken, vor welchen man nicht ungestraft vorübergehen kann, indem der Feind, durch diese Festungen subjectirt, sehr leicht in den Rücken einer zwischen A und B vordringenden Armee und ins Land derselben eine sehr drohende Diversion machen kann, sonderlich, wenn er seine Kräfte aus der Mitte wegzieht, sie bei A und B sammelt und sich folglich in die Flanke der angreifenden Armee wirft.

Sind aber die beiden vorliegenden Festungen nicht angestützt, schweben sie gleichsam in der Luft, so ist klar, daß sie sich dem Feinde selbst als das erste Opfer darbieten, der sie leicht abschneiden kann.

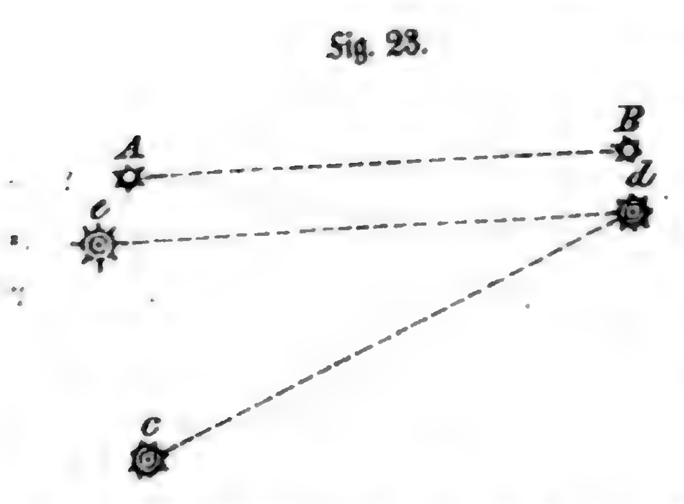
6) Es bleibt nur noch die gerade Basis — deren Festungen alle in einer ungefähr geraden Linie liegen, — zu betrachten. Diejenige, welche die andere überflügelt, ist die beste. c d, Fig. 22, ist deswegen eine vortheilhaftere Basis als AB, weil c und d gegenüber keine Festungen liegen. Folglich steht das Land des Feindes den Operationen nach e und f von den Subjecten c und d ganz offen. Daraus entsteht die Regel, daß man wo möglich jeder Festung des Feindes gegenüber auch eine bauen muß. Jedoch ist es hauptsächlich nur nöthig, gegen die Endfestungen einer Basis deren auch zu haben. Denn zwischen zwei Festungen, wenn sie nicht zu weit von einander abstehen, kann man schwerlich eindringen. So könnte g hinlänglich sein, den Raum zwischen c und d gegen die drei Festungen A, h und B zu decken.

Fig. 22.



7) Wenn eine Basis von der entgegenstehenden feindlichen sich dergestalt entfernt, daß beide einen Winkel machen, wie AB und cd, Fig. 23, so ist klar, daß alles Land zwischen A und c dem Feinde offen liegt. Er kann es durch Streifereien verwüsten und mit seinem Heere besetzen. Dies würde nicht der Fall sein, wenn die Basis cd mit der feindlichen AB parallel wäre, wie

Fig. 23.

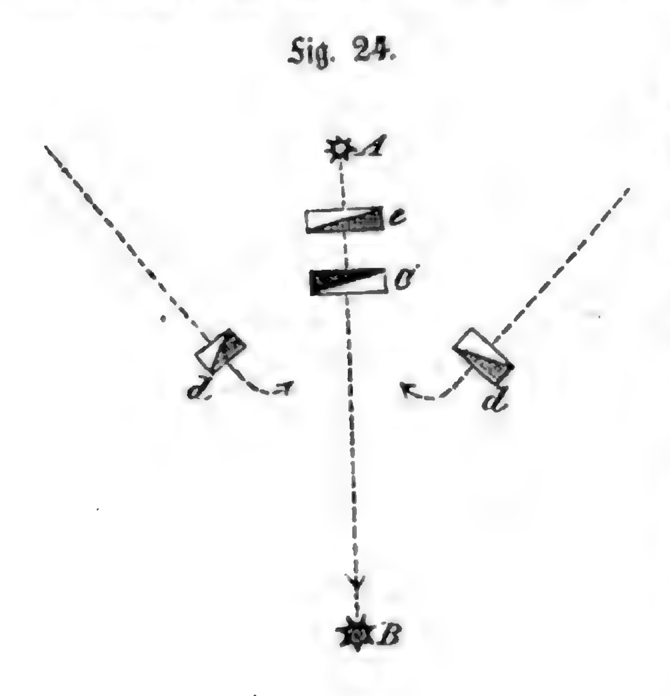


es die punktirte Linie zeigt. Dann wäre Alles gedeckt. Uebrigens ist freilich c durch die schiefe Richtung der Basis dem Feinde gewissermaßen versagt, indem die Operationslinien von A oder den A zunächst liegenden Festungen bis nach c oder dem c zunächst liegenden Theil der Basis cd so lang sind, daß sie leicht durchschnitten werden können. Daher kann man c ziemlich entblößen, sich bei d concentriren und hauptsächlich gegen B angehen. Allein der Feind hat eben diese Vortheile und noch überdies denjenigen, daß er in dem Lande zwischen A und c nach Gefallen schalten kann. Es wird also wol Regel sein, daß man eine derjenigen des Feindes so viel möglich parallele Basis haben müsse.

Achter Abschnitt.

Von den Rückzügen von der Basis. Von Rückzügen nach einer Linie und von solchen, die sich in einem spitzen oder stumpfen Winkel concentriren.

Fig. 24.

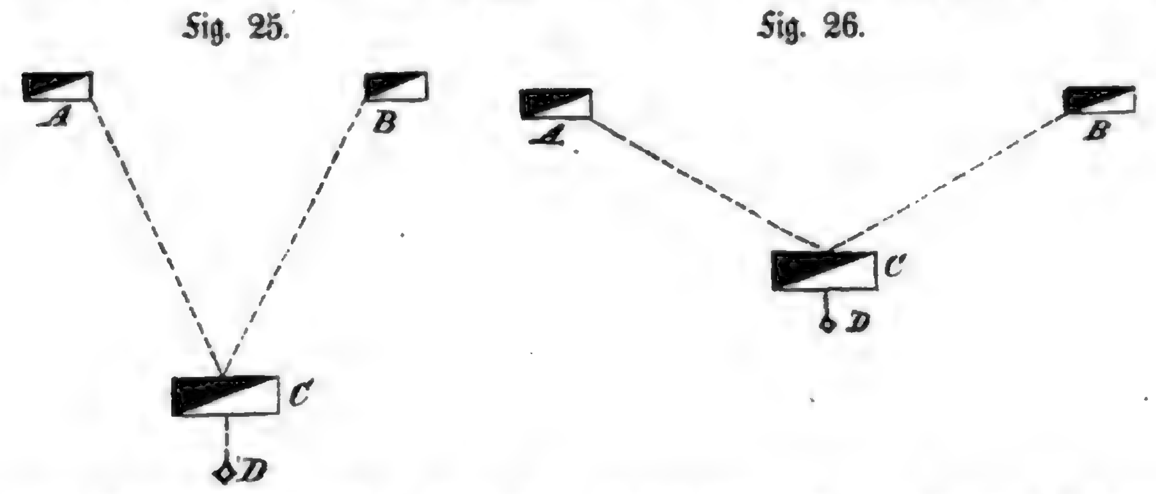


1) Nachdem wir von basirten Offensivoperationen und von der Basis selbst gehandelt haben, ist es der Ordnung gemäß, die Rückzugsoperationen von der Basis ab zu betrachten.

Ein Rückzug nach einer Linie ist sehr fehlerhaft. Denn wenn die Armee C, Fig. 24, von A auf B nach der Linie AB zurück-

geht, so ist klar, daß der Feind, wenn er zwei Corps dd auf die Flanken schickt, während er nur einen kleinen Theil seiner Macht e dazu bestimmt, den Nachzug der Armee C zu necken, um sie in ihrem Rückzuge aufzuhalten, die Armee C von B abschneiden oder B gar vor derselben erreichen kann, in welchem Falle sie eingeschlossen ist. Ferner fällt alles rechts und links der Linie AB gelegene Land dem Feinde in die Hände und bei einem Rückzuge will man doch so viel decken, als nur immer möglich ist.

2) Ebenso unzweckmäßig wäre ein concentrirender Rückzug, sodaß man aus einer ausgedehntern Ordnung sich in eine mehr zusammengezogene concentrirte, wobei die beiden äußersten Operationslinien AC, BC am Rückzugsobject C in einem spitzen, Fig. 25,



oder stumpfen Winkel, Fig. 26, zusammentreffen. Hierbei finden eben die Nachtheile wie bei Rückzügen nach einer Linie statt. Auf diese Art sich zurückzuziehen, könnte ein Feldherr verführt werden, wenn er einen wichtigen Platz, z. B. eine Hauptstadt D, durch Besetzung einer vortheilhaften Stellung C decken wollte. Jedoch würde diese Maßregel fruchtlos sein, wenn der Feind den Krieg versteht und nach der eben beschriebenen Art in die Flanken operirt. Man deckt ein hinter sich liegendes Land weit besser, wenn man sich in die Flanken eines vordringenden Feindes wirft und aus dem Vertheidigungs- selbst in den Angriffskrieg übergeht.

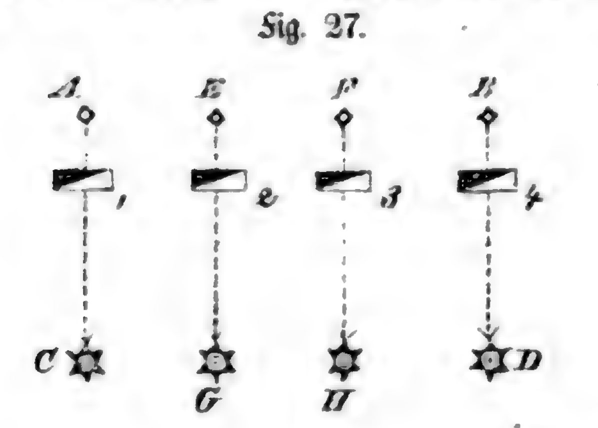
Den Feind aber in einer Position zu erwarten und seine Umgehungen zu dulden, ist das Schlechteste, was man thun kann.

Neunter Abschnitt.

Von parallelen und excentrischen Rückzügen.

1) Ein Rückzug nach parallelen Linien von der Basis AB, Fig. 27, sodaß die Corps 1, 2, 3, 4 nach den Linien AC, EG, FH, BD zurückgehen, ist zwar besser als die eben betrachteten concentrischen Rückzüge, weil man bei diesen parallelen das Land besser deckt, weil der Feind sich nicht so leicht in die Flanken werfen kann, weil man selbst im Stande ist, sich in die Flanken des Feindes zu werfen und seinem Vordringen dadurch Einhalt zu thun, was auch dadurch geschieht, daß man die Aufmerksamkeit des Feindes stets gespannt erhält auf Dasjenige, was man vornehmen werde. Allein man könnte noch etwas Besseres thun, wenn man noch einen Schritt weiter ginge und sich excentrisch zurückzöge.

Fig. 27.

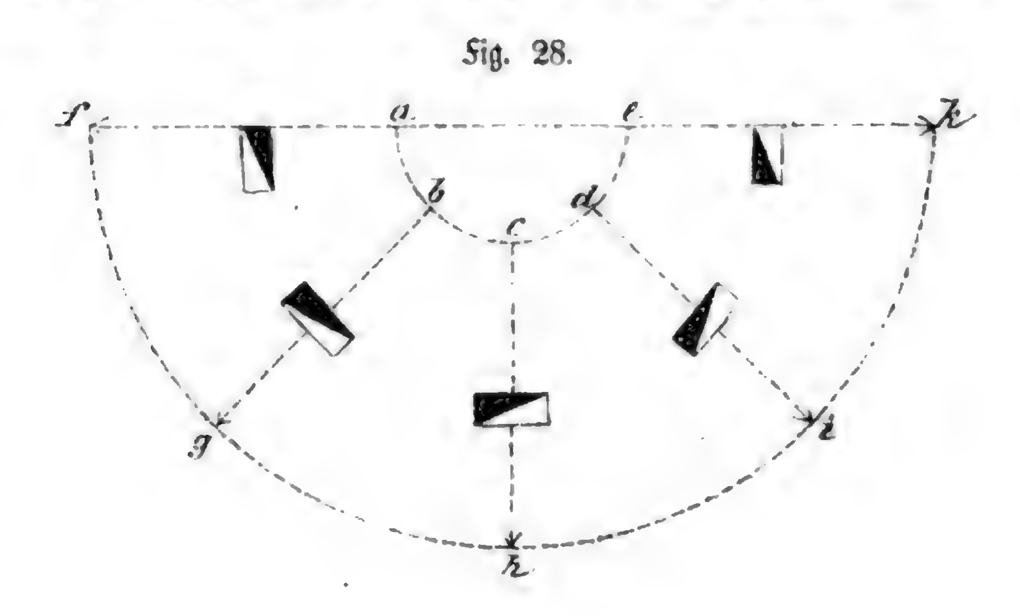


2) Die parallelen Rückzüge verdanken der Meinung ihr Dasein, daß man einen Ort am besten deckt, wenn man sich gerade davor stellt, und daß man dem Vordringen des Feindes am ersten Einhalt thut, wenn man sich ihm gerade entgegenstemmt. Sinnlich ist dies in der That so. Allein die Sinne täuschen uns meist, sind Irrlichter, die uns in einen Morast führen. Und so ist es auch im gegenwärtigen Fall. Der Satz war bei den Alten nicht einmal ganz richtig, ganz gewiß ist er es nicht bei den Neuern. Bei diesen hemmt man die vorschreitende Bewegung nicht, wenn man sich ihrem stärksten Theil, der Front gegenüberstellt, — sondern ihren schwächsten Theilen, den Flanken und dadurch zugleich ihren Rücken, folglich ihre Subsistenz und die Gemeinschaft mit den Quellen ihrer Kraft bedroht.

Daher sind excentrische Rückzüge die besten. Wenn eine

Armee sich von abcde, Fig. 28, nach f, g, h, i, k hin zurückzieht, so kann der Feind nicht in den Bogen fk vorrücken, ohne Gefahr zu laufen, daß er umfaßt und eingeschlossen werde.

Fig. 28.



Man hat schon seit langer Zeit die Regel gegeben, daß man sich auf Rückzügen in verschiedene Colonnen oder Corps theilen müsse, um, heißt es, die Aufmerksamkeit des Feindes zu zerstreuen. Daß man sich aber excentrisch zurückziehen müsse, ist meines Wissens nie als Regel aufgestellt worden, da ich doch glaube bewiesen zu haben, daß es allerdings eine der wichtigsten Kriegsregeln sei.

Daß die Zerstreuung der Aufmerksamkeit des Feindes eigentlich Besorgniß sei, die man ihm für Flanken und Rücken erregt, ist in diesem Abschnitt schon gezeigt worden.

3) Daß excentrische Rückzüge die besten sind, folgt schon aus Demjenigen, was von der Unzweckmäßigkeit offensiver Operationen nach divergenten Operationslinien, oder nach einer einzigen, oder in einem spitzen Winkel gesagt worden ist. Wenn concentrische Operationen in einem Angriffskriege die vortheilhaftesten sind, so müssen eben darum excentrische im Vertheidigungskriege die besten sein. Denn die Sachen sind in beiden Kriegsarten entgegengesetzt, weil das Interesse des Trutz- und Schutzkriegs von entgegengesetzter Beschaffenheit ist. Ich habe aber doch von den Rückzügen besonders, wiewol nur ganz kurz ge-

handelt, um dem Leser die Mühe zu ersparen, sich die Sachen erst zu abstrahiren.

4) Die Lehre von den excentrischen Rückzügen ist von Denjenigen angegriffen worden, welche immer auf das Zusammenhalten ihrer Macht bedacht sind. Diese aber haben sich aus dem Geiste des neuern Kriegs die Idee nicht abstrahiren können, daß man seine Macht nur dann brauchen kann, wenn man sie ausdehnt oder entwickelt. Leute, welche nebeneinander stehen, können schießen; nicht aber Diejenigen, welche hinter einander gestellt sind.

Die neuern Truppen haben zu wenig innere Kraft des militärischen Körpers, um einen Feind mit kalter und blanker Waffe durch Anrennen zu durchbrechen. Wie den militärischen Körpern, ohne das Feuer zu vermindern, eine solche Impulsionskraft zu geben wäre, das werde ich in einer andern militärischen Schrift zeigen.

Dieser allseitigen Schwäche der neuern Phalanx wegen ist die Ausdehnung nothwendig; denn je weniger man durch Gefecht ausrichten kann, desto mehr muß man durch Manövriren zu thun suchen.

Ich nenne es aber auch Manövriren, wenn man dem Feinde Tirailleurs vorwirft und hinter ihnen, wie hinter einem Vorhange, seitwärts wegmanövrirt, um dem Feinde die Flanke abzugewinnen. Die meisten neuern Gefechte sind eigentlich nur Manöver.

5) Man hat strategische und taktische Rückzüge immer für Meisterstücke eines Generals gehalten; sie mochten es zur Zeit der Griechen und Römer sein, wo ein taktischer Rückzug aus einem Handgemenge, wenn man verfolgt wurde, und der Feind nicht wie die Lacedämonier sich mit der Ehre des Sieges begnügte, eine Unmöglichkeit war.

Damals war ein Rückzug nur gegen Reiterei möglich. Die römische Infanterie lag den Fliehenden immer mit ihren kurzen Degen in den Rücken, indem sie schnell nachfolgte, blieb sie ihnen stets auf den Fersen und jeder Stoß tödtete.

Xenophon konnte mit seinen zehntausend Griechen in Asien retiriren, weil er nur von Reiterei verfolgt wurde.

Aus den neuern Schlachten aber, welche, wie gesagt, nur Manöver sind, ist es leicht fortzukommen. Das grobe Geschütz und die Reiterei decken den Rückzug. Wenn man ihn rückwärts seitwärts macht, also excentrisch retirirt, so wird die Flanke des verfolgenden Feindes strategisch und taktisch dergestalt bedroht, daß er nicht allein von dem Verfolgen abstehen, sondern auch nach den Seiten Front machen muß.

Dies ist das Geheimniß, aus einer anscheinenden Niederlage den Nutzen eines glänzenden Siegs zu ziehen. Der General, welcher zuerst nach einer verlorenen Schlacht die Flanken seines Feindes umginge, würde sich berühmt machen.

Folard gibt die vortreffliche Regel: man brauche sich nur einzubilden, man sei nicht geschlagen worden, um es nicht zu sein. Die neuern Schlachten sind so wenig kraftvoll verwüstend, daß Friedrich nach denselben mit erneuter Kraft wieder erstand.

Um von einem verlorenen Treffen Nutzen zu ziehen, um von demselben alle Früchte des Siegs zu ernten, muß man sich erst taktisch, dann strategisch excentrisch zurückziehen; die erste Sache bei einem Rückzuge ist schnell aus dem Bereich des kleinen Gewehrfeuers und der Kartätschen zu kommen. Ich verlange nicht, daß dies excentrisch geschehen soll. Der excentrische Rückzug aber fängt sogleich an, wenn man diese Grenze erreicht hat. Er ist bis außer den Kanonenschuß taktisch, und wird dann sogleich strategisch. Eigentlich hört er auf ein Rückzug zu sein, sobald man mit Flankencolonnen wieder vorgeht.

Zehnter Abschnitt.

Von dem Resultat, welches aus allen bisherigen Untersuchungen über den Geist des neuern Kriegssystems zu ziehen ist.

1) Es erhellt aus allem Gesagten, daß es dem Geist des neuern Kriegssystems angemessener sei, die Magazine und die von

denselben bis zur Armee gehenden Zufuhrlinien mehr zum Gegenstande der Operationen zu machen als das feindliche Heer selbst. Die Ursache ist, weil die neuern Heere die Quellen ihrer Fortdauer nicht in sich enthalten, sondern weil diese außerhalb derselben liegen. Sie gleichen hierin den Menschen unsers Jahrhunderts, welche ihre Glückseligkeit und gleichsam ihr ganzes Wesen in äußere Dinge setzen und nicht in sich suchen. Die Magazine sind das Herz, durch dessen Verletzung man den zusammengesetzten Menschen, die Armee, zerstört. Die Zufuhrlinien sind die Muskeln, durch deren Abschneidung der militärische Körper paralysirt wird. Da diese nur von der Seite und von hinten kommen, so folgt, daß Flanken und Rücken der Gegenstand der Operationen sein müssen und dies sowol im Angriffs- als im Vertheidigungskriege. Hieraus folgt nun, daß Gefechte, wenigstens Frontalgefechte, vermieden werden müssen. Im Angriffskriege zwingt man den Feind weit eher zu rückwärtigen Bewegungen, wenn man auf seine Subsistenz wirkt, folglich, wie gesagt, auf seine Flanken, als wenn man ihn durch einen Angriff mit Gewalt aus seiner Position stößt. Er wird gar bald eine zweite finden, worin er wiederum aushält.

2) Im Vertheidigungskriege wird man bald das Unnütze aller Parallelstellungen, aller Parallelmärsche, um dem Feinde einen Damm entgegenzusetzen, einsehen. Es ist keine Stellung, so fest sie auch gegen alle Frontalangriffe, so gut angestützt, so wohl gewählt sie in Rücksicht der Deckung des Landes sein möge, aus welcher man nicht gar geschwind durch Manövriren in den Flanken vertrieben werden könnte, sonderlich wenn der Feind überlegen ist. Daher kann ich dreist die Regel niederschreiben, obgleich sie neu ist, daß man eigentlich nie einen Vertheidigungskrieg führen, sondern sich sogleich wieder in den Trutzkrieg versetzen müsse, dadurch, daß man sich in die Flanken des Feindes wirft und in seinen Rücken operirt. Selbst wenn man schwach ist, kann ein geschickter Feldherr durch Angriffe auf Magazine und Subsistenzlinien ein stärkeres Heer zum Rückzuge und Vertheidigungskriege zwingen, um so mehr, da man sich den Ope-

rationslinien nur zu nahen braucht, um sie zu tödten, d. h. unbrauchbar zu machen. Die allgemeine Regel wird also sein, „daß man sich nicht dem Feinde gerade gegenüber, sondern seitwärts desselben stellen müsse" und die Anwendung der bis hierher entwickelten strategischen Regeln auf die Taktik, womit ich mich in dem Rest dieser ersten Abtheilung beschäftigen werde, wird diesen Satz noch bestätigen.

Elfter Abschnitt.

Unterschied der Strategie und Taktik.

1) Bevor wir die Regeln der Strategie auf die Taktik anwenden, muß erst bestimmt werden, was unsrer Meinung nach Strategie und Taktik sind und wo die Grenzlinie zwischen beiden zu ziehen ist.

Taktik in ihrem ganzen Umfange ist nun die Wissenschaft kriegerischer Bewegungen, welche den Feind zum Gegenstand haben, sowie Strategie diejenige der Bewegungen ist, welche den Feind zum Zweck, aber nicht zum Gegenstand haben.

Taktik im engern Sinne ist die Wissenschaft kriegerischer Bewegungen innerhalb der Gesichtsweite des feindlichen Heeres, sowie Strategie im ausgedehntesten Sinne diejenige der Bewegungen ist, welche außerhalb der Gesichtsweite vorgehen.

Diese zweite sinnlichere Definition schließt, indem sie die Grenzen der Taktik enger zieht, den Colonnenmarsch zum Treffen von ihrem Gebiete aus; er gehört indessen in die Taktik und muß mit ihr betrachtet werden, weil er die im engern Sinne taktischen Bewegungen so ungemein determinirt. Allein man muß auch den Sinnen etwas vordemonstriren. Für ganz enge Köpfe paßt auch eine ganz enge Erklärung. Für sie möchte ich die Sache noch verbessern und sagen: wo geprügelt wird, da ist Taktik, wo nicht geschlagen wird, Strategie.

2) Strategie besteht aus zwei Haupttheilen: Marsch und Lager. Taktik besteht aus zwei Haupttheilen: Entwickelung oder

Aufmarsch und Gefecht oder Angriff und Vertheidigung. Alles Das zusammen ist Krieg.

Taktik ist das Complement der Strategie. Sie vollendet, was diese vorbereitete; sie ist das Ultimatum der Strategie, weil diese sich in dieselbe endet oder gleichsam ergießt. Der Anfang der Taktik ist, wie gesagt, die Entwickelung der Colonnen vor dem Treffen und, wird man im Lager überfallen, das Formiren vor dem Lager. Bis dahin ist Alles strategisch, damit und von da ab wird Alles taktisch.

In dem Rest dieser ersten Abtheilung wird nun untersucht werden, ob die bisher entwickelten und wie ich glaube bewiesenen strategischen Sätze nicht auf die Taktik anwendbar sind; im Bejahungsfall müssen sie dann noch mehr als die richtigen erwiesen werden.

Zwölfter Abschnitt.

Von der Treffenlinie oder Schlachtordnung als der Basis der Marsch- und Schußlinien und von letztern als den taktischen Operationslinien.

1) Die Strategie beginnt mit Gründung der Basis, welches man auch Entwickelung der Elemente zur Kriegführung oder einen strategischen Aufmarsch nennen könnte. Die Taktik hebt an mit **Entwickelung der Treffenlinie oder Schlachtordnung.** Letztere basirt die Marsch- und Schußlinien, erstere die Operationslinien. Dies sind Aehnlichkeiten. Die Basis aber ist meistens vor dem Kriege schon begründet. Dies sind Verschiedenheiten. Hat man beim Anfange des Kriegs keine mit Festungen besetzte Basis, so ist bewiesen worden, daß die erste Operation desselben die Anlegung oder Eroberung einer Basis sein müsse, gleichwie vor jedem Gefecht erst eine Schlachtordnung entwickelt werden muß. Hier sind die Dinge wieder einander höchst ähnlich.

2) **Marschlinien**, welche von der Schlachtordnung als derselben Basis ausgehen, sind so viele da als Rotten, denn sie sind ja die Wege, auf welchen die Rotten zum Angriff vorgehen.

Aus diesen Marschlinien werden, wenn man dem Feinde näher kommt, — wenigstens beim Fußvolk, — Schußlinien, weil seit Einführung der Feuertaktik der Feind bei Infanteriegefechten im Allgemeinen nicht durch Hauen, Stechen, Stoßen und Schlagen, sondern durch vermöge des Pulvers in die Ferne getriebene Kugeln aus seiner Stellung gestoßen wird. So wie sich also die Strategie am Ende in Taktik auflöst, so verkehren sich die taktischen Marschlinien in Compulsionslinien, was beim Fußvolk denn eben die erwähnten Schußlinien sind. Allein, da das grobe Geschütz so weit reicht, sind die Schußlinien fast ebenso lang als die Marschlinien. Man wird nämlich mit stummen Marschlinien, es sei denn bei einem Ueberfall, nicht weit vorrücken, nachdem man aufmarschirt ist. Das Kanonenschießen fängt sogleich an. Daher braucht man nur die Schußlinien zum Gegenstand der Betrachtung zu machen, um auch zugleich die Theorie der Marschlinien mit abzuhandeln.

3) Von diesen Schußlinien läßt sich ebenfalls beweisen, was von strategischen Operationslinien bewiesen worden, nämlich, daß excentrische schlecht und concentrische gut sind.

Mit dem strategischen Fall der Operation nach einer Zufuhrlinie kann taktisch, d. h. rücksichtlich der Marsch- und Schußlinien, nichts verglichen werden. Denn beim Anrücken gegen den Feind bildet jede Rotte zuerst eine Marsch-, dann eine Schußlinie und man entwickelt sich bei taktischen Operationen immer erst, ehe man etwas vornimmt. Wer wird denn mit einer Rotte einen ausgedehnten Feind angreifen? Die Zufuhren aber können nur auf gebahnten Wegen geschehen. Könnte man anders mit Wagen und Lastthieren zu der viele Meilen entfernten Armee kommen, so würde man die Zufuhrcolonne ebenfalls in eine Linie entwickeln und dann würde jeder Wagen, jedes Lastthier eine Operationslinie beschreiben. Da das aber nicht angeht, so geschehen die Zufuhren auf gebahnten Straßen und in Colonnen und so ist auch der Fall einer einzigen strategischen Operations- oder Zufuhrlinie möglich.

4) Wollte man die Schußlinien nur auf die der Kanonen

reduciren und sagen, eine einzige Schußlinie haben das sei nur eine Kanone haben, obgleich man aufmarschirt sei, so wäre dies erstlich falsch, indem eine jede Rotte auch marschirt und schießt, folglich Schußlinien bildet, und zweitens würde man schlecht wegkommen, wollte man mit einer Kanone eine ausgedehnte Front, in der mehre sind, beschießen. Die Kanone würde bald demontirt sein.

Dagegen gibt es nun wol taktische Fälle, die mit den strategischen Operationen in einem Objectivwinkel unter 90 Grad, d. h. in einem spitzen Dreieck, ferner mit parallelen, mit excentrischen oder divergenten und mit concentrischen correspondiren. Mit den Operationen in einem spitzen Dreieck kann man alle taktischen Angriffe einer kleinern Front auf eine beträchtlich größere vergleichen. Denn der Winkel, den etwa die beiden äußersten Schußlinien machen könnten, wenn man sie sich als auf der Front des Feindes zusammenstoßend denkt, entscheidet hier nichts, weil er durch die Entfernung des Schießenden bestimmt wird.

Fig. 29.

Ist man aber auf beiden Seiten überflügelt, wie Fig. 29, so stellt man sich eben den Unfällen bloß wie bei strategischen, nicht hinlänglich basirten Operationen. Man wird umfaßt, d. h. in Flanke und Rücken angegriffen.

5) Warum ist es denn aber ein so großes Unglück, überflügelt und in Flanke und Rücken angegriffen zu werden? Die Ursache davon scheint mir nie ganz bestimmt und deutlich entwickelt worden zu sein. Warum es bei strategischen Operationen nachtheilig sei, wenn der Feind in Flanke und Rücken operirt, ist schon gezeigt worden. Warum aber bei Gefechten oder taktischen Operationen, das muß ich erst sagen, bevor ich weiter gehe. Ich sage: warum? denn die Sache selbst wird allgemein als unumstößlich angenommen, aber sie ist nie bis auf ihre erste Ursache zurückgeleitet worden.

Der Mensch ist so organisirt, daß er sich von der Seite und im Rücken nicht vertheidigen kann. Die Arme, womit man sich

hauptsächlich wehrt, sitzen zwar auf den Seiten, allein sie können nicht wol gerade seitwärts und noch weniger rückwärts wirken. Daher kann man seinen Gegner leicht überwältigen, wenn man ihm zur Seite oder noch leichter, wenn man ihm im Rücken steht.

Ein zusammengesetztes Ganze muß nun eben die Eigenschaften haben wie die Theile, aus denen es besteht. Ein Bataillon, ein Kriegsheer 2c. muß folglich, da es aus Menschen besteht, auf den Seiten und im Rücken am wenigsten vertheidigungsfähig sein.

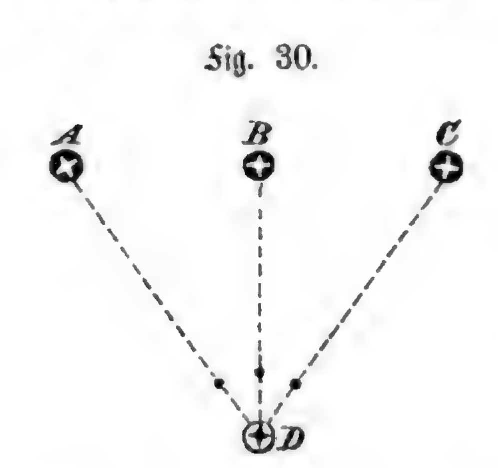
Die Kriegskunst hat auch noch Das mit der Fechtkunst gemein, daß man seinen Gegner für einen Ort besorgt macht, während man an einem andern, wo der Feind Blößen gibt, mit vereinter Kraft den Angriff vollführt. In der Fechtkunst nennt man Das eine Finte, in der Kriegskunst Demonstration. Beide beruhen auf einerlei Grundsätzen und sind auf die individuelle Organisation des Menschen gegründet.

Noch weniger wird man sich aber vertheidigen können, wenn man vorn, in den Seiten und im Rücken von verschiedenen Personen zugleich angegriffen wird. Man muß unterliegen und, noch ehe das Gefecht eigentlich angeht, werden die meisten Menschen also bedroht die Flucht ergreifen. Geschieht das Gefecht von ferne, wie die meisten Infanteriegefechte nach dem neuen System, so ist die Wirkung die nämliche, indem Kugeln, welche hier an die Stelle der Hiebe und Stiche treten, ebenso gefährlich sind als letztere.

6) Im Gegentheil kann man im Handgemenge gegen eine überlegene Anzahl noch eher etwas ausrichten. Denn überlegene Stärke und Geschicklichkeit können hier die Sache wieder ins Gleichgewicht bringen; man kann einen von den seitwärts Stehenden erlegen und dies mit solcher Schnelligkeit, — da ja nur ein glücklicher Hieb oder Stich dazu gehört, — daß die Sache vollbracht ist und man sich die Flanken frei gemacht hat, noch ehe die Andern Einen überwältigen können. Nur größere Geschwindigkeit, Stärke und Behendigkeit und auch ein höherer Muth sind erfoderlich, um auf diese Art die Ueberlegenheit der Zahl

unnütz zu machen. Bei einem solchen Kampfe sind die persönlichen Eigenschaften wichtiger als die Anzahl. Daher entschieden bei den Alten eine höhere Disciplin und Taktik mehr wie bei uns. Dieser verdankten die Römer ihre Siege. Gegenwärtig aber, da man beim Fußvolke blos schießt und die Schußlinien Alles entscheiden, kommen die moralischen und physischen Eigenschaften weniger in Betracht. Ein Kind kann einen Riesen erschießen. Gegenwärtig muß folglich die Anzahl entscheiden, wenn sie so geordnet ist, daß sie schießen kann. Wenn man also den Feind umfaßt, wenn ein jeder Mann desselben das Ziel von drei Schußlinien ist, die in ihm zusammenstoßen, so muß er fallen oder laufen, Fig. 30. Die Anzahl der concentrischen Schußlinien entscheidet folglich, und da man nicht schießen kann, wenn man hintereinander steht, so folgt, daß man sich nebeneinander stellen müsse, wenn man den Feind unter der Last eines überlegenen Feuers erdrücken will. Eine hintereinander oder in größerer Tiefe gestellte Anzahl, wäre sie gleich überlegen, muß einer kleinern in Feuerlinie gehörig entwickelten weichen.

Fig. 30.

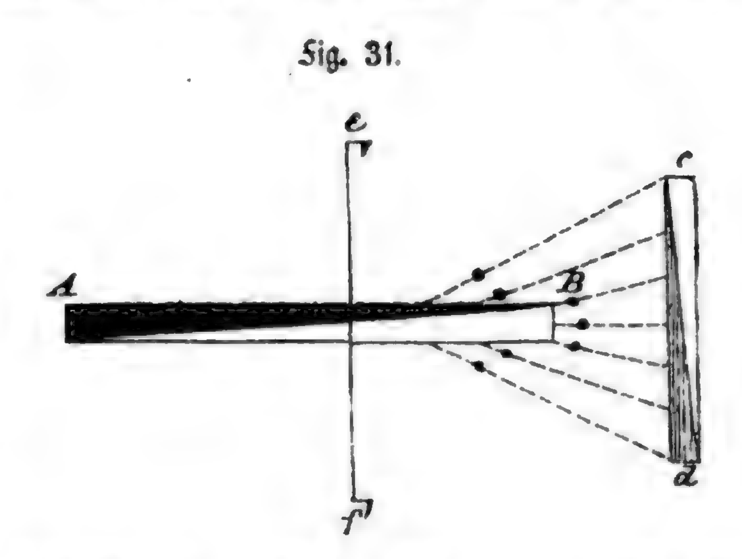


Folard scheint mir diesen wichtigen Einwurf gegen sein Colonnensystem nie gehörig gewürdigt zu haben; er hatte freilich keinen Begriff von dem tiraillirenden Schützenfeuer, welches erst ein Jahrhundert nach seiner Zeit in unsern Tagen aufgekommen ist. Er faßte nur das elende Feuer ohne Wirkung von Infanterielinien ins Auge, und dies kann allerdings gegen eine rasch vordringende Colonne nichts effectuiren.

7) Aus dem Obigen folgt, daß das Auseinanderziehen oder die lange und dünne Schlachtordnung nicht so ungereimt ist, als der Ritter Folard es behauptet. Sie ist vielmehr eine nothwendige Folge des Feuersystems und nach Maßgabe dieses vervollkommnet. Der menschliche Geist verfiel hierauf, ohne sich der Ursache genau bewußt zu sein.

Diese dünne Stellung führte nur den nicht wegzuschaffenden Mangel herbei, daß die Flanken außerordentlich schwach wurden. Dies bedarf keines Beweises. Kommt man nun dem Feinde in seine dergestalt schwache Flanke, so ist er verloren. Denn man sei auch noch so schwach in Rücksicht der ganzen Anzahl der Feinde, so wird man immer stärker sein als alle Mannschaft, die er auf seiner Flanke entgegenstellen kann. Man wird also diese immer umfassen und unter concentrischen Schußlinien erdrücken können. Die Linie AB, Fig. 31, welche von cd in der Flanke B angegriffen wird, kann sich nicht parallel gegenüber cd entwickeln, wenn cd immer nach A hin dringt. Sie ist, wie man sieht, alle Zeit umfaßt und wird aufgerollt, d. h. Alles muß nach A hin die Flucht ergreifen. Diejenigen, welche sich etwa nach der Linie ef formiren wollten, werden dazu keine Zeit haben. Sie werden immer, von vorn und in den beiden Seiten durch Schußlinien umfaßt, einem so überlegenen concentrischen Feuer nicht zu widerstehen vermögen.

Fig. 31.



8) Obgleich die Reiterei nicht schießt, so ist es doch in Rücksicht der Flanken bei derselben ebenso. Ein Reiter kann sich nicht wehren, wenn er auf der Linken, auf der Rechten und von vorn angegriffen wird. Dies ist aber bei einer in der Flanke angegriffenen Cavalerie, welche zwei, höchstens drei Mann hoch steht, der Fall. Die Reiterei kann sich zwar wegen der größern Geschwindigkeit der Pferde eher entwickeln als die Infanterie; allein die feindliche Cavalerie, welche in die Flanke kommt, rückt auch schneller von B, Fig. 31, nach dem andern Flügel A hin vorwärts, als Fußvolk, wenn cd solches wäre, thun könnte. Es wird also AB um so weniger möglich sein, die Linie ef zu bil-

den. Alles wird aufgerollt und muß in der größten Unordnung nach A fliehen.

Die Wahrheit von diesem Allen ist so einleuchtend, und die Menschen sind sich derselben, obgleich nur instinctmäßig, so wohl bewußt, daß gewiß Alles flieht, beim Fußvolk wie bei der Reiterei, wenn der Feind in der Flanke angreift, im Fall er nämlich rasch vorrückt.

9) Folglich muß man mit einer Front den Feind in seiner Flanke zu umfassen suchen. Zu diesen taktischen Ursachen des von Flankenangriffen zu erwartenden Vortheils gesellen sich noch strategische und der Feind muß bei Ueberflügelungen in Gefechten nicht blos taktische Besorgnisse hegen, sondern auch strategische. Denn er wird seitwärts geworfen und entblößt dabei gewiß eine oder mehre seiner Operationslinien. Derjenige, welcher taktisch durch Ueberflügelung und Flankenangriff gesiegt hat, wird dadurch in den Stand gesetzt, durch ganz leichte Entsendungen die Zufuhren aufzufangen, den Feind von seinen Magazinen abzuschneiden oder in das Land desselben eine Diversion zu machen. Es gehört nicht viel Stärke der Einbildungskraft dazu, sich dies deutlich vorzustellen.

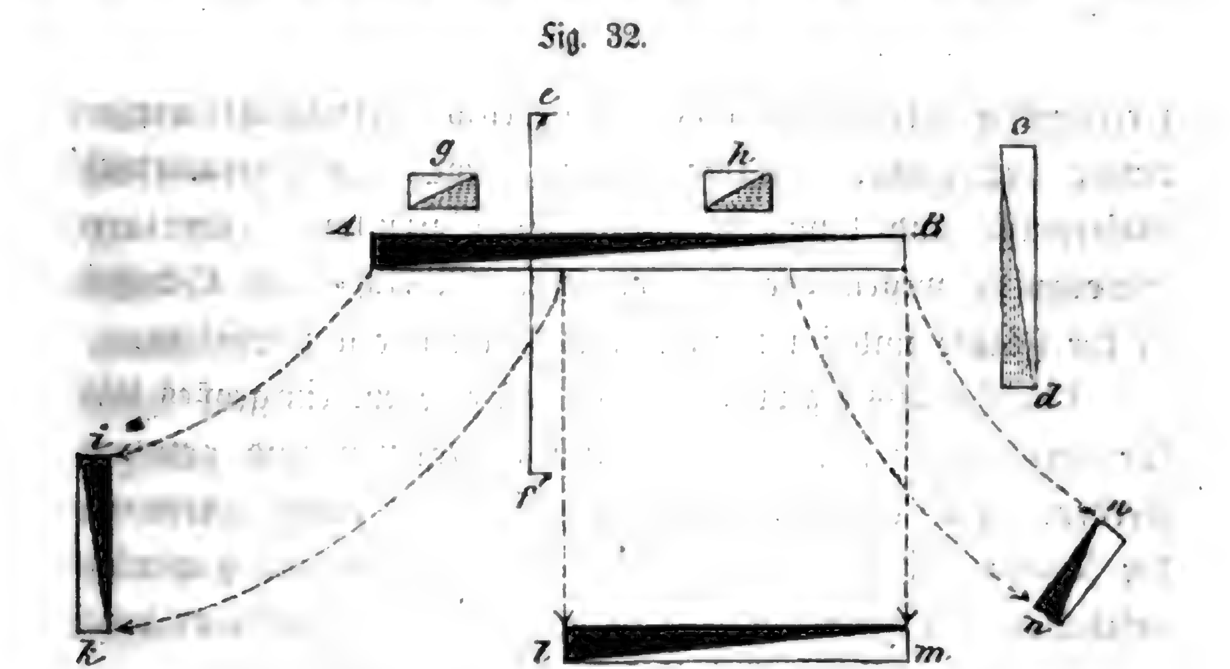
Folglich sind taktische concentrirende Marsch- und Schußlinien zum guten Erfolg noch nothwendiger als strategische concentrirende Operationslinien. Hat man nämlich concentrische Schußlinien, so umfaßt man den Feind allezeit und ist ihm in der Flanke.

Aus dieser Ursache erliegen belagerte Festungen. Das Feuer der belagerten Festung ist excentrisch und folglich von geringerer Wirkung; das Feuer der Belagerer, welche die Festung umfassen, ist concentrirend, seine Wirkung eben nur deswegen stärker; auf die Länge ist ihr nicht zu widerstehen. Deshalb gelingen auch so selten die Ausfälle der Besatzung einer Festung, weil sie excentrische taktische Operationen sind.

10) Ist man schwächer als der Feind, so ist das Beste, sich demselben in die Flanke zu werfen, im Fall man nicht lieber ein Gefecht ganz vermeiden und auf die Subsistenz manövriren will,

was man fast immer in seiner Gewalt hat. Wenn man sich aber in die Flanke eines Gegners wirft, so muß der Regel nach seine Front beschäftigt werden. Denn er möchte doch, falls seine Linie lang wäre, Zeit gewinnen, denjenigen Theil derselben, welcher der angegriffenen Flanke entgegengesetzt ist, wie in Fig. 32 Alles,

Fig. 32.



was nach A hin steht — in die Linie ef herum zu werfen, bevor noch Alles von der in der Flanke B angreifenden Armee cd hätte können aufgerollt werden. In diesem Falle wären die Sachen wieder gleich, weil ein Frontgefecht entstehen würde, dessen Ausgang allezeit zweifelhaft ist.

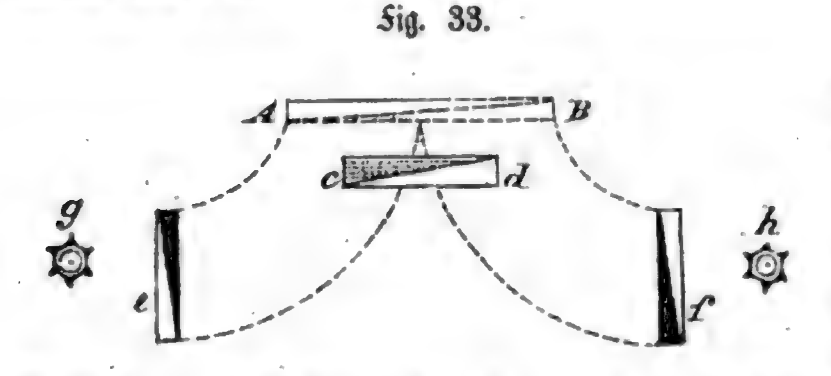
Wird aber die Linie AB durch abgeschickte Corps g und h beschäftigt, während man mit dem größten Theile seiner Macht, mit cd, in der Flanke angreift, so kann kein Theil von AB sich in die Linie ef herumwerfen, bevor nicht g und h geschlagen sind. Und dies zu bewerkstelligen, möchte wol die Zeit zu kurz sein, wenn cd rasch nachrückt. Folglich wird die Armee AB, obwol die stärkste, wohl thun, für diesmal das Feld zu räumen, weil sie dergestalt umfaßt ist. Sie hätte es nicht so weit sollen kommen lassen, sondern sich selbst in den Angriff versetzen, bei welchem der Stärkste allezeit so viel Vortheil hat. Den Rückzug müßte nun die Armee excentrisch zu bewerkstelligen suchen, nämlich nach ik hin der linke Flügel und der rechte nach lm, wenn es

14*

möglich ist und cd den Weg dahin nicht versperrt. Sonst müßte eigentlich der rechte Flügel, zunächst der Flanke B, nach n hin retiriren, um den Feind cd für seine linke Flanke d besorgt zu machen. Durch solche excentrische Rückzüge verhindert man den Feind am Verfolgen. Er darf es nicht wagen, wenn er nicht selbst in die Flanke genommen sein will, wenn er nicht Lust hat, seinerseits wieder das Ziel concentrischer Schußlinien zu werden. Excentrische taktische Rückzüge sind ebenso vortheilhaft wie excentrische strategische. Letztere erregen wegen der Operationslinien Besorgnisse und hindern folglich am Vorrücken; erstere erregen Besorgnisse wegen der concentrischen Marsch- und Schußlinien in der Flanke und im Rücken und hindern am Verfolgen.

11) Hieraus ergibt sich nun, daß es eben kein großes Unglück für eine Armee ist, in der Mitte angegriffen und getrennt zu werden. Bei den Alten mochte es sein; hiervon reden wir in der Folge; bei den Neuern ist es aber ganz und gar nicht so gefährlich, wie Herr von Folard behauptet. Freilich war zur Zeit, da dieser vortreffliche Schriftsteller sein System bekannt machte, die Feuertaktik noch nicht so entwickelt und vervollkommnet als jetzt. Damals bestand noch ein gewisses Schwanken zwischen dem alten und dem modernen Kriegssystem. In dieser schwankenden Ordnung der Dinge entdeckte das scharfsichtige Auge des Herrn von Folard Mängel, die ihn auf den Gedanken führten, die Kriegskunst wieder derjenigen der Alten ähnlich zu machen. Er konnte zu seiner Zeit nicht wissen, daß diese rückwärtige Progression unmöglich sei.

Fig. 33.



Ist eine Armee in der Mitte getrennt, so ziehe sie sich excentrisch nach e und f, Fig. 33. Hiermit sind alle fernern Fortschritte des Feindes cd, welcher die Linie AB in der Mitte trennte, gehemmt. Denn es ist ihm unmöglich, zwischen e und

f vorzurücken. Er würde ja in beide Flanken genommen werden. Er muß also gegen e und f hin Front machen. In einer solchen Position sind nun e und f fähig, durch Entsendungen in das Land und auf die Subsistenz, mit einem Wort im Rücken von cd zu operiren, sie dürfen nur aus der Flanke gegen A und B hin detachiren. Oder sie können auch ganz links und rechts abmarschiren, wenn sie in g und h Magazine haben, die durch einen Flankenmarsch nach A und B hin denn doch nicht entblößt werden, vielmehr gegen die Unternehmungen von cd gesichert bleiben. Oder sie können auch cd unmittelbar angreifen, das ihnen beide Flanken bietet. cd kann dann nichts Besseres thun, als den Corps e und f in ihre nach A und B gekehrten Flanken zu operiren und sie dadurch zu zwingen, daß sie wieder die Front AB einnehmen.

Die Trennung der beiden Flügel durch einen Angriff in der Mitte ist aber auch in den neuern Kriegen höchst selten, weil dergleichen Angriffe dem Geiste des neuen Systems ganz entgegen sind. Sie ist sogar dem getrennten Heer vortheilhaft, wenn dies sie zu benutzen versteht. Wenigstens ist gar nichts daran gelegen. Das soeben Gesagte ist hinlänglich, dies zu beweisen, so neu die Sache auch Manchem vorkommen möchte.

12) Man darf dagegen nur einen Blick auf Fig. 32 werfen, um zu begreifen, wie viel Vorzüge ein Angriff in der Flanke für den Angreifer hat. Durch einen solchen verhindert man den Feind, so leicht excentrisch zu retiriren. Die Excentricität des Rückzugs und folglich die Concentricität der Stellung nach dem Rückzuge ist nur bei der Retirade gegen A oder ik zu erreichen. Ein Rückzug nach n ist unmöglich, ein solcher nach lm mindestens schwierig. Kann nun AB nur nach A hin zurückgehen, so stehen nachher beide Armeen perpendiculär auf ihrer vorigen Frontlinie, also einander parallel und der Vortheil ist auf beiden Seiten gleich. Denn cd kann durch einen Abmarsch links nach dem Lande der Armee AB eine Diversion machen und AB, welches nun ungefähr in ik stehen wird, kann das Gleiche in Rücksicht ihres Feindes thun. Bei einem Angriff in der Mitte und einem

darauf folgenden excentrischen Rückzug des Feindes aber ist man nach dem Siege auf beiden Flanken umfaßt und kann schlechterdings nichts gegen das Land des Feindes oder seine Subsistenz unternehmen. Ein Angriff auf die Flanke ist also einem auf die Mitte des Feindes vorzuziehen.

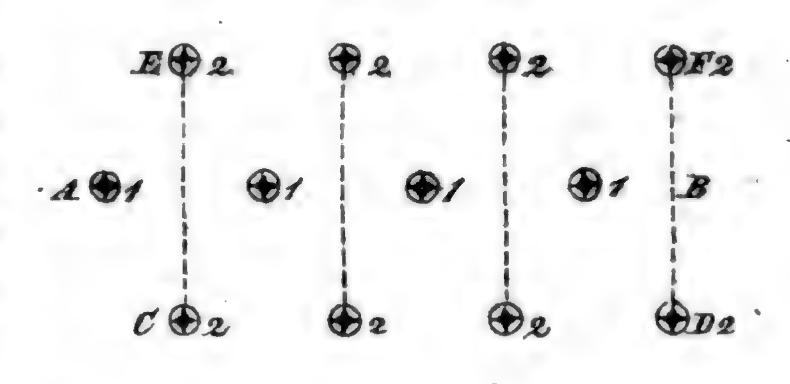
13) Ueberdies ist es bei der neuern Art, Krieg zu führen, gar nicht so sehr niederdrückend, geschlagen zu werden, als bei den Alten. Die Leute, welche über Feld laufen, sind nicht todt, sagt Herr von Folard. In der That kann man behaupten, daß man sich nur einbilden dürfe, man sei nicht geschlagen, um es wirklich nicht zu sein. Die Zahl der Getödteten ist nie sehr groß. Diejenige der Verwundeten ist beträchtlicher, allein diese werden wieder hergestellt. Man verliert viel Geschütz, wird man einwenden. Allein, vorerst ist das zu ersetzen. Ferner sollte man, wenn man selbst angreift, die Batteriestücke zurückführen lassen, weil doch, wenn die beiden Heere im Flintenfeuer begriffen sind, damit nicht mehr gefeuert werden kann. Endlich ist der Nutzen, den so viele Batterie- (Positions-) stücke in Schlachten bringen, vom General Lloyd wenigstens bezweifelt worden. Vier-, Sechs- und Achtpfünder, behauptet dieser militärische Schriftsteller, würden eben die Dienste thun und diese sind leichter fortzubringen.

Man wird bei den neuern Schlachten nie so ganz entkräftet, daß man nicht einige Tage nachher wieder zum Angriff schreiten könnte. Das hat man aber nicht einmal nöthig. Man kann durch strategische Manöver in den Flanken und im Rücken des Feindes jeden Sieg unkräftig machen. Ist man aber stärker, wie ich denn in Fig. 32 die in der Flanke durch cd angegriffene und besiegte Armee AB als stärker angenommen habe, so ist nichts leichter, als gleich nach einem verlorenen Treffen den schwächern Feind wieder mit Vortheil zu bekriegen. Man muß nur vergessen, daß man geschlagen worden; man muß sich sogleich wieder in den Angriffskrieg versetzen und ihn in Flanke und Rücken umfassen. Beim Manövriren hat der Stärkere allezeit unendliche Vortheile. Der Schwächere kann ihn taktisch besiegen, allein der Stärkere behält doch endlich die Oberhand.

14) Zu dem Beschäftigen der Front, während man in der Flanke angreift, gehören gar nicht viel Leute. Man kann es auseinandergezogen und zerstreut noch weit wirksamer und mit weniger Mannschaft bewerkstelligen, als durch geschlossene Corps g h, Fig. 32. Diese Art zu fechten, d. h. zu feuern, ist diejenige der neuern sogenannten leichten Infanterie und die Franzosen haben das im Revolutionskriege Tirailliren genannt. Diesem Verfahren haben die Franzosen die glücklichen Ereignisse und den glücklichen Fortgang ihres Kriegs zu verdanken. Allein die Art, wie man die leichte Infanterie gewöhnlich abrichtet, es zu thun, scheint mir nicht die rechte zu sein. Sie ist gleichsam zu steif und scheint mir ihren Endzweck nicht so gut zu erfüllen als eine andere Methode, von der ich sprechen werde.

Jene erstere Methode besteht in Folgendem: Die Leute, welche in zwei Gliedern stehen, werden auseinandergezogen, sodaß zwischen zweien, wie Fig. 34 zeigt, ein Raum bleibt. Das zweite Glied steht hinter den Zwischenräumen des ersten und deckt diesem gleichsam die Flanke. Wird angegriffen, so zieht sich das zweite Glied C D durch die Zwischenräume des ersten A B nach E F und feuert. Wird retirirt, so geht E F wieder durch die Zwischenräume von A B nach C D zurück. Hierbei ist der Vortheil, daß man eine längere Front bildet, als wenn man Ellenbogen an Ellenbogen geschlossen geblieben wäre. Zweitens unterhält man ein mörderischeres kleines Gewehrfeuer, indem jeder Soldat, nicht von seinem Nebenmanne behindert, besser zielen kann als in geschlossenen Gliedern, und dies Feuer ist unaufhörlich. Drittens verliert man nicht soviel Leute, indem viele feindliche Kugeln durch die Zwischenräume gehen.

Fig. 34.



Bei der andern Methode, Fig. 35, hat man eben diese

Fig. 35.

Vortheile in noch höherm Grade. Bei dieser bewegen sich die auseinander gezogenen Soldaten nicht nach geraden Linien, sondern kreisförmig, folgendergestalt: Wenn das erste Glied AB gefeuert hat, oder vielmehr jeder einzelne Mann des ersten Gliedes, so wendet er sich links und läuft zurück an den Platz, wo sein Hintermann im zweiten Gliede stand, der zu eben der Zeit vorwärts läuft, nach dem Orte, wo sein Vordermann im ersten Gliede gestanden hat, und feuert, während der andere wieder ladet, um dann seinerseits vorzulaufen.

15) Auf diese Art flankirt die Cavalerie. Es ist dabei stets Alles in Bewegung, man macht den Feind verwirrt und die Leute sind den Kugeln desselben nicht so ausgesetzt wie bei der ersten Methode, indem sie nicht stillestehen und sich nicht nach geraden Linien bewegen. Dies ist jedoch nur gut, so lange der Feind Stand hält. Flieht er, so ist freilich die Methode, nach geraden Linien vorzurücken und dabei ein unaufhörliches Feuer zu machen, wie Fig. 34, die zweckmäßigste. Retirirt man selbst, so macht Nr. 2, Fig. 36, die Bogen immer kürzer, läuft nicht so weit vor, als Nr. 1 stand; Nr. 1 dagegen läuft, sobald sie gefeuert, weiter zurück, als Nr. 2 stand, und so wechselsweise, wodurch unter fortwährendem Feuer Boden aufge-

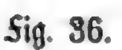
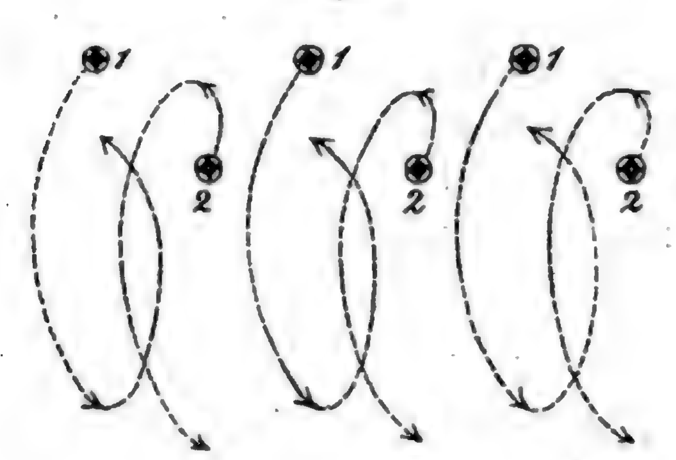


Fig. 36.

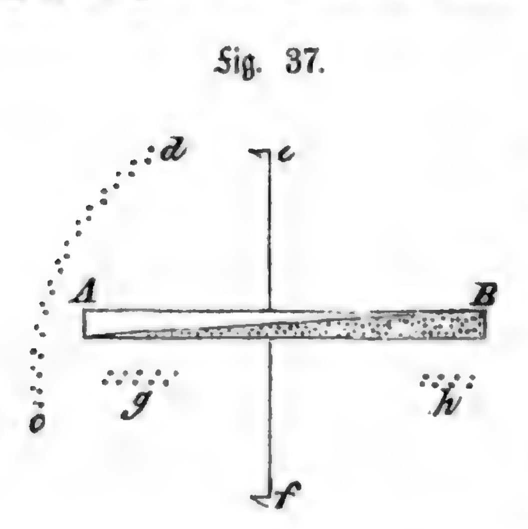


geben wird. Man hat bei dieser Art zu retiriren vor derjenigen vermittels des Durchziehens nach geraden Linien nur den Vortheil, daß die Leute nicht so leicht vom Feinde getroffen werden können, da sie immer in Bewegung sind. Man braucht ferner weniger Leute als bei dem schachbretförmigen Verfahren, da man sie weiter auseinanderziehen kann. Sagt man: das Feuer einer geschlossenen Linie sei doch demjenigen der auf diese Art auseinandergezogenen Truppen überlegen, so bedenkt man nicht, daß ich nur vom Beschäftigen einer Front rede, während man den wahren Angriff in der Flanke oder den Flanken macht. Meine Meinung ist aber, daß man ernsthaft immer nur die Flanken angreifen müsse und nie die Front. Zum Beschäftigen der Front jedoch wird das unregelmäßige Feuer immer sehr zweckmäßig sein; es macht dem Feinde viele Verwundete, wenn auch wenig Todte. Nur muß das Tirailliren in der Nähe geschehen; die Truppen müssen Muth haben und nicht anfangen zu schießen, wenn man sich kaum am Horizont entdecken kann, wie es die Franzosen oft gemacht haben. Wendet man ein, daß die Cavalerie eine so zerstreute Infanterie leicht aufreiben könne, so antworte ich: die Tirailleurs müssen durch Reiterei, in zweiter Linie hinter ihnen, unterstützt werden. Bei einem Rückzuge ziehen sich die Tirailleurs geschwind durch ihre Cavalerie und sie sind gedeckt. Die Rückzüge wollte ich überhaupt lieber im vollen Rennen und in der größten Unordnung von den Tirailleurs gemacht wissen als langsam und im Feuern, oder nach den soeben erläuterten Methoden. Nur muß die Reiterei in der Nähe sein, um die Tirailleurs aufzunehmen. Ebenso geschwind müssen diese aber auch wieder zum Angriffe vorgehen. Das Alles ist sehr im Geiste der neuern Kriegskunst. Verfolgt nun die feindliche Cavalerie, so entsteht ein Reitergefecht, wobei aber die Tirailleurs ihre Reiterei unterstützen müssen. Ist ein Wald oder Busch in der Nähe, ist der Erdboden mit Gräben und Hecken durchschnitten, so bedarf es nicht einmal einer nahen Reiterei zur Unterstützung. Man rennt da hinein und ist vor der feindlichen Cavalerie gesichert, während man ihr durch sein Feuer schadet. So beschäftigt man eine feind-

liche Front weit besser als durch geschlossene Corps und Kanonaden.

16) Dergleichen Beschäftigungen des Feindes sind aber auch dann sehr zweckmäßig, wenn man gar keine Flanke angreifen, sondern nur manövriren, etwa nur einen Marsch verbergen und abgewinnen, auf die Subsistenz operiren will, u. s. w. Beim Angriff der Flanke selbst, wird man sagen, sei es doch wol besser, geschlossen zu erscheinen, indem man alsdann ein stärkeres Feuer hat und die Schußlinien mehr zusammengedrängt werden. Ich antworte: ist man einmal in der Flanke und so nahe, daß man den Feind mit kleinem Gewehr erreichen kann, so ist es ziemlich gleichgültig, ob man tiraillirend fechte oder geschlossen, denn der Feind ist doch allezeit geschlagen, wenn man rasch anrückt. Man hat auch beim Tirailliren mehr Schußlinien, als er entgegensetzen kann, indem man ihn umfaßt.

Fig. 37.



Er wird sich schwerlich in die Linie ef, Fig. 37, werfen können, zumal, wenn er, wie es sein muß, in der Front g und h beschäftigt wird. Die Cavalerie muß dann, wie gesagt, in der Nähe sein, um diese Angriffe zu unterstützen.

17) Sagt man: ein aus geschlossenen Gliedern hervorgehendes Peloton- oder Bataillonfeuer müsse doch, da so viele Kugeln auf ein mal fortgeschossen werden, mehr Wirkung machen als ein unregelmäßiges Lauffeuer, so bedenkt man nicht, was alle gedienten Soldaten bezeugen, daß bei einem Infanteriegefecht das Lauffeuer sich von selbst einstellt. Man hat Beispiele, daß bataillons- und pelotonweise etwa ein mal, ehe der Feind noch geantwortet hat, gefeuert worden ist; schießt aber der Feind wieder, so ist auch gleich das Lauffeuer von beiden Seiten da. Das Lauffeuer kann aber nicht so viel wirken als dasjenige, bei welchem der Soldat in zerstreuter Ordnung den Gebrauch

seiner körperlichen Facultäten mehr in seiner Gewalt hat, besser zielen kann, als wenn er durch seinen Nebenmann eingeengt wäre. Ueberdem hat die Infanterie einen mechanischen Anschlag, der nur auf eine gewisse Schußweite das Treffen möglich macht. Ist man darüber hinaus, so geht man ganz sicher. Endlich streckt das Bataillon- und Pelotonfeuer von einem zerstreuten Haufen sehr Wenige nieder. Die meisten Kugeln gehen vorbei.

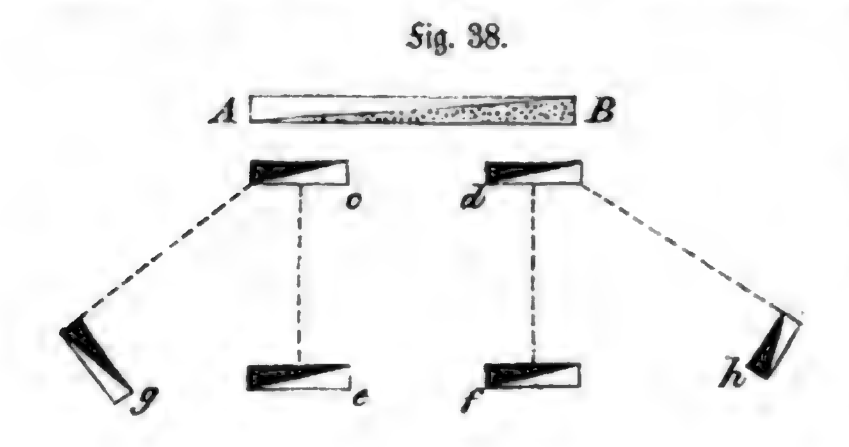
18) Für ungeübte rohe Truppen ist das zerstreute Gefecht die beste Art. Regel ist, mit ungeübten Truppen gegen geübte die rangirten Gefechte zu vermeiden und sich aufs Manövriren zu verlegen, also: die Subsistenz abzuschneiden, die Magazine anzugreifen und ins Land des Feindes, in Flanken und Rücken desselben Diversionen zu machen. Während dies aber geschieht, ist es dienlich, den Feind auf seiner Front zu beschäftigen, und das kann, wie gesagt, nicht zweckmäßiger geschehen als auf die eben beschriebene Art. Es bedarf nicht ein mal so vieler Ordnung, als sie noch bei den beschriebenen Methoden zerstreuter Fußvolkgefechte obwaltet. Man lehre seine Leute nur, von den Vortheilen des Erdbodens Nutzen zu ziehen. Man lehre sie, sich kriechend an den Feind zu schleichen und liegend zu schießen und zu laden, sich durch Bäume zu decken, sich in Gräben oder Vertiefungen, hinter Hecken zu werfen, und ungesehen, vor den Kugeln des Feindes gesichert, zu feuern. Junge Leute werden das bald lernen. Die geschlossene Infanterietaktik ist bei dem neuern System fast ganz zu entbehren; denn wenn man den Handel versteht, hat man es immer in seiner Gewalt, zu manövriren, statt zu fechten. Ich meine übrigens nicht, daß die Truppen nicht ein mal so viel geübt sein sollten, daß sie den Aufmarsch aus Marschcolonnen in die Schlachtlinie nicht ein mal zu bewerkstelligen wüßten. Aber was gehört denn auch Großes dazu?

19) Was die Reiterei betrifft, so muß diese allerdings auch geübt sein, geschlossene und gerichtete Angriffe zu machen. Denn die Stärke derselben besteht in solchen heftigen Angriffen geschlos-

sener Körper, denen sodann eine dünn gestellte Infanterie schwerlich wird widerstehen können. Die Reiterei muß ferner zahlreich sein und sonderlich auf ebenen Kriegsschauplätzen.

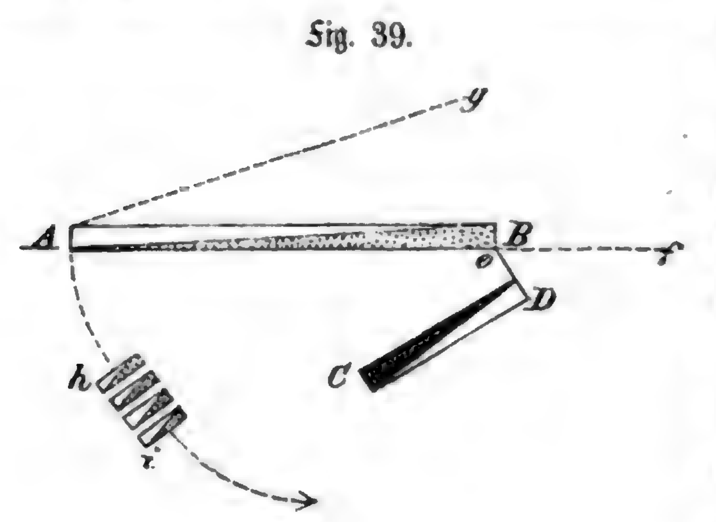
20) Die Rückzüge derjenigen Infanterie, welche zum Beschäftigen der Front AB, Fig. 38, bestimmt ist, müssen nicht excentrisch oder seitwärts geschehen, weil man durch sie eben die Aufmerksamkeit der Armee AB von ihren Flanken ablenken will, gegen welche man etwas vorhat, sondern gerade rückwärts nach ef. Sind aber die Rückzüge ernstlich, will man ferner nicht mehr die Fronte AB beschäftigen, sondern sie vom Verfolgen abhalten, indem man sie für ihre Flanken besorgt macht, so muß der Rückzug excentrisch nach g und h hin geschehen.

Fig. 38.



Es ist schon gezeigt worden, daß man sich nicht in die Flanke werfen muß, ohne zugleich die Front zu beschäftigen. Wird die Front durch Corps, wie g und h, Fig. 32, beschäftigt, so ist dies Verfahren nicht so zweckmäßig, als wenn man es durch zerstreute Infanteriegefechte thut, die, wo es die Gegend erfodert, durch Reiterei unterstützt werden müssen. Unendlich besser ist aber jenes erstere Verfahren immer noch als ein überflügelnder Angriff in einer zusammenhängenden schrägen Stellung, wie in Fig. 39. Diese schräge Stellung ist vom Epaminondas erfunden, vom Ritter Folard in neuern Zeiten

Fig. 39.



wieder hervorgesucht und angepriesen, von Friedrich II. aber angewandt worden. Ich habe gesagt: ein überflügelnder Angriff; denn wenn man vorher nicht überflügelt, so gibt man beim Vorrücken selbst die Flanke preis, wie die punktirte Linie De zeigt. Es ist auch höchst leicht in die Flanke D zu kommen, wenn AB nur eine gerade Seitenbewegung nach f hin macht. AB kann sich auch rückwärts in die Linie Ag setzen, wodurch es den Flankenangriff von CD vereitelt und dies selbst überflügelt. Jedoch kann letzteres, wie Hauptmann Rösch mathematisch bewiesen hat, nicht immer geschehen, wenn der Feind schon nahe ist und wenn er aus Reiterei besteht. AB kann aber auch sich selbst mit dem rechten Flügel A in eine angreifende Bewegung gegen den linken Flügel C setzen und z. B. durch einen Abmarsch rechts die Flanke C gewinnen, wie hi zeigt. Was kommt also dabei heraus? CD nimmt AB in die linke Flanke B, und AB nimmt CD in die linke Flanke C. Der linke Flügel von AB oder die nach B hin stehende Hälfte etwa wird geschlagen und der linke Flügel von CD ebenfalls; und so stehen nach dem Treffen beide Heere einander gegenüber, etwa senkrecht auf ihrer vorigen Front, indem eine Drehung vorgefallen ist. Wenn AB sich zu bewegen weiß, wird der Erfolg gewiß dieser sein, allein auch sein linker Flügel wird nicht geschlagen werden, wenn es in die Linie Ag rückwärts eilt. Denn wenn man sich rückwärts seitwärts bewegt, kann der überflügelnde Feind zwar zuvorkommen, nicht aber, wenn gerade rückwärts. Doch ist dies gegen Reiterei, welche das Fußvolk einholen und zum Stehen bringen würde, sowie auch mit Cavalerie angesichts einer feindlichen, nicht thunlich; denn man würde von der verfolgenden angegriffen und geworfen werden, noch ehe man auf der neuen Positionslinie Ag in Ordnung wäre.

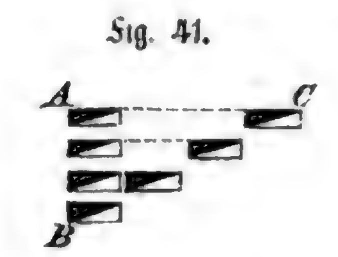
21) In einer ungebrochenen schrägen Linie CD ist es durchaus zweckwidrig, einen Angriff zu wagen, wenn man nicht dem Feinde schon ganz in der Flanke ist; wenn z. B. die Flanke D nicht schon wenigstens bei f in der Verlängerung der Front AB steht, und auch das wäre noch nicht hinlänglich, sondern man

wenn sie nur durch eine zahlreiche Reiterei unterstützt und gedeckt würden, so würde wenigstens bei der Infanterie der größte Theil der taktischen Evolutionen wegfallen. Allein die taktischen Entwicklungen der Marschcolonnen in Schlachtlinien müßten doch gelehrt werden. Diese könnten nun freilich wol am leichtesten durch den Rottenaufmarsch oder das Auflaufen geschehen, wenn es nämlich der Klugheit gemäß wäre, auf Reisemärschen (marches de route) mit rechts- oder linksum zu gehen. Ich sage auf Reisemärschen, denn in Linie lassen sich Seitenbewegungen ganz wohl so machen. Allein so wichtig es in Linie ist, sich auszudehnen, so wichtig ist es auf Reisemärschen, kurz einherzuziehen. Wie lang würden aber die Colonnen werden, wenn man mit rechts- oder linksum nur zwei oder drei Mann in Front marschirte? Wie lange würde es dauern, bevor man sich entwickelt hätte? Denn je tiefer oder länger die Colonnen sind, je mehr Zeit nimmt deren Entfaltung weg. Daher müssen die Colonnen so viel Front haben als nur immer möglich, und wo man nur immer kann, muß man mit Sectionen zu fünf oder sechs Mann in Front marschiren. Die Römer machten ihre Sectionen zu sechs, wie uns Josephus erzählt, die Preußen zu fünf in der Front.

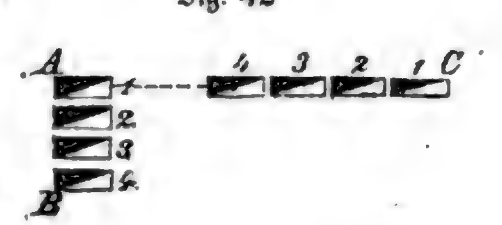
23) Marschirt man aus der Flanke oder, macht man einen Parallelmarsch, so versteht es sich, daß man durch eine Viertelsschwenkung aufmarschirt oder sich in Linie stellt. Dies geschieht am allergeschwindesten, indem mit nur wenigen Schritten alle Abtheilungen demaskirt sind. Daher muß wo möglich diese Art zu marschiren immer gewählt werden. Bei einem Marsch aber gerade oder senkrecht auf die Front des Feindes müssen die Colonnen entwickelt (deployirt) werden, welches weit mehr Zeit erfodert. Denn die Abtheilungen müssen entweder die beiden Katheten eines Dreiecks oder die Hypothenuse durchschreiten, um auf ihren Platz in der Schlachtlinie zu kommen.

Wird nach der preußischen Methode regelmäßig entwickelt oder deployirt, so durchschreiten alle Abtheilungen die beiden klei-

nern Seiten eines Dreiecks; hier müssen sie den Raum von B nach A und dann so viel von A nach C hin durchlaufen, als sie von der bei A, Fig. 41, stehenden oder dorthin kommenden Abtheilung abstehen sollen. Die Abtheilung A durchschreitet blos die Linie AC, die Abtheilung B, welche geradeaus bleibt, weil nach ihr die andern sich richten, die Linie AB, die andern alle etwas von beiden Linien.



Hauptmann Rösch hat eine Art zu deployiren erfunden, welche die leichteste, folglich die beste zu sein scheint. Die Züge bleiben mit den gehörigen Zwischenräumen im Marsch nach der Richtungslinie AB, Fig. 42, hin. Sobald der Zug 1 auf die Richtungslinie AB tritt, wird commandirt rechts- oder linksum, je nachdem man rechts oder links deployirt. Der zweite Zug marschirt mit unverändertem Schritt bis dahin, wo der erste oder vorderste rechts- oder linksum gemacht hat und thut ein Gleiches. So der dritte, so der vierte u. s. w. Nun hat jeder Zug seine Distanz durchschritten oder tritt auf die Richtungslinie, wenn der zunächst vordere durch sein rechts- oder linksum sich schon seitwärts weggezogen hat. Dies ist leicht zu berechnen und Hauptmann Rösch hat es gethan. Daher wird hierdurch die Zeit gewonnen, welche das Schwenken erfodern würde, wenn man nämlich Fig. 43 Zug für Zug bei der Richtungslinie herumschwenkt, indem jeder Zug eine Viertelsschwenkung rechts oder links macht, sobald seine Entfernung von der Richtungslinie seiner Front gleich ist; worauf dann, wenn alle Züge mit einer ihrer Flanken auf der Richtungslinie marschiren, sie durch eine allgemeine Viertelsschwenkung die Linie formiren. Während nun der Zug auf die Linie AB schwenkt, könnte er, wenn er in Front bis auf dieselbe vormarschirt wäre, sich auf rechtsum schon so viel als seine Front beträgt seitwärts weggezogen haben;



folglich wäre man dem Endzweck des Entwickelns, welches der Aufmarsch ist, um so viel näher gekommen.

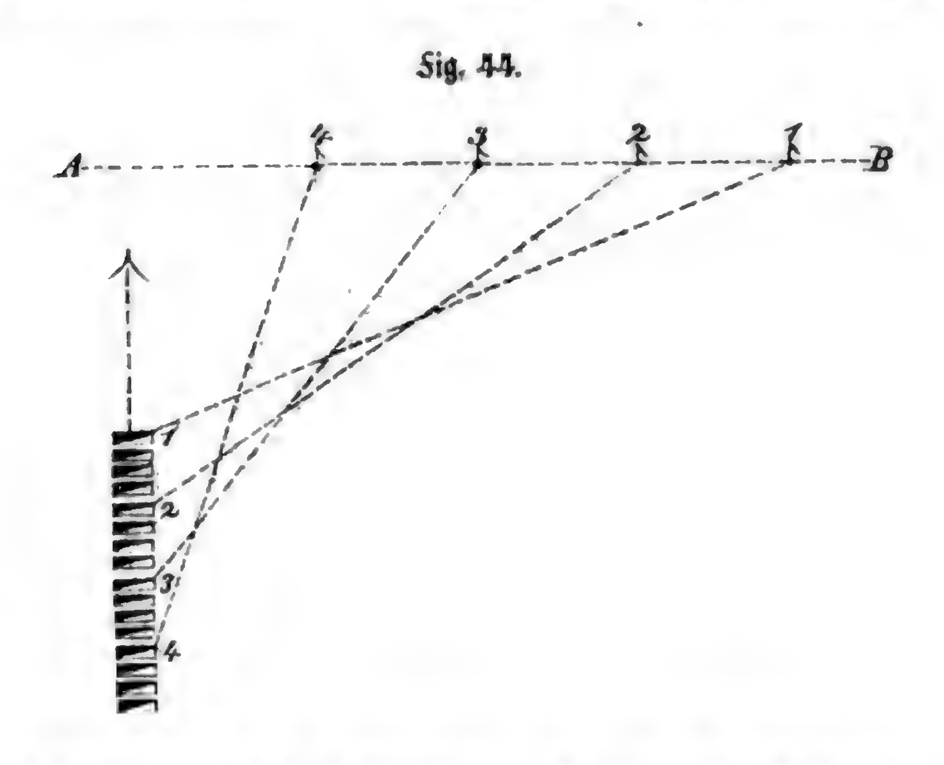
Fig. 43.

A 4 3 2 1 B 1 2 3 4

Bei der Methode Fig. 43 muß der Zug 1 noch ein mal eine Viertelsschwenkung links machen, bevor er in der Front dasteht, statt daß bei der Deployirmethode des Hauptmanns Rösch, Fig. 42, durch ein Halt! Front! die Linie formirt ist. Eine Schwenkung erfodert mehr Schritte, weil sie im Bogen geschieht.

Bei diesen Arten zu deployiren, Fig. 42 und 43, durchschreitet man die beiden kleinsten Seiten eines rechtwinkeligen Dreiecks. Bei den Preußen ist eine Methode eingeführt, nach welcher die Truppen beim Entwickeln nur die Hypothenuse durchlaufen. Dies wird der Adjutantenaufmarsch genannt. Die Adjutanten oder andere Offiziere zu Pferd galoppiren in der Richtungslinie so viel Raum für ihre Bataillons ab, als sie bedürfen, um in Schlachtordnung zu erscheinen, Fig. 44. Jedes Bataillon

Fig. 44.



macht sich dann aus der Colonne los und marschirt den geradesten Weg auf seinen Adjutanten zu. Die Adjutanten bleiben nämlich als Zwischenpunkte der Richtungslinie AB bei 1, 2, 3,

4 halten. Sobald der erste Zug oder die Spitze bei den Adjutanten angekommen ist, zieht sich das Bataillon nach einer der schon angegebenen Methoden auseinander. Wenn keine großen Fehler in Rücksicht der Frontabtheilungen vorfallen, so muß freilich auf diese Art der Aufmarsch geschwinder vollbracht sein als bei den vorhergehenden Methoden, weil die Hypothenuse kürzer ist als die beiden Katheten.

24) Hier ist nun wol der Ort, etwas von den Richtungspunkten (points de vue und point d'appui, zusammen points d'allignement genannt), zwischen denen man aufmarschirt, zu sagen. Im Siebenjährigen Kriege ist man bei den Schlachten gewöhnlich aufmarschirt, ohne dergleichen festzusetzen. In der That, wenn man den Feind sehen kann, ist auch wol nichts leichter als so aufzumarschiren, daß man ihm nicht eine Flanke bietet, sondern so ziemlich parallel mit ihm bleibt. Ueberdies kommt es auf einen geringen Unterschied von wenigen Graden, welche die Frontlinie mit derjenigen des Feindes etwa machen könnte, bei der großen Entfernung, in welcher man aufmarschirt, — immer außer Kanonenschußweite, — gar nicht an. Ferner müßte man ja nun folgerecht bei jeder Bewegung des Feindes, die oft einander sehr schnell folgen, wieder neue Richtungspunkte geben. Ich glaube, man wird nicht daran denken, und doch verhindern können, daß der Feind die Flanke abgewinnt. Man darf nur den Feind ansehen, um sehr leicht eine ungefähr parallele Stellung mit ihm zu Stande bringen zu können. Ich sage ungefähr, denn wahrlich ist es ebenso unmöglich, hierin eine mathematische Genauigkeit zu erreichen, als pedantisch, sie zu fodern oder für wichtig zu halten.

Man könnte also wol ohne dergleichen Richtungspunkte zurecht kommen; und beim Aufmarsch sollte man sich, nachdem man den Feind hinlänglich besehen hat, nach der Natur des Erdbodens und den Vortheilen, welche die Gegend an die Hand gibt, richten. Diese und die Stellung des Feindes müssen bestimmen, was man besetzen muß oder nicht. Eine durchaus zu-

sammenhängende Linie zu formiren, ist ja, wie ich gezeigt habe, eben nicht nöthig.

25) Diese Entwicklungen der Colonnen in Linien geschehen nun alle weit vom Feinde, wenigstens außerhalb des Stückschusses und werden durch einen hinlänglichen Vortrab gedeckt. So ist wenigstens die Regel. Daher kann man die Operation ganz sicher vollenden und es ist dabei eben nicht so viel taktische Genauigkeit erfoderlich, als man gewöhnlich glaubt, zumal wenn man, wie ich es will, das ganze Gefecht mit Tirailleurketten, durch einzelne Manipularscharen unterstützt, führt.

Die ganzen Uebungen in der alten Marschirkunst, die soviel Zeit wegnehmen, kann man für die neue Infanterie entbehren. Das Laden und Schießen müßte man sie freilich lehren, doch auf andere Art, als es beim Fußvolk gewöhnlich geschieht. Bei demselben schießt nämlich der Soldat nicht als ein Individuum, sondern als ein Theil eines Ganzen, als ein Glied einer collectiven Person. Beim Tirailliren muß er als ein Individuum schießen lernen. Er muß zielen und treffen können, welches ihm um so leichter sein wird, da er nicht durch seinen Nebenmann am freien Gebrauch seines Leibes gehindert wird. Ferner muß er liegend laden und schießen lernen; er muß lernen sich bei Waldgefechten durch Bäume zu decken und ungesehen seinen Feind zu erlegen. Er muß es verstehen, von den Vortheilen des Erdbodens Nutzen zu ziehen, sich in Gräben, Büsche, Vertiefungen zu werfen und von da herauszufeuern. — Uebrigens verstehe ich dies von der ganzen Infanterie; denn eine sogenannte schwere Infanterie kann es in der neuern Taktik nicht geben, darum kann man auch keine leichte von ihr unterscheiden. Es gibt nur *eine* Infanterie und das ist eine *gute*. Was man gewöhnlich schwere Infanterie nennt, ist ein unglücklicher Haufe, der sich nur in dünner und langer Phalanx langsam bewegen kann, welche Phalanx aber, sie mag siegen oder geschlagen werden, sogleich zertrümmert wird und in Unordnung kommt.

26) Die Reiterei muß im Gegensatz zum Fußvolk durchaus im geschlossenen und gerichteten Anrennen gegen den Feind ge-

übt sein, wenn sie brauchbar sein soll. Es ist alsdann noch immer die Frage, ob eine gleich der heutigen bewaffnete Infanterie ihr zu widerstehen fähig ist. Daß selbst eine nach dem Systeme Folard's gestellte Colonne, auch wenn sie sich mit möglichster Kaltblütigkeit vertheidigt, von einer gleich tapfern Reiterei getrennt und niedergehauen werden kann, scheint zu beweisen, daß die Bewaffnung mit Flinte und Bayonnet das Fußvolk unfähig macht, auch in der vortheilhaftesten geschlossenen Stellung derselben zu widerstehen. Hiervon liefert aber die Geschichte des französischen Revolutionskriegs ein Beispiel. Als der Fürst von Hohenlohe gegen Ende des Feldzugs von 1794 in der Gegend von Kaiserslautern mit den Preußen die Franzosen schlug, formirten sich drei Bataillone von letztern in eine große geschlossene Colonne, sodaß kein Zwischenraum unter den Marschabtheilungen blieb, da sie sich von preußischer Reiterei bedroht fanden. Das preußische Dragonerregiment von Katt rannte gegen sie an. Die Colonne wehrte sich mit so vielem Muthe, daß die Dragoner sich hineinhauen mußten. Dessenungeachtet war sie in kurzer Zeit vernichtet.

Dies Beispiel lehrt, wie sehr der Ritter Folard Recht hat, seiner in Colonnen gestellten Infanterie Piken oder Partisanen zu geben, mit welchen die Flinten oder Bayonnete untermengt sind, sodaß die langen Waffen durch kurze unterstützt werden.

Wenn nun eine Colonne ein solches Schicksal erleiden mußte, so wird doch wol eine dünne, zwei, drei Mann hoch gestellte Infanterie noch leichter umgerannt werden. Die Vertheidiger des Feuers werden zwar sagen, ein dünnes Bataillon schicke einer heranjagenden Reiterei mehr Kugeln auf den Leib als eine Colonne. Allein dies wäre nur der Fall, wenn eine kleine Front Reiterei eine große Front Fußvolk angriffe und diese dann durch Schrägschießen, durch rechts und links Anschlagen ihr Feuer auf den Cavaleriehaufen concentrirte. Von Schrägschießen kann aber bei einer geschlossenen Infanterielinie gar nicht die Rede sein.

27) Man wird vielleicht die vielen Beispiele gegen mich an-

führen, wo Reiterei von einer dünn gestellten Infanterielinie abprallte. Allein, dann hat gewiß die Cavalerie nicht Muth genug gezeigt. Alle Reiteroffiziere, die Kriege mit gemacht haben, versichern einstimmig, daß Cavalerie gewöhnlich erst dann wieder umkehrt, wenn sie das Feuer der Infanterie bekommen hat, d. h. wenn nicht sonderlich viel mehr zu befürchten ist. Dies Verfahren ist gar sonderbar, man thut alsdann zuviel und zuwenig. Gäbe man, nach erhaltenem Feuer, noch ein Paar Sporen und ließe den Zügel schießen, so würde man hineinkommen. Die Schuld wird gewöhnlich auf die Pferde geschoben, welche nicht hinan wollten, und die armen Thiere können sich dann freilich nicht vertheidigen. Allein diese Thiere sind gar kriegerisch und rennen ganz dreist in die Bayonnete, wie sie denn das oft gezeigt haben, wenn man ihnen nur den Willen läßt. Man erinnere sich doch, daß die römischen Ritter — in einer Schlacht mit den Samnitern, wenn ich nicht irre — ihre Pferde abzäumten, um in eine sonst ganz unerschütterliche Infanterie einzubrechen, und daß der Versuch gelang. In Glieder zusammengepreßte Pferde können auch nicht wohl im Rennen anhalten, wie ich glaube. Ein einzelner Fußsoldat mit Flinte und Bayonnet kann sich auch im Freien ganz wohl gegen einen einzelnen Reiter vertheidigen; ganz anders ist es aber mit einem geordneten Haufen Reiterei, der gegen neueres Fußvolk in geschlossener Stellung anrennt.

Wie viel von Seite zu Seite geschlossene Fußvolksvierecke sind denn nicht durch Reiterei zersprengt worden, auch wenn sie die möglichste Fassung zeigten und verschiedene male die feindliche Cavalerie durch ihr Feuer zurückgetrieben hatten? Ich will nur einiger solcher Beispiele erwähnen. Das Viereck der vierzehn Bataillone Sachsen bei Langensalza wurde durch Husaren gesprengt und gefangen, und dies ungeachtet des tapfersten Widerstandes. Die Preußen unter dem General Fouquet schlossen auch bei Landshut ein Viereck, in welches die östereichische Reiterei, welcher freilich der Branntwein mehr Energie gegeben hatte, einbrach, das sie niederhieb und gefangen machte. Im französischen Revolutionskriege wurde unweit Quesnoy im Jahre 1793

von der östereichischen Reiterei ein französisches Viereck, welches den Angriff mit vieler Fassung erwartete, niedergeritten; und so gibt es mehre Beispiele in allen Kriegen. Vom Gegentheil gibt es freilich deren auch. Das preußische Regiment Manteuffel zog sich von Neustadt bis Neisse unter immerwährenden Angriffen der Reiterei des Laudon'schen Corps, ohne ein einziges mal gebrochen zu werden. Das preußische Regiment Crousaz zwang die französischen Carabiniers drei mal zur Flucht ꝛc. Bei dergleichen fehlgeschlagenen Angriffen wäre jedoch noch zu untersuchen, ob die Schuld nicht an der Reiterei lag. Durch Versuche ist die Sache noch nicht aufs Reine gebracht und, obgleich ich allerdings glaube, die Reiterei habe gegen die heutige Infanterie das Uebergewicht, wenn nicht die Gegend letztere begünstigt, will ich mir doch keineswegs anmaßen, die Sache entscheiden zu wollen, sondern nur die Kriegserfahrenen ersuchen, ihre Erfahrungen und Urtheile hierüber der Welt bekannt zu machen, damit die Sache der Entscheidung näher gebracht werde.

28) Zum Vortheil des Fußvolks tritt der Umstand ein, daß so viele Gegenden es der Reiterei unmöglich machen, darin zu agiren, wogegen die Infanterie in jederlei Terrain zu gebrauchen ist. Es ist aber klar, daß in solchen durchschnittenen Gegenden ein zerstreut fechtendes oder tiraillirendes Fußvolk mehr ausrichtet als ein anderes, welches geschlossen bleibt. Zu viel Vortheil muß man übrigens der Infanterie in Rücksicht des Terrains nicht zugestehen. Eine gute leichte Reiterei kann sehr wohl im Gebirge und im waldigten Terrain patrouilliren, nur muß ihr immer leichte Infanterie beigesellt werden; jede Patrouille, jede Streifpartei muß ein Heer im Kleinen sein.

So viel ist wol ausgemacht, daß die in den neuesten Zeiten eingetretene Vermehrung der Reiterei im Verhältniß zum Fußvolk ein dunkles Gefühl von der Schwäche des letztern zum Grunde hat. Denn Ausspähungen des Feindes können ebenso wohl, es sei denn in einer ganz offenen Gegend, mit Fußvolk als mit Reiterei gemacht werden. Größere Tagereisen macht ja die Cavalerie auch nicht; es ist also das Gefühl der Ueberlegen-

heit derselben im Gefecht, wenn das Terrain ihr nur nicht entgegen ist, welche der dünnen geschlossenen Stellung und der Bewaffnung des Fußvolks mit Flinte und Bayonnet ohne Untermengung mit längern Waffen zuzuschreiben ist; der dunkle Begriff dieser Ueberlegenheit, meine ich, hat die Vermehrung der Reiterei verursacht.

Diese Vermehrung war, wie ich glaube, durchaus nothwendig. Denn, nahm eine Macht sie vor und die andere nicht, so würde diese im Kriege gegen erstere gar schlecht gefahren sein. Fußvolk, sowie es jetzt geordnet und bewaffnet ist, darf sich durchaus nicht allein überlassen bleiben, es muß Reiterei in der Nähe haben, die es unterstützt, wenn der Feind Cavalerie hat oder wenn das Terrain nicht durchaus alle Reiterei unwirksam macht. Das berühmte Beispiel der englischen und hannoverschen Fußgarden, welche in der Schlacht von Minden die französische Cavalerie über den Haufen warfen, und zwar in einer Ebene, kann allein hiergegen nichts entscheiden, weil man genau alle Umstände wissen müßte, wie sich diese Reiterei dabei betragen und ob sie nicht vielleicht einen Fehler gemacht habe.

29) Es folgt hieraus, daß bei der gegenwärtigen geschlossenen Stellung der Infanterie die Reiterei im Allgemeinen hinter jener stehen müsse. Denn wenn der Feind hinter seinem Fußvolke Reiterei hätte und das unserige würde in Unordnung gebracht, so würde es vernichtet werden, wenn der Feind seine Reiterei durch die Infanterie hervorbrechen und unserm Fußvolk auf den Hals fallen ließe, wenn letzteres von keiner Cavalerie unterstützt wäre. Eine Untermengung der Cavaleriehaufen mit Infanteriehaufen der Regel nach ist bei der gegenwärtigen Aufstellungsart nicht möglich, aber wol bei meinem Manipular- und Tirailleursystem. Sie gewährt dann große Vortheile. Aber auch bei der gegenwärtigen Aufstellungsart kann man sich diese theilweis verschaffen, wenn man nach dem Erdboden Reiterei mit Infanterie untermengt. So, wenn man z. B. Büsche, Höhen rc. mit Fußvolk besetzt und die Reiterei auf die dazwischen gelegenen Ebenen stellt. Alsdann wird die Reiterei, welche gleichsam die Curtine zwischen

zwei Bastionen bildet, durch das Feuer der Infanterie unterstützt. So kann man auch in einem Lager die Reiterei stellen. Denn in einem Lager bedarf die Reiterei des Schutzes der Infanterie, weil sie nur weit später ausrücken und sich in Schlachtordnung stellen kann als letztere und daher bei einem Ueberfall der Vernichtung nicht entgehen würde. Ist sie zu Pferde, so kann Reiterei ein offenes Terrain noch wirksamer vertheidigen als Infanterie; allein ehe sie dahin kommt, muß gesattelt, zu Pferde gestiegen und ausgerückt werden, da hingegen der Fußsoldat nur sein Gewehr in die Hand nimmt, um zum Schlagen fertig zu sein. Daher muß im Lager Reiterei durch Fußvolk beschützt sein, entweder auf die soeben beschriebene Art oder indem sie hinter demselben steht.

30) Die Untermengung von Infanterie mit Reiterei ist immer zweckmäßig und vortheilhaft, wenn die Aufstellungsart sie nur zuläßt; sie ist es auch in der Marschcolonne, sonderlich wenn die Gegend abwechselnd ist wie fast immer. In einer kahlen Ebene muß die Reiterei zunächst am Feinde einherziehen, in einem Walde oder Gebirge das Fußvolk, in einem abwechselnden Terrain muß, je nachdem die Gegend sich verändert, bald Fußvolk zuerst marschiren, bald Reiterei; daher müssen in diesem Falle in den Marschcolonnen beide untermengt sein, damit man sogleich die eine oder die andere Truppenart hervorziehen kann, wie es erfoderlich ist. Zöge die ganze Reiterei zuerst und das ganze Fußvolk hintennach, und man wollte letzteres vorkommen lassen, so würde das zuviel Zeit wegnehmen. Daher müssen, wie gesagt, bei Märschen, bei denen die Spitzen der Colonnen gegen den Feind gekehrt sind, beiderlei Gattungen von Truppen untermischt sein. Bei Parallelmärschen aus der Flanke ist es nicht nöthig. Denn bei denen hat man den Vortheil, daß eine Colonne Reiterei sehr leicht mit einer aus Fußvolk bestehenden vermöge des Durchziehens den Platz wechseln kann, je nachdem es nöthig ist, daß eine oder die andere dem Feinde zunächst marschire. Die Colonnen können ja hier nahe beieinander marschiren, und sie entwickeln sich nicht, sondern schwenken nur ein, um in Schlachtordnung zu erscheinen.

31) Ich muß noch Einiges über die schräge Schlachtordnung nachholen, von welcher ich durch die unmittelbare Ideenverbindung, die sich mir darstellte, abgeführt wurde. Ich sprach zuletzt davon, wie man verhindere, bei dem schiefen Angriff selbst in die Flanke genommen zu werden.

Fig. 45.

Die erste Modification ist eine Schräglinie cd, Fig. 45, mit einem Haken de, der bestimmt ist, Alles abzustoßen, was etwa von AB die Flanke d überlangen möchte.

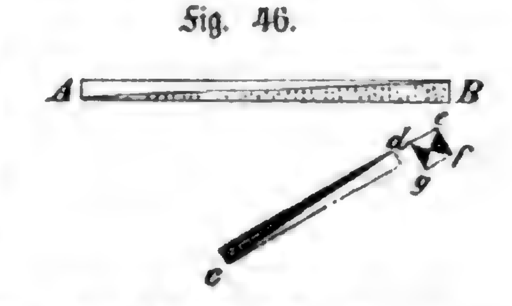
Diese in einem Haken oder en potence gestellte Linie schwenkt, wenn sie vertrieben hat, was ihr entgegenstand, oder wenn ihr nichts entgegensteht, bis in die Verlängerung der schrägen Front cd herum und nimmt den Feind in die Flanke. Epaminondas hatte bei Mantinea etwas Aehnliches, allein, da er mit seiner Flanke die Mitte des Feindes einbrach, was heutigen Tages nicht möglich ist, so mußte er es haben, um die feindlichen Flügel zu verhindern, sich herumzuschwenken und seine Colonne zu umfassen. Die schräge Linie des Cäsar bei Pharsalus war wiederum etwas Anderes und nur zur Vertheidigung bestimmt.

Bei der Schlacht bei Lissa wurden einige Grenadierbataillone am Ende des rechten Flügels der Cavalerie so gestellt, welche die Württemberger aus dem Felde schlugen und noch mehren Nutzen stifteten. Allein den Fehler hat eine solche Stellung doch immer, daß sie dem Feinde eine Flanke bietet, welche durch Geschütz enfilirt oder aufgerollt werden kann. Sollte die Linie AB die schräge Front cd überflügeln, so werden beide, sowol cd als de enfilirt. Ist die Ueberflügelung beträchtlich, so kann de durch eine Schwenkung rechts des überflügelnden Theils von AB umfaßt werden. Wenn man einmal mit zusammenhängender schräger Front, ohne schon ganz in der Flanke des Feindes zu sein, diesen angreifen will, so mag eine solche Vorkehrung zur Sicherung der eigenen Flanke nothwendig erscheinen. Doch

ist ein solcher Angriff gegen einen geschickten Feind gar nicht anzurathen, weil er eben sowol durch die oben angegebenen Gegenmittel unkräftig gemacht werden kann, als die schräge zusammenhängende Linie ohne Haken. Und darauf kommt es bei allen solchen Künsteleien heraus; auch bei der folgenden.

32) Man könnte nämlich die Flanke des angreifenden Flügels einer schrägen Schlachtordnung auch durch ein Viereck, Fig. 46, decken. Allein zwei Seiten eines geschlossenen Vierecks können allezeit enfilirt werden, hier ef und dg. Das ist ein großer Nachtheil. Ferner marschirt ein Viereck viel langsamer als jedes nur in Linie gestellte Fußvolk.

Fig. 46.

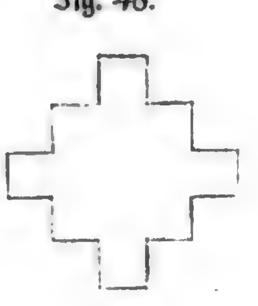


Ein Rechteck marschirt freilich geschwinder; allein die langen Seiten desselben haben nicht mehr Vertheidigung als eine Linie, — sowie überhaupt jede nicht bestrichene Seite eines Vierecks, — und die Flanken können, da sie kurz sind, leicht umfaßt werden.

Die Seitenvertheidigung eines Rechtecks ist also schwächer als diejenige eines gleichseitigen Vierecks. Die sogenannte Cremaillère, welche seit einigen Jahren in der preußischen Armee in Gebrauch gekommen und welche aussieht wie Fig. 47, ist ein zu vielseitiges Ding, um sich leicht bewegen zu können. Sie gibt dem Enfiliren zu viel Seiten bloß. Und eigentlich ist sie noch künstlicher geformt wie die soeben dargestellte, nämlich wie Fig. 48. Es könnte hierbei wahrlich gefragt werden, warum man sich nicht lieber in Form einer Rose oder Levkoye stellt, wie es Hauptmann Tielke von den Chinesen behauptet. Man hat durch die vielen angesetzten Flanken die Seiten des Carré bestreichen wollen, um des Schrägfeuers überhoben zu sein. Freilich wird der Soldat nicht schräg schie-

Fig. 47.

Fig. 48.



ßen, wenn er einen Feind gerade vor sich hat. Soviel Nächstenliebe kann man nicht von ihm erwarten, daß er lieber seinen Nebenmann von seinem Feinde befreien als sich selbst durch sein Schießen retten wolle. Allein das kreuzende Feuer durch winkelförmige Stellungen möchte im Ernste wol ebenfalls schlecht ablaufen. Ueberdies können viele Rotten da, wo der Winkel durch die beiden Fronten gebildet wird, nicht feuern, um nicht einander ins Gesicht zu schießen, wenn der Winkel wenig mehr als 90 Grade hat. Ist er aber stumpf, so wird auch des Kreuzens nicht viel sein.

33) Man könnte die Vierecke gegen die Reiterei noch folgendergestalt verstärken. Das dritte Glied könnte für sich, von den beiden andern getrennt, ein inneres Viereck machen.

Wenn nun die feindliche Reiterei in einen der Winkel des Carré dränge, so könnte dieses innere Viereck, Fig. 49, durch rechts und links Schwenken, wie die punktirten Linien es bezeich-

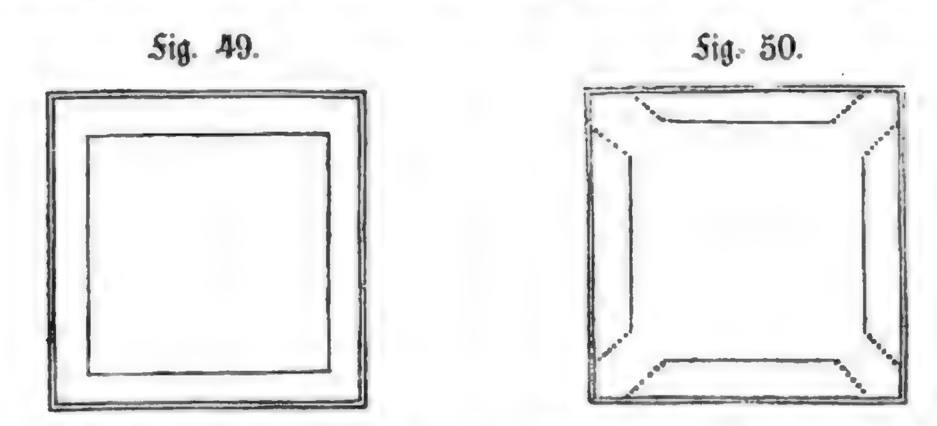


Fig. 49. Fig. 50.

nen, einen eingehenden Winkel bilden, der durch kreuzendes Feuer den Feind wieder zurückjagt, Fig. 50.

Allein freilich wird eine gut angeführte Reiterei die Winkel eines Vierecks, wo die Kanonen stehen, am allerwenigsten bestürmen; und wenn die Seiten angegriffen werden, so wird das dritte Glied, abgesondert gestellt, nicht mehr helfen, als wenn es aufgeschlossen stände. Jedoch hätte man freilich noch ein Feuer vorräthig. Ein Carré sechs und mehr Mann hoch stellen, würde wirksamer sein. Aber warum dann nicht lieber eine Colonne machen? Von dieser Stellungsart wird im nächsten Abschnitt die Rede sein.

In vielen Carrés einen Rückzug zu machen, ist häufig vorgeschlagen worden. Es sollen aber nur kleine Vierecke von einem oder zwei Bataillonen sein und dann will man ferner, daß sie beim Marschiren eine Stellung zueinander einnehmen, welche eine Bestreichung der Seiten durch Flankenfeuer zuläßt. Fig. 51, 1, 2, 3. — 3 bestreicht die Front von 1; 1 den Rücken von 3 und die Front von 2; 2 den Rücken von 1 und 3. Das sieht auf dem Uebungsplatze ganz hübsch aus, allein unter den bestürmenden Angriffen einer verfolgenden Reiterei werden diese Vierecke schwerlich eine so künstliche gegenseitige Stellung beobachten und beim seitenbestreichenden Feuer möchten sie einander wol einige Kugeln zu kosten geben. Die Kriegskundigen haben jedoch den Rückzügen in Carrés den Vorzug vor den bretspielförmigen oder en echiquier gegeben, Fig. 52. Diese Art ist so bekannt, daß ich sie nicht zu beschreiben brauche. Selbst bei den Manövern der preußischen Infanterie sind die Zwischenräume immer

Fig. 51.

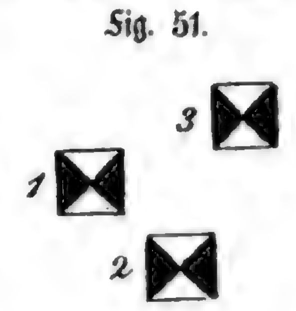
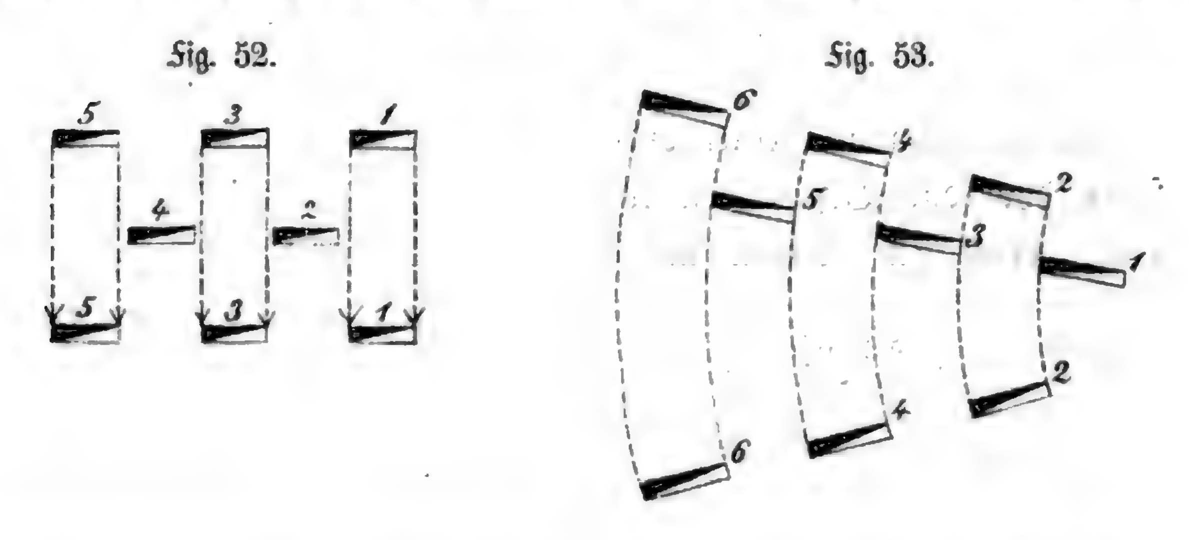


Fig. 52. Fig. 53.



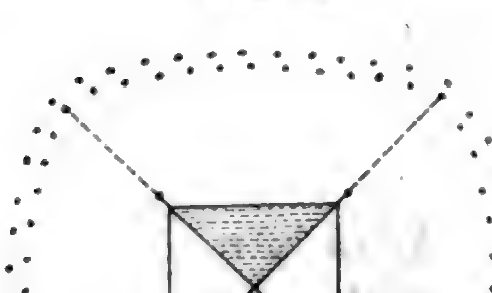
verlorengegangen, sonderlich wenn ein Flügel dabei versagt worden und eine Drehung während des Rückzugs vorgehen sollte, Fig. 53, um den Feind beim Verfolgen wegen seiner Flanken besorgt zu machen, welche excentrischen Rückzüge übrigens, wie ich es schon gesagt habe, den guten Grundsätzen ganz gemäß sind.

34) Wenn man im kleinen Gewehrfeuer gewesen ist und muß

sich zurückziehen, so ist es wol nur illusorisch, diese Operation in zusammenhängender Ordnung vollenden zu wollen. Man wird immer in der größten Unordnung davon fliehen, denn sonst wäre ja keine Ursache vorhanden, das Feld zu räumen. In dieser Rücksicht ist es also nothwendig, eine Linie Reiterei hinter dem Fußvolk zu haben, die dessen Rückzug deckt, und dann ist das Davonlaufen in der Eile, um sich durch die Cavalerie zu ziehen, so schlimm nicht, als man denkt. Man kommt dann am ersten aus einer schlimmen Lage. Die fliehende Infanterie muß sich nur an einem schicklichen Orte, in einem Walde, auf einer Höhe &c. schnell wieder formiren, und wenn sie dann wieder zum Angriff schreitet, so zeigt sie mehr Muth, als wenn sie Schritt für Schritt retirirt wäre und viel Leute verloren hätte, weil Letzteres ein unnützer, Ersteres ein nützlicher Muth sein würde. Ist keine Reiterei zur Deckung bei der Hand, so muß man freilich im offenen Terrain zusammenbleiben, sonst wird man aufgerieben. Ist blos kanonirt worden, was man in den neuesten Zeiten auch ein Treffen nennt, so ist freilich ein ordentlicher Rückzug leicht möglich, es sei denn, man komme aus einem mörderischen Kartätschenfeuer.

Kann man aber einen ordentlichen taktischen Rückzug machen, so ist doch das Beste, weil es das Leichteste ist, mit der ganzen Linie Kehrt zu machen und mit derselben zurückzumarschiren. Man kommt dann geschwinder aus dem Feuer als en echiquier und die Ordnung ist leichter zu erhalten.

Fig. 54.

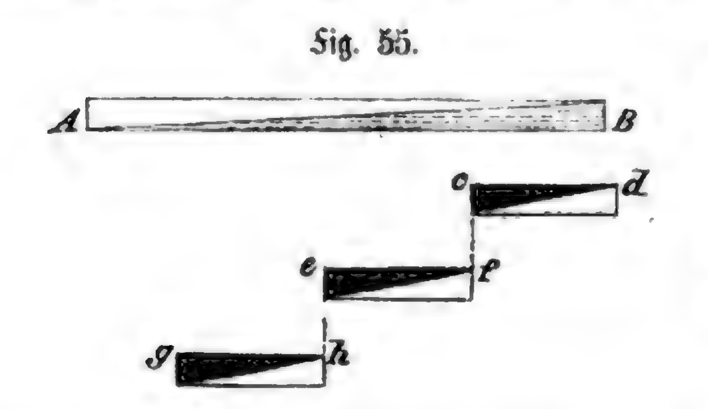


Ein von leichter, tiraillirender Infanterie umgebenes Carré, Fig. 54, gehört unter die bedauernswürdigsten Objecte. Alle Schüsse dieser leichten Infanterie sind concentrisch, folglich von großer, das Feuer des Vierecks ist

excentrisch, folglich von geringer Wirkung. Die Glieder des Vierecks müssen bald licht werden und es muß unter diesem Hagel von gezielten Flintenschüssen, die nicht wohl fehlen können, seiner Carréschaft ein baldiges Ende gemacht werden.

35) Unter allen Modificationen der schrägen Schlachtordnung ist der schräge Angriff mit gebrochener Linie oder die attaque en echellons, welche Friedrich II. erfunden hat, die berühmteste. Unverzeihlich also wäre es, wenn ich ihrer gar nicht erwähnte. Vorerst sei es mir erlaubt zu bemerken, daß Friedrich II. keine einzige Schlacht durch die Maßregel der Echellons gewonnen hat. Friedrich siegte bei Leuthen, nicht weil er die Front der Oesterreicher mit Echellons angriff, sondern weil er ihnen in die Flanke kam. Bei Zorndorf wurde mit dem linken Flügel etwas Echellonartiges versucht, es lief aber schlecht ab und die vorgeschobenen acht Bataillons Avantgarde waren auch kein eigentliches Echellon. Die Erfahrung hat also das Vortreffliche dieser Angriffsart noch nicht erwiesen und Hauptmann Rösch hat gezeigt, daß sie in thesi nicht zu rechtfertigen sei. Er beweist, daß jedes Echellon mit einem überlegenen Feuer empfangen werde. Denn das Echellon cd, Fig. 55, wird in der Flanke c beschossen, wenn es der Linie AB bis auf die Flintenschußweite nahe kommt. Es wird mit einem überlegenen Feuer empfangen. Der linke Flügel c wird, da er sich überflügelt sieht, da er Leute auf sich schießen sieht, die ihm seitwärts stehen, allmälig einen zurückgehenden Bogen bilden, um diese Gegner nicht mehr in der Flanke, sondern vor dem Gesichte zu haben. Die das Echellon cd in die Flanke c beschießenden Pelotons der Linie AB werden durch das zweite Echellon ef nicht von diesem Feuer abgehalten, denn es ist zu weit entfernt, um schießen zu können, und überdies könnten die beiden, dem Flügel f zunächst stehenden Pelotons nicht

Fig. 55.



wol feuern, wenn die Echellons 300 Schritt hinter einander folgen, aus Furcht, den Flügel c des Echellons cd zu beschießen. Die ihnen gegenüber stehenden zwei Pelotons der Linie AB können also ungestört die Flanke c beschießen. Folgen sich aber die Echellons in kurzer Distanz, z. B. 50 oder 100 Schritt voneinander, so fallen freilich diese Nachtheile weg; allein auch die Vortheile, welche man sich von Echellonangriffen verspricht. Diese Vortheile sind, daß man durch die Trennung der Front nur einen Theil derselben der Gefahr aussetzt, geschlagen zu werden, indem man den übrigen versagt. Bei einer ungebrochenen schrägen Linie ist dies nicht der Fall; die Unordnung theilt sich gleich dem Ganzen mit. Ferner kann das zuerst angreifende Echellon und die demselben zunächst kommenden durch verdoppelte Linien, durch daselbst concentrirtes Geschütz ungemein verstärkt werden, während die versagten nur schwach sind. Dies wären ungefähr alle von den Echellons zu erwartenden Vortheile, woraus denn folgt, daß diese Angriffsart nur dem Schwächern gegen den Stärkern anzurathen ist. Denn, wenn man stärker ist, so wäre doch eine Umfassung der Front und der beiden Flanken zugleich eine weit zweckmäßigere und kraftvollere Maßregel.

36) Wenn nun die Echellons nur in geringem Abstande aufeinander folgten, so fällt die Versagung fort und der größte Theil der Linie steht zugleich im Feuer. Daher müssen sie 2—300 Schritt voneinander entfernt sein, und dann ist klar, daß jedes Echellon, so wie es in den Flintenschuß kommt, in der Flanke beschossen wird. Die verdoppelten Linien, wenn sie aus Fußvolk bestehen, helfen nichts; denn so lange die erste nicht geschlagen ist, sind sie unwirksam, und wenn sie flieht, so steht zu besorgen, daß das Durchziehen durch die zweite nicht so ganz ordentlich zugehen möchte, und daß die Flüchtlinge, wenn sie verfolgt werden, letztere mit sich fortreißen.

Wann hat denn jemals eine zweite Linie Fußvolk ein Treffen wiederhergestellt und die Stelle der ersten, wenn diese geschlagen war, eingenommen? Das erste Treffen eines Echellons aber muß der Regel nach geschlagen werden; denn es wird durch ein

concentrirtes Feuer umfaßt, und sollte das Gefecht mit blanken Waffen betrieben werden, wie wol nicht zu erwarten steht, so darf nur ein Peloton der Linie AB in die Flanke des Echellons cd schwenken, während in der Front befochten wird, um es sogleich zu schlagen, noch ehe das zweite 300 Schritt entfernte Echellon ef oder auch das zweite Treffen des Echellons cd herankommen kann. So kann die Linie AB alle übrigen Echellons, eins nach dem andern, schlagen und diese um so leichter, da sie, wenn cd fliehen muß, in die Flanke genommen werden.

Wenn die Linie AB sich mit ihrem rechten Flügel in Bewegung setzt und die versagten Echellons selbst angreift, so entsteht ein Frontgefecht, welches dann der Zufall entscheiden wird; oder so wird der Schwächere von dem Stärkern in die Flanken genommen, welches dann ganz gewiß die Sache zum Vortheil des letztern entscheidet. Die schräge Stellung läßt sich ja sehr leicht vereiteln und die Echellons taugen gar überall nichts.

Eine zweite Linie Reiterei hinter einer ersten Infanterie ist deshalb von großem Nutzen, weil sie die feindliche fliehende Infanterie durch Nachsetzen geschwind zerstören kann. Sie deckt auch den Rückzug oder vielmehr die Flucht ihrer ersten Linie Infanterie. Eine zweite Linie aus Reiterei gibt also einem Echellonangriff allerdings größere Stärke, nicht aber, wie gezeigt worden, ein zweites Infanterietreffen.

37) Ist das Fußvolk bretspielförmig oder en echiquier gestellt, so wäre ein Durchzug des ersten fliehenden Treffens möglich, ohne das zweite in Unordnung zu bringen, nicht aber bei den langen dünnen Phalangen Friedrich's II.

Die Reiterei verstärkt einen Angriff mehr, wenn sie im zweiten Treffen hinter dem Fußvolk steht, als wenn sie zwei oder mehr Infanterielinien vor sich hat, weil sie im ersten Falle näher bei der Hand ist und im zweiten das erste Infanterietreffen im Grunde gar nicht unterstützt wegen der Hindernisse des Durchziehens, um an ersteres heranzukommen. Hieraus folgt, daß man nur zwei Linien haben müsse, eine Fußvolk, die zweite Rei-

16

terei, wenn man die geschlossene Linienordnung anwendet; um so mehr, da zwei Infanterietreffen nichts nützen, es sei denn, das zweite Treffen wäre ganz außerhalb des Kanonenschusses gestellt, in welchem Falle man es als eine aus frischen Truppen bestehende Reserve, nicht aber als zweites Treffen betrachten könnte. Es scheint also, als wenn die Stärke, welche man den Echellons durch verdoppelte Fußvolklinien zu geben glaubt, nur eingebildet wäre.

Concentrirte Kanonen geben freilich einem Angriffe ungemeine Kraft; allein eine solche Zusammenstellung kann auch bei geraden Linien stattfinden. Bei den Echellonangriffen werden die Batterien nicht vor der Abtheilung cd, sondern vor ef gestellt, um den Theil von AB, welcher sich etwa, wenn er von cd in die Flanke genommen würde, herumwerfen möchte, um einen Haken zu bilden, — zu enfiliren, d. h. durch Kugeln aufzurollen oder der Länge nach zu beschießen.

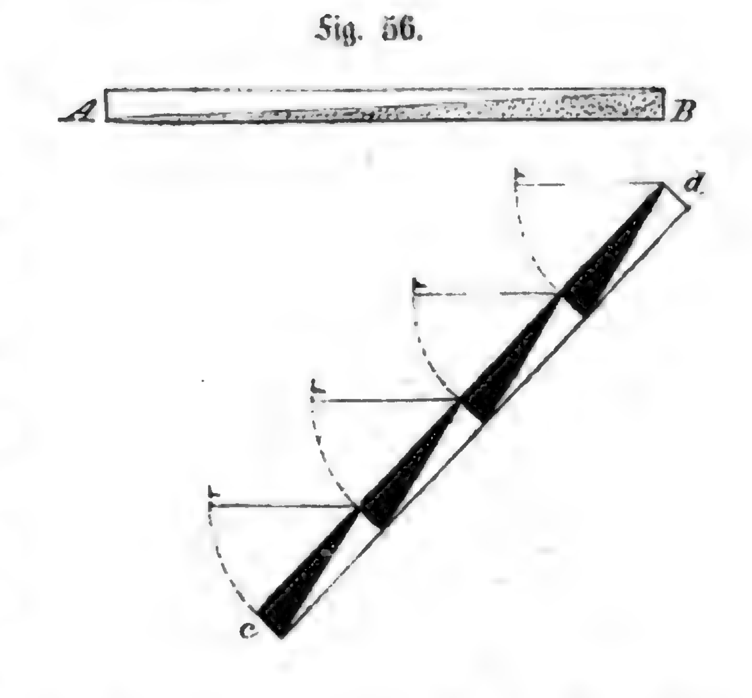
Durch das Ziehen, d. h. durch den Diagonalschritt oder den Schritt seitwärts, während man zugleich vorwärts geht, dem Feind in die Flanke zu kommen, wenn man ihn beim Aufmarsch nicht schon beträchtlich überflügelt hat, ist unmöglich, sobald er eine Seitenbewegung gerade aus der Flanke macht. Denn er wird immer mehr Raum seitwärts in gleicher Zeit gewinnen als sein Gegner mit dem Schrägschritt. Diese Ueberflügelungen während des Vormarsches in Schlachtordnung werden folglich nicht gelingen, wenn der Feind sich nur irgend zu benehmen weiß.

Ich muß noch bemerken, daß die Echellons im Vergleich zu der schrägen ungebrochenen Front den Vortheil voraushaben, daß sie nicht wie diese beim Vorrücken dem Feind die Flanke bieten, es sei denn, der Feind überflügele sie ungemein. Denn die schräge Ordnung wird durch Bildung der Echellons vermöge einer Schwenkung in mehre Parallellinien, Fig. 56, verwandelt.

38) Statt sich der Echellons, die in mancher Rücksicht noch schlechter sind als eine ungebrochene Parallellinie, zu bedienen, wäre es also wol besser, sich dem Feinde in die Flanke zu werfen, während man seine Front nur beschäftigt. Letzteres geschieht

durch detachirte Corps, und der Hauptangriff in die Flanke muß von weitem, außerhalb des Gesichtskreises des Feindes durch die Marscheinrichtung der Colonnen strategisch vorbereitet werden, sowie ein Admiral schon ganz in der Ferne seine Maßregeln nimmt, um dem Feinde den Wind abzugewinnen. Alles Manövriren in der Schußweite möchte wol gegen einen geschickten Feind zu nichts führen. In dieser Rücksicht, glaube ich, müssen die Schlachten von Crefeld und Freiberg für größere Meisterstücke gehalten werden wie diejenige bei Leuthen.

Fig. 56.



Diese Abtheilung in verschiedene Corps führt mich zur Betrachtung eines Angriffs in drei Corps, welchen Folard anrühmt und Lloyd für den besten hält.

Zuerst will ich bemerken, daß eine Abtheilung in mehr als drei Corps oder Hauptcolonnen wol selten nützlich ist. Am zweckmäßigsten manövrirt man mit zweien in der Front des Feindes, mit dem dritten geht man ihm in die Flanke. Wenn man der Schwächere ist, so wollen Folard und Lloyd mit zweien gegen die beiden Flügel und mit einem gegen das Centrum des Feindes vorgehen.

Der Ritter Folard will mit dem mittelsten Corps das Centrum des Feindes einbrechen und durch die beiden Flügelcorps die beiden Flügel des Feindes verhindern, sich jenem in die Flanken zu schwenken. Das Eigenthümliche von Folard's Stellungsart wird jedoch erst im nächsten Abschnitt zur Sprache kommen. General Lloyd hat auch viel Neues in der seinigen. Er schlägt zwei Linien vor; in die zweite stellt er die Reiterei, das Fußvolk

stellt er in vier Glieder. Was aber von einem so großen Kriegsverständigen sehr befremdet, sind seine Lanzen, die er 300 Schritt vom Feinde auf die Flinten schrauben will und mit denen er dann die feindliche Infanterie angreift. Dies Aufschrauben unter dem feindlichen Feuer möchte wol unterbleiben. Die beiden Flügelcorps bestimmt General Lloyd hauptsächlich zur Deckung des Hauptcorps in der Mitte. Sie sollen meistens aus Reiterei bestehen, welche er mit kleinen Colonnen Fußvolk untermischt. Fußvolk kann, so gestellt, nach der Meinung dieses großen Kriegsschriftstellers, der Reiterei am besten widerstehen und eine drei Mann hoch gestellte Infanterie könne nicht gegen seine vier Glieder und seine Lanzenstiche halten.

39) Hiermit habe ich also in diesem Abschnitte meine Meinung über taktische Gegenstände gesagt. Ich habe keine Taktik schreiben wollen, sonst hätte ich jeden der berührten Gegenstände in einem Abschnitt für sich abhandeln müssen, wodurch aber gegenwärtiges Buch zu einer ungewöhnlichen Dicke angewachsen sein würde, was wider meinen Plan ist. Die Menge der taktischen Gegenstände, von denen ich glaubte etwas sagen zu müssen, hat die unverhältnißmäßige Länge dieses Abschnitts gegen die übrigen verursacht. Ich sehe auch keinen Grund, warum alle von einerlei Länge sein müßten. Die Verwandtschaft der Materien muß die Eintheilung eines Buchs bestimmen. In diesem Abschnitte habe ich von den Gegenständen geredet, so wie sie mir die unmittelbare Ideenverbindung darstellte, nicht systematisch geordnet. So habe ich die Betrachtung der schrägen Linie verlassen und dann wieder angefangen.

Sollte man meine Meinung von den Vorzügen des Tiraillirens vor der geschlossenen Infanterietaktik für ein gewagtes Paradoxon erklären, so würde ich zu meiner Hülfe das Buch: „Betrachtungen über die Kriegskunst ꝛc.“ herbeirufen, dessen Verfasser, der den Siebenjährigen Krieg mitgemacht hat, von den Infanteriegefechten jenes so berühmten Kriegs ungefähr folgendergestalt spricht: An ein regelmäßiges Peloton-, Divisions- oder Bataillonsfeuer sei gar nicht zu denken gewesen; höchstens habe

man einmal so geschossen, dann aber gleich unregelmäßig, so wie ein Jeder mit dem Laden habe fertig werden können. Dann haben die Hintersten den Vordersten öfters ins Genick geknallt, das erste Glied sei niemals niedergefallen, man habe fünf, sechs und mehr Glieder gemacht, die Linie sei eine unordentliche Masse geworden, die Offiziere und Generale haben dann ganz passiv abgewartet, was diese Masse nun beginnen werde, ob sie sich vorwärts oder rückwärts zu bewegen belieben werde rc.; und bei dieser schönen Ordnung sei immer unregelmäßig geschossen worden und dies Alles bei der preußischen Infanterie, was wohl zu bemerken ist. Ein anderer preußischer Infanterieoffizier, welcher ebenfalls im Siebenjährigen Kriege gedient hatte, versicherte mir, nur ein einziges mal habe er ein einziges Peloton auf Commando seines Offiziers regelmäßig abfeuern sehen, der Offizier sei aber auch sogleich durch die Kugeln seines Pelotons todt zur Erde gestreckt worden. Wenn nun also doch in Gefechten tiraillirt wird, so kann man mir es doch wol nicht verdenken, wenn ich die Soldaten zu dieser Art zu fechten abgerichtet wissen will, wenn ich ein organisirtes einem ungeordneten, durch die Macht der Umstände herbeigeführten Tirailliren vorziehe.

Dreizehnter Abschnitt.

Von der Colonne des Ritters Folard.

1) Die Schwäche der Flanken einer dünn gestellten Infanterie mußte den scharfsinnigen Geist des Herrn von Folard auf Mittel führen, wie diesem Uebel abzuhelfen sei. Die Front einer drei oder vier Mann hoch gestellten Infanterie fand er gleich schwach, denn aus der ersten entstand die zweite Schwäche, aus jener der Flanken die der Front. Eine tief gestellte Ordnung schien ihm das zweckmäßigste Mittel, ein so fehlerhaft gestelltes Fußvolk zu besiegen und so entstand denn eine Colonne, welche ein Haufen Fußvolks ist, dessen Rotten mehr Menschen enthalten als dessen Glieder oder dessen Flanken länger sind als seine Front.

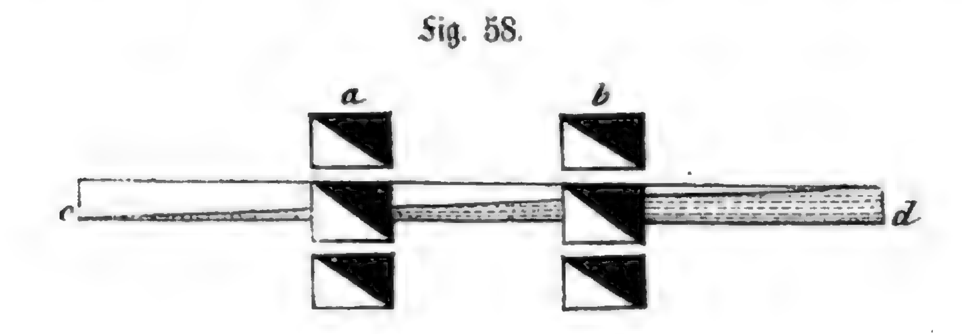
Letzteres ist jedoch nur bei den Colonnen der Fall, welche aus mehr als einem Abschnitte oder Bataillon bestehen. Jeder Abschnitt für sich, Fig. 57, ist beinahe ein Quadrat. Seine größten Colonnen bestehen aus drei Abschnitten, a, b, c. Der Nutzen dieser Abschnitte ist, daß der Abschnitt b sich seitwärts nach d hinziehen kann, wodurch denn ein kreuzendes Feuer entsteht, indem d zwei Seiten von a und c bestreicht. Auch kann ein oder es können mehre Abschnitte durch Seitenbewegungen oder, indem durch rechts- oder linksum die Flanke zur Front wird, den schon durchbrochenen Feind aufrollen, indem jeder der getrennten Theile der Front des Feindes den dergestalt sich seitwärts bewegenden Abschnitten einer Colonne eine Flanke darbietet.

Fig. 57.

2) Dieses in die Flankenehmen oder Aufrollen des durchbrochenen Feindes läßt Herr von Folard durch seine Colonnen auch folgendergestalt bewerkstelligen:

Sie spalten sich der Länge nach, Fig. 58, in zwei Hälften a und b, durch rechts- und linksum jeder dieser Hälften, nachdem sie die Linie cd des Feindes durchrannt haben, und rollen dann die Flanken der getrennten Theile von cd auf. Hierbei muß bemerkt werden, daß Herr von Folard durch diese Bewegung den Nutzen des Umfassens des Feindes oder einer längern Front eingesteht, indem seine Colonne, deren Flanken länger sind als die Front, die Infanterie des Feindes, welche er nur zu vier Mann hoch annimmt, die also auf ihrer Flanke nur eine Front von vier Mann entgegensetzen kann, beständig dabei überflügelt.

Fig. 58.



Diese letztern Seitenbewegungen der durchgebrochenen Colonnen sind nicht so simpel, folglich nicht so gut wie die erstern durch die Abschnitte. Diese Spaltung kann unmöglich in einem Gefecht mit Ordnung gemacht werden.

3) Man hat gegen die Colonne einen Einwurf gemacht, der mir nichts weniger als gründlich zu sein scheint. Man sagt, hintereinander gestellte Menschen trieben sich nicht vorwärts, wie ein Keil durch die Schläge einer Axt vorgetrieben werde, weil jedes Individuum, die Ursache einer willkürlichen Bewegung in sich selbst habend, ein für sich bestehendes, gewissermaßen unabhängiges Ganze ausmache. Man bedenkt aber nicht, daß die Vordersten einer Colonne gar gute Motive haben vorzudringen; denn die Hintersten drängen ihnen nach. Wollen also die Vordersten stille stehen oder zurückweichen, so werden sie durch diese nachdrängenden überwiegenden Kräfte zu Boden geworfen und zertreten. Wenn in ein plötzlich geöffnetes Thor ein Haufen Volks wie ein Strom dringt, so sind die Vordersten genöthigt, der Richtung dieses Stroms zu folgen. Daher wirft also ein tief gestelltes Fußvolk ein anderes in zwei, drei Gliedern geordnetes über den Haufen. Auch muß letzteres gegen ersteres im Handgemenge unterliegen, weil drei Mann es mit zwanzig nicht aufnehmen können. Denn wenn auch diese drei von ihren Gegnern zehn erlegten, so werden sie doch, durch diesen Kampf ermüdet, den übrigen zehn unterliegen. Allein ein Handgemenge wird nicht stattfinden; der Druck der anrennenden tiefen Masse wird die drei Mann aus ihrer Stellung rückwärts drängen, noch ehe ein Handgemenge anheben kann.

4) Wenn aber der dünn gestellte Feind der Front der andringenden Colonne nichts entgegenstellt und sich in ihre Flanken wirft, so wird es anders. Gegen eine Colonne ist das Tirailliren von der zerstörendsten Wirkung. Fast kein Schuß geht fehl, indem man in einen dicken Haufen Menschen schießt. Nur weiche man immer der Colonne aus, wenn sie andringt; man lasse sich nicht von selbiger berühren, man schwärme um sie herum und peinige sie mit einem unregelmäßigen Feuer, und ihre Vernichtung

ist gewiß. Sind indessen mehre Colonnen nebeneinander, wie es denn bei einem Corps Truppen nicht anders sein kann, und werden diese Colonnen durch Reiterei in zweiter Linie unterstützt, so kann man freilich nicht zwischen die Colonnen dringen, um sie in Flanke und Rücken zu beschießen. Allein dann mache man im Großen, was hier im Kleinen vorgeschlagen worden. Man warte Angriff und Stoß der Colonnen nicht ab. Man ziehe sich seitwärts, man bedrohe die Flanken des Colonnencorps. Freilich können diese Bewegungen nur geschehen, wenn man noch entfernt vom Feinde ist. Da man immer ein Gefecht vermeiden kann, wenn man sich seitwärts und zugleich rückwärts zieht und dann auf die Flanken des Feindes wiederum vordringt, so wird dadurch der Nutzen der Colonnenstellung, welcher nur im unmittelbaren Gefecht stattfindet, vernichtet. Die Reiterei bedeckt dann diese Bewegungen im offenen Lande, und schickt das in Colonnen gestellte Heer seine Reiterei vor, so entsteht ein Gefecht zwischen beiden Cavalerien, wo der Vortheil gleich ist.

Gegen die Colonne hat man eingewandt, daß sie in einem kreuzenden Kartätschenfeuer vernichtet werden muß, indem die Kugeln in einem so dichten Haufen eine außerordentliche Wirkung thun müssen. Dies ist unleugbar. Aber man bedenkt nicht, daß lange dünne Bataillone ebenfalls durch kreuzende mit Kartätschen schießende Batterien zertrümmert werden. Das Beispiel von Torgau und andere beweisen dies zur Genüge. Eine lange Front ist eine große Scheibe, die man leichter treffen kann als die schmale Front einer Colonne, wenngleich die einschlagenden Kugeln in letzterer größere Verwüstung anrichten mögen. Viele Kugeln gehen durch die größern Intervallen zwischen den Colonnen, die eine Linie Infanterie treffen würden. Man bedenkt nicht, daß kreuzende Batterien sich in der Front gar nicht angreifen lassen, daß man gegen sie, wenn sie mit Kartätschen feuern, nichts ausrichten kann. Mit Reiterei ließe sich gegen sie noch am ersten etwas mit Erfolg unternehmen, weil sie geschwinder herankommt und folglich nicht so lange unterm Feuer bleibt. Alles scheint die Wichtigkeit der Cavalerie im neuern Kriegssysteme zu bestätigen.

5) Gegen Reiterei scheint eine Colonne allerdings die bestmögliche Stellungsart zu sein. Daß sie dennoch eingebrochen werden kann, scheint von der fehlerhaften Bewaffnung der neuern Infanterie herzurühren. Das im vorigen Abschnitt erzählte Beispiel einer durch preußische Reiterei im Gefechte bei Kaiserslautern im Jahre 1794 niedergehauenen französischen Colonne beweist dies. Eine mit Piken, die, wie es Herr von Folard will, durch kürzere Waffen unterstützt werden, bewaffnete Colonne muß wol jeder Reiterei unerschütterlich widerstehen können. Sind aber Kanonen bei der Hand, so kann sie durch deren Feuer getrennt und von der Cavalerie dann ganz zertrümmert werden, wenn sie nicht durch Reiterei selbst beschützt wird. Ein Beweis, daß seit dem Feuersystem sich Alles vereinigt, der Reiterei das Uebergewicht über das Fußvolk zu geben, dort nämlich, wo das Terrain jener günstig ist.

Gegen eine nach heutiger Art in dünne geschlossene Linien gestellte Infanterie scheint also ein Angriff in Colonnen große Wirkung thun zu müssen, wenn jene nicht durch eine Anzahl in Batterien zulammengestellter Kanonen, die kreuzend schießen, beschützt wird. Jedoch muß man gestehen, daß, da Colonnen schneller vorrücken als lange Linien, auch die Wirkung des Geschützes gegen sie wieder etwas vermindert wird. Gegen Reiterei ist die Colonne ohne allen Zweifel die bestmögliche Stellungsart. Nur gegen ein zerstreut fechtendes Fußvolk kommt sie zu kurz; aber die in lange dünne Linien gestellte Infanterie ebenfalls, sodaß dies kein Grund gegen die Colonne insbesondere sein kann. Die Kritiken der neuern Taktiker beruhen auf seichten Gründen, wenn vom System des Herrn van Folard die Rede ist.

Den Vorschlag dieses militärischen Genies, die Reiterei in die zweite Linie oder hinter das Fußvolk zu stellen, hat man endlich als gut anerkannt. Jedoch muß bemerkt werden, seine Methode, die Reiterei tief zu stellen, beweist, daß er kein Cavalerist war. Ferner fesselt er die Schwadronen durch dazwischen gestelltes Fußvolk. Da aber die in die Intervallen gestellten Pelotons aus leichtem Fußvolk bestehen sollen, so wird dadurch der Nach-

theil vermindert, weil sie mit der Cavalerie zu laufen geübt werden sollen. Gewiß ist es gut, wenn Reiterei allezeit durch Fußvolk unterstützt wird. Die Franzosen hatten im letzten Kriege immer Tirailleurs bei ihrer Reiterei. Die alten Germanen fochten ebenso, und man sollte keine Reiterpartei ausschicken, ohne ihr Infanterie beizugeben.

Nur das Tirailliren ist noch mehr im Geiste des neuern Kriegssystems als die Colonne. Bald der Colonne sich zu bedienen, bald des Tirailliren, scheint die beste Methode zu sein.

Herr von Folard ist ein großer Freund des leichten Kriegs. Die Bewunderung, welche er dem Sertorius zollt, beweist es. Er hält sehr viel von dem Abschneiden der Lebensmittel, vom Vermeiden der Gefechte, von Bewegungen auf der Flanke und im Rücken des Feindes, vom nächtlichen Beunruhigen ꝛc. Gegenwärtig, da das neuere System noch mehr zur Reife gekommen ist, würde er noch mehr dieser Meinung sein.

Vierzehnter Abschnitt.

Wie verschieden die Taktik der Alten von der neuern war.

1) Die Abweichungen der Strategie der Alten von derjenigen der Neuern, aus der geringen Quantität der Bedürfnisse hergeleitet, haben wir schon im ersten Abschnitte beleuchtet. Hier wollen wir den Unterschied der ältern Taktik von der gegenwärtigen, obwol nur kurz, weil die uns vorgeschriebenen Grenzen es nicht anders erlauben, betrachten.

Der Hauptunterschied ist, daß die alte eine Hau-, Stech- und Schlagtaktik war, und die gegenwärtige eine Schießtaktik ist. Aus diesen Quellen fließt Alles. Daher dort die Ueberlegenheit körperlicher Stärke und Geschicklichkeit, wie schon im zwölften Abschnitte bemerkt worden; daher die Nothwendigkeit, sich tief zu stellen, um durch Gewicht den Feind zu werfen, oder durch eine

größere Anzahl frischer Streiter, welche aufeinander folgten, so wie die Vordersten niedergemacht wurden, die in nicht so tiefe Rotten gestellten Gegner zu überwältigen. Daher die geringere Front der Heere, denn man hat nichts von einem kreuzenden Feuer zu befürchten, da man ganz dreist annehmen kann, daß die Wirkung der Geschosse bei den Alten ungemein geringer war als bei den Neuern.

Daher konnte man bei den Alten die Mitte einbrechen, was denn ein Gefecht entschied, obwol bei Cannä ein solcher Versuch mislang. Aus den Rückzügen eines Feindes seitwärts machte man sich nichts, weil man keine strategischen Besorgnisse wegen Flanke und Rücken hatte, die sich auf die Subsistenz gründen.

Der Gewinn der Schlachten hing damals mehr von der Güte der Soldaten ab als von der Manövrirkunst des Generals. Cäsar ist in Rücksicht seiner Schlachten weniger bewundernswürdig wegen seiner Geschicklichkeit in der Stellungs- und Bewegungskunst, als weil er seinem Heere einen so hohen kriegerischen Geist und eine so grenzenlose Anhänglichkeit an seine Person einzuflößen wußte.

2) Weit mörderischer mußten die Schlachten bei den Alten sein, weil die tiefe Stellung und das Handgemenge, welches von beiden Seiten wegen der größern moralischen Energie der alten Soldaten lange anhaltend war, ein großes Gemetzel veranlassen mußte; statt daß bei den Neuern die Sache entschieden ist, wenn ein Heer das andere in die Flanke nimmt.

Ueberdies kann das Schießen nicht so viele Leute tödten als ein Handgemenge, Letzteres ist bei den Neuern wegen ihrer dazu gar nicht schicklichen Waffen äußerst selten und nie von langer Dauer. Das einzige Handgemenge treibt die Reiterei, wenn sie in Fußvolk einhaut. Das ist denn auch für letzteres sehr mörderisch, die vielwinkelige Figur einer Flinte mit dem Bayonnete ist so wenig dazu gemacht, daß sogleich eine Prügelei mit Kolben entsteht, wenn Infanterie mit einander handgemein wird.

Ferner war bei den Alten ein ordentlicher Rückzug nach einem Gefechte fast unmöglich, wenn nämlich ein Handgemenge vorhergegangen war. Man führe hier nicht das Beispiel der zehntausend Griechen, auch nicht andere an, welche nur durch Einwirkung besonderer Umstände hervorgebrachte Ausnahmen machen. Die Alten hatten auch keine zahlreiche Reiterei, welche hier fliehende Infanterie hätte beschirmen können. Die Cavalerie der Alten konnte übrigens gegen ein dergestalt bewaffnetes und geordnetes Fußvolk nichts ausrichten.

Die fliehende Infanterie wurde von ebenso schnell verfolgenden Soldaten niedergehauen; daher mußte das Würgen entsetzlich sein. An ein Setzen, an ein Wiederfrontmachen war nicht zu denken, weil keine Batterien vorhanden waren, unter deren Schutz man sich wieder hätte sammeln und in Ordnung stellen können. Dazu ließ der nachdrängende Feind keine Zeit übrig. Alle Heere des Alterthums waren nämlich nicht so großmüthig als die Lacedämonier, die sich mit der Ehre des Sieges begnügten, ohne zu verfolgen.

Sollte Folard's Colonnensystem allgemein angenommen werden, so würden die Gefechte äußerst blutig sein. Man erschrickt, wenn man sich zwei tiefe, gegeneinander mordende Colonnen vorstellt. Jedoch würden die Colonnen bald in unordentliche aufeinander schießende Haufen aufgelöst sein. Denn die neuere Infanterie macht wegen ihrer Kleidung und Bewaffnung keinen so festen militärischen Körper als diejenige der Alten, welche durch Schilde verbunden war. Die Waffen sind ferner nicht zum Handgemenge eingerichtet. Es würde auch alsdann, so wie jetzt, ein dauerndes Infanteriegefecht in ein unordentliches Tirailliren ausarten; der Leichtigkeit, bei der neuern Kriegsart Gefechte in der Nähe zu vermeiden, nicht zu gedenken.

3) Das Beispiel der Schlacht von Cannä beweist, daß Ueberflügelungen auch bei den Alten von Nutzen sein konnten. Tacitus erzählt im dritten Buche seiner Annalen, Cap. 75, etwas, welches das Vortreffliche concentrischer offensiver Operationen auch bei der alten Kriegskunst in ein deutliches Licht stellt. „Tacfa-

rinas" — sagt Tacitus — „theilte gewöhnlich seine Leute in verschiedene Haufen, was ihn in den Stand setzte, zu entrinnen, wenn man ihn angriff und zugleich die Unsrigen in einen Hinterhalt fallen zu lassen. Man machte daher drei Corps, von denen eins dem Cornelius Scipio, Lieutenant des Blesus, gegeben ward, und an den Ort zu rücken, wo Tacfarinas das Land der Leptiner verwüsten oder sich zu den Garamonten flüchten konnte. Der Sohn des Blesus führte von der andern Seite die Miliz, welche er anzuführen pflegte, um zu verhindern, daß das Land der Cirten der Willkür der Barbaren preisgegeben würde. Der Befehlshaber rückte in der Mitte mit dem Kern seiner Truppen vor, indem er Forts und Verschanzungen an Orten, wo es sein mußte, anlegte, was die Feinde einschränkte und ihnen Alles erschwerte. Denn wohin sie sich auch wendeten, fanden sie allezeit einen Theil unsers Heeres, sei es in der Front oder auf den Flanken, und oftmals im Rücken, sodaß Viele getödtet und gefangen wurden. Hierauf theilte Blesus diese drei Corps in verschiedene Parteien, deren Anführung er Centurionen von geprüfter Tapferkeit anvertraute, und als der Sommer verstrichen war, zog er seine Truppen nicht zurück, auch schickte er sie nicht in die Winterquartiere des alten Afrika; sondern nachdem er wie am Anfange des Kriegs neue Forts gebaut hatte, ließ er den Tacfarinas, welcher alle Augenblicke seinen Aufenthalt veränderte, durch Streifparteien verfolgen, welche die Schlupfwinkel dieser Wüsten kannten, bis daß, nachdem der Bruder des Räubers gefangen war, er sich zurückzog."

Dieser Blesus verstand den Krieg besser als die Generale der französischen Republik, welche die Vendée bezwingen sollten.

Diese erzählte Kriegsbegebenheit beweist, wie vortrefflich selbst bei den Alten eine den Feind umfassende Operation war, wenn man mit Corps ihm in die Flanke operirt. Jedoch da die meisten Heere der Alten weder so zahlreich, noch so viel verzehrend waren, daß sie nicht leicht allenthalben ohne große Maga-

zine hätten leben können, so brauchten sie sich allerdings wegen der Diversionen im Rücken beiweitem nicht so sehr zu fürchten als die Neuern, die dadurch militärisch ganz paralysirt werden. Nothwendigkeit innerer Stärke bei den Alten und Nothwendigkeit größerer Ausdehnung bei den Neuern scheinen mir die Quellen alles Unterschiedes der alten und neuern Taktik zu sein.

Funfzehnter Abschnitt.

Resultat.

1) Aus den bisherigen Untersuchungen ergeben sich die folgenden Grundsätze für die neuere Kriegskunst:

Magazine sind nothwendig und Festungen, welche diese Magazine enthalten und beschützen.

Es ist nothwendig, eine Reihe Festungen zu haben, die in einer Linie oder auf einer Grenze nebeneinander liegen.

Um gegen den Feind eine offensive Operation mit Sicherheit unternehmen zu können, müssen die beiden äußersten Festungen dieser Linie so weit auseinanderliegen, daß die aus denselben zur Armee hervorgehenden Operationslinien bei dem Objecte der Operation oder auch der operirenden Armee in einen Winkel von wenigstens 90° zusammenstoßen, d. h. jede Operation muß basirt sein.

Man hemmt die Fortschritte des Feindes mehr, wenn man sich ihm zur Seite, als wenn man sich ihm gegenüber stellt.

Man muß nie offensive Operationen leidend, d. h. defensiv erdulden. Man muß sich selbst in den Angriffskrieg versetzen, indem man in Flanke und Rücken des Feindes Diversionen macht.

Parallele defensive Stellungen und Märsche muß man sobald als möglich aufgeben, um zu den obengenannten Diversionen überzugehen.

Man muß die Subsistenz des Feindes mehr zum Gegenstande seiner Operationen machen als das feindliche Heer selbst.

Das Gegentheil von allem Diesen ist schlecht. Man muß also nicht nach einer Linie oder in einem spitzen Winkel vorwärts operiren, d. h. nicht ohne hinlängliche Basis u. s. w.

So wie alle offensiven Operationen concentrisch sein müssen, so sind im Gegentheil excentrische Rückzüge die besten.

2) Alle diese strategischen Regeln lassen sich auf die Taktik anwenden, wenn man die Basis in Schlachtlinien und die Operationslinien in Marsch- und Schußlinien verwandelt.

Man kann immer ein Gefecht vermeiden, wenn man den Feind nicht zu nahe kommen läßt.

Man muß nie einen Angriff stehend abwarten, sondern sich selbst in angreifende Bewegungen versetzen, es sei denn, die Stellung wäre fast unangreifbar.

Es ist keine Stellung, die nicht umgangen werden könnte.

Die Front des Feindes muß man nur beschäftigen und muß sich ihm in die Flanke oder in beide werfen.

Man muß den Feind umfassen, d. h. man muß eine längere Front haben, als er hat.

Wenn man in der Flanke ist, so umfaßt man ihn, obgleich er auch viel zahlreicher wäre.

Das Tirailliren ist besser, als in gerichteten und geschlossenen Haufen zu fechten, welche überdies geschwind in Unordnung kommen.

Da man sich beim Tirailliren mehr ausdehnt, so kann man auch desto leichter dem Feinde in die Flanken kommen.

Fußvolk muß immer durch Reiterei unterstützt sein.

Am besten geschieht das, wenn letztere in zweiter Linie steht.

Gegen Reiterei ist eine Colonne die beste Stellungsart.

Man tiraillire also oder stelle sich in Colonnen.

Jedoch lehrt die Erfahrung, daß selbst ein in Colonnen ge-

stelltes Fußvolk der Reiterei unterliegt, wenn diese tapfer ist, was von der Bewaffnungsart des Fußvolks herrührt.

Daher sei Fußvolk bei keiner Gelegenheit ohne dasselbe beschützende Reiterei; es sei denn in solchen Gegenden, wo letztere unbrauchbar ist.

Einen Rückzug aus einem Gefechte mache man excentrisch, gar geschwind, und decke ihn durch Reiterei. So beschützt kann er ohne Gefahr in Unordnung geschehen.

Man denke nach einem verlorenen Gefechte sogleich wieder an offensive Operationen. Man stelle sich vor, man sei nicht geschlagen, um es wirklich nicht zu sein. Man lasse sich nur in leichte Gefechte ein. Man vermeide Schlachten und lege sich aufs Manövriren.

Zweite Abtheilung.

Folgen des Grundsatzes der Basis.

Erster Abschnitt.

Es folgt aus dem Grundsatze der Basis, daß die Massen, d. h. die größere Zahl Streiter und die größere Quantität der Elemente, Krieg zu führen, früh oder spät zu ihrem Vortheil entscheiden müssen, nicht aber höhere Disciplin, Taktik oder höherer Muth der kleinern gegen die größere Anzahl, wie bei den Alten, es sei denn, der Unterschied der Kräfte wäre nicht gar beträchtlich.

1) Die Ueberlegenheit der größern Zahl Streiter über die kleinere im neuern Kriegssystem folgt schon daraus, daß man sich nicht überflügeln lassen dürfe und aus dem Nutzen, den Ueberflügelungen gewähren. Hat man mehr Leute als der Feind und versteht von dieser Ueberlegenheit gehörig Gebrauch zu ma=

chen, so hilft die größere Geschicklichkeit und Tapferkeit der Soldaten desselben nichts. Denn die bessern Truppen können höchstens diejenigen besiegen, welche ihrer Front gegenüber stehen. Diese werfen sie über den Haufen. Allein währenddeß sind andere Feinde auf ihren Flanken und, wie gefährlich das sei, haben wir im Vorhergehenden gesehen.

Je weiter die Sieger also vordringen, desto mehr setzen sie sich der Gefahr einer Umzingelung, einer Abschneidung von ihren Magazinen aus. An die ungestörte Gemeinschaft mit letztern müssen sie aber unaufhörlich mit Unruhe denken. Wird diese Gemeinschaft bedroht, so müssen sie ihre vorschreitenden Bewegungen mit rückwärtigen vertauschen und, statt einen besiegten Feind zu verfolgen, einen übereilten Rückzug machen.

Man sage also nicht: mit 30,000 Mann geübter und tapferer Truppen will ich einen dreifach überlegenen Feind aus dem Felde schlagen. Das könnte wol geschehen, wenn das zahlreiche Heer ungeschickt angeführt wird; sonst nicht. Die Tapfersten, die Bestdisciplinirten müssen weichen, wenn man ihnen Corps in die Flanken detachirt.

Man sage nicht; sie können ebenfalls detachiren, um sich die Flanken wieder frei zu machen; denn dadurch kommen sie nicht um einen Schritt vorwärts, indem diese Bewegung defensiver Natur ist. Ferner zertheilt sich dadurch das schwächere Heer noch mehr und verliert alle von concentrirten Kräften zu erwartenden Vortheile. Es scheint also ausgemacht, daß der Stärkere den Schwächern sehr bald rückwärts manövriren wird und zwar ohne ein Gefecht liefern zu dürfen.

2) Bei den Neuern wird sich also der Sieg für die Zahlreichen erklären und nicht für die Tapfern und in taktischen Künsten Geübten. Doch die Zahlreichen müssen geschickt geführt werden; denn in Schlachten Front gegen Front müssen freilich die Tapfern und mehr Geübten die Andern in die Flucht schlagen.

Zu den Massen gehören aber die Elemente, Krieg zu führen, ebenso wol als die Zahl der Streiter. Letztere kön-

nen ohne erstere nicht unterhalten werden, was das Allerwichtigste ist. Die Quantität der Lebensmittel ist also zugleich mit der Zahl der Streiter siegbestimmend; so auch diejenige der Kleidung, der Waffen, des Geschützes, der Munition, mit einem Worte von Allem, was man zum Kriege braucht. Die Menge der Menschen und der Sachen gibt also in den Kriegen der Neuern den Ausschlag.

Insofern man gegenwärtig Alles haben kann, wenn man Geld besitzt, möchte freilich die Quantität dieser Waare entscheidend sein. Denn der Glanz des Goldes ist so unwiderstehlich, daß man selbst aus feindlichen Ländern Dinge kaufen kann, die man zum Kriege braucht, wenn sie im eigenen Lande nicht vorhanden sind. Die Verbindung der Völker durch den Handel arbeitet der Trennung durch den Krieg entgegen. Der Vortheile, durch Bestechungen seine Absichten zu erreichen, will ich nicht einmal erwähnen. Montecuculi sagte daher schon: zum Kriege muß man drei Dinge haben, nämlich Geld! Geld! Geld!

Indessen sind doch die Elemente zum Kriegführen insofern einigermaßen unabhängig vom Gelde, als es wichtig ist, sie nahe bei der Hand zu haben und geschwinder eine größere Masse davon versammeln zu können als der Feind. Denn hätte ein Staat auch mehr Geld als der feindliche, doch nicht so viel Kriegsmaterie, worunter die Menschen auch begriffen sind; müßte er diese Kriegselemente aus einer größern Entfernung herkommen lassen, vielleicht gar übers Meer; so würde er gegen den geldärmern, aber an Kriegselementen reichern Staat ganz gewiß zu kurz kommen. Letzterer würde geschwinder eine überwiegende Masse versammeln und erstern unter deren Gewicht erdrücken. Dem geldreichern, aber an Kriegsstoff ärmern Staate würde eine geringere Quantität von letzterm ungleich mehr kosten als dem Feinde, von dem das Gegentheil wahr wäre. Denn der Preis der Dinge steigt im Verhältniß mit der Weite des Transports.

3) Es muß also entscheidend sein, wenn man in kürzerer Zeit eine größere Masse Kriegsstoff anhäufen kann als der Feind; und wenn man es sonderbar finden sollte, daß ich unter Kriegs-

stoff auch die Menschen begreife, eine größere Zahl Streiter zu versammeln fähig ist.

Allein die Anhäufung der Kriegsmassen allein ist nicht hinlänglich; sie müssen in der vortheilhaftesten Weise geordnet werden.

In der vorhergehenden Abtheilung ist untersucht worden, welche diese vortheilhafteste Weise sei. Der Grundsatz der Basis lehrt, daß man die Kriegselemente jeder Art deployiren muß, sowie die Streiter vor jedem Gefechte. Man muß jene Anhäufungen auf einer Linie nebeneinander veranstalten, und nicht hintereinander, wenn sie wirksam sein sollen. Dies ist der strategische Aufmarsch. Da nun die Anhäufungen nur in Festungen gesichert sind, so entsteht diese Linie eigentlich erst durch eine Reihe nebeneinander liegender fester Plätze. Die allervortheilhafteste Gestalt ist ein eingehender Bogen, den diese Linie gegen den Feind bildet. Wären die Massen von beiden Seiten gleich, würden sie mit gleicher Geschicklichkeit in Bewegung gesetzt, eine Voraussetzung, die unmöglich ist, so würde die Gestalt, in welcher sie entwickelt sind, den Ausschlag geben, d. h. die umfassenden oder in einer längern Basis entwickelten Kräfte würden die andern zurückdrängen.

Zweiter Abschnitt.

Hieraus folgt, daß kleine Staaten große nicht mehr bezwingen oder von ihnen Eroberungen machen, daß aber große Reiche die kleinern verschlingen werden.

1) Wenn früh oder spät die Quantität kriegerischer Kräfte den Sieg entscheiden muß, so ist klar, daß kleine Staaten gegen große nichts auszurichten vermögen; denn große Staaten haben mehr Kriegsstoff. Könnten, wie bei den Alten, höherer Muth und höhere Disciplin gegen überwiegende Massen etwas entscheiden, so würde noch jetzt ein kleiner Staat große über den Haufen werfen können. Allein wir haben gesehen, daß alle moralische Energie, alle individuelle militärische Vollkommenheit der kleinen Zahl ge-

gen die größere nichts vermag, immer in der Voraussetzung, daß man von seiner Ueberlegenheit im Geiste des neuern Kriegssystems gehörig Gebrauch zu machen wisse. Freilich haben die Schwachen auch in neuerer Zeit den Mächtigen widerstanden, aber nur durch der letztern Fehler. Man muß gestehen, daß die Natur der neuern Kriegsart erst in den neuesten Zeiten entwickelt worden ist. Von nun an wird man es besser verstehen, seine Ueberlegenheit zu benutzen.

2) Größere Reiche enthalten nicht blos mehr Kriegsstoff, ihre Grenzen sind auch ausgedehnter als die von angrenzenden kleinen Staaten. Gewöhnlich werden die Grenzen eines großen Staats den kleinen umfassen oder einen eingehenden Bogen gegen denselben bilden.

Die Kriegselemente eines großen Reichs sind also gegen das kleinere in der für ersteres vortheilhaftesten Weise entwickelt. Welch ein doppelter Nachtheil für den kleinen Staat!

Ich spreche nur von angrenzenden kleinen Staaten; denn der Natur der Dinge nach führt man erst Krieg mit seinen Nachbarn, ehe man entfernter angreift. Ferner müßten doch die zwischenliegenden sich entweder für oder wider den großen Staat erklären. Sind sie seine Gegner, so ist die Sache verändert; denn mehre kleinere verbunden machen einen Großstaat. In diesem Fall ist jedoch im Kriege der Vortheil auf Seiten desjenigen Staates, dessen Regierung durch Concentration der Gewalt in einen einzigen politischen Körper die meisten coercitiven Mittel in Händen hat, was bei einer Föderation mehrer unabhängiger Staaten gewiß nicht der Fall ist.

Dritter Abschnitt.

Daher wird Europa in verschiedene große Staaten zerfallen.

1) Es sind schon mehre Mächte in Europa vorhanden, deren Kräfte einander ungefähr gleich sind. Diese vermögen nicht mehr, eine die andere zu verschlingen und ihrer politischen Exi-

stenz ein Ende zu machen. Es sind aber mehre kleine zwischen innen gelegen, diese müssen früh oder spät ein Raub der großen werden, wenn die Convenienz der Letztern eine gegenseitige Verabredung veranlassen wird, jene unter sich zu theilen.

Wäre nur ein einziger großer Staat in Europa und die andern alle klein, so würde der eine große alle andern unterwerfen, und es würde eine sogenannte Universalmonarchie entstehen, die denn freilich bald wieder in mehre zerfallen müßte, wenn Regierungsweisheit nicht mit der Ausdehnung des Staats im Verhältniß stände. Da aber schon mehre große Staaten in Europa vorhanden sind, so ist klar, daß es als eine Aristokratie wird betrachtet werden können, in sofern Europa ein einziges Ganze ist.

2) Diese Ordnung der Dinge ist dem Egoismus nicht günstig, indem es nicht mehr möglich ist, als Bezwinger eines großen Staats durch Uebergewicht der Talente in der Geschichte zu glänzen.

Es wird also auch in dieser Rücksicht wahr werden, daß, „wer da hat, dem wird gegeben, auf daß er die Fülle habe; und wer da nicht hat, von dem wird genommen, was er meint zu besitzen."

Die Staaten sind zwar einander an Macht nicht völlig gleich; selbst diejenigen, welche sich in Europa erhalten werden, können es nicht sein, allein dann werden sie durch natürliche Grenzen beschützt, welche, wenn mit Einsicht vertheidigt, nicht ungestraft zu überschreiten sind.

Vierter Abschnitt.

Die militärischen Kräfte der Staaten sind nicht grenzenlos, und aus dem Grundsatze der Basis folgt, daß sie abnehmen, je mehr sie sich von ihrem Ursprung entfernen. Sie können nur bis zu gewissen natürlichen Grenzen überwiegend wirksam sein. Betrachtungen über natürliche Grenzen.

1) Wie Alles in der sublunarischen Welt, sind auch die militärischen Kräfte der Staaten endlich. Bei genauerer Unter-

suchung würde man finden, daß ihre Abnahme im directen Verhältniß zur Länge der Operationslinie steht.

Wäre es nicht nöthig, sich zu basiren, ehe man weiter vorrückt, hätte ein Heer, so wie bei den Römern, die Quellen seiner Fortdauer immer in sich selbst oder wären sie gar leicht allenthalben zu erhalten; so könnte man noch jetzt ganze Staaten durchlaufen, sie sich unterwerfen, noch heute ungestraft sich sehr weit von seiner Basis oder Metropole entfernen, gleich einem Torstenson bald in Holstein, bald vor Wien sein. Allein das geht gegenwärtig nicht mehr an. Man muß, wenn man ein entferntes Object im Auge hat, sich, wenn man eine gewisse Strecke von seiner Basis vorgerückt ist, von neuem basiren. Je weiter das Object, desto öfter müßten solche neue Basirungen erfolgen.

Der Druck militärischer Kräfte wird wol, sowie alle andern natürlichen Wirkungen, abnehmen im umgekehrten Verhältniß der Quadrate des Abstandes, d. h. hier der Länge der Operationslinie. Ist doch der Krieg heute kaum mehr als Druck und Gegendruck physischer Massen. Findet man jenes Gesetz also auch auf die Theorie der Operationslinien anwendbar, so werden künftig die möglichen militärischen Progressen eines Staates sich leicht berechnen lassen. Jede Macht wird dann eine Sphäre kriegerischer Activität haben, über die hinauszugehen sie sich wol in Acht nehmen wird.

Je weiter man vorwärts rückt, desto mehr muß sich auch die Zahl der Streiter vermindern, weil zur Sicherung des Rückens und der Flanke immer mehr Posten besetzt werden müssen. Die Zahl der Streiter des Feindes vermehrt sich aber in eben dem Verhältnisse, weil er, je weiter zurück, den Quellen seiner Macht oder seiner Metropole immer näher rückt.

2) Die leblosen Elemente des Kriegs nehmen in eben dem Verhältnisse bei dem Vorrückenden ab und bei dem sich in seinem Lande Vertheidigenden zu. Denn jener muß diese Elemente entweder im eroberten Lande versammeln oder von seiner vorigen Basis herbeiführen lassen. Beides erfodert Zeit; der sich Ver-

theidigende wird doch wol nahe bei dem Mittelpunkte seiner Macht Kriegsstoff vorräthig angehäuft haben. Folglich wird er eine größere Masse zusammen haben als der von seinen Grenzen weit vorgerückte Feind und er muß letztern wieder auf seine Basis zurückdrängen können, wenngleich, beide Staaten überhaupt verglichen, der Angreifende beträchtlich stärker sein sollte.

3. Doch nicht die Länge der Operationslinie allein schwächt offensive Operationen; die Beschaffenheit des Raums, durch welchen sie sich erstreckt, wirkt hierbei sehr wichtig mit. Läuft die Operationslinie über Gebirge, so muß sie in Rücksicht der Zeit in dem Verhältnisse als länger betrachtet werden, in welchem diese Gebirge unwegsam sind. Denn das Empor- und Hinabsteigen erfodert weit mehr Zeit, als nöthig sein würde, einen gleich weiten ebenen Raum zu durchschreiten. Ferner sind Gebirgswege gewöhnlich so schmal, daß man nur einzeln durchkommen kann, während man in der Ebene sich breit macht. Endlich sind Gebirge nicht zu allen Jahreszeiten passirbar, und werden sie unwegsam, so ist alle Verbindung mit den Quellen der Macht abgeschnitten. Ein so abgeschnittenes Heer ist dann mit einem Flusse zu vergleichen, der von seiner Quelle keine Nahrung mehr erhält. Dauert eine solche Lage lange, so wird sie äußerst gefährlich; denn der Feind in seinem eigenen Lande sammelt immer mehr Kriegsmassen, mit welchen er endlich den immer schwächer werdenden Angreifer erdrücken kann.

4. Danach kann man die Gebirge als natürliche Grenzen betrachten; mit desto mehr Recht, je unwegsamer sie sind. Natürliche Grenzen sind solche, über welche hinaus offensive Operationen nicht mehr gelingen können, wenn nämlich gehörig Widerstand geleistet wird. Das Wasser bildet auch solche natürliche Grenzen, wenn es in ziemlich beträchtlicher Masse vorhanden ist. Das Meer oder auch nur ein Arm desselben wird wol von Jedermann als natürliche Grenze anerkannt. Man könnte vielleicht einwenden, daß doch gerade auf dem Meere die Fortschaffung der Menschen und Dinge geschwinder geschehe als zu Lande, wenn die Räume gleich sind. Allein vorerst ist die Ankunft ungewiß,

da das Element gefährlich ist; Stürme können die Schiffe zerstreuen und zertrümmern; folglich kann ein Heer, welches seine Verstärkungen und Bedürfnisse über See erhält, nie zuverlässig auf deren Ankunft rechnen. Man kann auch nicht so viel Kriegselemente über See schicken, als auf Landwegen; denn man kann in Schiffe nicht so viel Menschen, Thiere und Kriegsgeräth packen, als man zu Lande in gleicher Zeit fortschicken kann. Da widrige Winde endlich die Reise lange aufhalten können, so werden die Seetransporte auf dem gleichen Weg oft längere Zeit gebrauchen als Landsendungen. Hierbei muß aber bemerkt werden, daß dies destoweniger der Fall sein wird, je entfernter das Land ist, nach welchem man die Kriegsmassen zur See transportirt. Denn nach Amerika kommen Truppen zur See gewiß allezeit geschwinder, als wenn der zu durchlaufende Raum Land wäre; dagegen würde ein Heer allezeit geschwinder von Dover nach Calais marschiren, wenn die Meerenge trocken würde, als es durch Ueberschiffen gegenwärtig geschehen kann.

Die Zeit, welche Ein- und Ausschiffen, sonderlich der Pferde erfodert, ist eine Verzögerung, welche bei kleinen Entfernungen Seetransporte langwieriger macht als Landtransporte. Der allerwichtigste Nachtheil ist, daß man sogleich offensiv-excentrisch operiren muß, wenn man in Feindes Land ans Ufer steigt. Dies macht den guten Fortgang der Landungen, wenn keine Partei vorhanden ist, von welcher man mit offenen Armen empfangen wird, ganz unmöglich.

Das Meer unterbricht also Operationslinien; und Derjenige, welcher nur einen Landtransport zu machen hat, muß mehr Kriegsmassen aufstellen können, wenn die Staaten nicht gar zu ungleich an Macht sind, als der über See, selbst nur über einen schmalen Arm der See Kommende. Die See macht also eine gute natürliche Grenze. Ich setze nicht hinzu: eine natürliche Grenze in militärischer Hinsicht, denn in anderer Rücksicht gibt es keine natürlichen Grenzen, da im Zustande immerwährenden Friedens ein Jeder das Seine behalten würde, er möchte nun durch natürliche Hindernisse beschützt sein oder nicht.

5) Landseen, wenn sie lang, tief und breit sind und eine große Masse des flüssigen Elements enthalten, wie z. B. die Seen in Canada, bilden eine vortreffliche natürliche Grenze und unterbrechen Operationslinien wie das Meer. Von den Flüssen haben es Einige bestreiten wollen, wiewol mit Unrecht, wie mich dünkt. Große Flüsse, nämlich solche, in welche von beiden Seiten her mehre kleinere sich ergießen, erschweren Operationen über sie hinweg nach Maßgabe ihrer Breite, Tiefe und Schnelligkeit. Mehr aber im Verhältniß ihrer Tiefe und Schnelligkeit als ihrer Breite; denn ist der Fluß zu durchwaten, so macht die Breite weiter kein großes Hinderniß mehr.

Es versteht sich, daß der Fluß lang genug sein muß, um eine natürliche Grenze zu machen. Denn kann man ihn leicht umgehen, so ist er ja als nicht vorhanden zu betrachten. Ist er nun schnell und tief und so breit, daß man mit Kleingewehr nicht wirksam hinüber schießen kann, welches ich wol wagen möchte, als das beste Maß der zur natürlichen Grenze erfoderlichen Breite eines Flusses hiermit festzusetzen — einige wenige Ausnahmen abgerechnet, welche etwa aus einer außerordentlichen Schnelligkeit und Tiefe entstehen — so macht ein Strom eine gute natürliche Grenze aus folgenden Gründen:

Zuvörderst können weder Soldaten, noch lebloser Kriegsstoff anders als auf Schiffen oder Brücken hinüberkommen. Auf Schiffen geht es am langsamsten, weil man ein- und ausschiffen muß. Sonst aber muß man gestehen, daß im Angesicht einer feindlichen Armee ein Fluß auf Schiffen leichter pässirt werden kann als auf einer Brücke. Dies lehrt uns Karl XII. durch seinen Uebergang über die Düna, ein Meisterstück der Kriegskunst. Mit Schiffen kann man in breiter Front übersetzen. Sie werden durch das Kanonenfeuer zertrümmert, wird man antworten; allein eine Brücke doch wol auch. Wären die Schiffe wie Flöße gebaut und mit Brustwehren von Wollsäcken versehen, so hätten sie von dem Kanonenfeuer beinahe nichts zu besorgen. Ihre Figur müßte dann so beschaffen sein, daß die Soldaten in Front ans Land steigen könnten, und es nicht nöthig wäre, sie aus

einer Colonne zu entwickeln. Auf diese Art wäre es wenigstens bei Nachtzeit möglich, einen Fluß im Angesicht des Feindes zu passiren.

Jedoch von einem gewaltsamen Uebergange in Gegenwart des Feindes ist eigentlich hier nicht die Rede. Nur insofern Flüsse die Zufuhr der Bedürfnisse erschweren, insofern sie die Verbindung mit dem Ufer, von dem man kommt, und wo man seine Basis hat, unsicher machen, können sie als Hindernisse offensiver Operationen betrachtet werden. Ist man auch auf Schiffen übergesetzt, so ist doch nöthig, nachher Brücken zu schlagen, denn über diese erhält man seine Zufuhren schneller als auf Schiffen, wegen des Ein- und Ausschiffens. Eine Brücke ist aber nur schmal, daher kann nicht viel zu gleicher Zeit hinüber. Dies nimmt mehr Zeit weg, als wenn man durch einen engen Weg gehen müßte, weil eine Brücke behutsamer passirt werden muß als ein enger Paß zu Lande. Die Schnelligkeit des Stromes kann die Brücke wegschwemmen, sonderlich, wenn der Fluß anwächst. Das Eis kann sie auch zerstören und in beiden Fällen ist die Gemeinschaft unterbrochen. Dauert dies lange, so wird die Lage für ein Heer, welches vom entgegengesetzten Ufer seine Bedürfnisse empfängt, sehr gefährlich und droht den Untergang.

6) Wenn nun der Feind etwas gegen diese Brücken unternimmt, so muß dies sogleich alle Fortschritte der herübergekommenen Armee hemmen; denn würden jene zerstört, so wäre diese abgeschnitten. Daher muß sie sich zurückbewegen oder doch beträchtlich zurückdetachiren. Was wird alsdann aus den offensiven Operationen? Ein Heer, welches über eine Brücke passirt, kommt ferner nur in einer sehr schmalen Colonne an; der Feind kann, wenn er den Krieg versteht und darauf vorbereitet ist, immer mehr Truppen auf seinem Ufer versammelt haben, mit denen er die Ankommenden um so mehr aufreiben kann, als seine Marsch- und Schußlinien concentrisch, diejenigen der Herüberkommenden aber excentrisch wirken.

Sind nun auf dem entgegengesetzten Ufer Festungen, die man

erst durch Belagerungen wegnehmen muß, so ist die Schwierigkeit noch größer und in den meisten Fällen, wenn gehörig Widerstand geleistet wird, unüberwindlich. Denn man muß alle Belagerungsbedürfnisse über Brücken kommen lassen, wie viel Mittel hat aber der Feind nicht in Händen, diese zu zerstören? Ich setze ihn stark genug voraus, um Widerstand leisten zu können. Wird er nicht die Observationsarmee beschäftigen können, während er mit dem größten Theil seiner Macht gegen die Brücken operirt? Gelingt ihm die Zerstörung, in welche Lage ist dann die belagernde Armee versetzt! Ohne Lebensmittel ist sie von ihren Magazinen abgeschnitten und vom Feinde umringt.

Sind keine Festungen am entgegengesetzten Ufer eines großen Flusses vorhanden, so sind doch die Operationen jenseit desselben schwierig, wenn die Macht, welche man bekriegt, nicht um sehr viel schwächer ist. Denn der Feind kann, wenn er auch den Uebergang nicht vertheidigt hätte, immer mehr Kriegsmassen in seinem Lande versammeln als der über den Fluß Hergekommene. Dann wird es ihm folglich immer möglich sein, während er die Front beschäftigt, um die Flanken der über den Fluß gesetzten Armee herum zu detachiren und in ihrem Rücken die Brücken zu zerstören. Dies muß das offensiv operirende Heer also gleich zum Rückzuge nach dem Flusse und endlich wieder über denselben zurück nöthigen. Man kann also wol einen Fluß passiren, es ist aber schwer, wo nicht unmöglich, bei gehörigem Widerstande sich jenseit desselben zu erhalten.

7) Theilt sich das herübergekommene Heer in so viele kleine Corps und breitet sich dergestalt aus, daß eine Umgehung desselben nicht wohl möglich ist, so verfällt es in den Fehler einer zu großen Zerstückelung seiner Macht, wodurch man überall zu schwach wird.

Man wird also theilweise geschlagen, und die Reste werden über den Fluß zurück flüchten.

Verfährt aber der jenseit des Flusses Operirende nach den guten strategischen Regeln, so bleibt es doch immer wahr, daß

der sich auf seiner Seite des Flusses Vertheidigende in gleicher Zeit größere Massen versammeln kann als Jener, erstlich wegen der Länge der Operationslinie des über den Fluß herüber Operirenden; — denn rückte Dieser nach dem Uebergang über den Fluß nicht vorwärts, so hilft ihm ja sein Uebergang zu nichts, — zweitens, weil die Verstärkungen und der Kriegsstoff, wenn sie über Brücken kommen, langsamer eintreffen, als wenn kein flüssiges Element vorhanden wäre, über das sie setzen müssen, wozu noch die aus der Natur der Dinge, selbst ohne Mitwirkung des Feindes, entstehende Unsicherheit der Gemeinschaft mit dem andern Ufer kommt. Größern Massen kommt nun aber immer der überwiegende Druck zu. Dessen Vortheile verschafft aber der Fluß, wie man sieht, stets Demjenigen, welcher sich auf seiner eigenen Seite des Flusses vertheidigt, folglich obstruirt er offensive Operationen.

8) Zu allen erwähnten Schwierigkeiten für den über den Fluß hinüber Operirenden kommt dann noch diejenige des Uebergangs, wenn der Feind nach den Regeln verfährt, welche lehren, daß er sogleich mit so viel Truppen, als er in der Eile versammeln kann, die Herübergekommenen angreifen muß. Es ist zu vermuthen, daß er immer stärker wird sein können als die Herüberkommenden.

Diese Schwierigkeiten werden beinahe unübersteiglich, wenn das jenseitige Ufer mit Festungen besetzt ist. Deren Wegnahme wird unmöglich, wenn sie einigermaßen stark und wenn die Kräfte nicht sehr ungleich sind. Allerdings, wenn man in Unthätigkeit der Belagerung einer solchen Festung zusieht, kann sie bezwungen werden; setzt man sich aber zweckmäßig in Bewegung, so ist es nicht möglich.

Eine dunkle Vorstellung von Dem, was man jenseit eines großen Flusses zu befürchten hat, wird Vorsicht bei allen Bewegungen in höherm Grade veranlassen, als wenn kein Fluß vorhanden wäre. Ist man z. B. vom Flusse ab beträchtlich ins feindliche Land vorgerückt und macht der Feind eine Bewegung in Flanke und Rücken, so wird dies wegen der Brücken ganz

gewiß mehr Besorgnisse erregen, als wenn man nicht blos durch Brücken mit seinem eigenen Lande in Verbindung stände.

Aus diesem Allen zusammen schließe ich also, daß große Flüsse ganz wohl natürliche Grenzen bilden können. Wollte man mir einwenden, man könne Flüsse an ihrem Ursprunge entweder umgehen oder doch dort wegen ihrer geringen Breite und Tiefe leicht hinübersetzen, so antworte ich: am Ursprung der Flüsse sind Gebirge, wie wir gesehen haben, gleichfalls natürliche Grenzen, und lange Flüsse kann man nicht umgehen, um nicht seine eigene Basis zu entblößen, indem man sich von derselben seitwärts weg bewegen müßte.

9) Gebirge und Flüsse, d. h. entweder beträchtliche Erderhöhungen oder Erdniederungen machen also natürliche Grenzen. Was könnte auch wol sonst eine natürliche Grenze ziehen als die Organisation der Erde! Alle andern Gegenstände sind dazu nicht groß genug. Es wird aber gestritten, welcher von diesen beiden Gegenständen die beste natürliche Grenze ist; oder vielmehr, den Flüssen hat man die Eigenschaft, natürliche Grenzen zu bilden, ganz absprechen wollen.

Man hat gesagt, ein Fluß durchströme ein Thal, von beiden Seiten fließen von den Gebirgen oder Erdhöhen die Gewässer in ihm zusammen, er sei mit einer Arterie im menschlichen Körper zu vergleichen, die Zuflüsse mit den kleinern Adern. Ein solches Thal bilde folglich ein Ganzes. Auf dem Flusse erhalten die Bewohner beider Ufer ihre Bedürfnisse, die Schiffahrt auf demselben, die Fischerei in ihm gehöre den Bewohnern beider Ufer gemeinschaftlich. Der Fluß verbinde folglich dieselben, statt sie zu trennen; er könne also keine natürliche Scheidewand zwischen Völkern sein. Gebirge aber, weil sie die Verbindung erschwerten, müßten allein wie natürliche Grenzen betrachtet werden.

Dies Raisonnement ist in militärischer Hinsicht nicht richtig. Wir haben gesehen, welche Hindernisse ein großer Fluß den militärischen Operationen in den Weg legt. Dagegen sind die auf beiden Seiten das Flußthal begrenzenden Höhen oft so unbeträchtlich, so sanft sich erhebend, daß sie als gar kein Hinderniß

militärischer Operationen zu betrachten sind. Allerdings aber glaube ich, daß es in anderer Rücksicht für die Einwohner nützlich ist, wenn beide Hälften eines Flußthals einen Staat ausmachen.

Ein Fluß verändert sein Bett, sagt man, und eine natürliche Grenze muß fest sein; Gebirge sind das.

Dies gebe ich zu in jeder andern Rücksicht, nur nicht in militärischer. Im Zustand des ewigen Friedens müßte allerdings jedes Flußthal einen Staat bilden. Im Kriege aber bleiben die Hindernisse, die ein Fluß verursacht, immer dieselben, er mag sein Bett verändert haben oder nicht; wenn nur eben die Masse Wassers vorhanden bleibt.

Ein Fluß kann also in militärischer Hinsicht ganz wohl eine natürliche Grenze bilden.

10) Bis zu dergleichen natürlichen Grenzen, Gebirgen oder Flüssen, werden sich nun die Staaten ausdehnen; überschreiten werden sie selbige nicht, weil jenseit eine überwiegende gegenwirkende Kraft zu bekämpfen sein würde, welche jeden Ueberschreiter natürlicher Grenzen wieder hinter dieselben zurückdrängte. Daß die Staaten aber noch nicht bis zu diesen natürlichen Grenzen ausgedehnt sind, kommt daher, daß die Dinge erst mit der Zeit sich ordnen und das neuere Kriegssystem erst in der neuesten Zeit zur Reife gelangt ist.

Verschiedene Völker, die nicht einerlei Sprache reden, können innerhalb einer natürlichen Grenze wohnen; allein ich behaupte, das mächtigste unter diesen Völkern werde die andern unterjochen oder sich einverleiben und seine Sprache, Sitten ꝛc. innerhalb seiner natürlichen Grenzen herrschend machen.

11) Natürliche Grenzen muß man durch Kunst verstärken, um sie unüberschreitbar zu machen, d. h. man muß Festungen daran anlegen. Ist keine natürliche Grenze vorhanden, so muß man sich eine künstlich starke erbauen, d. h. man muß eine Reihe Festungen oder eine Basis anlegen. Diese kann ebenso stark sein wie eine natürliche Grenze. Die französische Grenze von Landau bis Dünkirchen war unbezwingbar.

Festungen kann man allenthalben erbauen und es ist lä-

cherlich, zu glauben, daß sie nur an Orten, wo natürliche Hindernisse sie umgeben, nützlich sind. Je flacher und kahler die sie umgebende Gegend, desto schwieriger ist die Annäherung. Dies braucht wol nicht erst bewiesen zu werden. Freilich sind Festungen an großen Flüssen und da, wo sie Pässe vertheidigen, am besten anzulegen.

Ein anderer zu bekämpfender Irrthum ist, daß Festungen nicht groß sein müssen, weil sie dann zuviel Besatzung erfoderten. Im Gegentheil nützt eine kleine Festung sehr wenig, weil man nur unbeträchtliche Magazine hineinlegen kann. Bei einer großen Festung oder Stadt ist das Gegentheil wahr. Neben einer kleinen Festung, sei sie auch noch so fest, kann man vorbeigehen; die wenig zahlreiche Besatzung kann im Rücken nicht viel Besorgnisse erregen. Man hält sie leicht durch ein wenig zahlreiches Corps im Zaum. Es ist ja ein Vortheil, daß man in große Festungen eine zahlreiche Besatzung legen kann. Man wird mir doch wol nicht den Einwurf machen, diese werde alsdann gefangen; denn das würde in der That einen Argwohn erwecken, daß man sich nicht zu vertheidigen Lust habe. Ist denn eine Festung nicht die stärkste Art verschanzter Lager? Beschäftigt nicht eine zahlreiche Besatzung während einer beträchtlichen Zeit den Feind? Hemmt dies nicht die fernern Fortschritte desselben? Kann man nicht während dieser Zeit sich erholen, wenn man geschlagen ist, und die Festung durch Diversionen oder Schlachten entsetzen? Von allem Diesem wird nichts bei einer kleinen Festung zutreffen. Der Feind läßt sich durch dieselbe nicht im weitern Vordringen stören.

Fünfter Abschnitt.

Aus dem Uebergewichte der größern Zahl über die mehre innere Güte der Streiter folgt, daß in der neuern Kriegskunst der Vortheil auf Seiten der Gerechtigkeit und Freiheit ist; d. h. diese Ordnung der Dinge begünstigt den Vertheidigungskrieg und die sich im Fall der Bedrückung etwa ereignenden Auflehnungen der Bürger eines Staats, wenn sie bewaffnet sind, gegen ein disciplinirtes stehendes Heer.

1) Diese Proposition ist eigentlich im Vorhergehenden schon bewiesen worden. Der mehren Deutlichkeit und Bestimmtheit halber will ich sie jedoch hier noch weiter entwickeln. Sie besteht eigentlich aus zweien: einmal Begünstigung des Vertheidigungskriegs, dann der Auflehnungen gegen ein stehendes Heer.

Da sich die Massen vergrößern, je weiter sie gegen den Mittelpunkt der Macht oder das Herz des Staats zurückgedrängt werden, so müssen sie, gehörig in Bewegung gesetzt, einen eindringenden Feind auch wieder zurückdrücken. Ferner ist der Vertheidiger in seinem Lande immer basirt; der Vordringende kommt immer weiter von seiner Basis ab; je weiter sein Object von seiner Basis abrückt, desto spitzer wird das Dreieck, in welchem er operirt. Daher wird es immer leichter, ihm in Flanken und Rücken zu operiren und die Zufuhren abzuschneiden.

Wenn man bis jetzt den Vertheidigungskrieg für so schwer gehalten hat, so ist das wol nur dem Umstande zuzuschreiben, daß man durch Parallelbewegungen, durch gut gewählte Lager den Feind am Eindringen behindern wollte. Allein eine solche Art des Vertheidigungskriegs sollte gar nicht gewählt werden; nicht einen Augenblick muß man aufhören, offensive Bewegungen zu machen. Einem vordringenden Feinde kann man allezeit höchst gefährliche Diversionen machen. Darum sei man nie müßig. Ein Defensivkrieg — und darunter ist ein solcher im eigenen Lande gegen einen eingedrungenen Feind zu verstehen, — kann aus unzähligen offensiven Operationen bestehen, ohne daß dies seine Natur verändert; und er sollte es allezeit. Ein Offensivkrieg ist derjenige über die feindlichen Grenzen hinaus. Dieser schließt auch defensive Operationen nicht aus. — Ein Schutzkrieg,

wie man sich bisher denselben wol vorstellte, muß freilich schwer durchzuführen sein, gegen einen unternehmenden und kriegskundigen Feind wird er geradezu unmöglich. Denn keine Stellung, kein noch so wohl gewähltes Lager gibt es, aus dem man nicht durch Diversionen in Flanke und Rücken hinwegmanövrirt werden könnte.

2) Die zweite Proposition: daß ein unregelmäßiges, doch bewaffnetes Volk in einer Empörung gegen ein wohl abgerichtetes, wohl disciplinirtes Heer den Sieg davontragen werde, gründet sich auf die entschiedene Ueberlegenheit der Mehrzahl oder der größern Massen in der neuern Kriegskunst über inhärente taktische Güte. Jedoch müßte die größere Zahl geschickt geleitet werden. Verwegen halte ich diesen Satz keineswegs, indem es vielmehr verdienstlich ist, die Gefahr anzuzeigen, damit man sie zu vermeiden wisse.

Eine Garnison muß in einer großen Stadt unterliegen, wenn die bewaffneten Einwohner über sie herfallen. Es ist dann für dieselbe nichts Besseres zu thun als hinauszugehen und zu bombardiren, oder ist es eine Festung, sich auf die Wälle zu verfügen und von daher zu kanoniren. In den Straßen einer Stadt ist jedes Militär verloren. Man schießt auf die Truppen aus den Fenstern, man wirft Steine von den Dächern herab; wie läßt es sich in den Gassen wol aushalten? Auf den freien, mit Häusern umgebenen Plätzen ist es nicht viel besser. Die Beispiele von Warschau und in Belgien im Jahr 1789 von Tournhout, Gent und Brüssel bestätigen dies hinlänglich.

Ein in Garnisonen zerstreutes Kriegsheer kann bei einer allgemeinen Empörung nicht miteinander communiciren. Rücken die Garnisonen aus, um sich zu vereinigen, so werden sie während des Marsches umringt, wenn das Land bedeckt ist, unaufhörlich füsilirt, und müssen sich ergeben. Jede isolirte Garnison ist ein Ganzes, das ohne Basis nicht anders als excentrisch operiren kann. Sie wird unaufhörlich durch Tirailliren geängstigt und muß der Uebermacht unterliegen.

Man wird einwenden, dies könne bei kleinen Besatzungen

wol geschehen, nicht aber bei Festungsgarnisonen, indem diese von den Wällen der Festung die Stadt beschießen können. Die Magazine der Kriegsbedürfnisse seien aber gewöhnlich in Festungen. Vorerst indessen pflegen die größten Niederlagen von dergleichen in der Hauptstadt zu sein und da diese gewöhnlich die am meisten bevölkerte und sehr selten eine Festung ist, so fallen durch eine Empörung diese Kriegsbedürfnisse dem Volke in die Hände. Die Festungen aber, in welchen die Garnisonen noch ferner den Meister spielen, können durch das aufgestandene Volk eingeschlossen und durch Hunger zur Uebergabe gezwungen werden. Der größte Theil eines stehenden Heeres ist aber im Lande in kleinen oder mittelmäßigen Besatzungen zerstreut und wird mit diesen aufgerieben.

3) Bei den Alten, wo die Kriegszucht, die mehre Tapferkeit, die größere Geschwindigkeit immer den Sieg auf ihre Seite bringen mußten, konnte die größere Zahl gegen die kleinere nichts ausrichten, wenn diese obige Eigenschaften in größerm Maße besaß. Das Geschoß wirkte damals nicht so viel wie gegenwärtig und durch Schießen kann ein Schwacher einen Starken, ein Feiger einen Tapfern, ein Ungeschickter einen Geschickten dahin strecken. Nur die Mehrzahl der Schußlinien, d. h. die Anzahl der Schießenden, wenn sie so geordnet ist, daß sie schießen kann, muß früh oder spät entscheiden. Bei den Alten aber, wo ein Gefecht größtentheils Handgemenge war, entschieden die individuellen Eigenschaften der Streiter. Die Schwäche der Flanken bei den Neuern muß auch das Gefecht zum Vortheil der Umzingelnden entscheiden; die großen Bedürfnisse derselben, welche sie abhängig von den Magazinen machen, ebenfalls. Dies ist schon im Vorhergehenden bewiesen worden. Diese Ordnung der Dinge also begünstigt ein Volk, welches gegen ein stehendes Heer sich auflehnt, vorausgesetzt nur, das Volk sei bewaffnet und geschickt geleitet. Es ist klar, daß ein Volk sich nie empört, wenn nicht Bedrückungen dasselbe dazu zwingen und daß eine solche Explosion nie statthaben kann, so lange man sich in den Schranken der Gerechtigkeit und Mäßigung erhält. Werden diese überschritten,

so läßt die Natur des neuern Kriegs den Sieg sich auf die Seite der Freiheit hinneigen. Die neueste Geschichte liefert hiervon den anschaulichsten Beweis. Es war aber nöthig, die Ursachen ans Licht zu bringen.

Es scheint, als wisse man dies sehr wohl; denn woher sonst die Abneigung, die man hat, ein Volk zu bewaffnen? Indessen ist man in gewissen Staaten dazu gezwungen worden, weil man die Nothwendigkeit einer großen Zahl Soldaten wohl einsah und daher das Volk in Masse bewaffnen mußte.

Sechster Abschnitt.

Aus dem Grundsatz der Basis mit seinen Folgen fließt ein zukünftiger immerwährender Friede.

1) Wenn ein jeder Staat sich bis zu seinen natürlichen Grenzen früher oder später ausdehnen wird, wenn es unnütz und gefährlich ist, über diese hinaus zu operiren, so muß aus dieser Ordnung der Dinge ein ununterbrochener Friede sich von selbst ergeben.

Man müßte eine unbegreifliche Verblendung bei den Menschen voraussetzen, wenn man glauben wollte, daß sie sich dessenungeachtet noch immer befehden würden. Denn warum führt man noch immer Krieg? Um sich durch Eroberungen zu vergrößern. Wenn nun die Erfahrung die Unmöglichkeit darthut, diesen Zweck zu erreichen, wird man dann nicht aufhören zu kriegen? Einige Mächte führen auch Krieg, weil sie sich noch nicht bis zu ihren natürlichen Grenzen ausgedehnt haben und sich noch vergrößern müssen, um andern widerstehen zu können, indem sie wohl wissen, daß überlegenen Massen, wenn man nicht durch natürliche Hindernisse beschützt wird, nicht zu widerstehen ist.

Je geschwinder also Europa unter verschiedene, durch natürliche Grenzen eingeschlossene Mächte vertheilt sein wird, um desto eher wird der Zustand des ewigen Friedens eintreten. Zu wün-

schen wäre also, daß eine solche heilsame Operation auf das baldigste vollbracht sein möchte.

2) Sind die Staaten bis zu ihren natürlichen Grenzen ausgedehnt, hat man erst durch einige fruchtlose Experimente herausgebracht, daß jenseit dieser Grenzen nichts mit Erfolg zu unternehmen sei, dann wird kein Vorwand mehr vorhanden sein, so große stehende Heere zu unterhalten, die alsdann allenthalben sein werden, was eigentlich ihre Bestimmung ist und was sie in China und der Reichsstadt Hamburg sind, nämlich Polizeiwachen und Nachtwächter des Staats.

Regierungen, welche dessenungeachtet die große Zahl ihrer Söldner beibehalten wollten, würden beweisen, daß sie die Feinde ihrer Völker sind, von welchen sie, ihrer Bedrückungen halber, Aufstände besorgen.

Das physische Wohlsein der Menschen wird durch einen ununterbrochenen Frieden einen großen Zuwachs erhalten; denn der Krieg ist der gefräßigste Verzehrer der Elemente des Daseins. Die Zahl der Producenten wird durch ihn vermindert, die Productenmasse folglich auch. Nichtig wäre der Einwurf, bei ungestörtem Frieden sei Uebervölkerung zu besorgen. Je mehr Menschen, desto mehr Producte und in einem entvölkerten Lande läuft man Gefahr zu verhungern aus Mangel an Essern.

Von diesem Uebervölkerungspunkte sind wir in unserm menschenarmen, ja ich wiederhole es, in unserm sehr schwach bevölkerten Europa noch unendlich weit entfernt. Noch sind Wüsten, welche die Hand des Arbeitsamen erwarten. Daß es so schwer für die größte Zahl ist zu leben, daß sie elend lebt, rührt von Ursachen her, die hier nur anzuzeigen wol nicht der Ort sein möchte. Nur zwei Bemerkungen erlaube man mir. Für jeden Menschen, falls getheilt würde, ist noch weit mehr Raum da, als er möglicher Weise je würde cultiviren können und als er zu seinem Unterhalt braucht. Ferner ein Garten producirt weit mehr als ein Feld von gleicher Fläche, und die Production steigt durch Intensität der Cultur in einer Progression, welche diejenige der Extension weit hinter sich zurückläßt; so wie ein Tiefdenker, der

einen Gegenstand betrachtet, weit mehr Begriffe entwickelt als ein Oberflächler, der mehre zugleich umfaßt.

3) Die Moral gewinnt durch die Abwesenheit des Kriegs, dieser Pest der Sitten. Nicht allein will ich hier anführen, wie die Gewohnheit, zu rauben und zu morden, die Menschen zu wilden Bestien herabwürdigen muß, wie fühllos der tägliche Anblick der Greuel des Kriegs auch die Bessern macht, sondern man bedenke auch die abscheulichen Bereicherungsmittel, welche der Krieg an die Hand gibt, durch Diebstahl, nicht allein an dem Staate verübt, sondern auch an den Verwundeten und Kranken, die man in langsamen Martern umkommen läßt, um durch Vorenthaltung der ihnen zugedachten Hülfsmittel sich zu bereichern. Reichthum, welcher nur die Belohnung des gemeinnützigen Staatsbürgers sein sollte, wird also durch den Krieg den abscheulichsten Ungeheuern zu Theil.

Der Irrthum, die Wissenschaft nicht sowol des Mordes als des Raubes, d. h. der Krieg, führe vor allem Andern in den Tempel der Unsterblichkeit, muß durch einen immerwährenden Frieden dahin schwinden; nicht allein aber durch die Abwesenheit des Kriegs, sondern auch durch die allgemeine Bekanntschaft mit den Grundsätzen desselben. Denn der Kriegskundigen wird es alsdann so Viele geben, daß man es nicht mehr für so sehr wichtig halten wird, in der Phalanx derselben zu glänzen. Allein auch wenn die Erfahrung bewiesen haben wird, daß die Kunst gegen den Druck überlegener physischer Massen nichts vermag, wird die Achtung vor derselben sehr geschwind sinken.

Die Wissenschaft des Raubes und nicht, wie bisher geschehen, des Mordes, nenne ich den Krieg, weil sein Object, es sei denn in einem gerechten Vertheidigungskriege, Eroberung oder Länderraub ist, der Mord aber nur Mittel zum Zweck. Es scheint, als ob man bei dem Morden etwas Edleres fand; denn man hat nie gestehen wollen, daß Rauben der Zweck des Kriegs sei; man hat ganz dreist gesagt, der Mord sei es. Dem ist nicht also. Krieg ist der Diebstahl im Großen, den man im Kleinen mit dem Strange bestraft, im Großen aber mit dichterischem

Weihrauch, Lorberkränzen, Bildsäulen, Tempeln u. s. w. belohnt.

Es mag wol sein, daß ein Karl XII., ein Alexander der Große und Andere den Krieg nicht aus Raublust, sondern aus Neigung zum Morde getrieben haben, denn es scheint, als wenn sie den Krieg um seiner selbst willen liebten, ihn als Zweck, nicht als Mittel betrachteten. Bei den Meisten aber war die andere Neigung, der wir hier doch einiges Bedenken tragen, den wahren Namen beizulegen, die herrschende.

Die Verderbtheit der Menschen erzeugte den Krieg. Der Krieg seinerseits unterhält und vermehrt die Verderbtheit. Diese beiden Verbündeten gehen Hand in Hand. Der Untergang eines von beiden zieht den andern mit in den Abgrund. So heilsam ist also die Folge des immerwährenden Friedens, diesen aber werden wir dem neuern Kriegssysteme zu danken haben. Dies ist wieder aus der Erfindung des Pulvers herzuleiten, welche man so oft, aber sehr mit Unrecht, als eine Geißel der Menschheit verflucht hat.

4) Der in dieser Schrift entwickelte Grundsatz der Basis ist eine Folge der Erfindung des Pulvers, und der dauernde Friede eine Folge des erkannten und durch die Erfahrung bestätigten Grundsatzes der Basis.

Als Kunst betrachtet, aber als zerstörende Kunst, war die Kriegskunst der Alten der neuern unendlich überlegen, weil physische Massen gegen sie nichts vermochten. An wohlthätigen Folgen läßt die neuere die alte Kriegsart zurück und erstere ist vortrefflich im Verhältniß ihrer Schlechtigkeit.

Daß die neuere Kunst die Kriege weniger mörderisch macht, ist schon als wahr angenommen worden; daß aber der ununterbrochene Friede die heilsame Wirkung derselben sein möchte, hat man noch nie behauptet und ich glaube es bewiesen zu haben.

Wie konnte es natürliche Grenzen für ein römisches Heer geben, welches ohne Basis, ohne Operationslinie fortschreiten konnte? Was vermochte die größere Zahl gegen dasselbe bei einer

Art zu fechten, wo inhärente Vortrefflichkeit der Truppen einzig den Sieg errang?

Daher konnte man damals die Welt bezwingen, statt daß jetzt die Bilanz der Mächte das heilsame Resultat des neuern Kriegssystems sein muß.

Es ist also leicht zu begreifen, wie wenig eine Entmodernisirung des neuern Kriegssystems, falls sie möglich wäre, das Beste der Menschheit befördern würde. Allein glücklicherweise setzen sich derselben unübersteigliche Hindernisse entgegen. Im Gegentheil entfernt sich das neuere System, je mehr es ausgebildet wird, immer mehr von dem alten. Die ganze Geschichte seit Erfindung des Pulvers zeigt uns einen solchen Fortschritt und seit dieser Epoche ist die Kriegskunst als Kunst immer schwächer geworden, indem sie immer weniger fähig wird, die Umstände zu besiegen und immer abhängiger von ihnen.

5) Ueberwundene Schwierigkeiten hat man, wie bei allen andern, so auch bei kriegerischen Operationen stets als das Kennzeichen des Genies in dem Besieger dieser Schwierigkeiten betrachtet. Wie nun, wenn der mit solchen Waffen, wie sie die neuere Kriegskunst an die Hand gibt, unüberwindlichen Schwierigkeiten immer mehr werden müssen und zwar in dem Verhältniß, als diese Kriegskunst selbst ausgebildet wird? Wird dann die Sphäre des Genies nicht immer mehr beengt werden, sodaß es nicht der Mühe lohnt, seine Talente einem so undankbaren Fache zu widmen und man sie lieber auf gemeinnützige Gegenstände anwenden wird?

Durch seine Ausbildung aber wird das neuere Kriegssystem immer schwächer, werden der nicht zu überwindenden Schwierigkeiten immer mehr, weil es die Eigenschaft in sich trägt, sich selbst zerstören zu müssen.

Der Krieg wird endlich nicht mehr Kunst sein, er wird blos Wissenschaft werden; denn Kunst ist die Anwendung der Wissenschaft. Wissenschaft ist blos im Verstande, Kunst steigt aus dem Verstande in die Sphäre der Activität herab. Kunst ist die Anwendung der Wissenschaft. Kunst ist Alles, was gut oder

schlecht gemacht werden kann. Die Prädicate gut oder schlecht lassen sich nicht auf den Begriff der Wissenschaft ausdehnen. Man weiß sie oder man weiß sie nicht. Wahr oder falsch läßt sich von Wissenschaft sagen. Gut oder schlecht von Kunst.

Je mehr nun das Gebiet der Kriegskunst eingeengt wird durch Umstände oder Schwierigkeiten, für sie unüberwindlich, desto mehr erweitert sich dasjenige der Kriegswissenschaft, welche zuletzt in ihrer größten Ausdehnung das Mögliche und Unmögliche in dieser Kunst ganz lehren wird. Dann läßt sich die Anwendung von Jedermann erlernen, dann wird eigentlich Kunst selbst Wissenschaft. Was nun ein Jeder lernen kann, dadurch kann man sich nicht vor Andern auszeichnen. Folglich fällt das Streben nach kriegerischem Ruhme weg, und auch dies befördert den ununterbrochenen Frieden.

Siebenter Abschnitt.

Resultat.

Wenn wir nun Alles zusammenfassen, was in den vorigen Untersuchungen als nothwendige Folgerung aus dem Grundsatz der Basis erwiesen worden, nämlich: „daß die Massen und nicht höhere Vortrefflichkeit der Truppen in den neuern Kriegen entscheiden; daß, weil ferner kleine Reiche nicht mehr die großen bezwingen können, Europa unter verschiedene große Mächte werde zertheilt werden, die sich eine jede nur bis zu ihren natürlichen Grenzen ausdehnen werden, jenseit welcher offensive Operationen nicht mehr gelingen können, innerhalb welcher dagegen ein Vertheidigungskrieg leicht und glücklich sein muß; daß, da die größere Zahl entscheidet, ein bewaffnetes Volk ein geübtes Heer besiegen könne; daß ein immerwährender Friede aus diesem Allem folge," — so ergibt sich als Resultat, „daß aus der Nothwendigkeit einer Basis der Operationslinien das künftige Heil der Menschheit folge."

Diese Nothwendigkeit zuerst erwiesen zu haben, muß ein verdienstliches Werk sein.

Nun wollen wir zur Anwendung des Grundsatzes der Basis auf geschehene und zukünftig etwa mögliche Kriegsvorfälle schreiten.

Dritte Abtheilung.

Anwendung des Grundsatzes der Basis auf geschehene und etwa in Zukunft mögliche Kriegsbegebenheiten.

Erster Abschnitt.

Von dem Zeitpunkt, in welchem der Grundsatz der Basis sich zu entwickeln anfängt.

1) Schon oft ist in dieser Schrift gesagt worden, daß die kriegerischen Operationen der Alten keiner Basis bedurften. Ein römisches Heer war ein selbständiger Körper, von allen äußern Dingen im hohen Grade unabhängig, weil die Quellen seiner Fortdauer für eine beträchtliche Zeit in ihm selbst lagen. Römische Heere waren wandelnde Magazine. Im Vertrauen auf überlegene moralische und physische Kraft, Geschicklichkeit und bessere Waffen der Besiegung jedes sich ihnen gegenüberstellenden Feindes gewiß, achteten sie nicht der Umzingelungen.

Von den Griechen läßt sich dies zwar nicht im gleichen Grade sagen; allein die Kleinheit ihrer Heere, die geringe Zahl ihrer Reiterei und vielleicht auch ihre Mäßigkeit machte sie unabhängig von Magazinen. Die orientalischen Völker hatten fast gar keine Reiterei und wenn einige, z. B. die Parther, fast ausschließend zu Pferde fochten, so war es leichte Reiterei, die in stets grünen Ebenen keiner Futteranhäufungen bedurfte, sowie noch jetzt die Tataren ohne Magazine subsistiren können, weil ihre verheerenden Feldzüge oder vielmehr Streifereien von kurzer Dauer sind.

2) Die Zerstörer der römischen Macht erschienen entweder als leichte tatarische Reiterei oder, wie die germanischen Völker, Franken und andere, fast ohne alle Cavalerie. Auch sie bedurften keiner Magazine, keiner Operationslinie, folglich keiner Basis derselben.

In dem nachfolgenden Mittelalter artete der Krieg in Räubereien durch kleine Parteien zu Pferde aus, und die Tapferkeit bestand darin, auf einem geharnischten Kutschenpferde, selbst wie ein eisernes Kastell unverwundbar geharnischt, gegen die Lanzenstöße eines Gegners unerschütterlich fest sitzen zu bleiben. In den Kreuzzügen finden wir wieder zahlreiches Fußvolk, allein kein System der Subsistenz, weil man bei noch so zahlreichen Heeren kein schweres durch Pulver wirkendes Geschütz mitführte. Mohammed II. bediente sich zuerst nach Erfindung des Pulvers bei der Belagerung von Konstantinopel einer oder mehrer großer Kanonen. Man spricht aber, wenn ich mich recht erinnere, daß die Genueser schon vorher daraus schossen. Die Sache ist so wichtig eben nicht. Der erste Kurfürst von Brandenburg aus dem Hause Hohenzollern eroberte die Raubschlösser des widerspänstigen Adels durch eine Kanone. Alles Das ist ungefähr gleichzeitig. Aber wie lange dauerte es noch, bevor das Feuersystem nur einigermaßen vervollkommnet war? Die Türken scheinen zuerst darin einige Fortschritte gemacht zu haben, denn unter Soliman II. war ihr Fußvolk das beste in Europa. Sie sind aber nach diesen wenigen Fortschritten auf eben der geringen Stufe der Vollkommenheit verblieben oder gar wieder zurückgesunken.

3) Im Dreißigjährigen Kriege bestand noch ein Schwanken zwischen dem Feuersystem und dem alten, welchem Gustav Adolf durch seine Neuerungen keineswegs ein Ende machte. Dieser basirte sich nach seiner Landung in Pommern mit großer Consequenz und Umsicht, sowie mit klarer Einsicht in die Sache. Sonst ist in diesem sonderbaren Kriege wenig von regelmäßiger Basirung zu finden. Die Heere waren klein und lebten vom Plündern. Torstenson durchläuft Deutschland von einem Ende zum andern. Die Schweden sind bald am Rhein,

bald in Böhmen, bald in Niedersachsen. Weimar führt Krieg wie ein herumschweifender Abenteurer ohne bleibende Stätte; kein System, nichts Geordnetes, kein Zweck, kein Plan, allenthalben ein Chaos.

Die bewundernswürdigen Feldzüge von 1674 und 1675 sind die ersten der neuern Geschichte zu nennen. Vorher machten sich die Feldherren berühmt durch einzelne glänzende Kriegsthaten, wo sie überlegenes Genie entwickelten, die aber in der Kette der Begebenheiten als isolirt zu betrachten waren; die beiden Meister in der Kriegskunst, Montecuculi und Turenne, aber gaben der Welt zuerst das Beispiel eines planmäßigen, systematischen Feldzugs, ohne Fehler entworfen und ausgeführt.

4) Unter Ludwig XIV. wurde das Feuersystem beträchtlich vervollkommnet. Vauban schuf gleichsam die Belagerungstaktik. Die wichtigste Veränderung, aus welcher alle andern fließen, war die Abschaffung der Pike und die Einführung des Bayonnets, wodurch dem System der blanken Waffen der letzte Stoß versetzt und zu allen nachherigen Vervollkommnungen der erste Grund gelegt wurde. Dies ist eine der wichtigsten Epochen in der Geschichte der Kriegskunst. Damals entstand eigentlich erst das neuere System. Veränderung der Waffen muß eine Revolution in der Kriegskunst zur Folge haben.

Im Successionskriege findet man schon Spuren der Nothwendigkeit, sich zu basiren. Prinz Eugen und Marlborough eroberten Festungen, die zur Seite lagen, ehe sie vorrückten. So waren sie, als Landrecy belagert wurde, im Besitz von Lille, St.-Omer ꝛc.; jedoch noch nicht hinlänglich basirt, sonst würde der Vorfall von Denain nicht alle ihre Entwürfe vereitelt haben. Karl XII. dagegen wußte nichts von einer Basis. Seine kriegerische Laufbahn ist mit einem literarischen Werke zu vergleichen, dessen einzelne Theile, für sich betrachtet, schön, aber nicht in ein Ganzes verbunden und planmäßig geordnet sind. Seine Kriegsthaten sind ungestüme Excentricitäten eines militärischen Genies; seine Kriege aber planlose Ritterzüge eines Neulings. Seinem Düna-Uebergange, seiner Schlacht bei

Narwa, seinen Gefechten in Polen muß jeder Kenner Bewunderung zollen. Selbst die Begebenheit bei Bender verdient von Anführern kleiner Parteien studirt zu werden. Welche Hülfsquellen entwickelte er nicht bei Befestigung und Vertheidigung seines Hauses? Allein sein planloses Herumziehen und endlich sein Marsch in die Ukraine, auf Anrathen eines Kosacken, sind unter aller Kritik. In den Ebenen von Pultawa verlor er sein Heer, seinen Ruhm und sein Glück, weil er ohne Basis dorthin gegangen war.

5) Der Spanische Successionskrieg bildete ein militärisches Genie, welches mehr zur Ausbildung der Feuertaktik beigetragen hat als alle andern Feldherren, — Leopold von Dessau. Ohne ihn wäre Friedrich II., im militärischen Sinne, nie gewesen: Leopold ist folglich das vornehmste Werkzeug der wichtigsten Revolution in den Annalen der Welt, wenn wir die Folgen des neuern Kriegssystems betrachten; seine soviel wirkenden Erfindungen aber sind der eiserne Ladestock und der Gleichschritt.

Der eiserne Ladestock gab allein dem Kleingewehrfeuer eine Activität, die es wahrhaft furchtbar machen mußte; Folard, welcher ihn nicht kannte, spricht von dem Flintenschießen seiner Zeit nur mit Verachtung. Der Gleichschritt war ebenfalls auf die Vervollkommnung des Feuers berechnet; denn man mußte sich in langen Linien bewegen können, um ein wirksames Feuer zu haben. Die Römer kannten wahrscheinlich den Gleichschritt; ihr Soldatenschritt ist wol nichts Anderes gewesen als das Tritthalten der gegenwärtigen Infanterie. In den neuern Zeiten war dieser Schritt wie fast alles Andere wieder vergessen; der Fürst von Dessau suchte ihn nicht wieder hervor; denn er war wol zu ungelehrt, um etwas von der Kriegsart der Römer zu wissen, sondern erfand ihn. Die Abänderung der Stellung zu vier Gliedern in die andere, drei Mann hoch, war auch sein Werk. Alles Dieses verbesserte das Feuer in sehr hohem Grade. Friedrich II. hat die Schöpfung des Fürsten von Dessau vervollkommnet. Nach Friedrich II. ist vielleicht die Infanterietaktik noch mehr dem Geist

des neuern Kriegssystems analog modificirt worden; allein der Fürst von Dessau hat den Grund zu Allem gelegt.

6) Friedrich II. machte das von Leopold gebildete Fußvolk beweglicher, zugleich aber auch das Feuer unregelmäßiger. Die innere Kraft desselben wurde unter ihm vermindert und die Geschicklichkeit zu überflügeln vermehrt. Man sah sein Fußvolk in den Schlachten nicht mehr so regelmäßig pelotonweise feuern wie bei Mollwitz. Allein Colonnen geschwind zu entwickeln und dem Feinde die Flanke abzugewinnen, — Fertigkeiten, durch die er seine Schlachten gewann, das Alles lehrte Friedrich sein Fußvolk und das Alles brachte das neuere System seiner Reife immer näher.

Wenngleich das Tirailliren, wie ich glaube, am meisten im Geiste der neuern Art zu kriegen ist, wenn ein unregelmäßiges Fußvolksgefecht gleich den Scharmützeln der sogenannten leichten Infanterie am zweckmäßigsten ist, so mußte doch erst die Infanterietaktik in geschlossenen Linien zur Reife gebracht werden, ehe man zur allerneuesten Modification des Feuersystems übergehen konnte; überdies aber kann auch bei dieser die geschlossene Infanterietaktik nicht ganz entbehrt werden. Das System Friedrich's II. entwickelte das neueste und beide gründen sich auf die wichtigen Entdeckungen des Fürsten von Dessau.

In den beiden ersten Schlesischen Kriegen finden wir den Grundsatz der Basis weder entwickelt, noch von Friedrich II. befolgt. Friedrich begann seine kriegerische Laufbahn nicht so glänzend wie der Prinz von Condé, obgleich er nachher Letztern weit übertraf. Die Schlacht bei Mollwitz wurde gewonnen, sobald der König die Armee verlassen hatte; und zwar durch den eisernen Ladestock des Fürsten von Dessau. Der Gleichschritt mag auch wol etwas dazu beigetragen haben; denn das preußische Fußvolk blieb immer gerichtet und geschlossen und bewegte sich wie auf dem Uebungsplatze, was die Oesterreicher außer Fassung brachte. In der Schlacht bei Czaslau findet man schon mehr Disposition als bei Mollwitz und eine gewandtere Reiterei. Friedrich II. war der Schöpfer seiner Reiterei, nicht aber der sei-

nes Fußvolks, wie man irrig geglaubt hat. Die Cavalerie hat er unter allen Feldherren am meisten der Vollkommenheit nahe gebracht. Vor ihm bewegten sich die Schwadronen nur im Trabe und feuerten, statt den Säbel zu gebrauchen. Freilich hatte er vortreffliche Reiteroffiziere, wie die Generale Goltz und Seydlitz, welche unter seiner Leitung die Reiterei bildeten. Seydlitz war aber zu der Zeit, von welcher hier die Rede ist, noch nicht da. Gewiß ist, daß die preußische Cavalerie unter allen diejenige ist, welche große Bewegungen am vollkommensten zu machen weiß.

Uebrigens wurden im ersten Schlesischen Kriege eben keine Feldherrenkünste entwickelt. Friedrich II. tadelt in seiner Geschichte den Feldmarschall Schwerin, daß er hartnäckig darauf bestand, Oberschlesien zu decken und eine Verstärkung nur verlangte, um dies zu thun. Es ist aber wahrscheinlich, daß Schwerin zu der Zeit ein besserer General war als sein Herr und daß er vollkommen Recht hatte.

7) Im zweiten Schlesischen Kriege konnte Friedrich II. Böhmen, welches er gar schnell eroberte, wie er selbst schreibt, gegen die überlegene Geschicklichkeit des Marschalls Braun nicht erhalten. Indessen ist die Natur des Landes auch eine Ursache, daß es den Preußen immer sehr schwer sein wird, während des Winters in Böhmen zu bleiben.

Kein Fluß deckt die Kette der Winterquartiere und die Gebirge, welche Böhmen von Oesterreich trennen, sind nicht beträchtlich genug, um eine Vormauer zu bilden. Die Kette, welche etwa die Preußen in Böhmen ziehen wollten, ist zu kurz und wird durch alle Operationen von Mähren aus in den Rücken genommen. Daher müßten die Preußen zugleich auch Mähren und die darin gelegenen Festungen im Besitz haben, oder vielmehr, sie müßten bis zur Donau vorgedrungen sein, um Böhmen zu decken.

Hierzu kommt, daß Böhmen im Rücken der Preußen nach Sachsen und Schlesien hin größere Gebirge, beschwerlichere Defileen hat als gegen Oesterreich und Mähren. Dies unter-

bricht die Gemeinschaft und verzögert die Ankunft der Transporte. Endlich muß man bedenken, daß die Preußen in Böhmen sehr weit von und die Oesterreicher sehr nahe an dem Mittelpunkte ihrer Macht sind, daß Letztere folglich in kürzerer Zeit mehr Massen versammeln, die Preußen daher zurückdrücken können.

Die Oesterreicher drangen 1745 sogar bis in die Ebene von Schlesien vor, wohin sie Friedrich, der Ueberlegenheit seiner Truppen in den Schlachten gewiß, sehr geschickt zu locken wußte. In der Schlacht von Friedberg entwickelte der König zuerst das System der schrägen Linie. Zum Gewinn dieser Schlacht trug, abgesehen von der guten Disposition, die außerordentliche Tapferkeit der Truppen wohl das Meiste bei. Ein Dragonerregiment erbeutete 70 Fahnen.

In der Schlacht bei Sorr fand sich Friedrich II. in seinem Lager überfallen. Die außerordentliche Schnelligkeit, mit welcher die Reiterei sich formirte, die Geistesgegenwart und Geschicklichkeit des Generals Goltz, welcher mit dieser Reiterei den überflügelnden Feind über den Haufen warf, retteten das preußische Heer vom Untergange. Freilich war letzterer unvermeidlich, wenn der Prinz Karl, statt stehen zu bleiben und zu kanoniren, sogleich mit größter Schnelligkeit angegriffen hätte. Die Anlage zu diesem Ueberfall von Seiten des Prinzen Karl war meisterhaft, die Ausführung aber desto schlechter. Diese Schlacht beweist übrigens, bis zu welchem hohen Grade der Vortrefflichkeit Friedrich II. im zweiten Schlesischen Kriege seine Reiterei schon ausgebildet hatte.

Die Schlacht von Kesselsdorf gewann der Fürst von Dessau durch eine geschickte Bewegung, indem er durch einen verstellten Rückzug seiner Infanterie die Sachsen aus ihren Verschanzungen lockte, die dann durch Reiterei in die Flanke genommen und niedergehauen wurden.

In diesem zweiten Schlesischen Kriege sieht man den Grundsatz der Basis noch nicht entwickelt.

8) Der Siebenjährige Krieg ist die Epoche der Entwickelung dieses wichtigen Grundsatzes. Diese merkwürdigste aller

Fehden neuerer Zeit, wenn es der gegenwärtige Revolutionskrieg nicht noch mehr ist, bildete das Feuersystem in einem sehr hohen Grade aus. Denn die in demselben gemachten Erfahrungen gaben zur nachfolgenden Verbesserung der Taktik Anlaß. In dem Zeitraum zwischen dem zweiten Schlesischen und diesem Kriege war das militärische Genie Friedrich's II. durch Nachdenken zur Reife gebracht. In den beiden ersten Kriegen erschien er nicht als großer Feldherr; im Siebenjährigen trat er sogleich als Meister auf.

Die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war überhaupt merkwürdig durch verschiedene wichtige Begebenheiten, welche nachherige Revolutionen begründeten; hier ist nur von derjenigen in der Kriegskunst zu handeln. D'Alembert bemerkt, daß die Mitte jedes Jahrhunderts durch große Begebenheiten bezeichnet worden ist.

Der Siebenjährige Krieg ist also meines Erachtens der Zeitpunkt, in welchem der Grundsatz der Basis anfängt, sich klar zu entwickeln. Friedrich ist der Urheber dieser Revolution in der Kriegskunst; denn er brachte das Feuersystem seiner Vollkommenheit näher. Freilich gründeten seine Neuerungen sich auf die obengenannten Entdeckungen des Fürsten von Dessau. Aus der Vervollkommnung der Feuertaktik folgte die Nothwendigkeit, sich auszudehnen, folglich Vergrößerung der Armeen; aus der erkannten Schwäche des Fußvolks Vermehrung der Reiterei; Vermehrung der Artillerie. Mit dem Allen wuchsen die Bedürfnisse der Heere, große Magazine wurden nothwendig und man konnte nicht mehr ohne Basirung Krieg führen.

Zweiter Abschnitt.

Feldzug von 1756.

1) Sachsen mußte König Friedrich in Besitz nehmen, um Böhmen mit Erfolg angreifen zu können; die Sachsen mußte er zu Grunde richten, ehe durch sie die Oesterreicher verstärkt

werden konnten. Beides vollbrachte er mit solcher Schnelligkeit und durch eine so geschickte Operation, daß die Feldzüge Cäsar's selbst uns nichts so Glänzendes darstellen. Die Direction der drei Colonnen, mit welchen er Sachsen umfaßte, ist eben, weil er das that, ein Meisterstück seiner Kriegskunst; sie machte es den sächsischen Truppen unmöglich, in ihrem Lande eine Stellung zu nehmen, wenn sie nicht von Böhmen abgeschnitten und gefangen werden wollten. Da sie nun in ihrem Lande eine Stellung wählten, statt, wie sie es hätten thun sollen, in der größten Eile nach Böhmen zu gehen, so wurden sie abgeschnitten und gefangen. Die Schnelligkeit des Königs aber war so groß, daß selbst die Flucht nach Böhmen für sie unmöglich geworden wäre.

2) Der Herr von Tempelhoff widerlegt den General Lloyd in seiner vortrefflichen Anmerkung zu des Letztern Geschichte dieses Feldzugs sehr gründlich, wenn dieser so scharfsinnige Beurtheiler der Kriegsbegebenheiten, durch seine lebhafte Einbildungskraft hingerissen, den König tadelt, nicht sogleich mit seiner Armee aus Sachsen durch Böhmen bis an die Donau gerannt zu sein. General Tempelhoff zeigt, daß der König mit höchstens 66,000 M. mindestens 70,000 Oesterreicher aus Böhmen bis über die Donau hätte treiben müssen, aus Böhmen, wo die ganze Natur der Dinge den Preußen so sehr entgegensteht. Er zeigt, daß diese 70,000 M., durch die schon im Marsch begriffenen Regimenter aus den Niederlanden, Italien und Ungarn verstärkt, die geschwächte preußische Armee von der Donau bis nach Sachsen zurückdrücken mußten; und welch ein Rückzug durch Böhmen im Winter! Währenddessen konnten die Sachsen, 15,000 M. stark, welche sich in ihrem Lande, wenn sie nicht eingeschlossen waren, noch täglich verstärken konnten, und die General Lloyd nur durch 20,000 M. beobachten läßt, eine fürchterliche Diversion in den Rücken der Preußen machen und diesen dasselbe Schicksal bereiten, welches sie selbst erlitten.

3) General Lloyd kennt nicht die Theorie der Operationslinien, die überhaupt von allen Kriegsschriftstellern zuerst General Tempelhoff entwickelt hat. Dem General Lloyd sind die Berech-

Digitized by Google

nungen fremd, wie weit man sich in einer gegebenen Zeit von seinem Magazine entfernen kann, ohne die Subsistenz zu verlieren. Daher das Gigantische seiner Operationsplane, welche, obwol sie der Einbildungskraft einen weiten Schauplatz kriegerischer Activität darstellen, dennoch die kalte Prüfung des militärischen Calculs nicht aushalten. General Tempelhoff bemerkt also ganz richtig, Lloyd hätte ebenso gut behaupten können, der König würde im Stande gewesen sein, ein Corps durch die Ukraine nach Moskau von den Ufern der Donau zu schicken, als er ihn von der Donau nach deren Quellen und dann nach Ungarn detachiren läßt, um die Franzosen und Ungarn im Zaume zu halten. Nur auf dem Papier sind dergleichen Riesenschritte möglich, sagt Herr von Tempelhoff sehr richtig.

Der Tadel des Generals Lloyd trifft also den König Friedrich nicht. Es war im Gegentheil sehr weise, daß er sich nicht zu weit von Sachsen entfernte, so lange die sächsischen Truppen noch nicht gefangen waren. Die Vorrückung des Feldmarschalls Schwerin bis an die Elbe bei Königsgrätz war sehr nützlich, die Aufmerksamkeit der Oesterreicher zu theilen. Nach der Gefangennehmung der Sachsen hätte König Friedrich mit gesammter Macht in Böhmen einbrechen können, wenn der Winter ihn nicht daran verhindert hätte. Ueberdies konnte diese Zeit der Ruhe dazu angewendet werden, die Armee durch die aus Sachsen gezogenen Hülfsquellen zu verstärken. Alles scheint daher meisterhaft in diesem Feldzuge, selbst die Schlacht bei Lowositz ist tadellos, wenn man alle Umstände in Erwägung zieht. Wenn demnach Friedrich II. beim Anfange seines ersten Kriegs sich als ein wenig versprechender Schüler betrug, so zeigte er sich bei demjenigen seines dritten als vollkommenen Meister in der Kriegskunst.

Dritter Abschnitt.

Feldzug von 1757.

1) Böhmen wird von Sachsen, der Lausitz und Schlesien umfaßt; seine Grenze macht gegen diese Länder einen ausgehenden

Bogen. Man kann sie füglich in ein Dreieck bringen, dessen Basis, der 50. Grad der Breite, soweit er Böhmen durchschneidet, ungefähr 40 bis 45 deutsche Meilen lang ist, dessen Schenkel gegen die Lausitz in einem Winkel von beinahe 90 Grad zusammenstoßen.

Hieraus folgt, daß alle Operationen der Oesterreicher gegen die Preußen von Böhmen aus excentrisch sind, folglich nicht gelingen können; ich sage gegen die Preußen, denn ich setze voraus, daß diese in jedem Kriege mit Oesterreich Sachsen besetzen werden. (I, 4.)

Je näher an dem ausspringenden Winkel die österreichischen Operationen aus Böhmen hervorgehen, desto weniger sind sie basirt (I, 3). Da nun die Grenze Böhmens gegen die Lausitz eben der ausspringende Winkel ist, so möchte ich es wol wagen, der Meinung des Generals Lloyd zu widersprechen: daß durch die Lausitz die Oesterreicher ihre Operationen gegen das Haus Brandenburg am ehesten betreiben können. Freilich wären sie dann gegen das Herz der preußischen Monarchie gerichtet, aber sie werden dies Herz nicht erreichen. Denn bei kriegerischen Operationen muß man nicht blos den Druck, sondern auch den Gegendruck berechnen. Man marschirt durch die Lausitz nach Berlin, wenn sich Niemand widersetzt; geschieht aber Letzteres, so wird man abgeschnitten oder muß wieder nach Böhmen zurückeilen, noch ehe man sonderlich weit gekommen.

Um bis Berlin vorzudringen, muß man Meister der Elbe bis Dessau herunter sein, folglich auch von Dresden. Auf der andern Seite muß man nothwendig Glogau vorher erobert haben. Trotzdem kann man sich nicht in Berlin erhalten, wenn man nicht im Besitze von Magdeburg ist.

General Lloyd bringt überhaupt bei seinen Entwürfen nicht genügend in Anschlag, was die Feinde ihrerseits dagegen unternehmen können.

2) Aus der Gestalt der böhmischen Grenzen folgt ferner, daß die Operationen der Oesterreicher am meisten basirt sind, wenn sie so ungefähr aus der Mitte eines der Schenkel des Drei-

ecks hervorgehen, also ungefähr gegen die Mitte von Schlesien und Sachsen gerichtet sind.

Allein gegen Schlesien machen nicht allein die Gebirge, in deren Besitz die Preußen sind, sondern auch die gleich einem Bastion, das die Grenzen Schlesiens gegen Böhmen bestreicht, hervorspringende Grafschaft Glatz, mit der unbezwingbaren Festung Glatz beinahe unübersteigliche Hindernisse, und während die Oesterreicher Schlesien angreifen, können die Preußen von Sachsen her in Böhmen einfallen und den nach Schlesien Operirenden in den Rücken kommen. Operiren aber die Oesterreicher zugleich offensiv gegen Sachsen, so beginnen sie divergente Operationen, die nicht gelingen können, wie aus der Macht folgt, die ihnen Preußen entgegensetzen kann.

Hieraus ergibt sich also, daß die Preußen mit großem Vortheil offensive Operationen gegen Böhmen betreiben können; oder vielmehr, daß der Theil von Böhmen nördlich des 50. Breitengrades gar nicht gegen Preußen vertheidigt werden kann, wenn dies seine Macht auf Böhmen concentrirt. Daß die Preußen sich trotzdem den Winter über nicht in Böhmen halten können, habe ich schon gesagt. Aber das ist etwas ganz Anderes.

Eine bei Königsgrätz hinter der Elbe stehende österreichische Armee hat zwar eine in Front unangreifbare Position, allein kann sie nicht durch Manöver auf ihrer rechten Flanke und auch auf ihrer linken, — wenn dort etwas über die Elbe geht, gezwungen werden, diese Stellung zu verlassen? Geschieht das Manöver auf der rechten Flanke, so versteht es sich, daß ein etwa in Mähren sich befindendes Corps durch ein anderes preußisches beschäftigt werden muß.

Jedoch gestehe ich, daß diese Manöver auf den Flanken einer bei Königsgrätz postirten Armee schwer sind und vielleicht ihre Absicht verfehlen könnten, wenn jene ihre Subsistenz aus Prag zieht. Allein durch die Operationen von Sachsen her wird diese Stellung schon in den Rücken genommen und muß daher verlassen werden.

Südwärts des 50. Breitengrades ist der Vortheil bei den

Operationen ebenso auf Seiten der Oesterreicher wie nordwärts desselben auf Seiten der Preußen, nicht blos weil erstere dort den Quellen ihrer Macht näher sind, sondern auch, weil ihre Grenzen, nämlich die von Mähren, Oesterreich und der Oberpfalz, in der sie immer werden thun können was sie wollen, Böhmen umschließen, weil daher die Preußen, wenn sie dort vorwärts gegen die Donau operiren, sich immer mehr der Gefahr aussetzen, umfaßt, folglich abgeschnitten zu werden.

3) Der 50. Breitegrad ist somit die Scheidelinie für die Operationsvortheile der Preußen einerseits, der Oesterreicher andererseits bei dem Kriege in Böhmen. Alle Stellungen nördlich dieser Linie sind gegen einen Einbruch der Preußen nicht haltbar. Sogar Festungen an den Plätzen, welche General Lloyd angibt, möchten wol erobert werden, wenn sie nicht so stark sind, daß sie sich sechs Monate halten können. Für die Preußen ist es unmöglich, sich den Winter über in Böhmen zu erhalten, so lange dies offenes Land ist. Werden aber an der sächsischen und schlesischen Grenze von den Oesterreichern Festungen angelegt und dann von den Preußen erobert, so könnten die letztern allerdings festen Fuß in Böhmen fassen, wenn die Festungen so stark sind, daß die Oesterreicher sie während des Winters nicht zurückzuerobern vermögen. Die Festung, welche General Lloyd bei Friedland angelegt wissen will, würde, da sie in dem vorspringenden Winkel liegt, durch Eroberung der übrigen den Preußen in die Hände fallen, indem sie dadurch ganz abgeschnitten wird. Bis zu ihrer Uebergabe dürfte sie nur durch ein kleines Corps beobachtet werden.

4) Allein Böhmen kann allerdings durch die Oesterreicher vertheidigt werden und zwar mittels einer offensiven Diversion aus Mähren nach Schlesien, gegen Neisse und Kosel; gegen beide Festungen zugleich, wenn man stark genug ist, gegen Neisse allein, wenn man nicht stark genug ist. Die Grenze zwischen Oberschlesien und Mähren ist so ziemlich gerade, kein Theil hat dort gegen den andern viele Vortheile. Doch müssen die Oesterreicher eine Colonne gegen Glatz stehen lassen, wenn sie

auf Neisse operiren, um den Rücken, d. h. die Gemeinschaft mit Olmütz und die linke Flanke zu decken; denn der vorspringende Bogen, welchen die Grafschaft Glatz macht und die starke Festung Glatz mitten inne sind auch auf dieser Seite den Preußen vortheilhaft. Indessen ist doch gegen Oberschlesien, wo auch das Gebirge in den Händen der Oesterreicher ist, noch am ersten etwas für diese zu unternehmen, und die Eroberung von Schlesien müssen sie mit derjenigen von Neisse und Kosel beginnen, Glatz und Schweidnitz aber nur beschäftigen, und nach der Einnahme von Neisse und Kosel die Oder hinab operiren, Brieg und Breslau wegnehmen und dann erst Schweidnitz angreifen. Daß ihnen auf diesem Wege Schlesien in die Hände fallen würde, behaupte ich keineswegs, ich zweifle vielmehr sehr daran, ich sage nur, es sei auf diese Art noch am ersten möglich, anders aber gar nicht.

Von Krakau her ließe sich gegen Kosel allerdings eine vortheilhafte Diversion von den Oesterreichern machen, allein in der Periode, von der ich jetzt rede, konnte so etwas nicht stattfinden.

5) Die Oesterreicher sind also nicht zu tadeln, daß sie 1757 ein Corps von 20,000 Mann in Mähren stehen ließen, sondern daß sie kein größeres dort hatten, daß sie nicht mit dem größten Theil ihrer Macht von dort aus eine offensive Operation gegen Neisse und Kosel machten, während der König von Preußen in Böhmen vordrang. Es ist wol als Grundsatz aufzustellen, daß man eine offensive Diversion an dem einen Orte mache, wenn der Feind am andern angreift. Wo man angegriffen wird, muß man dann nachgeben; bloße passive Vertheidigung ist immer nachtheilig. Die Massen erhalten nur durch einen Stoß vorwärts ihre Wirksamkeit.

Demzufolge mußten die Oesterreicher in Böhmen davonlaufen, während sie von Mähren aus vordrangen. Sie mußten ihren linken Flügel, Alles was in Böhmen stand, hinter den 50. Breitengrad zurückwerfen, jedoch immer mit ihrer Arrièregarde den Vortrab der Preußen beschäftigen, um nicht letztere durch eine zu schnelle Flucht mistrauisch und behutsam zu machen, sie vielmehr immer weiter zu locken; währenddeß mußten sie mit

ihrem rechten Flügel aus Mähren vorgehen, so auf die Strategie die Gebräuche der Taktik übertragen. Prag mußten sie räumen; bei dem nachherigen Rückzug würden die Preußen es doch wieder verlassen haben.

Während des Rückzugs in Böhmen mußten in Wien alle Kräfte aufgeboten werden, um die böhmische Armee zu verstärken, damit sie bei dem vorauszusehenden Rückzug der Preußen nachdrücklich verfolgen konnte, ohne daß es nöthig sei, deshalb die aus Mähren vordringende Armee zu schwächen. Freilich ist zu vermuthen, daß ein so kluger Feldherr wie König Friedrich seine Unternehmungen in Böhmen auf die Nachricht des Angriffs auf Neisse gar bald würde eingestellt haben, um letzterer Festung zu Hülfe zu eilen. Aber dann war er ja eben in den Defensivkrieg zurückgeworfen.

6) Die Oesterreicher machten also zwei Fehler: erstens, daß sie ihre Armee in Böhmen zusammengepreßt ließen, ihre Kräfte nicht entwickelten; zweitens, daß sie passiv vertheidigend gingen, ohne irgendwo anzugreifen. Alles, was General Lloyd vorschlägt, um die Defiléen von Böhmen zu stopfen, würde ebenfalls gegen den meisterhaft berechneten Einbruch König Friedrich's II. in vier Colonnen zu nichts geführt haben. Dieser Einbruch war nach den Regeln der Basis. Vier Colonnen brachen zugleich ein, welches unendlich besser ist als mit einer sehr starken irgendwo einzufallen, anderwärts aber Corps stehen zu lassen, die sich blos vertheidigend verhalten, um die Diversionen des Feindes auf den Flanken der vorrückenden Colonne zu hindern. Denn diese zu gleicher Zeit vorrückenden Colonnen umfassen durch diese Bewegung — in der überdies immer ein Zuwachs an Kraft liegt, — schon jede Stellung, die der Feind gegen eine derselben nehmen könnte.

Daß die Oesterreicher sich wie eine Heerde von allen Seiten bei Prag zusammentreiben ließen, war wider die Regeln des Kriegs, welche lehren, daß Rückzüge excentrisch gemacht werden müssen. Prag hätten sie lieber gar nicht vertheidigen sollen, denn es mußte doch übergehen. Sie hätten bis an die Grenzen von

Innerösterreich zurückfliehen sollen, um mit gesammelter Kraft wiederzukommen, wie man rückwärts geht, um einen Anlauf zu einem desto weitern Sprung zu nehmen.

Bei Prag hätten sie gar keine Schlacht abwarten sollen, da sie wohl wissen mußten, daß die Preußen ihnen an einem solchen Tage sehr überlegen wären. König Friedrich aber hatte eben darum Ursache genug, sie zu einer Schlacht zu bringen. Die von Prag war so entscheidend, als es in neuern Zeiten nur möglich ist. Dennoch waren die Oesterreicher vier Wochen später wieder im Stande, eine zweite zu liefern. Bei den Alten würde eine so allgemeine Schlacht, wo beide ganze Fronten fochten, die Kräfte des Ueberwundenen für den ganzen Feldzug zerstört haben, Prag wäre in die Hände des Siegers gefallen. Man sieht, daß es bei dem neuern Kriegssystem keine entscheidenden Schlachten geben könne.

7) Prag wäre indessen in Folge einer zweiten Schlacht gefallen, wenn diese nicht durch einen Zufall verloren wäre; doch in eine Analyse der Schlachten dieses Feldzugs lasse ich mich nicht ein; sie ist schon von Lloyd und Tempelhoff aufs vortrefflichste gegeben.

General Tempelhoff beweist aus der von ihm zuerst auf Grundsätze gebrachten Theorie der Subsistenz und durch unumstößliche Berechnungen, daß der Entwurf, den General Lloyd dem König Friedrich nach der Schlacht von Prag vorschreibt, nämlich den Prinzen Karl mit 50,000 Mann im Rücken zu lassen und bis an die Donau vorzurennen, abenteuerlich und unmöglich auszuführen war. In der That, es wäre ein Beginnen gewesen, welches in seiner ganzen Ungereimtheit zu schildern die Sprache zu schwach ist.

Der König hatte also ganz Recht, die Oesterreicher in Prag einzuschließen. Sein Rückzug nach der Aufhebung der Belagerung von Prag scheint insofern lobenswürdig zu sein, als er sein Heer in verschiedene Corps theilte. Allein diese Corps waren zu nahe beieinander, der Rückzug war nicht excentrisch. Der König hätte seine Armee nach Sachsen auf dem linken Elbufer

und nach Schlesien zurückziehen, den Weg der Lausitz aber den Oesterreichern ganz offen lassen sollen. Gingen diese dorthin, so war es desto besser, man konnte sie abschneiden und zu Grunde richten. Sie würden aber, so auf ihren beiden Flanken bedroht, nur sehr behutsam gerade vorwärts gegangen sein.

Auf der andern Seite hätten die Oesterreicher, da sie sahen, daß sich der König gerade, d. h. mit seiner Hauptmacht auf dem rechten Elbufer zurückzog, excentrische Bewegungen machen, d. h. Schlesien und Sachsen am linken Elbufer angreifen sollen. In Schlesien waren die Festungen schwach besetzt und General Tempelhoff sagt, daß der König den nach Schlesien operirenden Oesterreichern nicht in den Rücken hätte kommen können, da Böhmen ganz ausgezehrt war. Vielleicht hätten sie in Schlesien Festungen erobert, noch ehe der König durch die Lausitz zu Hülfe kommen konnte. Auf der andern Seite durch die Operation ans linke Elbufer hätten sie sich mit den Franzosen in Verbindung gesetzt.

Beide Theile wählten hiernach das Schlechteste, nämlich die größte Macht auf den Grenzen der Lausitz zu concentriren. Das Verfahren der Oesterreicher, mit detachirten Corps auf die Flanken des Prinzen von Preußen zu operiren, verdient wol einiges Lob. General Lloyd macht in seiner Geschichte bei Gelegenheit dieses Rückzugs vortreffliche und lehrreiche Bemerkungen über den Vortheil, mit abgeschickten Corps auf den Flanken des Feindes zu agiren.

8) Es sei mir erlaubt, ein Paar Blicke auf die Operationen des Herzogs von Bevern zu werfen.

General Lloyd schlägt ihm, nachdem er die Stellung bei Görlitz verlassen mußte, das Lager bei Liebenthal unweit Greiffenberg im schlesischen Gebirge vor, um die Oesterreicher vom Vordringen in Schlesien abzuhalten. Dieser Gedanke des Generals Lloyd beweist, daß er die Gabe des strategischen Augenmaßes im höchsten Grade besaß. In der That hätten die Oesterreicher dabei keinen Schritt vorwärts in Schlesien wagen dürfen,

wollten sie nicht sofort von ihrer Subsistenz abgeschnitten sein. Das Lager bei Liebenthal lag ihnen immer in Flanke und Rücken. War Breslau zu schwach besetzt, so konnte der Herzog dorthin detachiren. Hätten die Oesterreicher ein starkes Corps vor ihm stehen lassen und wären mit dem Rest nach Breslau marschirt, so konnte er jenes Corps angreifen und schlagen, — er mußte trotz genügender Garnisonen in Schweidnitz und Breslau immer noch 30,000 Mann stark sein. — Was ward dann aus den Oesterreichern im Marsch auf Breslau mitten unter feindlichen Festungen, von ihren Magazinen und ihrem Lande abgeschnitten? Verwegene Unternehmungen waren nie nach ihrem Sinn.

Daß die Oesterreicher den Herzog bei Liebenthal von der Mark und Glogau abschneiden konnten, daran war gar nichts gelegen; denn er war durch die Festungen in Schlesien hinlänglich basirt. Schlug er den Theil der Oesterreicher, welchen sie vor ihm, etwa bei Marklissa, stehen ließen, um den Marsch des andern nach Schlesien zu maskiren, so konnte sich der Herzog dem letztern gerade in den Rücken setzen, ohne seine Subsistenz zu verlieren, die er dann von Dresden zog; doch mußte er den geschlagenen Theil der Oesterreicher erst nach Böhmen treiben, was nicht schwer gewesen sein würde.

9) Die Unternehmungen der Oesterreicher in Schlesien waren nicht basirt, so lange sie Schweidnitz nicht hatten. Was wäre aus ihnen geworden, wenn der König von Roßbach her vor Eroberung dieser Festung angekommen wäre? Kein Mann von dieser Armee wäre davongekommen. Daher scheint es, daß der Herzog, nachdem er Breslau mit hinlänglicher Garnison versehen, von Liegnitz aus lieber nach Sachsen hin hätte agiren sollen, um die Oesterreicher für ihre Gemeinschaft besorgt zu machen, statt nach Breslau zu marschiren. Das strategische Point de vue des rechten preußischen Flügels konnte nach den Umständen zwischen Lauban, Marklissa und Friedland in Böhmen schwanken. So neu diese Meinung vielleicht ist, gründet sie sich doch auf den Satz, welchen ich glaube bewiesen zu haben: man müsse sich im Vertheidigungskrieg nicht dem Feind gerade gegenüber, son-

dern seitwärts desselben aufstellen und sich selbst in den Angriffskrieg versetzen (I, 2).

10) Die Operationen des Königs, sich zuerst durch den Zug gegen die Franzosen und die Schlacht von Roßbach die rechte, dann durch den Rückmarsch nach Schlesien und die Schlacht von Lissa die linke Flanke wieder frei zu machen, sind Meisterstücke von Activität und Kriegskunde und werden für künftige Zeiten immer eine Regel des Betragens in ähnlichen schwierigen Lagen abgeben. Nur durch einen plötzlichen Angriff kann man seine Flanken von einem überlegenen Feinde reinigen. Freilich wenn dieser den Krieg versteht, hilft das Mittel nicht; er kann immer eine Schlacht, das Mittel der Verzweiflungsvollen, vermeiden, und dann muß der Schwächere früh oder spät unterliegen. Allein hier besaß letzterer die Kriegskunde ausschließend; die Starken wurden durch ihre Unwissenheit schwach, sie ließen sich in Schlachten ein und wurden geschlagen.

Man kann sich das Betragen der Oesterreicher in der Schlacht von Lissa gar nicht erklären; sie hatten einen Fluß vor der Front; sie gingen hinüber, um ihn im Rücken zu haben, damit er ihren Rückzug erschwere. Sie ließen den König nach seiner Bequemlichkeit vor ihrer Front manövriren und rührten weder Hand noch Fuß. Sie hätten nur mit ihrer Linie gerade vorwärts rücken dürfen, so mußten sie die Schlacht gewinnen, da sie die Armee des Königs auf beiden Seiten überflügeln konnten. Wenn auch die Preußen Alles über den Haufen geworfen hätten, was gerade vor ihnen stand, so hätten sie sich doch in den Flanken angegriffen gesehen und mußten weichen. Aber sie ließen dem König hinlänglich Zeit, alle seine Vorkehrungen zu ihrer Vernichtung zu treffen. Eine aufgeklärte Nachwelt wird es unglaublich finden.

Die Anlage des Königs zu dieser Schlacht scheint freilich gegen einen solchen Feind ein Meisterstück zu sein; ich meine aber, daß die zu den Schlachten von Crefeld und Freiberg schöner sind. Des Königs linke Flanke war nicht durch Corps gedeckt.

Mit dieser größten der Schlachten in der neuern Kriegs-

geschichte endete dieser an Bataillen reichste Feldzug dieses Kriegs der Schlachten, seit dessen Ende keine mehr geliefert sind und wol keine mehr vorfallen dürften, wie ich weiter unten zeigen werde. Ich weiß nicht, ob selbst in der ganzen Geschichte ein Jahr anzutreffen ist, in dem so viele Hauptschlachten geliefert worden wären. Von der alliirten Armee will ich nur anführen, daß der Herzog von Cumberland hätte nach Braunschweig retiriren müssen, statt sich an die See klemmen zu lassen.

Vierter Abschnitt.

Feldzug von 1758.

1) Es wäre noch zu untersuchen, ob nach der Wiedereroberung von Schweidnitz der König von Preußen, statt Olmütz zu belagern, nicht den Russen hätte auf den Leib fallen sollen.

Zu diesem Zwecke konnte er entweder bei Warschau über die Weichsel gehen, um die an der Unterweichsel und in Ostpreußen zerstreuten Russen in ihren Quartieren anzugreifen, oder er konnte sich ans westliche Ufer der Weichsel stellen, den Russen den Uebergang verwehren, in Posen ein Magazin anhäufen und diesen Ort befestigen.

Seine bekannte Schnelligkeit würde erstere Unternehmung, den Ueberfall der Russen, noch ehe sie versammelt waren, möglich gemacht haben. Nur fragt es sich, ob ein so weiter Marsch durch Polen ohne Magazine auf dem Wege möglich gewesen. Diese Schwierigkeit ist groß; denn obwol 30,000 Mann zu dieser Unternehmung hinreichen mochten, marschirt man doch heutigen Tages nicht ohne Artillerie und Bagage; und obwol Polen ein kornreiches Land ist, ist es doch schwach bevölkert und man findet die Subsistenz auf einen weiten Raum zertheilt, weshalb sie denn nicht so gar schnell beizutreiben ist. Hätte man auch nur die Feldstücke mitgenommen und die schwere Bagage zurückgelassen, so würde man doch noch immer viel Fourage und Brot bedurft haben. Daher wäre die zweite Operation, die Aufstel-

lung am linken Weichselufer, vorzuziehen gewesen und, wie ich glaube, auch sehr ausführbar.

Man wende nicht ein, Polen sei ein neutrales Land gewesen. Respectirten die Russen diese Neutralität nicht, warum sollte es der König? Es ist besser, einen wehrlosen Staat zum Feinde zu haben, als daß er neutral sei.

Krakau mußte der König besetzen und befestigen, Warschau ebenfalls. Das Dohna'sche Corps mußte an die Unterweichsel rücken und sich womöglich in den Besitz von Danzig setzen.

Die Russen, welche aus Mangel an Magazinen sich erst Ende Juni in Bewegung setzen konnten, hätten diesen mit Schnelligkeit ausgeführten Operationen nicht das geringste Hinderniß in den Weg zu legen vermocht.

2) Der König kam dadurch in den Besitz des ganzen Polens und Preußens westlich der Weichsel, konnte von hier Rekruten und Subsistenz ziehen, erhielt in der Weichsel eine natürliche Grenze gegen die Russen, welche sich schwerlich darüber hinaus gewagt hätten, namentlich wenn Krakau und Warschau auch nur in der Eile befestigt waren und die Preußen ferner Danzig besetzten.

Posen und Kolberg machten dann dahinter eine zweite, nicht zu überschreitende Festungslinie. Wagten sich die Russen selbst über die Weichsel, so kamen sie doch höchstens bis Posen, und Pommern und Brandenburg wurden völlig geschützt.

Der König rundete hierdurch sein Vertheidigungsgebiet ab, wodurch seine Operationslinie kürzer, folglich die Vertheidigung stärker wurde.

Wahrscheinlich hätte er das Land diesseit der Weichsel dann den ganzen Krieg hindurch behauptet. Die gefährliche Lage, worin sich der König 1761 durch Zusammenwirken der Russen und Oesterreicher versetzt sah, hätte nie stattgefunden, wie auch die Schlachten von Zorndorf, Züllichau und Frankfurt nie vorgefallen wären.

Beim Frieden hätte der König dies Land wahrscheinlich behalten, sonderlich, wenn er Ostpreußen dafür an Polen gegeben

hätte. Denn ohne den sehr guten Grund in Anschlag zu bringen, daß man es ihm nicht wieder nehmen konnte, würde auch die Kaiserin von Rußland Ostpreußen sehr gern in den Händen der Polen gesehen haben, um bei einer künftigen Eroberung ihres Landes diese Seeprovinz, deren Besitz Rußlands Küsten an der Ostsee verlängerte, sich gleichfalls zueignen zu können.

Freilich hat Preußen nachher den größten Theil von Polen am linken Weichselufer bekommen und Ostpreußen behalten. Allein ich weiß nicht, ob Sendomir mit Krakau, welches Preußen jetzt nicht hat, aber, wie ich glaube, haben würde, wenn König Friedrich den Feldzug von 1758 mit der besprochenen Operation eröffnete — nicht ein hinlängliches Aequivalent für Ost- und Neuostpreußen ist.

Ferner bedenke man, wie sehr Friedrich's Administration diese Länder gehoben hätte, daß dadurch Preußen schon 1763 eine hinlänglich basirte Macht geworden wäre, daß Pommern, Brandenburg und Schlesien nicht von den Russen verwüstet wären und daß so viele blutige Schlachten die Annalen dieses Krieges nicht befleckt hätten.

Alles Dies wäre die heilsame Folge einer solchen Operation in Polen gewesen, statt des nicht basirten Marsches auf Olmütz, der mit dem Untergange der preußischen Armee enden mußte, wenn die Oesterreicher den Krieg verstanden, der nur deshalb beinahe glückte, weil die Oesterreicher sehr wenig vom Krieg verstanden. Immerhin kam der König nur mit Verlust aus dem Handel.

3) Wenn aber selbst der König die von mir vorgeschlagene Operation nicht unternahm, glaube ich, hätte er doch nicht nöthig gehabt, den Russen gerade auf den Leib zu gehen und ihnen eine Schlacht zu liefern, als sie in Brandenburg hauseten und Küstrin bombardirten. Wenn er auf ihre Subsistenz, auf ihr Magazin in Posen losmarschirt wäre, hätte er sie geschwinder zurückgebracht. Nahm er ihnen aber ihr Magazin in Posen, so hätte das wahrscheinlich den Untergang der ganzen russischen Armee nach sich gezogen. Vor sich den General Dohna, hinter

sich den König, ohne Magazin konnte in einem unfruchtbaren, überdies verheerten Lande ein Heer von 80,000 Mann und obenein ein russisches, welches so viele Wagen und Pferde mitschleppt, nicht subsistiren; es mußte sich trennen und dann gänzlich aufgerieben werden.

Wenn man sich in die Nothwendigkeit versetzt sieht, eine Schlacht zu liefern, muß ein Fehler vorhergegangen sein. Diejenige von Zorndorf hätte sehr wohl erspart werden können.

Uebrigens erwarte man nicht, daß ich von allen Bewegungen reden werde; nur wenn ich etwas Neues zu sagen habe, werde ich mich bei einem Gegenstande verweilen.

4) Der Entschluß des Marschalls Daun, aus Böhmen, nachdem dies der König verlassen, auf Dresden zu marschiren, um dies wegzunehmen, scheint Lob zu verdienen. Er konnte nur Dresden oder Neisse belagern. Ersteres war das Leichtere und deshalb hier das Bessere. Daß er Dresden nicht einzunehmen verstand oder nicht das Glück hatte, beweist hiergegen nichts; denn Neisse würde er noch weniger bekommen haben.

Wenn die Oesterreicher auch Dresden haben, sind sie darum freilich noch nicht Meister von der Elbe bis Magdeburg, noch weniger können sie letztere Festung schon belagern. Preußen ist gegen Oesterreich in kriegerischer Hinsicht so stark organisirt, daß eine Belagerung von Magdeburg nur unternommen werden kann, wenn Schlesien — allenfalls bis auf Glogau — erobert ist. Ohne den Besitz Schlesiens operiren die Oesterreicher auf Magdeburg stets in einem zu spitzen Winkel.

Ohne die Eroberung von Magdeburg können aber die Oesterreicher gegen das Herz des preußischen Staats, die Mark Brandenburg, nichts ausrichten. Jene ist unmöglich, wenn nicht die Eroberung Schlesiens vorhergegangen. Die Eroberung von Schlesien durch Oesterreich ist, so lange es Preußen nur mit jenem allein zu thun hat, höchst chimärisch.

5) Das Schönste in diesem Jahre ist der Feldzug des Herzogs Ferdinand. Plan und Ausführung müssen bewundert werden. In zwei Monaten wird die überlegene französische

Armee von Stade bis über den Rhein zurückgeworfen! Dies Beispiel beweist, wie gefährlich es ist, sich zu weit von seinen Grenzen zu entfernen.

Die Schlacht von Krefeld ist ein Meisterstück der Anordnung. Auf die Subsistenz der Franzosen konnte Herzog Ferdinand nicht operiren, denn sie waren hinlänglich basirt und ungemein viel stärker. Ihm war es also erlaubt, eine Schlacht zu liefern und zu versuchen, ob er sie nicht dadurch beträchtlich zurückwerfen könnte. Indessen sieht man in diesem Beispiele den Beweis, wie wenig glückliche Schlachten gegen die Mehrzahl vermögen; wie wenig entscheidend sie meistentheils in den neuern Kriegen sind. Denn ungeachtet des Siegs von Krefeld mußte Herzog Ferdinand doch wieder über den Rhein zurück und zwar in Folge der sehr klug ausgesonnenen Versuche der Franzosen gegen seine Brücke. Denn obwol diese durch die Geschicklichkeit des Generals Imhoff und die Tapferkeit seiner Truppen vereitelt wurden, war es doch zu gefährlich, sie wiederholen zu lassen. Diese Operation auf die Brücke der Alliirten ausgenommen, war von Seiten der Franzosen Alles ganz schlecht.

Die Feldzüge des Herzogs Ferdinand beweisen, daß ein geschickter General auch mit ungeübten Truppen große Dinge ausführen kann. Denn die alliirte Armee bestand aus ungleichen Truppen verschiedener kleiner Staaten und aus neuerrichteten. Indessen besaßen sie die den Deutschen so eigene Tapferkeit meistentheils im höchsten Grade.

Fünfter Abschnitt.

Einige Betrachtungen über die andern Feldzüge dieses Kriegs und über denselben überhaupt.

1) In dem Reste dieses Kriegs sind die Vertheidigungs-Feldzüge des Prinzen Heinrich in Sachsen und diejenigen des Herzogs Ferdinand nebst den schönen Bewegungen des Königs Friedrich 1761 in Schlesien, um die Vereinigung der Russen

und Oesterreicher zu hintertreiben, wie auch die vortrefflichen Lager desselben, namentlich das bei Bunzelwitz, endlich der geschickte Entwurf, die Russen durch Zerstörung ihrer Magazine zum Rückzuge zu zwingen, wol das Vollkommenste in den Annalen der neuern Kriege.

Die Schlachten Friedrich's II. verdienen nicht in eben dem Grade die Bewunderung der Kriegsverständigen, wenngleich die Dispositionen zu ihnen gelobt werden müßten. Denn wenn sie hätten vermieden werden können, so muß man sie als verzweifelte Versuche betrachten, eine unglückliche Lage, sei's durch den Tod, sei's durch den Sieg, zu enden.

Durch den Tod entzog man sich für seine Person derselben, aber der Staat wurde zertrümmert; und welche Zerrüttung brachte nicht dies in das politische System von Europa!

2) Die Schlacht von Kunersdorf wäre nicht geliefert worden, wenn der König auch 1759 noch eine Operation in Polen vorgenommen hätte. Sie mußte aber von Schlesien aus im Rücken der russischen Armee geschehen, als diese gegen die Mark vorgerückt war und während General Dohna vor ihr stand. Denn die Operationen des Generals Dohna in Polen konnten zu nichts führen, weil sie gegen die Front einer weit überlegenen Macht gerichtet waren. Wenn aber der König die Russen erst bis an die Oder vorrücken ließ und ihnen dann von Schlesien aus in den Rücken fiel, sie von ihren Magazinen abschnitt, so waren sie auch ohne Schlacht verloren; und eine solche Operation wäre ebenso glänzend, ebenso beispiellos als nützlich gewesen. Der König erhielt dadurch den Besitz von Ostpreußen wieder und erlangte denjenigen des größten Theils von Polen; denn eine zweite Armee, die sich ihm in diesem Jahre hätte noch entgegenstellen können, war nicht vorhanden; wahrscheinlich auch im folgenden nicht. Uebrigens sage man doch nicht, daß während dieser Unternehmungen in Polen die Oesterreicher in Schlesien etwas Wichtiges hätten können zu Stande bringen. Waren die Festungen hinlänglich besetzt und versorgt, so konnte der König mit seinem

20

Corps früh genug zurückeilen, um sie wieder zu verjagen, noch ehe die Oesterreicher eine von diesen Festungen erobert hätten.

Wie viel glänzender hätte der König seine Feldzüge machen können, wenn er von dem Grundsatze überzeugt gewesen wäre, daß man im Vertheidigungskrieg in Flanke und Rücken des Feindes operiren muß!

3) Die Russen betrieben ihren Krieg gegen den König, wie es scheint, sehr fehlerhaft. Erst mußten sie am rechten Weichselufer ihren strategischen Aufmarsch machen, d. h. sich längs desselben ausdehnen und Magazine anlegen. Da sie dies versäumten und sich nur an der Unterweichsel basirten und dann vorrückten, setzten sie sich der Gefahr aus, abgeschnitten und aufgerieben zu werden. Krakau mußten die Russen besonders befestigen und zum Subject ihrer Hauptoperation machen. Deren Object mußte Kosel sein. Denn die Oder ist von der polnischen Seite her unbezwinglich und die Operationen gegen sie sind um so schwieriger, je näher deren Objecte gegen den Ausfluß hinliegen. Der Ursachen sind mancherlei. Erstens macht die Oder gegen Polen hin einen eingehenden Bogen von Glogau bis zur See; begibt man sich in diesen, so ist man von vornherein in den Rücken genommen. Zweitens ist die Oder mit einer Reihe Festungen besetzt. Drittens ist das Land am rechten Ufer auf eine nicht unbeträchtliche Ausdehnung hin sandig und unfruchtbar.

Daher muß man die Oder von der Weichsel her umgehen, d. h. sie an ihrem obern Ende angreifen, also Kosel wegnehmen. Die Eroberung von Schlesien müssen also sowol Russen als Oesterreicher mit derjenigen von Kosel beginnen und die Oesterreicher müssen noch Neisse hinzufügen.

4) Der Hauptfehler der Russen und Oesterreicher in diesem ganzen Kriege war, daß sie sich zu sehr zusammenhielten, ihre Kräfte nicht gehörig entwickelten. Ich verlange nicht, daß man sich in eine Kette von Posten auflöse; aber ein Feldherr muß wissen, wohin es nöthig ist, Corps zu detachiren, zwischen die der Feind ebenso wenig eindringen kann wie in eine Curtine,

und deren eins der Feind nicht angreifen kann, ohne selbst durch Zusammenrücken der andern in Flanke und Rücken genommen zu werden. Er muß eine zweckmäßige Eintheilung seiner Kräfte zu machen wissen. Darin besteht die Kunst.

Von einer geschickten Zertheilung in Corps gab Herzog Ferdinand vor der Schlacht von Minden ein Beispiel. Die Hauptarmee war in zwei Corps getheilt, denn der General Wangenheim stand abgesondert. Auf der linken Flanke und im Rücken des Feindes bei Herford stand der Erbprinz und bedrohte die Subsistenz des Feindes. Bei Lübbecke stand ein Corps, welches die Gemeinschaft mit dem Erbprinzen unterhielt. Alle diese Stellungen umfaßten den Feind. Auch die Hauptarmee machte mit dem Wangenheim'schen Corps einen eingehenden Bogen gegen den Feind. Wieviel mußte nicht dies zum Gewinn der Schlacht beitragen!

5) Die Operationen des Herzogs nach der Schlacht von Minden in der linken Flanke der Franzosen sind ein Beweis des vortrefflichen strategischen Augenmaßes dieses Feldherrn und dadurch zwang er unaufhörlich seinen Gegner zu rückwärtigen Bewegungen. Es scheint zwar, als wenn der Herzog, um das Hannoversche zu decken, vor der Schlacht bei Minden das westliche Ufer der Weser hätte verlassen sollen; allein dies wäre ein sehr großer Fehler gewesen. Die Franzosen konnten mit Sicherheit in das Hannoversche nur eindringen, wenn sie Herren von Westfalen waren, wenn sie Lippstadt, Münster, Osnabrück und Minden oder Hameln im Besitz hatten. So lange dies noch nicht der Fall war, mußten sie immer besorgt sein, durch Manöver des Feindes auf ihrer linken Flanke die Gemeinschaft mit Frankreich zu verlieren. Daher scheint es, als wenn alle französischen Generale in diesem ganzen Kriege einen sehr großen Fehler begingen, daß sie mit dem größten Theile ihrer Macht nicht in Westfalen, sondern in Hessen agirten. Und aus demselben Grunde hatte Herzog Ferdinand Recht, wenn er Westfalen immer zu behaupten suchte, um durch Umgehungen der linken

Flanke des Feindes dessen Gemeinschaft zu bedrohen, was diesen immer wieder zurückwerfen mußte. Durch einen Uebergang über die Weser hätte er alle diese Vortheile verloren. Alle Operationen der Franzosen in der linken Flanke der Alliirten führten aus eben dieser Ursache in diesem ganzen Kriege zu gar nichts.

Um die Vortrefflichkeit eines excentrischen Rückzugs zu begreifen, darf man nur annehmen, der Marschall Contades hätte sein Heer in zwei Hälften getheilt, wovon die eine sich längs der Weser nach Kassel, die andere aber nach Münster hin zurückgezogen hätte. Alsdann waren alle Bewegungen der Alliirten in der linken Flanke der Franzosen unmöglich; die alliirte Armee konnte nicht einen Schritt vorgehen, ohne der französischen Abtheilung, welche sich nach Münster gezogen hatte, die rechte Flanke preiszugeben.

Durch Detachiren einen Feind zum Rückzug zwingen, wollte König Friedrich bei Maxen — wird man sagen — aber das Detachement wurde gefangen. Hierauf antworte ich: es würde nicht gefangen sein, wenn sich der König mit seiner Armee mehr rechts weg von der Elbe in die linke Flanke der Oesterreicher gestellt und diese mit einer Kette von Corps umfaßt hätte, wodurch das Corps bei Maxen in Gemeinschaft mit der übrigen Armee geblieben wäre. Durch diese Maßregel würde er die Oesterreicher nach Böhmen zurückgeworfen und Dresden wieder bekommen haben.

6) Ob die Schlacht von Torgau nicht wäre zu vermeiden gewesen, ist wieder eine Frage, welche von Kriegsverständigen entgegengesetzt beantwortet worden ist. Es scheint vorerst, daß die Operationslinie der Oesterreicher, da sie sehr lang war, auch leicht durchschnitten werden konnte. Jede Stellung des Königs an der Elbe mußte die Oesterreicher aus der ihrigen bei Torgau bringen oder doch wenigstens stark zurückdetachiren lassen. Dagegen hätte der Verlust der Schlacht bei Torgau die Oesterreicher noch nicht nach Böhmen zurückgetrieben, wenn sie den Krieg verstanden; so glaube ich auch nicht, daß der König wäre zu Grunde gerichtet gewesen, wenn er die Schlacht von

Torgau auch verloren hätte. Schlachten entscheiden heutiges Tages nicht so viel.

Dieser Siebenjährige Krieg, in dem so viele Schlachten geliefert wurden, legte dennoch, durch die Entwickelung und Vervollkommnung des Feuersystems, welche die in demselben gemachten Erfahrungen veranlaßten, den Grund zu einer Ordnung der Dinge, in welcher die Schlachten ganz vom Schauplatz des Kriegs verschwinden müssen. Wirklich hat man seit diesem Kriege keine eigentlichen Schlachten mehr geliefert.

Sechster Abschnitt.

Einige Betrachtungen über die Kriege von dem Siebenjährigen bis zum französischen Revolutionskriege.

1) Die Kriege der Russen und Türken bestätigen den Grundsatz der Basis. Jenseit der Donau können sich die Russen nicht erhalten; und es wäre noch die Frage, ob nicht ungeachtet der schlechten Kriegsverfassung und Unwissenheit der Türken die Eroberung des türkischen Reichs in Europa eine Chimäre ist. Mangel an Subsistenz, glaube ich, wird es unmöglich machen, über das Gebirge Hämus nach Konstantinopel zu marschiren.

Der bairische Erbfolgekrieg war keiner. Man negociirte während desselben unaufhörlich. Joseph II. wollte ihn, ohne Lust zu haben, sich den Gefahren desselben auszusetzen; die frömmelnde Maria Theresia wollte ihn nicht und der Philosoph Friedrich betrachtete die Kriege als eine abscheuliche Thorheit, wenn sie nicht durchaus nothwendig sind. Man rückte also nur ins Feld, um zu zeigen, daß man darauf vorbereitet war, und der Krieg bietet nichts dar, was verdiente, angemerkt zu werden.

2) Der amerikanische Krieg ist außerordentlich merkwürdig und wichtig als der Anfang einer neuen militärischen Periode. Keine Schlachten, nur kleine Gefechte, nur Krieg der leichten Truppen, das Vorbild aller künftigen.

Die englischen Heerführer machten unbegreifliche Fehler. Wie oft hatten sie es in ihrer Gewalt, durch einen Angriff auf die Hand voll Menschen, welche die Freiheit der Amerikaner vertheidigten, dem Krieg ein Ende zu machen.

Die Manöver von Trenton und Princeton dagegen sind Meisterstücke, Muster des Betragens für einen General, welcher mit einem schwächern gegen ein viel stärkeres Heer einen Vertheidigungskrieg führt. General Washington warf sich mit seinen wenigen Leuten in Flanke und Rücken des Feindes, bedrohte dessen Subsistenz.

Auch die Unternehmung des Montgomery in Canada und den Marsch des Generals Arnold ebendahin muß man loben. Das Project, den General Cornwallis in Yorktown gefangen zu nehmen, mußte freilich einem Jeden einfallen, doch war es gut combinirt. In taktischer Hinsicht ist der Krieg merkwürdig, weil in demselben das Tirailliren zuerst aufgekommen ist. Die amerikanischen Riflemen, der einzige Theil der Miliz, welcher zum Kriege brauchbar ist, fochten nach dieser Methode. Auf dem Bauche sich an den Feind zu schleichen, ihn ungesehen zu erschießen, dann zu fliehen und im Fliehen ihm noch Abbruch zu thun, das war ihre Sache.

3) Der Operationsplan des britischen Ministeriums, die Armee von Canada mit derjenigen von Neuyork zusammenstoßen zu lassen und die amerikanischen Colonien dadurch voneinander zu trennen, war gut. Daß die Sache nicht gelang, daran war einzig und allein General Howe schuld, indem er nach Philadelphia, statt nordwärts den Hudson hinauf ging. General Burgoyne konnte nicht gefangen werden, wenn ihm Howe entgegen kam. Indessen wäre der Operationsplan noch besser gewesen, wenn sich die Engländer zugleich in den Besitz von Boston setzten.

Mich dünkt, die Engländer mußten in diesem Kriege alle Seehäfen, wenigstens die wichtigsten alle besetzen. Diese Maßregel allein würde vielleicht diese ganz merkantilischen Amerikaner unterjocht haben. Alle Verbindung mit Europa wäre abgeschnitten gewesen und ohne dieselbe können diese Colonisten

nicht bestehen. Man sage nicht, ihre Küste sei durch die englische Flotte blockirt gewesen. Man kann eine so lange Küste nicht blockiren. Wenn man ihre Häfen garnisonirte, so war ihre Schiffahrt in der Geburt erstickt.

Zu dieser Unternehmung waren 20,000 Mann hinlänglich und die Engländer unterhielten wenigstens 30,000 Mann in Amerika.

Ich will diese Seehäfen nicht als eine lange Basis betrachten, von wo aus man in das Land operiren müßte. Die Besatzungen der Häfen brauchten nur ganz passiv sich im Besitz derselben zu erhalten oder doch nur Incursionen in das Land zu machen, um Lebensmittel herbeizutreiben.

Da man aber nicht alle kleinen unbedeutenden Häfen besetzen konnte, so mußte man sie zerstören. Zu diesem Ende mußte jede Besatzung einige Kriegsschiffe bei sich haben. Zu gleicher Zeit hätte man freilich auch längs der Küste kreuzen müssen, um jeden Amerikaner, der sich etwa durchgeschlichen hätte, wegzukapern. Die Verbindung mit Frankreich wäre dadurch ganz unterbrochen gewesen und nur sie hielt in diesem Kriege die Kräfte und die Hoffnung der Amerikaner aufrecht.

Ein egoistisches merkantilisches Volk unterjocht man durch die Zerstörung seines auswärtigen Handels. Die Amerikaner wären durch diese Maßregel in das äußerste Elend versunken, sie hätten die Urheber ihrer Empörung wahrscheinlich selbst bestraft und die Engländer knieend um Vergebung und Frieden angefleht.

4) Besetzen mußten die Engländer Boston, Rhode Island, Neuyork, Philadelphia und Norfolk in Virginien. Durch die Besetzung von Norfolk blockirt man zugleich alle Häfen der Chesapeakebay. Im Süden mußten Charlestown und Savannah garnisonirt werden. Man muß nicht sagen, daß es schwer gewesen sei, alle diese Plätze wegzunehmen, denn die Engländer und Hessen haben immer weggenommen, was sie wollten.

Die 20,000 Mann mußten folgendergestalt eingetheilt werden: 4000 in Boston, 2000 in Rhode Island, 4000 in Neuyork

3000 in Philadelphia, 3000 in Norfolk, 3000 in Charlestown und 1000 in Savannah. Glaubt man auch, es wäre zur Bezwingung der Amerikaner nicht hinlänglich gewesen, diese Häfen zu besetzen, so wird man doch gestehen, daß die Unterjochung unfehlbar sein mußte, wenn man sich zu gleicher Zeit der Gebirge bemeisterte. In ihrem langen und verhältnißmäßig schmalen Thal zwischen See und Gebirge eingeengt, konnten die Amerikaner sich unmöglich unabhängig erhalten.

Zu dieser Operation waren aber 10,000 Mann überflüssig hinlänglich. Sie mußten von Canada ausgehen. Es war also ganz recht, daß die Engländer 1776 die Amerikaner wieder aus Canada jagten. Die Gebirge laufen nicht auf einem Meridian von Norden nach Süden, sondern von Nordost nach Südwest. Canada und die Reihe Forts, welche die Engländer basirte, haben auch eine nach Süden sich neigende Richtung. Folglich sind die Operationslinien gegen das Gebirge nicht in gleichem Verhältnisse länger, als sie mehr westlich sind. Dies erleichtert die Operationen.

Man sage nicht, in den Wildnissen könne man nicht marschiren. Flüsse erleichtern den Transport; man kann immer mit 1500 bis 1800 Mann durch Wildnisse fortkommen, und so viel Leute sind dort schon eine Armee. Von Canada her mußte die stärkste Colonne längs dem Hudsonfluß operiren. Diese mußte wenigstens 3000 Mann stark sein. Wenn nun zu gleicher Zeit die 4000 Mann in Neuyork 2000 den Fluß aufwärts detachirten, wenn die Besatzung von Boston ebenso viel und die von Rhode Island 1000 Mann ins Land vorschickte, so fand sich die neuengländische Miliz von vier Colonnen allenthalben in den Rücken genommen. Neuengland fiel! Um es im Zaume zu halten, mußte man dann bei Hortford in Connecticut ein starkes Fort errichten, während, wie gesagt, die Seeplätze garnisonirt blieben.

5) Von den andern Colonien konnte Neuengland keine Hülfe erwarten; denn diese sahen sich selbst angegriffen. Längs den Flüssen Delaware, Susquehannah und den Alleghany hinab

bis Pittsburg mußten starke Detachements, von Canada aus durch die Forts an den Seen basirt, nach Süden operiren und da, wo der Delaware und der Susquehannah durch die Blauen Berge fließen, mußten Forts errichtet werden. Ein anderes Fort mußte bei Northumberland, wo der Ost- und Westzweig des Susquehannah zusammenfließen, und wieder eins bei Tioga, der Gemeinschaft mit Canada wegen, gebaut werden. Der Posten von Pittsburg hielt alle hintern Gebirgsgegenden in Respect. Kentucky und Tennessee waren kaum angefangen, sie wurden durch die Indianer bekriegt, von ihnen war damals noch nichts zu befürchten.

Jede der drei Colonnen, des Delaware, des Susquehannah und von Pittsburg, braucht nur 2000 Mann stark zu sein. Ich komme also mit 29,000 Mann zur Bezwingung von Amerika aus. Neben den eben gefoderten 6000 Mann besetzen 20,000 Mann die Seehäfen und 3000 operiren über den Champlainsee nach Neuengland. Hätten sich die Amerikaner auf so vielen Punkten zugleich angegriffen gesehen, so waren sie verloren. Sie hätten nicht gewußt, wohin sich zuerst wenden. Ihre Miliz hätte sich bald zerstreut; dann mußte man aus den Forts Cavalerieparteien, von leichter Infanterie unterstützt, ins Land schicken, um alle Waffen aus demselben zu holen. Ueberall mußte man Spione haben, um sogleich zu wissen, wo sich ein Haufen Volk versammelte, um ihn sogleich zu zerstreuen.

6) Gegenwärtig bedürfte es nicht mehrer Truppen, um die Vereinigten Staaten zu bezwingen, nur müßte gegenwärtig eine Colonne gegen Kentucky von den Forts an den Seen bis nach Fort Washington am Ohio vorrücken, und ein anderes Detachement sich der Mündung des Ohio bemeistern. Dadurch würden die westlichen Staaten abgehalten, dem Detachement bei Pittsburg in die Flanke zu fallen, indem sie sich selbst bedroht sehen würden.

Freilich wären diese Operationen unmöglich, wenn sie gegen einen Feind gerichtet wären, der sich vertheidigen könnte. Gegen die viel kriegerischern Europäer gerichtet, verdienten sie als ein thörichtes Beginnen betrachtet zu werden. In Rücksicht der Anglo-

Amerikaner trifft also der Grundsatz der Basis nicht zu, weil sie sich nicht wehren. Noch jetzt würden sie vielleicht im Anfange 20,000 Mann Miliz versammeln können; mehr nicht wegen Mangels an Subsistenz. Allein zuerst würde diese Miliz sehr leicht durch Kanonenschüsse in die Flucht zu jagen sein; dann würde ihre Zahl sich bald bis auf 2000 bis 3000 verlaufen aus Mangel an kriegerischem Geist und Patriotismus, an Magazinen, Bezahlung, Kriegsgeräthschaften und Disciplin. Den Rest des Feldzugs würden dann die Amerikaner mit höchstens 3000 Mann gegen 29,000 Europäer zu bestehen haben.

Amerikanische Offiziere selbst urtheilen von der Miliz so wie ich. Selbst diejenige von Kentucky taugt nichts. Sie verursachte die Niederlage, welche General St.-Clair von den Indianern erlitt, indem sie sogleich floh und sich auf die regulirten Truppen warf. Die neuengländische ist tapferer, wird man sagen; man führt Bunkershill zum Beweise an. Was thaten sie denn Großes bei Bunkershill? Sie standen hinter einer dicken Brustwehr und als die Engländer an den Rand des Grabens kamen, feuerten sie ihre Flinten ab, was die Engländer zum Rückzug bewog. Diese besannen sich aber sogleich wieder und kehrten zum Angriff zurück. Darauf flohen die Amerikaner. Der Feldzug gegen Burgoyne macht ihnen Ehre; jedoch nicht der Anfang desselben. Hier war nichts als Flucht. Als es ihnen aber gelungen war, einige Hundert Braunschweiger und Engländer unter einer ungleich größern Zahl zu erdrücken, bekamen sie Muth. Ueberdies bedenke man, daß ich Neuengland allein durch 13,000 Europäer in concentrisch operirenden Colonnen ängstigen lasse und daß sie in dem Feldzuge gegen Burgoyne nur 7000 Mann in einer einzigen Colonne überwältigten.

Nur um zu zeigen, daß es Ausnahmen gibt, die jedoch die Regel nicht aufheben, habe ich von dem am meisten unkriegerischen Volke gesprochen.

Siebenter Abschnitt.

Französischer Krieg. Feldzug von 1792.

1) In dem französischen Revolutionskriege erscheint das neuere Kriegssystem entwickelter als in irgend einem der vorhergehenden. Es ist eine Progression vom Siebenjährigen Kriege bis zu diesem, so ungleich sie auch erscheinen.

Der Marsch der Preußen nach der Champagne darf gar nicht militärisch beurtheilt werden, weil er sich allein auf falsche politische Beurtheilungen gründete. Er ist ein militärisches Unding, eine kriegerische Unmöglichkeit und das einzige Beispiel in seiner Art. Hätte der Herzog von Braunschweig auch im Siebenjährigen Kriege nicht so viele Proben militärischer Talente abgelegt, hätte er auch nicht im nachfolgenden Feldzuge durch gelehrte Bewegungen und Stellungen seine Heerführer-Reputation gerechtfertigt, so könnte man ihm dennoch die Fehler des Champagnezugs nicht zur Last legen, aus der Ursache, weil sie zu groß sind.

Anders mit General Dumouriez. Dieser konnte oder durfte wenigstens keine politischen Ursachen haben, die ihn abhielten, nach den Regeln des Kriegs zu handeln. Daher sind wir befugt, seine Feldherrnschritte ganz rein militärisch zu beurtheilen, zumal er selbst seinen Feldzug in der Champagne das Muster eines vollkommenen Vertheidigungskriegs nennt.

2) Die französischen Heere waren beim Einmarsch der Preußen vortrefflich gestellt. Kellermann bei Metz, Lafayette und nachher Dumouriez bei Sedan. Gegen die Niederlande stand bei Valenciennes ein anderes Corps und Custine bei Landau, besonders war Kellermann's Stellung bei Metz vortrefflich. Sie mußte den Preußen den Untergang bringen, wenn diese, so wie sie es thaten, zwischen Thionville und Sedan in Frankreich einrückten. Und Dumouriez nahm Kellermann von Metz weg, um ihn auf einem großen Umwege mit sich zu vereinigen. Erster Hauptfehler!

Kellermann hätte von Metz aus das kleine österreichische

Corps, welches Thionville bombardirte, angreifen und durch Uebermacht über den Haufen werfen können. Er konnte es durch Uebermacht; dann mußte er etwas gegen dieses Corps und gegen Luxemburg stehen lassen, mit dem Rest nach Trier und Koblenz marschiren und beide Städte wegnehmen. Hierzu gehörte nichts; denn in Koblenz war fast gar keine Besatzung. Oder er mußte mit dem größten Theile seines Corps Luxemburg und die von Thionville weggeschlagenen Oesterreicher beobachten und nach Koblenz detachiren.

Freilich würde sich das österreichische Corps von Thionville nicht nach Luxemburg, welches ohnedies sicher war, sondern nach Trier und Koblenz gezogen haben; dann aber konnte doch Kellermann alle Transporte von Luxemburg zur preußischen Armee abschneiden. Was wäre dann aus dieser Armee geworden? Oder was wäre ihr Schicksal gewesen, wenn es gelang, das österreichische Corps bei Thionville von Koblenz abzuschneiden und nach Luxemburg zu werfen, wodurch Koblenz wahrscheinlich sammt Ehrenbreitstein den Franzosen in die Hände fiel, während Custine Mainz und Frankfurt eroberte? Wohin hätte sich die preußische Armee gewendet? Nach den Niederlanden? Hierauf werden wir sogleich antworten, wenn wir untersuchen, was General Dumouriez mit seiner Abtheilung der französischen Kriegsmacht hätte thun sollen. Uebrigens ist es unzweifelhaft, daß die Preußen sogleich von ihrem Marsche auf Paris abstanden, wenn sie nur den Angriff Kellermann's auf die Oesterreicher bei Thionville erfuhren, auch wenn dieser mislang. Er konnte ihnen zu gefährlich werden.

3) Nachdem Dumouriez die Armee Lafayette's übernommen, berief er einen Kriegsrath. General Dillon schlug eine Diversion nach den Niederlanden vor, welche man bei der Schwäche der Oesterreicher unfehlbar erobern werde. Dies war vortrefflich. Diese Diversion brachte die Preußen sofort von ihrem Zug auf Paris ab. Hätte nun Dumouriez vereint mit dem Corps bei Valenciennes die Niederlande erobert, während Kellermann die Oesterreicher bei Thionville schlug, Luxemburg blockirte oder Kob-

lenz eroberte, so konnte die preußische Armee nur durch die Ardennen zwischen Maas und Rhein retiriren; ein Rückzug, der ohne Lebensmittel und Fourage unmöglich war; die Preußen wurden aufgerieben. Welch ein Feldzug wäre dies für die Franzosen gewesen! Die neuere Geschichte hätte nichts Aehnliches dargeboten. Wie klein erscheint dagegen Das, was die Franzosen wirklich thaten!

Kellermann mußte sich nicht eher in Bewegung setzen, als bis die Preußen durch die Defiléen des Argonnewaldes in die Champagne eingerückt waren. Jedoch muß man dagegen bemerken, daß sie schwerlich bis in die Champagne vorgedrungen wären, wenn Dumouriez bei Sedan stand oder gar die Niederlande angriff.

Auf die erste Nachricht von einem Angriff Kellermann's bei Thionville wären die Preußen sogleich auf Luxemburg zurückgegangen. Das ist wahrscheinlich, dann entgingen sie ihrem Verderben, aber dann eroberte Dumouriez während der Zeit Belgien mit weniger Blut, als nachher geschah.

Zu diesem Zwecke durfte er nur längs der Maas operiren; die Oesterreicher bei Ryssel wären zurückgegangen, um nicht von Deutschland abgeschnitten zu werden, wenn er ihnen nur Bournonville gegenüberließ, statt ihn an sich zu ziehen. Die Preußen wären durch Kellermann und die Besorgniß vor Custine zurückgelockt. Clairfait hätte freilich gegen Dumouriez agirt, aber dieser konnte ihm mit seinen 10,000 Mann nicht gefährlich werden. Denn Dumouriez brauchte nur bei Givet oder Bouvines ein Corps hinzustellen, so schnitt dies Clairfait ab, wenn er von Luxemburg auf Namur ging, kam Clairfait in den Rücken, während Dumouriez von vorn angriff. Dann mußte Clairfait das Gewehr strecken.

Dumouriez wäre bis an den Rhein gekommen; denn die Preußen konnten wegen Custine's nichts in seiner rechten Flanke unternehmen; wäre nun Kellermann den Preußen bei ihrem Rückzuge immer auf den Fersen geblieben, so würde er Koblenz eingenommen haben und die Franzosen würden schon in diesem Feldzug Herren des Rheins von Basel bis Holland geworden sein.

4) Dumouriez that dagegen, was alle Kriegsanführer thun, die sinnlichen Eindrücken mehr als dem Nachdenken folgen. Er stellte sich dem Feinde gerade entgegen und zwar einem Feinde, vor welchem er sich mit seinen Haufen im freien Felde nicht sehen lassen durfte.

Der Vorschlag des Engländers Morey, bei Sedan stehen zu bleiben und dann den Preußen, wenn sie nach Paris vorrückten, in den Rücken zu fallen, und sie zu burgoynisiren, war unendlich besser, als was Dumouriez that. Durch diese Stellung bei Sedan würden die Preußen vom Vordringen abgehalten sein. Durch Fluß und Festungen gedeckt, konnte Dumouriez in ihr nicht forcirt werden.

Dumouriez glaubte die Preußen in der Front aufhalten zu können, allein es lief ab, wie man es voraussehen konnte. General Clairfait drang nach einer ziemlich lebhaften Jägerschießerei auf Dumouriez' linker Flanke durch und dessen ganze Armee lief hierauf in der größten Unordnung davon. Diese Flucht war nicht die Schuld des Generals Dumouriez, sondern die seiner Truppen. Die Preußen konnten sie vorerst nicht einholen; als es aber einigen Schwadronen Husaren gelang, warfen diese die französische Reiterei, kamen indessen dann ins Kanonenfeuer und mußten wieder zurück. Dies ist Alles, was vorfiel.

5) In der Stellung von Valmy sammelte sich Dumouriez wieder und vereinigte sich mit Kellermann. Er tadelt den Herzog von Braunschweig, daß dieser nicht angriff und es bei einer Kanonade bewenden ließ. Freilich wäre Kellermann wahrscheinlich geschlagen; allein wozu hätte dieser Sieg geführt? Nach dem Siege von Valmy hätten die Preußen doch auf Verdun zurückgehen müssen. Je weiter sie vordrangen, desto sicherer war ihr Untergang. Es scheint daher, daß die Preußen bis Valmy nur vorrückten, um zu sehen, ob die französischen Linientruppen nicht vielleicht zu ihnen übergehen würden. Sie blieben wol nur deshalb einige Tage stehen, um der französischen Armee den Puls zu fühlen. Wenigstens kann man es sich nicht anders vernünftig erklären. Nachdem aber der Herzog von Braunschweig sich durch

die luftigen Vorspiegelungen der Emigranten hatte bis Valmy führen lassen, konnte er nichts Besseres thun, als sich geschwindmöglichst wieder zurückzuziehen; und wenn die Emigranten dies Verfahren nachher überall getadelt haben, so beweist dies nur ihre große Unkunde des Kriegs, wie überhaupt aller Dinge.

Mußte sich die preußische Armee mit möglichster Geschwindigkeit zurückziehen, so durfte doch Dumouriez diesen Rückzug nicht in Ruhe geschehen lassen. Er mußte mit der größten Hitze verfolgen. Dafür aber ging er nach Belgien und überließ die Verfolgung Kellermann, welcher nicht verfolgte.

Alles war in diesem Feldzuge von Seiten der Franzosen schwach, wenn man Das, was sie thaten, mit Dem vergleicht, was sie hätten thun können.

6) In viel vortheilhafterm Licht erscheint Custine. Dieser mußte sich auf Kellermann's Mitwirkung verlassen, weil er allein zu schwach war; und Kellermann that nichts. Vielleicht hätte Custine dennoch Koblenz wegnehmen können, denn es war fast gar keine Besatzung darin. Allein von Mainz aus war doch der Marsch auf dem linken Rheinufer lang; auf dem rechten war er kürzer, doch dann war man durch den Rhein von Koblenz getrennt. Den Rhein hinabschiffen konnte man nicht, weil der Feind Rheinfels und St.-Goar hatte. Custine kann also nicht leicht getadelt werden, daß er Koblenz nicht wegnahm, wohl aber Kellermann, daß er die Preußen so ruhig abziehen ließ.

Dagegen ist unter aller Kritik, was Custine auf dem rechten Rheinufer unternahm. Daß er Frankfurt überhaupt besetzte, war ein Fehler, da er es nicht behaupten konnte; daß er es aber schwach besetzte und die schwache Besatzung unnütz aufopferte, war gar unbegreiflich. Seine Stellung zwischen Mainz und Frankfurt war äußerst gefährlich. Die Preußen konnten ihn von Mainz abschneiden, während sie ihn auf der Front beschäftigten. Daß sie dies unterließen, war ihre Schuld. Custine wäre in den Main gesprengt worden, an den sein rechter Flügel gestützt war, oder mußte sich ergeben.

7) In Belgien tritt Dumouriez mit dem Gefecht von

Gemappe glänzend auf. Ich nenne es Gefecht und nicht Bataille wegen der geringen Zahl Streiter, die hier fochten und wegen des geringen Verlustes. In Rücksicht der Folge, der Eroberung Belgiens, kann man den Vorgang bei Gemappe eine Schlacht nennen.

Aber ein Gefecht muß nicht gelobt werden, wenn es zu vermeiden war, und ich behaupte, daß Dumouriez auch jetzt noch ohne dies Gefecht Belgien erobern konnte.

Das Corps unter General Valence genügte allein dazu, wenn es die Maas hinab operirte auf den Rücken der Oesterreicher. Dumouriez, als der viel Stärkere, konnte seinerseits in ihre linke Flanke detachiren, um sie so von Position zu Position zurückzudrängen.

Entweder detachirten die Oesterreicher gegen Valence zurück, dann wurde ihr schwacher Rest leichtes Spiel für den überlegenen Dumouriez, — oder sie ließen sich die Gemeinschaft mit Deutschland nehmen, in der Hoffnung, daß eine Verstärkung im nächsten Feldzug sie schon wieder eröffnen werde, und gingen nach den Grenzen Hollands, Breda, Herzogenbusch 2c. In allen diesen Fällen verloren sie Belgien.

Warum schlug sich also Dumouriez? Es scheint, er wollte auch eine Schlacht gewinnen; er gewann mit überlegener Zahl ein Gefecht gegen einen schwächern Feind, wobei kein Ruhm ist.

Trotz seiner Ueberlegenheit wäre aber Dumouriez geschlagen, wenn der österreichische General ihn am Abend vor dem Gefecht in seinem Lager angriff. Die Franzosen verlieren meistens die Fassung, wenn man sie angreift.

Während des Gefechts hat sich Dumouriez als ein talentvoller Kriegsanführer betragen und große Gegenwart des Geistes gezeigt. Die Tapferkeit, mit welcher die Franzosen die Redouten angriffen, verdient das größte Lob. Zum ersten mal in diesem Kriege zeigten sie den Deutschen, daß diese Eigenschaft nicht so ganz aus ihrer Nation verbannt sei, als diese es glaubten.

Warum ließ aber Dumouriez die Oesterreicher nicht in ihrer

linken Flanke durch die Division des Generals Harville angreifen, die, wie er sagt, daselbst stand?

8) Der **Rückzug der Oesterreicher** war nun wol nach dem Gefecht bei Gemappe beschlossen und ihr Nachtrab ließ sich nur einige male in Kanonaden und unbedeutende Gefechte ein, damit man zur Fortschaffung der Impedimente Zeit gewinne. Daß General Dumouriez nicht bis an den Rhein drang, dafür kann er nicht; denn seine Armee wurde durch den Kriegsminister, der sein Feind und kein Patriot war, absichtlich entmobilisirt.

In diesem ganzen Feldzug von 1792 ist nichts zu rühmen als die Diversion Custine's, und nichts merkwürdig als die erstaunlichen Fehler beider Theile. Die Unternehmungen der Preußen sind von der Art, daß sie gar nicht militärisch beurtheilt werden können. Man sieht sie mit Erstaunen ohne Basis bis in die Champagne vordringen. Mit noch größerm Erstaunen sieht man sie aber, wenn auch mit beträchtlichem Verlust durch Krankheit, doch ungeschlagen wieder zurückkommen, und dies gereicht in der That den Kriegskenntnissen der französischen Generale wenig zur Ehre.

Die Deutschen wurden für ihre Verachtung der Franzosen in militärischer Hinsicht bestraft. Diese Geringschätzung war seit dem Siebenjährigen Kriege und sonderlich seit der Schlacht von Roßbach grenzenlos. Daher auch wol die im Verhältniß zur Wichtigkeit des Unternehmens geringe Truppenzahl, die man marschiren ließ. Es ist immer schon eine Regel gewesen, nie einen Feind zu verachten, und nie hat man es ungestraft gethan. Diese unbegrenzte Geringschätzung war auch wol eine der mitwirkenden Ursachen, daß man so sehr alle Vorsicht versäumte. Freilich schienen die ersten Schritte der Franzosen in diesem Kriege diese Verachtung zu rechtfertigen; ihr Betragen bei Mons und Tournay war wirklich nicht achtungswerth. Sie flohen vor dem Feinde und ermordeten ihren General. Nie hat man aus einer so tiefen militärischen Nichtigkeit sich zu einer solchen Höhe kriegerischen Ruhms erhoben. Nie hat ein so wenig versprechender Anfänger in der Folge so viel geleistet.

Digitized by Google

Achter Abschnitt.

Feldzug von 1793.

1) Wir finden sogleich beim Anfange dieses Feldzugs den General Dumouriez wieder, beschäftigt, seine Armee durch ein Nadelöhr, wie er selbst sagt, nach Holland zu führen, um dies zu erobern. Obgleich nun dies Nadelöhr eine militärische Ketzerei zu sein scheint und es der Regel nach nothwendig ist, ein so breites Thor als möglich zu haben, um in ein Land zu dringen, so wollen wir das doch noch hingehen lassen, weil man in diesem Holland, welches so leicht zu vertheidigen ist, sich nicht wehrt, wie der Satisfactionsfeldzug des Herzogs von Braunschweig im Jahr 1787 beweist und weil die Franzosen daselbst eine starke Partei hatten. Freilich wurden englische Truppen übergeschifft, diese kamen aber — in hinlänglicher Anzahl — vielleicht zu spät, um Holland gegen diese Armee, die durch ein Nadelöhr gekommen war, zu decken. Wir wollen also annehmen, General Dumouriez konnte Holland erobern, weil es wirklich möglich war.

2) Allein dieser Eroberung mußte etwas vorhergehen. General Clairfait, der die Franzosen durch Eroberung Belgiens von Frankreich abschneiden konnte, mußte zuerst über den Rhein zurückgetrieben werden. General Dumouriez machte hier einen sehr großen logischen Fehler, indem er vorhergehen lassen wollte, was nachfolgen mußte. Der Erfolg war, wie man ihn voraussehen konnte. Clairfait drang vor und warf Alles über den Haufen, noch ehe Dumouriez durch sein Nadelöhr war.

War der Plan des Generals Dumouriez falsch entworfen, so war auch die Ausführung nicht zu loben. Dumouriez mußte doch wenigstens seine den General Clairfait beobachtende Armee in ein Lager hinter der Roer zusammenziehen. Er befahl dies, wie er sagt, und man gehorchte nicht. Es war in der That der Mühe werth, daß er sich selbst zu dieser Armee begab. Nun aber ließ er sie zerstreut in ihren Winterquartieren und that als wenn der Prinz von Koburg, der nunmehr den Oberbefehl der

verstärkten Clairfait'schen Armee übernommen, gar nicht in der Welt gewesen wäre.

Man hat gerühmt, General Clairfait habe sich mit seltener Kunst den Winter über jenseit des Rheins zu erhalten gewußt; allein da er gar nicht angegriffen wurde und auch wegen des Zustandes der französischen Armee gar nicht angegriffen werden konnte, so ist hierbei gar keine Kunst.

3) Der Prinz von Koburg rückte mit lobenswürdiger Schnelligkeit vor, überfiel die Franzosen in ihren Quartieren, schlug sie bei Aldenhoven, entsetzte Mastricht, welches sie bombardirten, nicht belagerten. Alles floh. Hierauf erwachte General Dumouriez aus seinem holländischen Traum. Er zerbrach sich den Kopf, wie er seine Truppen über den Moerdyk setzen sollte, als diese schlimme Nachricht einlief. Er sah nun wohl, daß, sowie Hannibal in Karthago besiegt, Holland durch Besiegung Koburg's erobert werden müsse. Er sah, daß diese Eroberung nicht in Holland, sondern auf der Seite von Deutschland die größten Hindernisse finden würde.

Mit lobenswürdiger Thätigkeit sammelte er die Reste der geschlagenen Observationsarmee, flößte ihnen neuen Muth ein, um sie dem Feinde wieder entgegenzuführen. Er handelte wie ein entschlossener General, der einen gemachten Fehler zu verbessern sucht. Dies ist der schönste Theil seiner kriegerischen Laufbahn.

Die schnellen Operationen der Oesterreicher bis zu den Gefechten von Neerwinden sind das erste Lobenswürdige dieses Kriegs. Die Mitwirkung des Prinzen von Braunschweig und besonders seine Besitznahme von Venloo sind Beweise der Thätigkeit und des richtigen militärischen Augenmaßes dieses Generals.

4) Die Gefechte, welche am 18. März bei Neerwinden und anderswo vorfielen, nenne ich keine Schlacht, weil es eine Kette von Postengefechten war wegen der Ausdehnung beider Armeen, welche so groß war, daß General Dumouriez erst am Abend erfuhr, daß sein linker Flügel geschlagen war. Umgehen konnte Dumouriez die Oesterreicher wegen dieser großen Ausdehnung wol nicht. Es ist daher zu vermuthen, daß er Alles that,

was er thun konnte. Schöne Bewegungen fielen bei diesen Postengefechten gar nicht vor, Front stieß gegen Front. Man scheint von beiden Seiten mit Tapferkeit gefochten zu haben, wenn man den linken Flügel der Franzosen ausnimmt, welcher davonlief.

Von den Nachtrabgefechten nach dem Tage von Neerwinden, von dem Rückzug des Generals Dumouriez nach den französischen Grenzen, von seinem Abfall, um seinen Hals vor dem Robespierre'schen Beile in Sicherheit zu bringen, spreche ich nicht. Der Rückzug war in einem Lande, wo eine Schlacht gewöhnlich entscheidet und wo keine Posten sind, nöthig; doch konnte er nach der Lys und Schelde hin geschehen; denn in Flandern hinter diesen Flüssen kann man sich des durchschnittenen Landes wegen gar wohl mit einer geschlagenen Armee halten. Ein Theil derselben mußte nach den französischen Grenzen, nach Condé retiriren. Die Stellung der beiden Abtheilungen umfaßte dann den Feind, der Rückzug war excentrisch.

Freilich war es den politischen Entwürfen des Generals Dumouriez entgegen, sich länger in Belgien zu halten. Dieser General besaß, wie es scheint, viele Kenntnisse, die aber nicht systematisch geordnet und bis auf lichtvolle Principien zurückgeführt waren. Alle Augenblicke erscheint ein erhellender Strahl in seinen Beurtheilungen, seinen Entwürfen und deren Ausführung, der dann sogleich wieder durch Wolken verdunkelt wird. Die wahrhaft gallische Versatilität seines Charakters, vermöge deren er alle Augenblicke neue Entwürfe machte, deren Leitstern sein persönliches Interesse zu sein schien, hatte ihn allein schon verhindert, einem System zu folgen. Seine Unstetigkeit ist die Folge eines lebhaften Kopfes und schwachen Charakters; sie wird durch den Mangel eines leitenden Moralprincips veranlaßt, durch Abwesenheit concentrirter Neigungen des Herzens, während diese Concentration allein den Leidenschaften Stärke gibt. Wer zu vielerlei begehrt, begehrt nichts stark genug, um es durch Dahinstreben zu erhalten. Nie ist ein Franzose mehr Franzose gewesen als Dumouriez.

5) Bis nach der Einnahme von Valenciennes, glaube ich, konnten die Verbündeten nichts Besseres thun, als was sie verrichteten.

Die Angriffe der Franzosen wurden immer abgeschlagen und als sie bei Famars den 23. Mai angegriffen wurden, wurden sie auch geschlagen. Dieser Tag von Famars ist auch eine Kette von Postengefechten.

Die Trennung der Armee der Verbündeten, um Dünkirchen wegzunehmen, ist mit Recht als die Ursache alles ihres nachfolgenden Unglücks betrachtet worden. Es mußte Maubeuge wegen der Gemeinschaft mit Deutschland, dann Givet weggenommen werden, durch welches man die Maas beherrschte. Dann mußte man zur Belagerung von Ryssel noch in diesem Jahre schreiten; so lange man Ryssel nicht hatte, wenn man auch Valenciennes, Maubeuge und Givet besaß, konnte Flandern von den Franzosen weggenommen werden. Wurden die genannten Festungen in diesem Feldzug nicht erobert, so konnte im künftigen, wo die Franzosen schon überlegene Massen versammelt haben mußten, nichts daraus werden. Dies zeigt, wie schwer für die Verbündeten ein Krieg an dieser Grenze ist. Die Gemeinschaft mit Deutschland war wichtiger als die mit England, wegen welcher die Unternehmung gegen Dünkirchen gemacht wurde. Diese konnte immer über Holland offen bleiben. Allein jeder Verbündete zog seinen individuellen Vortheil demjenigen des Ganzen vor; daher Mangel an Uebereinwirkung.

6) Am Rhein betrug sich Custine ganz unerwartet schlecht, da man doch nach seinem vorigen Feldzuge Besseres von ihm hoffen konnte. Hätte er die Preußen, welche nur einige zwanzigtausend Mann stark waren, statt sie ungehindert über den Rhein zu lassen, bei ihrem Uebergange angegriffen, so konnte er sie in eine sehr schlimme Lage versetzen. Statt dessen lief er nach Landau bis in die Linie von Weißenburg in solcher Eile, daß er 10,000 Mann vergaß, welche von den Preußen hätten aufgehoben werden können und die sich hierauf nach Mainz hineinwarfen.

Dann folgte die Belagerung von Mainz. Man hat die häufigen Ausfälle der Besatzung gelobt. Allein da sie fast ebenso stark war als die Belagerungsarmee, warum fiel sie nicht ganz aus und lieferte eine Schlacht? Die Trennung des Feindes durch den Fluß erleichterte ein solches Unternehmen. Der Ueberfall des Hauptquartiers des Generals Kalkreuth ist das Beste, was diese Besatzung that. Jedoch war die Ausführung schwach und der Verlust der Preußen beinahe nichts. Warum man auf der Seite von Kassel von preußischer Seite etwas unternahm, begreift man nicht. War es schädlich, die Franzosen im Besitz von Kostheim zu lassen, warum brannte man dies Dorf nicht bei Zeiten ab?

Mainz ergab sich, noch ehe die zweite Parallele eröffnet war, demnach noch früher, als die neuern Commandanten der Festungen unter sich verabredet haben, es zu thun. Gewöhnlich erfolgt die Uebergabe doch erst nach Verlust des bedeckten Weges. Die Conventscommissarien langweilten sich aber und wollten heraus. Es heißt, man habe keine Medicamente für die Verwundeten gehabt. Das ist sehr schlimm; warum sorgte man nicht bei Zeiten dafür?

Die Versuche der Franzosen, Mainz zu entsetzen, würden geglückt sein, wenn es sich noch einige Tage hielt. An der Postenkette, die der Herzog von Braunschweig zur Deckung der Belagerung commandirte, fielen kleine Gefechte zum Nachtheil der Franzosen vor.

7) Nach der Einnahme von Mainz hätten die Preußen, wie Kriegskundige behaupten, Saarlouis wegnehmen müssen, während General Wurmser mit den Oesterreichern bei Landau stehen blieb, um ihnen die linke Flanke zu decken. Nach Eroberung von Saarlouis hätten dann die Preußen in die Vogesen vordringen sollen. Indessen letztere Unternehmung ist durch Saarlouis nicht basirt. Thionville und Landau müssen eingenommen sein, ehe man hier vordringt; die bloße Blockade des letztern genügt nicht: Saarlouis könnte man am Ende noch eher liegen lassen, doch nicht ohne daß man Metz hätte. Ein Marsch in die Vogesen ist zur Eroberung des Elsaß allerdings nöthig, weil das

Thal in die Hände Desjenigen fällt, der im Besitz des Gebirgs ist. Der Marsch muß aber vorher gehörig basirt sein.

Die Bewegung des Herzogs von Braunschweig in die Vogesen, um den Franzosen die linke Flanke abzugewinnen und den Oesterreichern die rechte zu decken, war sehr zweckmäßig angeordnet. Dieser Fürst muß auch noch wegen seiner schnellen Entschließung und seines richtigen Augenmaßes bei dem Vorfall von Pirmasens gerühmt werden. Die Franzosen kamen ihm in den Rücken; sogleich schickte der Herzog die Reiterei rückwärts, um eine Höhe zu besetzen, die äußerst wichtig war und welche die Infanterie nicht schnell genug erreichen konnte. Die Franzosen griffen die Höhe nicht an, bevor die Infanterie angekommen war. Hierauf wurden sie zurückgeschlagen und durch die nachsetzende Reiterei eine große Zahl von ihnen gefangen gemacht und niedergehauen.

Die Kriegskenntnisse des Herzogs werden aber durch die Wahl des Postens von Kaiserslautern und die vortreffliche Befestigung dieser Position, welche, wie man sagt, schon im Sommer vorgenommen wurde, hinlänglich gerechtfertigt. Drei Tage hintereinander kanonirten und tiraillirten die Franzosen vergeblich auf die Preußen in dieser Stellung. Letztere verloren an Todten, Verwundeten &c. nicht 800 Mann.

8) Was wäre aus der Armee des Generals Wurmser geworden, wenn die Preußen bei Kaiserslautern geschlagen wurden? Dieser General rückte wol zu weit im Elsaß vor; er verlor die rechte Flanke, die ihm der Herzog so weit vorwärts nicht decken konnte. Die Franzosen unter Pichegru verfuhren im Elsaß nach den richtigsten Grundsätzen. Sie ermüdeten den Feind durch fortgesetzte Alarmirungen, eine Art zu kriegen, die für ungeübte Truppen gegen alte die zweckmäßigste ist. Aus Verzweiflung, weil sie die Leiden des Kriegs nicht länger ertragen konnten, flohen die Oesterreicher und der Herzog von Braunschweig deckte diese Flucht. — Noch muß die Unternehmung auf Bitsch gerühmt werden; sie war sehr gut planirt. Daß sie durch Zufall fehlschlug, beweist nichts.

Neunter Abschnitt.

Einige Betrachtungen über die folgenden Feldzüge dieses Kriegs.

1) Die ersten Schritte der Oesterreicher in Belgien im Jahre 1794 bestätigen den Grundsatz der Basis mehr wie irgend eine andere neuere Kriegsbegebenheit.

Die erste Operation dieses Feldzugs, der Marsch nach Landrecy, ist ein ungeheurer Fehler. Man ließ nicht allein Festungen: Ryssel, Givet, Maubeuge, sondern den größten Theil der feindlichen Armee auf den Flanken; nur unbedeutende Corps ließ man zurück, um die Gemeinschaft mit dem eigenen Lande zu decken. Und dies Alles, um ein unbedeutendes Ding, Landrecy, wegzunehmen. Im vorigen Jahr hatte man sich zu sehr zertheilt, aus dem Heer eine schwache Postenkette gemacht; in diesem nahm man wieder die ganze Macht zu sehr zusammen.

Pichegru ging mit dem größten Theil seiner Macht in die rechte Flanke der Alliirten, Jourdan operirte auf ihrer linken. Nie ist ein Operationsplan mehr im Geiste des neuern Kriegssystems gewesen als der vorliegende der Franzosen zur Eroberung Belgiens. Eine überlegene Macht kann man nur durch Ueberflügelungen mit Vortheil gebrauchen. Dies thaten hier die Franzosen und die Oesterreicher machten durch ihre Anstalten ihnen die Sache höchst leicht.

Was wollten die Alliirten mit dem unbedeutenden Landrecy, welches nichts deckt? Wollte man wieder nach Paris vordringen? Dies kann man kaum glauben.

Der Marsch nach Landrecy ist die Ursache des Unglücks, welches die Alliirten während dieses Feldzugs unaufhörlich bis über den Rhein verfolgte. Hätte Pichegru mit seiner ganzen Macht, mit mehr Lebhaftigkeit als geschah, den Alliirten in Flanke und Rücken operirt, so würde das Resultat wahrscheinlich die gänzliche Zerstörung des verbündeten Heeres gewesen sein. Es war ein Fehler, daß er ihre Front angreifen ließ. Man behauptet, dies sei wider seinen Befehl geschehen; er habe nur zu einem verstellten Angriff Ordre geschickt; allein dann stellte er immer der Front der Alliirten zu viel Truppen entgegen.

2) Uebrigens sind in diesem Feldzuge viele, zum Theil blutige Gefechte vorgefallen, aber keine Schlacht. Bei Fleurus fiel nur eine Kanonade vor, wenn man dem Bericht der Oesterreicher glauben soll. Prinz Koburg sagt, er habe die Truppen bis ins Kartätschenfeuer geführt; da sie nun weichen mußten, so habe er sie in guter Ordnung zurückgezogen, weil Chambery doch schon übergegangen war, zu dessen Entsatz man diesen Angriff wagte. Dies ist keine Schlacht.

Die Verbündeten hätten sich zum größten Theil nach der holländischen Grenze zurückziehen und nur ein kleines Corps zur Sicherung Deutschlands gegen Streifpartien an den Rhein schicken sollen. Durch die Stellung an der Grenze Hollands deckte man Deutschland mit, und Holland wäre im folgenden Winter nicht erobert worden, wenn die ganze Armee es deckte. Der Rückzug nach dem Rhein ist durch die sinnliche Idee verursacht worden, daß man ein Land eher deckt, wenn man sich gerade davor stellt als seitwärts. Es ist aber gerade das Gegentheil richtig. Nach Breda, Herzogenbusch rc. mußte der größte Theil der Verbündeten retiriren, der andere mußte sich zwischen Rhein und Maas, den rechten Flügel an Venloo gestützt, setzen. Mastricht mußte eine gute Besatzung und einen geschickten Commandanten erhalten. Nach Flandern, westlich der Schelde, mußte man auch ein beträchtliches Corps werfen, um einen Theil der Franzosen in diesem durchschnittenen Lande zu beschäftigen. Dies Corps hatte immer die holländischen Forts im Rücken und im Nothfall einen sichern Rückzug zu Wasser. Mit einem Wort, der Rückzug der Verbündeten hätte excentrisch sein müssen. Das Centrum, die Abtheilung bei Breda rc. mußte sich dann wieder in den Angriff versetzen und durch eine Schlacht in den Ebenen Belgiens die Sachen wiederherzustellen suchen. Die überlegene Reiterei der Alliirten gab ihnen hier den Vortheil.

3) Am Rhein eröffnete der Feldmarschall Möllendorf mit den Preußen den Feldzug durch die schöne Operation gegen die Franzosen bei Kaiserslautern. Er ging ihnen in beide Flanken; ein Muster des Verfahrens gegen einen schwächern Feind.

Den Feldzug beschloß der Fürst von Hohenlohe, in preußischen Diensten, durch einen Sieg, der den Franzosen 10,000 Mann kostete. Die Preußen wurden dagegen durch überlegene Macht aus der Position auf einem Berge, den man den Schänzel nannte, vertrieben; bei dieser Gelegenheit verloren sie einige Kanonen, welches deswegen bemerkt zu werden verdient, weil in diesem Kriege die Franzosen den Preußen nirgend Kanonen abgenommen haben.

4) Ich weiß nicht, ob Kosciuszko wegen seines militärischen Verhaltens in Polen soviel Bewunderung verdient als ihm gewöhnlich gezollt wird. Diversionen nach West- und Ostpreußen mußte er machen und zwar mit dem größten Theil seiner Macht; dagegen hatte er Gefechte mit seinem rohen Haufen gegen die geübten Preußen zu vermeiden. Die Preußen würden nicht nach Warschau vorgedrungen sein, wenn Kosciuszko rechts ab nach Altpreußen marschirt wäre. Nach Schlesien konnten Diversionen nichts nützen, hier würden sie an den Oderfestungen gescheitert sein.

Auch General Kosciuszko glaubte, man decke einen Ort am besten, wenn man sich gerade davor stellt; man müsse im Vertheidigungskriege die Bewegungen des Feindes durch parallele Gegenbewegungen pariren, statt daß derselbe gerade die lebhaftesten selbständigen Diversionen in des Feindes Flanke und Rücken verlangt.

5) Der Feldzug der Franzosen gegen Deutschland 1795 ist das wahre Urbild militärischer Kraftlosigkeit. Sonderlich war das Benehmen des Generals Pichegru ganz elend. Dagegen war die Bewegung der Oesterreicher in die linke Flanke der Franzosen sehr geschickt. Der schnelle Ueberfall des französischen Lagers vor Mainz durch General Clairfait war ein Meisterstück. Dieser General hätte indessen etwas Besseres thun können, nämlich Düsseldorf wieder erobern. Der Grundsatz der Basis lehrt dies.

6) Der Feldzug der Franzosen in Deutschland 1796 bestätigt die Behauptung des Generals Lloyd, daß es den Franzosen schwer ist, sich ostwärts des Rheins zu behaupten und beinahe

unmöglich, gegen die Grenzen Oesterreichs etwas auszurichten. Jedoch wurden die fliehenden Franzosen nur schwach verfolgt, und um zu behaupten, der Rückzug des Generals Moreau sei ein Meisterstück der Kriegskunst gewesen, müßte man beweisen, daß sein Rückzug mit Nachdruck augegriffen und verfolgt worden, und daß in seinem Rücken sich etwas Anderes zeigte als Bauern, die durch sechs oder acht Kanonenschüsse auseinander gejagt wurden.

7) Sehr merkwürdig und glänzend sind allerdings die schnellern Fortschritte Bonaparte's in Italien. Wir haben indessen noch keine Beschreibung dieses Feldzugs von einem sachkundigen Augenzeugen. Die Oesterreicher mußten vor allen Dingen das Genuesische behaupten, den größten Theil ihrer Truppen hierher auf ihren linken Flügel ziehen, der sich ans Meer stützte. Dadurch wurden die Franzosen verhindert, sich längs dieser Küste auszubreiten, folglich sich zu basiren und die Oesterreicher auf ihrem linken Flügel zu umgehen. Die von Frankreich und Savoyen nach Piemont vordringenden französischen Colonnen mußten alsdann befürchten, in den Rücken genommen zu werden, wenn sie sich zu weit in Italien vorwagten. Mit einem Wort, sobald die Oesterreicher das genuesische Gebiet räumten, um sich zu concentriren, konnte man den Verlust Italiens schon vorhersehen.

Die fruchtlosen Versuche der Oesterreicher, Mantua zu befreien, sind eine Bestätigung des Grundsatzes der Basis. Alle Operationen von Tirol und Oesterreich her nach Italien sind excentrisch.

8) Ueber Bonaparte's Feldzug gegen Oesterreich 1797 hat Dumouriez vortreffliche Bemerkungen im „Spectateur du Nord“ drucken lassen. Er huldigt darin dem Grundsatz der Basis, indem er zeigt, daß Bonaparte nicht eher in Oesterreich vordringen mußte, bis er die Pässe in Tirol hinlänglich besetzt hatte.

Man kann aber noch weiter gehen. Bonaparte durfte den Regeln des Kriegs gemäß nicht eher nach Oesterreich vordringen, als bis er ganz Tirol erobert hatte. Das Besetzen der Pässe allein war nicht hinlänglich. Pässe können umgangen werden und würden von den Tirolern umgangen sein; sie waren zum Theil

besetzt. Dennoch wurden die Franzosen aus Tirol vertrieben und General Loudon war im Begriff, den General Bonaparte von Italien abzuschneiden, indem er in seinem Rücken eine Stellung nahm. Bonaparte sah das Gefährliche seiner Lage wohl ein; darum schloß er den Waffenstillstand. Die Oesterreicher willigten in denselben, weil sie, wie es scheint, von den Vortheilen nichts ahnten, die sie in Händen hatten.

Dumouriez bemerkt ganz richtig, die Oesterreicher hätten die Verstärkung, welche sie von der Rheinarmee heranzogen, nach Tirol schicken müssen. — Der Rückzug des Erzherzogs Karl dagegen auf der Straße nach Linz, statt auf der nach Wien, verdient gelobt zu werden. Alles Andere ist unter der Kritik und nie hat man eine sichrere Gelegenheit aus den Händen gelassen als hier, seinen Feind gefangenzunehmen. War die Armee in Tirol stark genug, so erlebte Bonaparte die Wiederholung der Scene an den caudinischen Gabeln.

9) Ich bin vollkommen überzeugt, daß Bonaparte gegen Oesterreich, auch wenn der gegenwärtige Friede (1797) nicht geschlossen wäre, nichts ausgerichtet hätte. Tirol macht gegen Italien ebenso eine ausgehende Grenze wie die Grafschaft Glatz gegen Böhmen. Wenn man in eine Curtine neben einem Bastion nicht eindringen kann, so kann man es auch nicht zwischen Tirol und dem Adriatischen Meere, ohne Flanke und Rücken zu verlieren. Das Bastion — Tirol — mußte erst weggenommen werden, und diese Wegnahme ist unmöglich, wenn gehörig Widerstand geleistet wird und hinlänglich Truppen darinnen sind.

In Deutschland würden die Franzosen wahrscheinlich bis an die österreichischen Grenzen vorgedrungen sein; allein dann hätten ihre Progressen auch ein Ende genommen; ein schneller Rückzug bis zum Rhein wäre gefolgt; im Vorigen ist die Ursache davon schon enthalten. In Deutschland wäre es für die Oesterreicher rathsam gewesen, sich ohne Widerstand bis an ihre Grenzen zurückzuziehen. Die Franzosen hätten sich vertheilt; dann mußte

man mit ganzer Macht wieder vorbrechen und den Rückzug der Franzosen nicht abermals so ungestört hingehen lassen als im Jahr 1796.

Zehnter Abschnitt.

Welches die natürlichen Grenzen der gegenwärtigen großen europäischen Staaten sind. Daraus hergeleitete Voraussagungen für künftige Kriege. Aufzulösendes militärisches Problem.

1) So lange noch etwas zu theilen und zu nehmen ist, wird einstweilen noch Krieg geführt werden, mit einem Worte, bis die bestehenden großen Staaten sich bis zu ihren natürlichen Grenzen ausgedehnt haben. Dann ist es wahrscheinlich, daß wir eine Zeit lang Ruhe haben, wenn auch am Ende durch Auseinanderfallen der neuen Schöpfungen der Kreislauf von neuem beginnt.

Es fragt sich also, welches sind denn die natürlichen Grenzen der gegenwärtigen Großstaaten? Wir haben gesehen, daß neben dem Meere nur Flüsse und Berge natürliche Grenzen bilden können, weil sie die Gemeinschaft erschweren.

Natürliche Grenzen kann es nur in zweierlei Hinsicht geben: in Rücksicht des Kriegs und des Handels.

Flüsse und Meere erschweren die militärischen Operationen, erleichtern aber andererseits den Handelsverkehr; folglich sind militärische natürliche Grenzen verschieden von merkantilischen. Da nun Flüsse, Meere, Berge allein natürliche Grenzen sind, wird es leicht sein, sie zwischen den Staaten zu ziehen.

Ein Flußthal bildet ein Ganzes, ein Flußreich. Der Strom verbindet durch Verkehr beide Hälften, deren Einwohner dasselbe Interesse haben. Der Fluß ist das Rückgrat, die kleinern Flüsse, welche ihm beiderseits zuströmen, sind die Rippen. Ein jedes solches Flußreich sollte also, wenn nicht immer einen abgesonderten Staat für sich machen, doch nie unter zwei Staaten getheilt sein. Und so würde es sich verhalten, wären die Dinge der gesunden Vernunft gemäß eingerichtet.

2) Andererseits muß man doch gestehen, daß Flüsse, weil

sie Hindernisse der Operationen bilden, militärisch gar wohl als natürliche Grenzen betrachtet werden können, und zwar meist mehr als Berge, wenn diese nicht sehr hoch sind. Eins ist dabei noch weiter in Betracht zu ziehen, ob nämlich einer der beiden Staaten, die ein Fluß trennt, mehr militärische Massen ans jenseitige Ufer zu bringen vermöge als der andere. In diesem Fall wird der erstere den letztern früh oder spät völlig aus dem Thale verdrängen und es ganz einnehmen. Da nun schwerlich je zwei Staaten von ganz gleicher Kraft von einem Flusse geschieden werden, so möchten denn doch wol am Ende die Dinge wieder auf die natürliche Ordnung zurückkommen, vermöge deren ein Flußthal einem Staat gehören soll.

Nationen und Sprachen kommen hier nicht in Betracht. Heutiges Tages sind verschiedene Nationen und Sprachen in einem Staate; denn jeder Staat hat einen militärischen Vortex, innerhalb dessen er sich Alles unterwirft, weil er mehr Kriegsmassen darin aufstellen kann als ein anderer. Gegenwärtig macht das Land mehr den Staat als das Volk; ein wahres Sinnbild der materiellen Denkart des Zeitalters!

3) Den Rhein erkenne ich nach diesen Betrachtungen keineswegs als die natürliche Grenze zwischen Frankreich und Deutschland. Das linke Rheinufer bis zur Maas ist ganz gewiß in dem Vortex der deutschen Kriegskräfte, deren Wirkung für die französische Gegenwirkung überwiegen muß, vorausgesetzt nur, daß Deutschland ein Staat oder doch eng untereinander verbündet sei. Das französische Land zwischen Maas und Meer ist zu schmal, daß die Franzosen aus demselben so viel Kriegsstoff versammeln könnten, als die Deutschen hinbringen können, welche ihr ganzes Land hinter sich haben. Die Operationslinien der Deutschen sind hier alle geradlinig, folglich kürzer als die französischen. Die Franzosen müssen in Belgien erst eine strategische Rechtsschwenkung machen, um Front gegen die Maas zu nehmen, wonach sie denn ihren Kriegsstoff nicht mehr gerade hinter sich herbeiziehen können. Denn gerade aus ihrer rechten Flanke können die Franzosen in der Stellung gegen die Maas der Natur

des Landes wegen nichts beziehen. Der Druck militärischer Kräfte nimmt aber mit der Länge der Operationslinien ab; folglich sind die Deutschen mit ihren kürzern Operationslinien hier im Vortheil.

Rücken sie dagegen weiter in Belgien vor, so kommen sie in Nachtheil. Wie in Böhmen der 50. Breitengrad die Kreise des Uebergewichts von Oesterreichern und Preußen trennt (III, 3), so existirt auch in Belgien für Franzosen und Deutsche eine derartige Linie. Es ist die, wo die Deutschen strategisch links schwenken müssen, um parallel der französischen Grenze aufzumarschiren und die Franzosen rechts, um parallel der Maas aufzumarschiren. Belgien wird also wie Böhmen so lange der Tummelplatz gegeneinander wirkender Heere bleiben, als man Krieg führt.

Ist Holland im Besitz der Deutschen oder mit ihnen verbündet, so können die Franzosen um so weniger ganz Belgien behaupten, weil von Holland aus alle ihre Stellungen gegen Deutschland in den Rücken genommen werden können.

Ist Holland mit Frankreich verbündet, so bietet es den Deutschen eine desto größere Oberfläche dar, auf welcher das französische Interesse verwundet werden kann. Denn Holland ist gegen Deutschland offen und kann von deutschen Heeren gar leicht überschwemmt werden; die Franzosen müssen also, um es zu behaupten, ansehnliche Kraft nach Holland werfen, was sie in Belgien schwächt. Preußen hätte 1795 Holland gewiß wieder erobert, wenn es nicht Frieden schloß.

Durch eine Menge Festungen am Rhein können die Franzosen den Uebergang erschweren, doch nicht hindern, denn Deutschland, — immer dies vereint vorausgesetzt, — kann die überwiegenden Massen ans linke Ufer bringen und dort unterhalten. Darauf kommt es aber am Ende an.

4) Gegen Spanien und Italien hat Frankreich unüberschreitbare Grenzen: die Pyrenäen und Alpen. Die pyrenäische Halbinsel möchte wohl früher oder später ein Staat werden. Italien gewiß auch, und die neuen österreichischen Be-

sitzungen in Italien sind gegen die vereinte Kraft dieses Landes nicht zu behaupten. Die Grenzen dieses abgerissenen Stücks der venetianischen Lombardei werden von denjenigen des italienischen Staats umfaßt, alle Operationen von dorther gegen letztern sind excentrisch, diejenigen des letztern gegen ersteres concentrisch. Oesterreich wird also früher oder später dieses Land verlieren; dagegen aber Italien keine Kraft gegen die Grenzen Tirols und Oesterreichs haben. Oesterreich muß endlich der Natur der Dinge gemäß das ganze Donaureich bis zum Ausfluß besitzen, es nimmt alle Unternehmungen Rußlands gegen die Türkei in Flanke und Rücken; wenn es nicht will, können diese nicht gelingen.

5) Die griechische Halbinsel scheint hinter den Gebirgen, welche Thracien und Macedonien von Bulgarien und Serbien trennen, sicher zu sein, und die Unternehmungen der Russen und Oesterreicher dagegen möchten wol fruchtlos sein, so sehr die Türken auch Türken sind. Besitzt Oesterreich das ganze Donauthal, trennt es Rußland von der Türkei, so wird dadurch den ewigen Kriegen zwischen diesen beiden Mächten vorgebeugt und die Unabhängigkeit der griechischen Halbinsel gesichert.

6) Das Donaureich scheint, obgleich es von deutschen Völkern bewohnt würde, doch gar nicht zu Deutschland zu gehören, weil die Donau ins Schwarze Meer fließt, die andern deutschen Flüsse in die Nord- und Ostsee.

Nordwärts der Karpaten muß der kriegerische Vortex Rußlands immer überwiegend sein. Oesterreich würde in einem Kriege seine dortigen Besitzungen schwer behaupten.

7) Im Kriege mit Preußen scheint Oesterreich folgendergestalt verfahren zu müssen, wogegen freilich Preußen zweckmäßige Maßregeln nehmen kann und, da es die Gefahr kennt, nehmen wird.

Zwei Colonnen operiren längs der Weichsel an beiden Ufern des Flusses; sie dringen leicht vor, so lange Warschau keine Festung ist; eine dritte belagert von Krakau aus Kosel, eine vierte Neisse. Demonstrationen gegen Glatz und Schweidnitz maskiren

diese Angriffe; in Böhmen aber zieht man sich vor den eindringenden Preußen zurück.

8) Ostpreußen gegen Rußland zu vertheidigen würde schwer halten, denn es wird von letzterm umfaßt und hat keine Festung, die es deckte. Graudenz kann Westpreußen schirmen, das hinter ihm, — nicht aber Ostpreußen, das vor ihm liegt. Memel und Warschau mit Praga als Festungen gäben eine Vertheidigungslinie zur Deckung Ostpreußens; einige Zwischenposten dürften nicht fehlen. Warschau ist für die östlichen Besitzungen Preußens, was Magdeburg für die westlichen und das Herz der Monarchie. Daß es groß ist, kann nur ein Motiv mehr sein, es zu befestigen. Ein großer Fehler der Russen ist, daß sie Warschau wieder an Preußen abgetreten haben. Von daher hätten sie eine Colonne vorschicken können, die zugleich alle ihre Unternehmungen gegen Ostpreußen unfehlbar machen mußte.

Das kriegerische Uebergewicht der Russen scheint noch über die Weichsel westlich hinauszugehn; an der Oder ist es verschwunden; aber das kriegerische Uebergewicht Preußens reicht auch noch östlich über die Oder bis zu den Quellen der Warthe wegen des umfassenden Bogens der Oder.

Wenn Preußen auch das Weichselthal verlöre, so würde es sich in Norddeutschland dafür schadlos halten, ohne daß eine Macht es hindern könnte. Früh oder spät muß Oesterreich das südliche, Preußen das nördliche Deutschland besitzen; Preußens Vergrößerungen werden von nun an gegen Westen geschehen. Sogar Holland ist seinen Invasionen offen und Niemand könnte es mehr daraus vertreiben, wenn ihm ganz Norddeutschland gehörte. So würde es aber dann auch heißen, — nicht mehr Preußen. Dänemarks Besitzungen auf dem Festland, Jütland eingeschlossen, sind nicht gesichert gegen diese norddeutsche Macht, so lange es in seiner gegenwärtigen politischen Nichtigkeit bleibt, aus der es sich durch Benutzung seiner natürlichen Vortheile allerdings erheben kann, in der es aber durch den englischen Einfluß erhalten wird, welcher der Verarbeitung der rohen Producte ent-

gegenwirkt, da diese doch allein fähig ist, Staatsmacht zu begründen.

Aus dem Vorigen folgt, daß Preußen selbst gegen eine Coalition Oesterreichs und Rußlands unerschütterlich steht. Selbst wenn Frankreich, welches doch gewiß kein Interesse dabei hat, Dänemark und Schweden sich zu dieser Coalition gesellten, würde die Wirkung keine andere sein als die Reife des preußischen oder norddeutschen Staats durch eine Ausdehnung bis zu seinen natürlichen Grenzen zu beschleunigen. Denn während es die Länder an der Weichsel verlöre, würde es sich in Norddeutschland ausbreiten. Die Unternehmungen der Franzosen würden in nichts als am Ende des Feldzugs zurückgeworfenen Offensionen bestehen.

9) Europa wird also höchst wahrscheinlich früh oder spät aus folgenden Staaten bestehen: Spanien, — Frankreich und die Batavische Republik, wenn diese nicht an Norddeutschland kommt, — Italien, — die Schweiz, deren gebirgiger Theil sich wahrscheinlich immer unabhängig erhalten wird, — das Donauthal oder Oesterreich sammt dem ganzen südlichen Deutschland, — Norddeutschland, jetzt Preußen, — Dänemark, — Schweden, — Rußland, — die griechische Halbinsel oder Türkei, — die britischen Inseln. — Dies gäbe also zwölf Staaten. Welche Regierungsform diese Staaten haben werden, das geht mich hier nichts an; denn sie werden fortdauern, die Verfassung sei übrigens wie sie wolle.

10) Man erlaube mir hier, mit einem Problem zu schließen. Können die tatarischen Völker Europa noch einmal erobern? Ich bin nicht im Stande, diese Frage zu entscheiden. Für mich sind nicht genug Data vorhanden, sie zu bejahen oder zu verneinen. Die Tataren kommen in ungeheuren Scharen und rücken mit ungemeiner Schnelligkeit vorwärts, fast ohne alle Subsistenz. Würden sie aber unsere Festungen einnehmen können? Ich weiß es nicht; aber sie verheeren das Land und könnten sie durch Hunger zur Uebergabe zwingen. Tamerlan nahm Städte ein. Mit ihrer Kriegsart sind wir nicht hinlänglich bekannt. Ich wünschte, diese Frage würde untersucht.

III.

Neue Taktik der Neuern, wie sie sein sollte.

1. Ausrüstung.

1) Unter Ausrüstung verstehe ich Kleidung, Bewaffnung und Bagage.

Der Marschall von Sachsen sagt, der neuere Krieg werde mit den Beinen geführt. Wir thun wohl, ihm zu glauben. Die Bekleidung der Füße wird also etwas sehr Wichtiges sein. Eben dieser Feldherr versichert auch noch, daß die Strümpfe mit den Füßen im Kriege wegfaulen. Wir wollen also die Strümpfe verbannen, wenigstens keine liefern lassen, indem es ausgemacht ist, daß ein unmittelbar mit Leder bedeckter Fuß weniger durch Frost leidet.

Der Schuh muß dagegen sehr gut gemacht sein und darf durchaus den Fuß nicht verwunden. Da ein menschlicher Fuß vorn nicht spitz ist, so muß auch der Schuh vorn breit sein. Ob die Sohlen, wie die des römischen Soldatenschuhs, mit Nägeln beschlagen sein müssen, solche Kleinigkeiten will ich hier ganz unentschieden lassen. Der Soldat muß zwei Paar Schuhe haben; der Hauptmann hat die Lieferung derselben, sowie die der ganzen Ausrüstung mit Ausnahme der Gewehre, welche der Staat gibt. Bei gehöriger Aufsicht ist hierbei weniger Misbrauch zu fürchten.

Dann folgen kurze schwarztuchene Kamaschen, welche bis zur Wade hinaufreichen. Diese Fußbekleidung ist den Halbstiefeln weit vorzuziehen.

2) Die Hosen müssen bis an die Brust hinauf und bis an die Knöchel hinabreichen. Sie müssen für eine Infanterie, welche laufen und springen soll, äußerst weit und von blauem Zeuge, im Sommer glaube ich Zwillich, im Winter Tuch sein.

Man wird hieraus zur Genüge sehen, was für Hosen ich meine. Die blaue Farbe ist den Läusen abhold, deshalb müssen

die Hemden blau sein, wahre Matrosenhemden. Ich bemerke selbst, daß blaue Truppen öfter als weißgekleidete gesiegt haben. Auf Grau kann man die Läuse nicht sehen, deren unbemerktes Dasein gar nicht wünschenswerth erscheint. Also müßten selbst die weiten und bequemen Jacken zum Ueberknöpfen blau sein. Die Aufschläge und Knöpfe könnten die Regimenter unterscheiden. Unter die Jacke kommt ein weißes Gilet, über dieselbe, wenn der Soldat will, ein blauer Spencer. Statt blauer Pantalons von Tuch im Winter könnte der Soldat und Unteroffizier blaue Ueberhosen, auch Reithosen genannt, über die von Zwillich knöpfen, wenn ihn friert. Der Offizier dürfte im Winter blautuchene Pantalons tragen.

Der Soldat trüge also zwei Hemden, zwei Halstücher, zwei Taschentücher, zwei Paar Hosen von Zwillich, ein Paar Ueberhosen von Tuch, zwei Paar Schuhe, zwei Paar Kamaschen, zwei weiße Gilets, eine Jacke, einen Spencer, Haar abgeschnitten, ungepudert, einen Kamm, ein Messer, einen Schwamm zum Kopfwaschen ꝛc. ꝛc.

3) Der Hauptmann würde dafür sorgen, daß seine Compagnie gut bekleidet wäre; er würde gut dafür bezahlt, es würde ihm aber auch scharf auf die Finger gesehen, so recht eigentlich auf die Finger gesehen. Dennoch müßte er bei der besten Ausrüstung noch Ueberschuß haben. Man muß leben und leben lassen, wie der sinnreiche Wahlspruch lautet.

Auf den Kopf würde ich vielleicht gar Ulanenmützen setzen, die ich sogleich hier beschreiben würde, wenn ich nur wüßte, wie eine Ulanenmütze aussieht. Ich habe nämlich eine estime sur parole, wie Helvetius es nennt, einen Schüler- oder Köhlerglauben zum Vortheil der Ulanenmützen. Ein geschickter Offizier der leichten Infanterie, welcher den Krieg in der Vendée mitmachte, der ehemalige Prinz Karl La Trimouille, hat mir viel Gutes von diesen Ulanenmützen gesagt. Seine Meinung war, es sollten Ketten bis auf die Schultern hinabgehen, um diese und den Hals gegen den Hieb zu bewahren. Die englische Infanterie trägt Mützen von Leder in Form von Husarenmützen, nur daß

vorn eine Krempe das Gesicht bedeckt. Mit einem hohen rothen Federbusche sieht das sehr schön aus. So, glaube ich, sollte bei der Infanterie und Kavalerie der Kopf bekleidet und geziert sein.

4) Statt eines Tornisters und einer Patrontasche trüge der Soldat eine Jagdtasche wie die deutschen Wildjäger. Hierin wäre die Bagage, der Zwieback, der Branntwein, die Patronen rc. enthalten. Alles Lederzeug wäre schwarz. Die Patronen zum Gebrauch würden herausgenommen und vorn müßte in der Jacke oder im Gilet eine Tasche dazu sein. Eine Patrontasche vorn wäre gar nicht nöthig.

Die Frage, ob Schutzwaffen sein müßten, wage ich weder zu bejahen noch zu verneinen.

Ich bin wirklich ganz neutral dabei und es möchte in der That leichte kugelfeste Küraſſe von Leder geben können; allein gegen Kartätschen wären sie doch nicht schützend. Es gibt überdies nicht Ochsen genug in einem Lande, um eine starke Armee so zu beledern. Da die Sache sehr weit von unserm gegenwärtigen System abweicht, so will ich mich weiter dabei nicht aufhalten.

5) Ich sehe nicht ein, warum die Reiterei nicht ebenso gekleidet sein könnte. Man setze lederne Hosen an die Stelle der blauen, aber nicht so enge wie die des berühmten Generals Seidlitz. Ueberhaupt muß bei der Cavalerie wie bei der Infanterie jeder enge Anzug verbannt sein, denn er hemmt nur den freien Gebrauch der Glieder und den freien Umlauf des Blutes. Die Reiterei müßte leichte Stiefeln tragen.

6) Die Patronen sind zu stark an Pulver und das Kaliber der Gewehre ist zu groß. Wenn die Patronen und Kugeln kleiner wären, so würde die Bürde des Soldaten dadurch erleichtert. Man trifft besser mit Flinten von kleinem Kaliber.

Die Cavalerie müßte einen Säbel oder Stoßdegen, wie die spanische und einen Karabiner führen oder auch ein Paar Pistolen, wenn der Karabiner wegfiele.

7) Die Pike ist in Irland und Frankreich in den neuesten Zeiten wieder hervorgesucht worden. Die Männer aber, welche

sie in die Hand nahmen, haben sie nur noch mehr in Miscredit gebracht. Diese Königin der Waffen, wie Folard spricht, das Schrecken der Hunde und Menschen, wie Homer spricht, kann allein, wie es schon der Verfasser der „Betrachtungen über die Unzuverlässigkeit der Kriegskunst“ gesagt hat, dem Fußvolk seine ganze Würde, sein ganzes Gewicht wiedergeben.

Ich begreife nicht, wie man behaupten könne, die Pike verhindere oder mindere das Feuer. Ich kann mir sehr wohl Beides als verbunden vorstellen. Zuvörderst ist nur nöthig, daß die Pike unten spitz sei, damit man sie in die Erde stoßen kann. Dann nimmt man das Gewehr zur Hand und feuert. Geht man weiter, so reißt man die Pike wieder heraus. Diese Manipulation nimmt keine Secunde weg.

8) Das Gewehr wäre kurz und es hinge an einem Riemen über der Schulter, sodaß es bei einer Flucht nicht weggeworfen werden könnte. Dies Gewehr könnte ein leichter Karabiner sein. Ich habe gute Gründe, aus dem Fernschießen nichts zu machen; ob die Gewehre also weit schößen oder nicht, daran wäre nichts gelegen.

Der oben angeführte Offizier der leichten Infanterie will Doppelflinten haben. Er meint, daß zwei Schüsse, die gleich hintereinander fallen und treffen, einen gewaltigen Eindruck machen müssen. Das ist freilich wol wahr; allein wenn man geschwind ladet, so kann man ziemlich hurtig hintereinander weg schießen. Dieser Offizier will ferner Patronen mit Schrot und andere mit Kugeln mitführen. Es fragt sich hierbei nur, ob man mit Schrot mehr als einen Mann verwunden könne; denn ich habe immer bemerkt, daß eine gute Jagdflinte den Schrot sehr zusammenhält. Indessen ist es wahr, daß man diesen Einen leichter mit Schrot als mit einer Kugel trifft; und ob man tödtet oder nur verwundet, daran ist in einem Treffen nichts gelegen, weil der Verwundete sich ebenfalls rückwärts entfernt.

Eben dieser Offizier, der zugleich ein vortrefflicher Jäger ist, behauptet auch noch, man müsse zweierlei verschieden geschäftete Kolben anordnen, krummgeschäftete für Leute mit niedrigen, ge-

senkten Schultern, gerade geschäftete für solche mit hohen Schultern. Er versichert, — und es ist ein vortrefflicher Federwildschütz, der da spricht, — es sei sonst für den Einen und den Andern unmöglich, zu treffen.

9) Mir ist immer (diese Bemerkung erlaubt mein Gegenstand hier einzuschalten) Friedrich's des Großen Abneigung gegen Offiziere, welche Jagdliebhaber waren und die Behauptung dieses großen Monarchen, der Krieg habe nichts mit der Jagd gemein, etwas verdächtig vorgekommen. Ich habe gleich geurtheilt, daß dieser große König auf seine Taktik ein zu großes Vertrauen setze. Der Retter Frankreichs, — ich meine Carnot, — urtheilte sogleich, daß der neuere Krieg eigentlich eine Menschenjagd sein müßte und daß die Uhrwerkstaktik gegen seine Menschentaktik nicht aufkommen würde.

Jener Offizier der leichten Infanterie will nur in der Entfernung von dreißig Schritten schießen. Er ist noch strenger, noch mistrauischer gegen die Wirksamkeit des Feuers als ich, der ich in dieser Schrift den Abstand von vierzig bis sechzig Schritten als die weiteste Entfernung, in welcher gefeuert werden soll, festsetze.

Ich habe ein zu zartes Autorgewissen, um mich eines Plagiats schuldig zu machen und die Ideen des Prinzen von Tarent, Karl La Trimouille, hier für die meinigen auszugeben. Ich hätte meiner Armuth mit dem Reichthum eines Andern gewissermaßen aushelfen können, ohne daß man es bemerkt hätte; denn jene Ideen sind nicht geschrieben, wenigstens nicht gedruckt. Ich gehöre aber nicht zu Denjenigen, welche ihren Autorenruhm auf gestohlene oder erkaufte Manuscripte gründen.

10) Die Pike aber gehört mir zu; freilich doch nicht so ganz; denn Folard und der Verfasser der „Betrachtungen ꝛc." haben sie angerathen; die Zuspitzung am untern Ende jedoch, vermöge welcher man sie unter jedem beliebigen Winkel fest in die Erde stecken kann, ist meine Erfindung und ich thue mir darauf viel zu Gute.

Gegen eine anprellende Reiterei könnte das erste Glied seine Piken in einem Winkel von etwa 30 Graden in die Erde stecken,

das zweite unter einem Winkel von 45 Graden und das dritte noch etwas steiler, wenn letzteres auch feuerte. Die Piken des ersten Gliedes würden die Pferde, die der andern die Reiter treffen. Dabei feuerten diese Glieder viel wirksamer als die Bayonnetträger. Die beiden ersten Glieder lägen platt an der Erde und zielten. So würde es in der Manipularstellung gehalten, welche entweder zwei Mann hoch oder in Colonnen zum Vorschein käme.

Um der Cavalerie Schrecken einzuflößen, malt ihr Folard vor, welch' ein entsetzliches Loch ein Stoß seiner Pike in dem Körper mache. Es scheint mir ein Leichtes, einen 12 Fuß langen, sehr leichten Stab, mit einem schmalen, spitzen, aber äußerst scharfen Eisen oben beschlagen, in der Hand zu führen, ihn in die Erde zu stoßen, zu zielen und zu schießen. Ich weiß gar nicht, wie diese Pike die zweckmäßige Activität des Feuers behindern könnte.

Ich finde die vortrefflichsten Regeln des Kriegs in der Schrift des Tacitus, „De moribus Germanorum". Alles, was man nur bei einer vortrefflichen Armee wünschen kann, fand sich bei diesen Germanen. War es, weil ihre Weiber tugendhaft waren? Dies schreibe ich hin, um gewisse sehr scharfsichtige Männer über meine Ideenverbindung in Verwunderung zu setzen. Wie tief ist dieses Volk gefallen! Dies sage ich, um Erstaunen bei Denen zu erwecken, welche stupide unsere vermeintliche Cultur bewundern.

Die Piken jener Germanen waren nur mit einem schmalen, dolchartigen Eisen beschlagen, welches sie nicht allein viel leichter, sondern auch viel eindringender machte. Folard ist zu freigebig mit seinem Eisen, es ist viel zu breit. —

11) Ich habe noch von einem Andern, der den Feldzug der Preußen gegen die Polen mit ansah, etwas Anderes gelernt, nämlich die Vortrefflichkeit einer Sense, welche man an eine lange Stange heftet. Ich bin überzeugt, daß diese Sensen ganz dazu gemacht sind, dem durch Bayonnete so herabgewürdigten Fußsoldaten seine Würde wiederzugeben. Wie bequem! Im

Frieden Ackerwerkzeug, im Kriege gefährliche Waffe, denn man kann ebenso wol Köpfe als Gras und Getreide damit abmähen.

Die polnischen Sensenbauern sollen sich hin und wieder der Reiterei ziemlich furchtbar gemacht haben. Wenn die Sense vorn nicht zu sehr gekrümmt, wenn sie auf beiden Seiten geschärft ist, so dient sie so gut zum Stoße als zum Hiebe. Sie erfüllt alsdann völlig den Zweck einer vollkommen organisirten Pike, d. h. einer solchen mit schmalem Stahle; zugleich aber auch den Zweck eines 16 Fuß langen Säbels, ohne schwerer zu sein als ein 3 Fuß langer Säbel.

12) Lange Waffen müssen durch kurze unterstützt sein. Zum Gefecht in der Nähe trügen die Soldaten einen kurzen römischen Degen, breit, scharf und spitz, gleich gut zum Hauen und Stechen, der auch statt eines Beils beim Baumumhauen ꝛc. dienen könnte. Ich wünschte, es wäre ein Strick daran befestigt, um damit auf die Entfernung von 10 bis 15 Schritt zu werfen; doch dies sage ich nur so nebenher, ohne darauf zu bestehen. Die Römer stießen nur mit ihren Degen, weil man beim Stoß nach einer geraden Linie am wenigsten Blöße gibt, weil jeder Stich mit einem so breiten scharfen Eisen tödtlich war. Breit müßte die Klinge deshalb sein, daß man auch damit hauen könnte. Ich glaube, es war sehr vernünftig, daß die Römer ihren Degen auf der rechten Seite trugen. Er läßt sich alsdann viel leichter mit der rechten Hand herausziehen.

13) Man könnte mit den Piken oder Sensen, — ich würde zu den letztern rathen, so bäuerisch es auch den ästhetischen Taktikern von feiner Lebensart vorkommen möchte, — zuvörderst einen Versuch machen; nicht im Kleinen, — denn ein Versuch im Kleinen ist keiner, — sondern mit einem Drittel der Infanterie. Ein Bataillon jedes Regiments würde mit Sensen bewaffnet, zwei behielten die Flinte.

Daß sowol das Gewehr dieser beiden Bataillone als auch sein Bayonnet ganz anders beschaffen sein müßten wie die gegenwärtigen, das versteht sich von selbst. Das Bayonnet müßte

viel länger, das Gewehr von kleinerm Kaliber sein ꝛc. Die übrige Ausrüstung bliebe so, wie ich sie beschrieben habe.

14) Mit der Bagage endlich würde ich sehr genügsam und haushälterisch sein. Dafür stehe ich, daß ein Infanterieregiment nicht 300 Pferde mitschleppen sollte. Kein Infanterieoffizier vom Hauptmann abwärts dürfte ein Pferd haben. Einen Theil seiner Bagage müßte er selbst in seiner Jagdtasche tragen, den andern trüge ein Bedienter für je zwei, die immer in einer Hütte oder Baracke zusammenwohnten. Der Hauptmann und jeder Verheirathete hätten eine Hütte und einen Bedienten für sich.

Der Bataillonschef und die Adjutanten hätten Jeder ein Pferd und für das Bataillon wären drei Reservepferde zum Dienst da. Die Adjutanten würden sehr wenig zu reiten haben, da alle Berichte und Befehle durch Telegraphie mitgetheilt würden.

Die Offiziere trügen elegante Doppelflinten und einen kurzen Säbel, wie die englischen Seeoffiziere. Man könnte die Einrichtung der Ehrenflinten treffen. Die Offiziere wären ebenso gekleidet wie die Soldaten, nur Alles von besserm und zwar dem allerbesten Zeuge, sonst müßte durchaus kein Abzeichen stattfinden.

15) Die Märsche machten die Offiziere zu Fuß, ausgenommen die Stabsoffiziere und Adjutanten. Jedoch müßten Erstere oft absteigen und den Andern zum Beispiel zu Fuß marschiren.

Da keine Zelte bei der Armee wären, so würden dadurch viele Pferde erspart. Etwas Ungeschickteres als leinene Zelte konnte man so leicht nicht ausdenken. Sie sind die Ursache vieler Krankheiten. Sie schützen nicht vor Kälte und nur unvollkommen vor Nässe. Man kann sie nicht erwärmen, wogegen man die Hütten vollkommen durch Kamine und Oefen erwärmen kann.

Diese Armee bedürfte weniger Munition im Felde, weil man mit den Schüssen haushälterisch umginge, weil man erst zielte, ehe man schösse. Sie bedürfte weniger Proviantwagen, weil sie statt Brot Zwieback äße.

Diese Verminderung des Trosses würde das Heer ungemein viel mobiler als die gegenwärtigen Armeen machen. Zu jeder

Stunde könnte es in den Krieg rücken; ich sage nicht in das Feld, weil es im Frieden schon im Felde, in Standlagern wie die römischen, wie jene des Kaisers Napoleon an den Küsten des Kanals, lagerte.

Nur der Respect vor meinen Zeitgenossen, welcher eine unbezwingliche Schwachheit bei mir ist, hindert mich, hier zu erklären, daß unsere stehenden Heere mir ganz und gar nicht als solche erscheinen, wenn man darunter eine stets zum Kriege bereite bewaffnete Macht versteht.

Zu den Zeiten des Faustrechts brachte man den Heerbann früher ins Feld als jetzt die stehenden Armeen, wenigstens diejenigen, welche sich erst mobil machen müssen, ehe sie ausrücken können. Die französische Armee macht bis jetzt hiervon eine Ausnahme; wenn sie aber einige Zeit in Frieden wird garnisonirt haben, so wird sie so bedürfnißreich wie die andern, und Europa wird früher oder später ganz gewiß außer Stande sein, dem dereinst unvermeidlichen Mongolenanfall zu widerstehen. Was kümmert uns das Schicksal unserer Enkel! ruft die edle, jetzt lebende Generation in Europa bei diesem Gedanken aus.

16) Dies einzige Mittel, die Kriegszucht im Frieden zu erhalten, ist ein Hüttenlager. Hierbei wäre nicht allein der Vortheil, daß man immer augenblicklich zum Kriege bereit wäre, sondern auch der andere, daß man der Winterquartiere nicht bedürfte. Den gewöhnlichen Ideen gerade zuwider würde ich besonders im Winter und bei Nacht meine militärischen Vorrichtungen vornehmen: ein Vorschlag, der mir unter den Zunftkriegern vielleicht ebenso viele Feinde zuziehen wird als jener, die Betten von Eiderdaunen aus den Lagern zu verbannen.

2. Grundzüge des Systems der Taktik.

1) Märsche zum Treffen. Bei Perpendicularmärschen muß man in so vielen Colonnen als möglich, bei Parallelmärschen aber in so wenigen als nur immer möglich, d. h. in zweien — die eine Reiterei, die andere Fußvolk — einherziehen, weil es bei erstern wichtig ist, sich kurz, bei den andern, sich lang zu machen.

Bei Perpendicularmärschen muß man die Cavalerie und Infanterie in den Colonnen untermengen und nicht aus einer dieser beiden Truppenarten eine abgesonderte Colonne machen.

Bei Parallelmärschen kann man in Sectionen gehen, wenn die Infanterie drei Mann hoch steht; die Sectionen brauchen keine Distanz zu halten. Steht man zwei Mann hoch, sodaß die Sectionen Distanz halten müßten, so ist es besser mit rechts oder linksum zu gehen; denn jedes Bataillon läßt sich noch wohl zusammenhalten und an den Lücken, welche zwischen den Bataillonen entstehen, ist nichts gelegen, weil die Cavaleriecolonne sie deckt. Bei Parallelmärschen stört übrigens die lange Ausdehnung gar nicht; je länger die Colonne, desto weniger hat man eine Ueberflügelung zu fürchten.

Mit Zügen (Pelotons) muß man nicht marschiren; einmal wegen des Abbrechens und Wiederaufmarschirens, wenn stellenweise der Weg oder Paß nicht breit genug ist, und ferner wegen der Distanzen, welche nicht genau gehalten werden können. Noch ungereimter ist es, bei einem Parallelmarsch mit halben Distanzen zu gehen, weil dann gar nicht eingeschwenkt werden kann. Es ist eine Regel, nur so breit zu marschiren, daß das verzögernde Abbrechen und Aufmarschiren nicht nöthig wird, also lieber von vornherein so schmal als möglich.

2) Die Theorie des Vorwerfens muß ganz besonders studirt werden, weil man hinter den vorgeworfenen Seitenpatrouillen wegmarschiren und einen wichtigen taktischen oder strategischen Zweck erreichen kann. Die vorgeworfenen Abtheilungen tirailliren.

Bei Perpendicularmärschen muß man in so breiten Abtheilungen als möglich gehen, wenn nur das Abbrechen und Wiederaufmarschiren vermieden werden kann. Kann es nicht vermieden werden, so ist es besser, lieber gleich rottenweise, d. h. mit rechts- oder linksum zu marschiren, sonderlich, da wegen der vielen Colonnen jede derselben nicht tief, Kopf und Schwanz also nicht weit voneinander entfernt sein können.

Im Fall des Vorwerfens kann bei diesen Märschen die Avantgarde vorgeworfen werden; hinter ihr können sich die Co-

lonnen diagonal seitwärts fortbewegen, wenn der Zweck es fodert. In diesem Fall wird natürlich aus dem Perpendicularmarsch ein Flankenmarsch.

3) Aufmarsch. Der einzig gute Aufmarsch ist derjenige nach diagonalen geraden Linien, — das Auflaufen.

Dieser Aufmarsch wird nach Signalen, bei der Cavalerie im vollen Galopp, bei der Infanterie im vollen Rennen ausgeführt.

Das Terrain muß man mittels der Schlachtordnung couronniren, d. h. ohne an eine gerichtete gerade Linie sich zu kehren, müssen die Truppen so gestellt werden, daß das Terrain (Gelände) ihnen nützt und daß sie von dem Terrain Nutzen ziehen können. Eine Höhe wird also so besetzt, daß die Abhänge bestrichen werden können, ein Wald wird an seinem äußern Rande besetzt und in der Ebene als eine Bastion betrachtet ꝛc.

Die Hälfte eines Bataillons wirft sich zug- oder compagnieweise vorwärts vor dasselbe heraus und bildet eine Feuerlinie oder eigentlich Angriffslinie von Tirailleurs. Die zusammenbleibenden Züge oder Compagnien bilden ein Manipular-Reservecorps hinter dieser Feuerlinie. Die Reiterei vertheilt sich schwadronenweise in die Zwischenräume zwischen den Manipeln, mit welchen sie auf gleicher Höhe steht.

4) Gefecht. Die Feuerlinie stürzt sich im vollen Rennen auf den Feind. In der Ebene muß sie vierzig Schritt von ihm niederfallen und an der Erde liegend feuern und zielen. Im Walde muß sie verstehen, sich durch Bäume zu decken. Sie muß in zwei Gliedern auftreten, von denen das zweite auf die Lücken des ersten zu stehen kommt, die beiden Glieder aber werden je nach Umständen weiter oder näher voneinander stehen.

Alle Einzelbewegungen werden durch Signale dirigirt, die Bewegungen der Armee im Ganzen durch Telegraphie.

Während des Vorrückens muß immer die Flanke des Feindes umgangen werden, indem die Soldaten im Rennen auf Diagonalen vorrücken.

5) Object des Angriffs. Der taktische Gegenstand des Angriffs muß immer in Rücksicht des strategischen Objects der

Operation gewählt werden, weil die Taktik nichts Anderes als Strategie auf einem engern Raum ist, welcher engere Raum die Gefechte veranlaßt. Denn sowie bei der Strategie die Subsistenz der Gegenstand kriegerischer Operationen oder Verrichtungen ist, so sind es bei der Taktik die Leiber des Feindes. Die Strategie führt Krieg gegen die Sachen, die Taktik gegen die Personen. Die Strategie beschäftigt die Beine des Soldaten, die Taktik setzt auch noch den Zeigefinger und bei der Reiterei auch wol den Arm in Bewegung.

3. Schlachtordnung.

1) Wenn die Bataillone, solche Haufen von vierhundert bis achthundert Mann nämlich, als jetzt so genannt werden, durch Auflaufen im vollen Rennen aus der Colonne in die Linie ge-

Fig. 59.

4 . . . . 43 . . . . 32 . . . . 21 1

4. 3. 2. 1.

langt sind, so werden sie in dieser durch Halt! gestellt. Fragt man mich, ob ich wolle, daß diese Bataillone in drei oder zwei Glieder aufmarschiren sollen, so antworte ich: drei Glieder sind in einem Sinne zu viel, im andern zu wenig; also in zwei Gliedern oder in tiefer Stellung von sechs und mehr Gliedern oder gar in dichter Colonne sollen die Bataillone stehen. Das hängt von dem General, von den Umständen und von dem Feinde ab, mit dem man es zu thun hat.

Sofort nach dem Halt! wird das Signal zum Ausfallen gegeben. Ich muß mich hierüber erklären.

2) Wenn ein Bataillon vier Compagnien hat, so bestimmt das Signal, ob die erste und dritte oder die zweite und vierte ausfallen sollen. Die Regel wäre, daß entweder die geraden oder die ungeraden ausfallen.

Die zum Ausfallen Befehligten will ich in zwei Gliedern voraussetzen; sie laufen nach divergenten Linien vielleicht ein Paar

Digitized by Google

hundert Schritt vorwärts und zerstreuen sich über die ganze Front des Bataillons, nämlich der beiden zurückgebliebenen Compagnien und der Zwischenräume; ja sie können noch vor einem Theil der Intervalle, welche das Bataillon von andern trennen, sich zertheilen. Sie ständen sonst als Tirailleurs wirklich zu enge. Ich nehme zwar mehr als einen Schritt Frontraum für den Mann selbst bei meiner geschlossenen Stellung an, statt daß in der Saldern'schen Taktik drei Rotten auf zwei Schritt Raum zu stehen kommen, aus Furcht wahrscheinlich, der Soldat möchte sonst nicht genug Maschine und stumpfsinniges Werkzeug sein.

Also diese ausgefallenen Tirailleurs würden bei einfacher Distanz ungefähr vier Schritt auseinander stehen; denn das Wort ungefähr darf man hier ja nicht vergessen, weil das pedantische Messen sowie das Richten verbannt sein muß. Sie sollten aber wenigstens sechs Schritt auseinander stehen, müssen also ihre Bataillonsfront überlangen. Diese weitere Ausdehnung könnte während des Vorrennens nach dem Feinde zu geschehen. Das zweite Glied steht auf den Lücken des ersten.

Da hätten wir denn nun eine Manipularlinie als Unterstützung einer Feuerlinie von Tirailleurs oder Schützen.

3) Ich bin freilich der Meinung, daß man mit einer bloßen Linie Tirailleurs ohne Unterstützungen recht wohl zurecht kommen könnte, um so mehr, da die feindliche Phalanx, wenn von beiden Seiten geschossen wird, sich auch sogleich in eine schlecht geordnete Tirailleurlinie auflöst. Ich betrachte indessen die Manipeln als Reserven, die ich aus dem Feuer halte; ich glaube, ein solcher Rückhalt gibt den Schützen mehr Selbstvertrauen, und psychologische Gründe müssen öfters die taktischen bestimmen.

Die Manipeln, d. h. kleine Scharen, welche sich äußerst leicht und schnell bewegen können, was im neuern Kriege die Hauptvollkommenheit eines militärischen Körpers ist, können eben sowohl in Colonne als in Linie gestellt werden; dies verändert ihre Natur gar nicht.

Ich will übrigens nicht absolut festsetzen, daß nur compagnieweise ausgefallen werden dürfe, oder daß nur gerade immer die

Hälfte ausfallen dürfe. Das Ausfallen könnte selbst zugweise oder gar sectionsweise geschehen, doch solche kleine Haufen wie Züge oder gar Sectionen könnten kein Manipularsystem bilden, worauf ich durchaus bestehe. Der Grund für die eben angeführte Manier, daß bei diesen kleinen Abtheilungen das Durchziehen geschwinder von Statten gehe, ist kleinlich. — Dagegen könnte man ganz füglich statt der Hälfte ein Viertel oder drei Viertel ausfallen lassen, wenn das Bataillon in vier Compagnien getheilt ist.

4) Die Cavalerie stellt sich in kleinen Haufen, um der Schützenlinie so nahe als möglich zu sein, zwischen den Manipeln, mit diesen in gleicher Höhe, auf; sie kann auch bisweilen der Feuerlinie näher gezogen werden als die Manipeln.

Diese Schlachtordnung ist äußerst einfach und man erreicht bei ihr verschiedene Zwecke durch einerlei Mittel; die große Ausdehnung, welche dadurch ein Heer erlangt, rechne ich ihr zum großen Vorzug, weil sie eben das Umfassen des Feindes möglich macht; die Schwierigkeiten, eine so ausgedehnte Linie zu regieren, fallen weg, wenn man sich der Telegraphie bedient, mit der man in einem Augenblick eine Linie von sechs Meilen nach Gefallen in Bewegung setzen könnte. Durch Signale mit Hörnern, die sich fortpflanzten, könnte man auch in einem Augenblick auf einer Linie von mehren Meilen Befehle verbreiten.

4. Gefecht.

1) Es müßte ziemlich imponirend für den schön und taktisch-ästhetisch gerichteten Feind sein, wenn er erstlich unsere Infanterielinie auf ein gegebenes Signal mit der Schnelligkeit der Reiterei sich entwickeln sähe; wenn auf ein zweites Signal die Hälfte dieser Linie hervorbräche, sich in einem Augenblick vor der ganzen Front zerstreute, eine Feuerlinie von zwei Gliedern Tirailleurs bildete, und wenn auf ein drittes Signal dieses Feuertreffen mit der Schnelligkeit des Blitzes heranrennte und zwar ohne einen Schuß zu thun, bis auf die Entfernung von dreißig bis sechzig Schritt; wenn sie dann im holzlosen Terrain gleichsam

von der Oberfläche der Erde verschwände, indem sie sich platt niederwürfe, dann aber ein Ungewitter von wohlgezielten Flintenschüssen emporschickte, deren jeder fast treffen muß.

2) Das möchte wol die sogenannte regelmäßige Infanterie schier aus der Fassung bringen und die Saldern'sche Phalanx würde schwerlich, hätte sie einmal ein solches Treffen gekostet, zum zweiten mal einen ähnlichen Angriff abwarten.

Dazu aber gehört eine leichte Infanterie, wird es heißen. Dazu gehört eine gute Infanterie, antworte ich; ich kenne nur gute und schlechte Infanterie. Ich weiß nicht, was bei den neuern Armeen der Ausdruck: leichte Infanterie besagt? Da es keine Leichtbewaffneten (velites) mehr gibt, so kann es auch keine schwere Infanterie mehr geben. Diejenige, welche man so nennt, ist nur eine schlechte leichte Infanterie.

Wie kann es denn eine schwere Infanterie bei der neuern Kriegsart geben, da kein festverbundener militärischer Körper mehr denkbar ist? Ein leichtes Fußvolk ist ein solches, welches sich schnell bewegt; denn Leichtigkeit ist ein Prädicat der Bewegung. Wie sollte es aber wol zu einer Zeit, da der Krieg mit den Beinen und mit dem Zeigefinger geführt wird, ein anderes als ein leichtes Fußvolk geben können? Die jetzt sogenannte schwere Infanterie kann nur eine schlecht organisirte, schlecht exercirte, schlecht montirte, schlecht armirte, schlecht commandirte, schlecht verproviantirte und schlecht munitionirte leichte sein, ein übel berathener, unglücklicher Haufe, der keineswegs seinem Zwecke entsprechen kann.

3) Wie kann die Infanterie einen festen militärischen Körper, gleich derjenigen der Römer und Griechen, auch jetzt noch bilden, da die Kleidung und Bewaffnung dies ganz unmöglich macht? Bei den Alten wurden die Schilde ineinander gefügt, wodurch eine ganze Reihe Soldaten gleichsam ein Individuum wurde. Bei den Neuern ist kein anderes Verbindungsmittel als ein leises Fühlen der Ellenbogen nach der Mitte oder einem Flügel der Schar, gleichsam ein leises höfliches Berühren, dem noch ein seitwärts schielendes Auge zu Hülfe kommen soll.

Bei den Alten waren die Schwerbewaffneten gepanzert und fähiger, einen Angriff zurückzutreiben als selbst anzugreifen, damals das Hauptkennzeichen des schweren Fußvolks; bei den Neuern hat der Soldat nichts auf dem Leibe als eine bunte, luftige Jacke; auch wäre es umsonst, ihn zu bepanzern, weil der Panzer doch den Kanonenkugeln und Kartätschen nicht widerstehen könnte. Die Bewegungen eines gepanzerten Haufens würden für den Geist des neuern Kriegssystems auch viel zu langsam sein.

Die Trutzwaffen der Alten waren für die Bildung eines festen militärischen Körpers ebenso geeignet als die der Neuern es nicht sind. Sie waren alle aufs Handgemenge eingerichtet und beim Handgemenge war es wichtig, festverbunden in Glied und Rotte zu stehen. Das neuere Fußvolk hat aber kein anderes Gewehr als die Flinte, man mag dagegen sagen was man will, und diese ist ungeachtet des Bayonnets, welches ich anderswo mit Fug einen Lerchenspieß genannt habe, gar nicht zum Fechten in der Nähe organisirt. Kehrt man sie um, damit man schlagen könne, so spießt man sich mit dem Dinge, das oben aufsitzt (ich meine das Bayonnet). Ueberdies ist der Kolben nicht zum Todtschlagen gemacht. Will man mit dem Bayonnet stechen, so greift der entschlossene Gegner hinein (denn es schneidet nicht und kann auch wol nicht schneidend erhalten werden); dann ist der Mann mit der Flinte entwaffnet. Uebrigens ist auch der Stoß unsicher, weil das Bayonnet nicht gerade aufsitzt, ferner noch verbogen ist, weil sonst der Soldat beim Laden sich die Hand spießen würde.

Die Hau- und Stechwaffen der neuern Krieger sind also weit unvollkommener als die der Alten, oder vielmehr, es sind deren gar keine vorhanden; die Schußwaffen aber weit vollkommener. Hieraus ergibt sich nun schon von selbst, daß fest verbundene Haufen schwerer Infanterie durch Kugeln aller Art bald würden auseinander gestäubt werden. Erst wird es in ihnen licht, dann laufen die Andern davon.

Sobald also eine geschlossene Infanteriephalanx ins Feuer, d. h. wirklich in den Kugelregen kommt, hört die zusammenhän-

gende Ordnung auf und sie ist weiter nichts mehr als ein ungeregelter Klumpen, welcher hier einer Colonne, dort einer Tirailleurlinie gleicht. Daher organisire man lieber gleich vorher eine Tirailleurlinie, man ordne die Unordnung. Das wird immer besser ablaufen, als wenn die Angst die Urheberin der ungeordneten Unordnung ist.

4) Es ist demnach eine Chimäre mit der schweren Infanterie heutiger Tage, welche nur bei Kirchenparaden regelmäßig aussieht, auch nur zur Parade geübt, bekleidet und bewaffnet ist. Eine gute ist immer eine leichte Infanterie, und eine solche, welche meine Manöver auf vorbeschriebene Art ausführen könnte, müßte eine vortreffliche leichte Infanterie genannt werden.

Der sinnliche Anschein trügt hier. Man bildet sich ein, ein Bataillon, welches geschlossen avancirt, werde zerstreut fechtende Schützen vor sich hertreiben. Das wird freilich größtentheils geschehen, wenn das Schützenwesen so schlecht wie bisher getrieben wird. Erstlich sind der Tirailleurs so wenige. Sie stehen zu licht auf dem Felde. Dann ist ihnen die Furchtsamkeit des andern Fußvolks ebenfalls gemein. Sie wollen nicht nahe heran, sondern schon in der Entfernung von dreihundert Schritten schießen, wo man kaum mit Kartätschen etwas treffen kann. Sowie das bange geschlossene Bataillon, in der Angst, in der Entfernung von dreihundert Schritt die Bayonnete vornimmt, um durch die Drohung, es wolle damit den Feind spießen, diesen vom fernern Widerstande abzuschrecken, so läuft dieser, der gleichsam auch nur auf einen Vorwand zur Flucht lauerte, sogleich davon, er sei nun in Tirailleurs oder in Phalanx gestellt. Das heißt dann ein Angriff mit dem Bayonnet. Bei der neuern ätherischen oder Lufttaktik, — denn Alles gründet sich ja dabei auf die elastischen Eigenschaften dieses Elements, — ist ein Bayonnetangriff wirklich nur ein optischer Betrug. Wie in der Liebe, werden auch hier die Augen zuerst überwunden.

Sind Tirailleurs auf diese Art, durch diese Spiegelfechterei mit dem Bayonnet, welches das Bataillon vornimmt, sobald ihm banget, um dem Feinde einen verstohlenen Wink zu geben,

doch hübsch artig zu sein und nicht hartnäckig bei einem Gefecht zu verharren, bei welchem er ja eigentlich gar kein Interesse weiter habe, — zum Davonlaufen bewogen worden, so heißt es dann: Da sieht man, wie eine zusammenhängende Masse zerstreutes Fußvolk vor sich hertreibt.

5) Allein, wenn zuvörderst aus dem Tirailliren die Hauptsache gemacht würde, wenn man nicht zu wenig Tirailleurs vorschickte, wenn diese gut schießen könnten, wenn sie so viel Herz hätten, zu zielen, und das mit dem Schritt sechsundsiebenzig avancirende Bataillon — eine nie realisirte Hypothese! — auf dreißig bis sechzig Schritt herankommen zu lassen, ohne zu schießen; wenn sie dann mit ungefähr so vielen Treffern als Schüssen die regelmäßige Infanterie unregelmäßig begrüßten, so weiß ich nicht, wer zuerst das Feld räumen würde.

Wenn ferner durch ein Wunder das Feuer der Schützen nicht so wirksam wäre, wenn das Bataillon oder die Linie fortführe, vorzurücken, wenn die Schützen auch Platz machten, beim Weichen aber gleich den Parthern noch immer verwundeten, was ihnen meine damenbretförmige Stellung, in der die Männer des zweiten Gliedes auf den Zwischenräumen des ersten ständen, leicht machte, wenn sie sich excentrisch etwas zurückzögen und sich um die Flanken der Phalanx verbreiteten, diese und folglich auch den Rücken mit Flintenschüssen bestürmten; so fragt sich, ob die Saldern'sche dünne Linie im Vorrücken verharren könnte. Ich habe einige Zweifel daran. Sie würde Flanken und bald ein Carré bilden müssen. Dann ist es doch wol mit der Offensive vorbei. Das Carré würde sich zurückziehen müssen; wie es aber davonkommen könnte, sehe ich wirklich nicht ein. Es würde aufgerieben. Aber die Cavalerie? — wird man sagen. Indessen meine Tirailleurs sind auch bei allen ihren Bewegungen durch Reiterei unterstützt.

6) Bei meiner Stellungsart ist die Reiterei allenthalben sogleich bei der Hand, ohne daß der Schnelligkeit ihrer Bewegungen im geringsten durch die Beimischung von Infanterie Fesseln angelegt würden. Allenthalben findet eine feindliche Rei-

terei, wenn sie allein kommt, eine Linie Infanterie und Reiterei vor sich.

Beim Angriff wird die Vertheidigung gelehrt. Ich würde meine Infanterie sich auf den Bauch niederlegen lassen, während die Saldern'sche Phalanx vorrückte. Alle Schüsse, die etwa in Peloton= oder Bataillonform daraus hervorgingen, würden darüber wegfliegen. Selbst Kartätschen würden nichts bewirken. Wenn die Phalanx schußgerecht wäre, dann würde sie wirksam behagelt.

Bei den Uebungen der sogenannten schweren Infanterie ist Alles hypothetisch; im Kriege kann nichts davon ausgeübt werden. Sie ist nur gemacht, im Frieden wegen des Zwecklosen ihres ganzen Seins von Kundigen ausgelacht zu werden, und im Kriege wegen ihrer Kleidung an der Ruhr zu sterben.

Eine solche Figur würde also die sogenannte schwere Infanterie gegen eine solche leichte machen. Ich weiß nicht, ob Massen schweren Fußvolks Vorzüge hätten; allein da sie im neuern System nicht möglich sind, so läßt sich darüber nichts sagen; die dünne Phalanx, die General Saldern bis zur Vollkommenheit ausgearbeitet hat, ist erstens keine Masse und zweitens kann sie bei einem Gefecht nicht bestehen. Diese Frage ist also abgethan.

7) Selbst bei den Alten scheint das leichte Fußvolk die beste Figur zu spielen, wie man aus dem Kriege des Sertorius schließen muß. Dieser war der beste General des Alterthums und er führte nur einen leichten Krieg, d. h. einen Bewegungs- und keinen Positionskrieg. Vielleicht waren die Massen selbst zu jener Zeit ein Vorurtheil. Allein man konnte doch wenigstens Massen bilden, wogegen jetzt Alles auf ein ohnmächtiges Bestreben hinausläuft, dergleichen hervorzubringen.

8) Der Angriff meiner Schützen im schnellsten Lauf könnte mit Geschrei begleitet werden, welches die Angreifenden ermuntert und den Feind erschreckt. Die Signale mit Hörnern würde man selbst im Getöse hören können. Ich wüßte aber noch eine andere Angriffsermunterung, welche wegen ihrer Neuheit vielleicht gute Wirkung thun könnte, — der Angriff mit Gelächter. Ein Gelächter würde eine solche kühne Verachtung des Feindes

andeuten, daß dieser selbst sich geringschätzen und den hohnlachenden Gegner hochschätzen würde. Mit dergleichen psychologischen Herzensbewegungen pflegen gewöhnlich die Niederlagen zu beginnen. Auf der andern Seite wird der Sieg durch die Verachtung des Feindes, welcher Gegenstand des Spottes ist, gewiß erleichtert. Ich glaube, die Russen haben die Türken bei einer gewissen Gelegenheit mit Erfolg ausgelacht. Ein solches Lachen aus vollem Halse oder was die Engländer ein Pferdegelächter (a horse laugh) nennen, möchte wol die ersprießlichsten Endzwecke befördern können. Ein risum teneatis amici ist für Soldatenkehlen noch zu fein.

Durch den Ton des Gelächters läßt sich viel ausdrücken. Es müßte Verachtung und Muth darin liegen. Ich will zwar nicht behaupten, daß der Soldat im Lachen geübt werden müsse, denn dazu geben ihm seine Befehlshaber ohnedies Gelegenheit die Fülle, die er benutzt; denn der Soldat ist satirisch. Das würde sich also von selbst finden.

Alles Dies ist reiner Ernst, ohne irgend einen Beisatz von Scurrilität, welche ich in einem Werke, das der ernsten Betrachtung eines ernsten Gegenstandes geweiht ist, sorgfältig zu vermeiden strebe. Ueber den Nutzen des Gelächters im Kriege müßte ein militärischer Aesthetiker des Weitern schreiben; da die Materie zu ernsthaft, zu wichtig ist und ich kein Aesthetiker bin, so kann ich mich auch damit hier nicht befassen.

9) Eine noch andere Vorbereitung zum Treffen im Brown'schen System kann ich hier nicht mit Stillschweigen übergehen; ich meine die Vertheilung von Branntwein unter die Soldaten. Die Oesterreicher haben ihn z. B. bei Landshut mit Erfolg angewendet, wo ihre Reiterei mit wundervoller Energie einhieb.

Mir fällt dabei die Anrede eines Gouverneurs von Gibraltar an die englische Garnison zur Zeit des Spanischen Erbfolgekriegs ein, ehe er einen Ausfall auf die Spanier machte: „Nicht wahr, ihr habt von Jugend auf Beefsteak gefressen und Porter gesoffen?" — Ja, Herr! — „Nun, ihr werdet es mit Schurken zu thun haben, die nie etwas Anderes als Pomeranzen gefressen

und Wasser gesoffen haben; die werdet ihr doch wol schlagen?"
— Ja, Herr! —

In dieser Anrede liegt ein tiefer Sinn. Ich gestehe, ich würde Branntwein vertheilen lassen; und meine Infanterie würde nie ohne ihre Flaschen voll sehr guten Branntweins sein, Herr Hufeland möchte dagegen so viel schreiben als ihm beliebte.

Mit Geschrei und Gelächter würde ich also meinen exaltirten Haufen angreifen lassen; denn die vollkommene Trunkenheit würde ich wohl zu verhüten wissen, und die halbe Trunkenheit sinkt sicher bei einem Gefechte, wie beim Schiffbruch, so weit herab, daß neben der heilsamen Erhitzung des Bluts noch die Klarheit der Vorstellungen übrig bleibt.

10) Es ist merkwürdig, daß die moralische Exaltation diese physische immer zur Begleiterin hatte. Alle Völker von Energie haben getrunken. Die Griechen waren Trinker, die Germanen ebenfalls. Man vergleiche die Schweizer, Amerikaner, Engländer, welche viel trinken, mit dem nüchternen Italiener. Die Franzosen haben in ihrem Revolutionskriege mehr als sonst getrunken. Moralische Exaltation, Tirailliren, welches, die knechtische Taktik verachtend, dem Individuum seinen Muth, seine Wirksamkeit, seine Klugheit, mit einem Wort, seine Menschenwürde wiedergab, führte die Amerikaner und Franzosen in dem Kampfe für die Freiheit zum Siege.

Die Phalanx aber bleibt nüchtern bei ihrem Vorrücken. Nichts als die Hoffnung, der Feind werde schon in der Entfernung davon fliehen, beseelt sie. Diese Hoffnung schwebt vor ihr, der Stock des Corporals hinter ihr. Mit den Franzosen ist es freilich anders; aber sie gehen auch nicht in der Gestalt der deutschen Phalanx zum Kriege.

11) Ich habe noch ein verwegenes Princip auf die Bahn gebracht, allein ich weiß nicht, wie ich dabei bestehen werde; denn in der That, man wird allenthalben ein wüthendes Geschrei dagegen erheben. Dies ist kein anderes als das des Schießens in ganz nahem Abstande. Bei der englischen Marine heißt

Digitized by Google

das close fighting, und dieser Gewohnheit, auf Pistolenschußweite erst zu feuern, hat sie ihre Siege zu verdanken.

Man mag mir soviel von weitschießenden Büchsen vorreden als man will, ich glaube, dergleichen Gewehre sind nur Verführer zur Furchtsamkeit; denn wer in großer Entfernung seinen Feind tödten kann, will ihm nie nahe auf den Leib kommen.

Man muß nur ganz in der Nähe feuern. Der Soldat, welcher im Kriege wider dies Princip handelt, müßte mit dem Tode bestraft werden. Die Herzhaftigkeit wird dadurch gewissermaßen zur Nothwendigkeit, die Poltronnerie stellt sich wie von selbst ein, wenn man in ungeheurer Entfernung losknallt.

Daher würde ich absichtlich der Infanterie nur Gewehre in die Hand geben, welche nicht weiter als eine Vogelflinte schössen und es dem Soldaten zur Nothwendigkeit machten, erst nahe heranzugehen, ehe er den Feind aufs Korn nähme.

Ich habe die Entfernung des Schußmals auf vierzig bis höchstens sechzig Schritt festgesetzt. Die preußische Infanterie soll ihrer Taktiks-Theorie nach schon auf dreihundert Schritt eine Bataillonssalve geben. Von diesem Feuer behaupten die Preußen: es fresse gar gewaltig um sich; es räume gar weidlich im feindlichen Lager auf.

Allerdings ereignen sich hier und da in der Welt die unwahrscheinlichsten Dinge; und so kann es denn wohl kommen, daß von achthundert aufs Gerathewohl abgesandten Schüssen durch ein Wunder vierzig treffen, was dann dem fluchtlustigen feindlichen Bataillon schon Vorwand genug zum Davonrennen geben kann.

Vielleicht wird man gegen meine Vogelflinten einwenden, man könne mit solchen den Feind nicht in der Entfernung auf dem Marsche beim Passiren eines Defilées, eines Flusses ꝛc. beunruhigen. Ich antworte darauf, es sei überhaupt meine Ansicht, ihn in der Nähe zu *vernichten*. Man hat ja Kanonen in die Ferne, die freilich auch nicht in die Ferne treffen. Es ist nur ein Detailhandel, hier und da einen Menschen in großer Entfernung zu erlegen, und jede Art von Klippkrämerei ist mir verhaßt.

Digitized by Google

Man muß alle diese Sachen en gros betreiben. Ein Grossirer im Kriege macht der Sache mit einem Schlage ein Ende.

12) So hat man auch die lästigen Zwölfpfünder oder sogenannten Positionskanonen im Kriege mitgeschleppt, um, heißt es, ein Defilée in der Entfernung zu vertheidigen. Welch ein Drang, welch' ein Instinkt ist denn dies, sich immer in der Ferne zu halten? Was soll ich davon denken? Wie es nennen? Immer höre ich die Ferne und abermals die Ferne nennen. Wer ein Defilée oder irgend ein Loch zustopfen will, der stelle sich nahe daran. Hat man denn wol jemals einen Durchgang anders als mit Kartätschen verwehrt? Wurden die Brücken bei Lodi und bei Arcole nicht trotz des Kartätschenhagels forcirt? Wahrscheinlich waren auch hier die österreichischen Kanonen noch zu fern. Was soll man denn von dem eitlen Donner der Zwölfpfünder (die Preußen nennen sie Brummer) in der Entfernung einer Poststation halten? Flintenfeuer ganz dicht daran, von der Infanterie, welche in diesem Buche figurirt, würde viel besser gewirkt haben als jene Kartätschenlagen.

Man stelle sich also dicht an den Gegenstand, den man vertheidigen will. Man stelle sich neben ein Defilée, wenn man nicht in der Flanke beschossen werden kann; denn in diesem Fall geht es nicht. Man lasse eine gewisse Zahl hindurch, man mache sie zu Leichnamen; die Uebrigen werden dann schon zurückbleiben. Auch hier ist es also wahr, daß es besser sei, sich neben den Feind als ihm gegenüber zu stellen.

13) Mein rascher Angriff muß womöglich überall concentrisch sein; die Richtung der Marschcolonnen muß das Umfassen schon vorbereiten; denn während des Angriffs möchte ein beträchtliches Ueberflügeln schwerlich zu erreichen sein. Die Ursache, weshalb es vortheilhaft sei, den Feind concentrisch zu umfassen, habe ich im „Geist des neuern Kriegssystems" bis auf ihre Elemente analysirt.

Wie wahrhaft concentrische Operationen es stets vermöge ihrer Basis sein müssen, so muß auch schon der Aufmarsch, welcher die taktische Basis des Treffens ist, den Feind concentrisch

umfassen. Der Colonnenmarsch zum Treffen muß demnach das Umfassen des Feindes, d. h. den Angriff auf seine Flanken vorbereitet haben, sei es durch nächtliche, sei es durch maskirte Bewegungen. Durch die Richtung der Angriffslinien ohne vorhergehenden, den Feind überlangenden Aufmarsch kann man ebenso wenig den Feind beträchtlich überflügeln, d. h. in die Flanke nehmen, als es durch Operationslinien, die excentrisch von einer schmalen Basis auslaufen, strategisch möglich ist, den Feind von seiner Subsistenz, d. h. Basis abzudrängen. So parallelisiren also Taktik und Strategie.

14) Ich habe früher wol gemeint, Disciplin und Taktik könnten gegenwärtig wenig gegen größere Zahl ausrichten, hätten überhaupt wenig Gewicht in der Wagschale des neuern Kriegs. Ich hatte aber dabei nur die gegenwärtig bestehende so fehlerhafte, so elende Disciplin und Taktik im Auge, deren Mängel ich hier noch mit bescheidener Schonung aufdecke.

Sonst ist es wol gewiß, daß Disciplin und Taktik nach richtigen Grundsätzen eine entscheidende Figur auch bei den neuern Gefechten machen müssen. Die Infanterie dieses Buchs würde in jedem Gefecht die feindliche vernichten, wenn diese nach Saldern'schen und Lascy'schen Grundsätzen aufträte. Der Feind, wenn er geschickt und an Zahl überlegen wäre, könnte sich durch strategische Manöver helfen, weil man im neuern Kriege durch Abmarschiren und Vorwerfen sich leicht einem Gefechte entziehen kann. In taktische Verrichtungen müßte er sich aber mit solchen Leuten, wie sie in diesem Buche figuriren, nicht einlassen, — das hieße sein eigenes Grab bereiten.

15) Herzhaftigkeit kann im neuern Kriege ebenso wohl gezeigt werden als bei den Alten; es gehört ebenso viel dazu, mit Pistolen auf geringen Abstand ein Duell zu bestehen als sich herumzuhauen und zu stechen. Dieser Vergleich paßt vollkommen, weil ich will, daß nur in der Nähe gefeuert werden soll. Selbst diese Nothwendigkeit macht beherzt, während die kindische Gewohnheit — das Angstbedürfniß — des Fernknallens selbst die Muthvollen in Poltrons verwandeln muß.

Man könnte einige Büchsen, welche weit tragen, vertheilen lassen, aber man müßte sie gerade Denjenigen in die Hand geben, welche sich durch ihre Feigheit auszeichnen, um das ganze Wesen des Fernschießens in Miscredit zu bringen. Wer dem Feind zu Leibe geht, ehe er schießt, der hat Herz. Jeder würde dann eine kurztragende Flinte haben wollen.

16) Angreifen ließe ich mich niemals; ich würde immer selbst angreifen. Ich würde stets abmarschiren, wenn der Feind mir zu Leibe ginge, wozu meine Infanterie, die zehn deutsche Meilen in einem Tage oder doch in vierundzwanzig Stunden gehen könnte, eine große Leichtigkeit gäbe. Sicherlich aber käme ich wieder und sonderlich des Nachts, wenn der Feind seinen Marsch gethan hätte, und griffe ihn selbst an, sogleich, nachdem er ins Lager gerückt wäre. — Der Krieg des Sertorius!

Hiervon gäbe es nur eine Ausnahme, nämlich eine dergestalt fortificirte Position, daß der Feind Laufgräben dagegen eröffnen müßte. Dann bliebe ich stehen, sonst aber nicht.

17) Allein man kann während des Angriffs selbst angegriffen werden und einen Augenblick in der Vertheidigung stehen. Dies würde gegen Cavalerie der Fall sein können, welche die Niederlage der Infanterie rächen wollte. Eine Infanterie wie diejenige dieses Buchs würde sogleich in der größten Geschwindigkeit von zwei Dingen eins thun.

Entweder würden die Schützen auf das Signal „Cavalerie kommt!" sogleich Trupps oder Klumpen mit Rücken an Rücken formiren und so die Reiterei erwarten. Dies gibt große Zwischenräume und die Reiterei, welche bei meinem System immer in der Nähe, meistens in den Intervallen selbst, nicht sowol der Manipeln als der Bataillone hält, hat dann freies Spiel gegen die feindliche Cavalerie im Galopp anzurennen. Die Manipeln oder kleinen Scharen von hundert bis zweihundert Mann (Compagnien) nähern sich ebenfalls mit geschwinden Schritten. Sie können kleine Colonnen oder Haufen in tiefer Stellung formiren. Man sage mir doch, ob die feindliche Cavalerie gegen diesen vereinten Angriff meiner Reiterei und meiner kleinen Manipular-

colonnen lange wird Stand halten können? Sie wird zugleich mit Säbelhieben und mit Kugeln bewirthet, wenn sie hartnäckig ist. Gegen die schnell formirten Trupps der Schützen, gegen diese Klumpen, würde sie selbst, wenn diese ohne Unterstützung wären, nicht so geschwind siegreich sein wie gegen Carrés mit hohler Mitte. Die Vertheilung der schwachen Winkel auf den Umkreis ist schon etwas werth. Diese Trupps würden ihr gezieltes Einzelfeuer bis auf wirksamste Weite aufsparen. Uebrigens könnte meine Infanterie auch abgerichtet sein, Carrés im Rennen zu formiren, aber sie müßten voll sein.

Der andere Fall wäre, daß die Schützen, statt auf dem Fleck Trupps zu machen, im schnellsten Lauf sich auf die Zwischenräume der Manipeln zurückwerfen, wobei sie die feindliche Cavalerie nicht einholen würde, weil sie Vorsprung hätten. Sie stellten sich dann hinter den Manipular-Intervallen in einem Augenblick her; denn sich möglichst schnell formiren und ebenso schnell auseinander schwärmen zu können, ist eine Hauptvollkommenheit der Infanterie.

18) Den Progressen der nachjagenden feindlichen Reiterei würde durch die Manipularsalven, aber stets im gezielten Individualfeuer mit Gliedern, durch die Artillerie und die entgegen galoppirende Reiterei ein baldiges Ende gemacht. Sie würde fliehen und nicht allein von der Cavalerie, sondern auch von den Manipeln, die noch nicht tiraillirt hätten, verfolgt werden. Diese würden sich in Schützenlinie nach excentrischen Linien verbreiten und gleich einem Feuerstrome die fliehende Reiterei unter dem jauchzenden Frohlocken und insolenten Spottgelächter des Siegs verfolgen. So und nicht anders lasse ich die Reiterei empfangen, die meinen Tirailleurs das Handwerk legen wollte. Selbst nur der Gedanke daran entflammt mich mit kaum zu bezähmendem Zorn.

19) Zum Verfolgen, wenn der Feind flieht, ist mein Schützentreffen vortrefflich organisirt. Die Leute des zweiten Gliedes, welche auf die Lücken des ersten stehen, rennen durch, sobald der Vordermann gefeuert hat. Sie feuern, während das

erste Glied ladet. So wird unter stetem Feuer verfolgt. Es wird nicht anders geschossen, als wenn man einen fliehenden Feind auf dem Korn hat. Man feuert bei diesem Nachjagen, in welcher Stellung es einem am bequemsten ist. So lange der Feind noch steht und man auf dem Bauche liegend feuert, kriechen die Leute des zweiten Gliedes ebenfalls vorwärts, sobald der Vordermann gefeuert hat, ganz wie der Jäger ein Wild anschleicht. Diese Bauchkriecherei ist äußerst wichtig, sie muß sonderlich geübt werden; freilich dürfen die Leute dann nicht in engen Hosen stecken. — So empfange und verfolge ich also die feindliche Reiterei.

20) Ich muß jetzt Einiges vom Gebrauche der Artillerie sagen. Man weiß schon, daß ich nichts von Positionskanonen hören will, Sechspfünder und dergleichen sind wol ebenso gut; und Sechspfünder sind noch zu groß. Ich meine auch, Batterien oder dicht zusammengestellte Kanonen möchten wol zwecklos sein, wenn man nie diese Batterien selbst angreift, wenn man ihnen nichts gegenüberstellt. Das Terrain muß freilich die Vertheilung der Linie bestimmen, welche deshalb nicht zusammenhängend sein darf, weil der Satz durchaus richtig ist, daß das Bastion die Curtine bestreiche; allein in meiner Schlachtordnung machen die Manipel und Schwadronen die Bastione. Diese haben immer Kanonen bei sich. — Ich sehe daher die Nothwendigkeit von Batterien nicht ein.

Was entsteht denn daraus, wenn ein Theil der Position, wenn eins dieser Bastione ungleich mehr als die andern Theile mit Kanonen beladen ist? Man greift gerade diesen Punkt nicht an. Man bewegt sich seitwärts und sogleich müssen diese Kanonen abgefahren werden. Wenn nicht, so werden die andern Theile forcirt, weil sie in eben dem Verhältniß von Geschütz entblößt sind, als es auf einem Punkt concentrirt wurde.

Selbst wenn zwei Batterien eine ganze Linie bestreichen, darf man ja nur ein Seitenmanöver machen, dann gibt es für diese Batterien nichts zu schießen.

Allein, wird man sagen, wenn nun diese Batterien gerade

Digitized by Google

den Schlüssel der Position, den man nach meinem Grundsatz immer angreifen muß, verstärken?

Dann manövrire ich den Feind aus seiner Position; dann bewirke ich strategisch, was mir taktisch zu gefährlich scheint.

Ist aber die Position durchaus nicht zu umgehen, steht sie auf dem Isthmus von Korinth, dann ist sie eine Festung und man muß Laufgräben eröffnen, obgleich, selbst in der Voraussetzung einer Landenge, durch Landungen im Rücken etwas zu machen wäre.

Ueberdies sind Batterien wol nicht einem System angemessen, dessen Hauptvollkommenheit in der Bewegung besteht. Dies System ist nicht das meinige; es ist das des neuern Kriegs, seinem Geiste nach entwickelt.

Die Batterien von Positionskanonen und auch die von leichtern Stücken ließe ich dahingestellt sein; sie wären mir heilig; ich rührte sie nicht an, weil ich das nicht brauche. Ich könnte eine solche Batterie entweder durch Umgehungen wegnehmen, indem ich die Flügel abstoße oder, steht sie auf einem Flügel, den andern zurückwerfe, oder aber, sie würde durch diese Seitenmanöver zum Abfahren gezwungen und hörte auf, Batterie zu sein.

21) Wäre ich aber durch determinirende Gründe zum Angriffe bewogen, so müßte er mit Cavalerie geschehen, die alsdann in Form eines halben Mondes, die Batterie umfassend, gestellt werden muß. Eine einzige Schwadron ist dazu hinreichend. Die Reiter werden in eine Linie weit auseinander gezogen. Zwischen je zwei Reitern ist eine Lücke, Kugeln und Kartätschen können nur einzeln treffen. Die Reiter jagen heran und säbeln die Artilleristen nieder; die Batterie ist genommen.

Mit dem Fußvolk meiner Art könnte man eben diese Operation, wenn auch nicht mit gleicher Geschwindigkeit, doch mit einer derselben ziemlich nahekommenden vornehmen. Man könnte auch zwischen je zwei Reiter einen Fußgänger stellen. Freilich aber müßten diese nicht von der engbehoseten Infanterie genommen werden.

Batterien also können weggenommen und umgangen werden.

Damit leugne ich nicht die Wirksamkeit des Schrägfeuers. Dies ist gut, nicht etwa weil es viel wirkte, sondern aus einem psychologischen Grunde, weil es nämlich imponirt. Es ist am besten, wenn es zum enfilirenden Feuer wird. Je mehr es sich diesem nähert, desto mehr schlägt es nieder, wenn es trifft; allein desto schwerer wird auch das Treffen, desto mehr Kugeln werden blos in die Luft gejagt. Denn die Flanke ist nur drei Mann tief. Daher sind Batterien zum Enfiliren unnütz, denn eine Kanone kann ebenso gut enfiliren als eine Batterie und sie imponirt ebenso viel, höchstens sollte man zum Enfiliren zwei Kanonen zusammenstellen. Ich setze hierbei den Feind immer in geschlossener Linie voraus, gegen eine Schützenlinie ist die Wirkung der Artillerie viel geringer.

22) Nach meiner Ansicht der Dinge ist das Object des Angriffs meist einer der Flügel; wenn man nun seine Kanonen nach den Flügeln hin in Batterien zusammenführt, so wird dadurch die ganze übrige Front von Geschütz entblößt. Sind dann die Flügel so weit voneinander, daß die Kugeln jener Batterien sich nicht mehr in ziemlich nahem Abstand kreuzen, so möchte doch wol in diesem Falle ein Angriff auf die Mitte räthlich sein, der sonst dem Geist des neuern Kriegs nicht gemäß ist.

Ob bei dem Angriff meiner Schützen die Artillerie, welche, wie wir gesehen haben, immer aus leichten Stücken besteht, folgen müsse? Warum nicht, wenn sie eben so geschwind herankommen kann! Ich zweifle aber, daß dies geschehen könne. Eine reitende Artillerie könnte wol so geschwind heranjagen, aber nicht so geschwind zum Feuern kommen. Denn die Leute müssen doch erst von den Pferden herunter, um zu laden, zu richten und zu feuern. Ich wollte, sie könnten herabspringen und auch wieder hinauf, statt abzusteigen.

Dann würde die reitende Artillerie der Vorwurf nicht treffen, daß sie nicht so geschwind zum Feuern kommen könne wie die andere. Der Vortheil, geschwinder von einem Ort zum andern zu kommen, bleibt ihr immer, sodaß man detachirter Reiterei nicht leicht andere als reitende Artillerie beigeben könnte.

Was also von den Kanonen bis auf dreißig bis sechzig Schritt zugleich mit der angreifenden Schützenlinie herankommen kann, mag immer mit feuern. Allein bei einem Kleingewehrfeuer in so nahem Abstande hört wol allezeit das Artilleriefeuer auf. Aufrichtig gesprochen, weiß ich nicht, ob bei meinem beschriebenen Angriff Zeit für die Kanonen sein würde, zu feuern; die reitende Artillerie müßte denn mit der Cavalerie, die den Aufmarsch deckte, vorgeschickt worden sein. Das Uebrige würde Alles so geschwind gemacht, daß kaum zum Abprotzen Zeit sein dürfte. Die Schützenlinie würde dem Feinde zu geschwind auf dem Leibe liegen.

Bei der Manipular- oder Unterstützungslinie ständen die Kanonen recht gut. Mit dieser können sie mitkommen. Außerdem sind Kanonen gut bei Rückzügen, um die Reserven zu verstärken und meine Manipel geben sehr gute Reserven. Feuern können die Kanonen bei ihnen nicht, wenn die Schützenlinie vor ihnen im Feuer liegt, — im eigentlichen Sinne des Worts. Daran ist aber gar nichts gelegen, denn das Feuer dieser Schützen in diesem Abstand — von vierzig bis sechzig Schritt — ist von viel größerer Wirkung.

Wenn man selbst angegriffen würde, müßte man aber mit Kanonen schießen. Selbst ein feindliches anrennendes Schützentreffen, wie das meinige, könnte man wenigstens mit Kartätschen beschießen. Das würde freilich nicht viel bewirken und jenes nicht aufhalten, noch weniger zurückschrecken; allein warum sollte man es nicht thun, weil doch nichts Besseres zu thun ist?

23) Gegen ein solches feindliches Schützentreffen ließe ich das meinige ausfallen, da sich dann beide Feuertreffen herumschießen würden, oder hätte ich durch die feindliche Bewegung meine Flanken verloren, so erwartete ich die feindliche Schützenlinie mit meinen Tirailleurs liegend an der Erde und ließe sie sicher zielend auflaufen. Sie würden sehr übel empfangen werden.

Allein ich habe ja gar kein feindliches Schützentreffen vor mir; ich setze beim Feinde immer die zusammenhängende Phalanx voraus. Ich rede hier von der Ueberlegenheit des Treffsystems über das Knallsystem, der Tirailleurlinie über die Pha-

lanx. Wie mein Verfahren gegen einen Angriff der Phalanx sein würde, wollen wir sogleich sehen. Vorher muß ich aber noch etwas von Reserven sagen.

24) Die zweiten Infanterietreffen der Neuern, welche aber im Revolutionskriege ganz verschwunden zu sein scheinen, sind eigentlich Reserven. Denn in der Entfernung von zwei- bis dreihundert Schritt wird man doch wol nicht wollen, daß sie durch den Druck des Anstoßes wirken. Durch eine zweite Linie eine erste unterstützen, heißt also weiter nichts, als dem Soldaten dieses ersten Treffens einbilden, er sei unterstützt, welches ihm mehr Selbstvertrauen gibt; ferner durch Leute, die noch nicht beschossen sind, diejenigen ersetzen, welche es müde sind, ferner beschossen zu werden. Das zweite Treffen ist also ein wahrer Rückhalt.

So ist es auch mein Manipulartreffen, bald zwei Mann hoch, bald in kleine Colonnen gestellt, nachdem es das Schützentreffen oder die Tirailleurlinie ausgeschüttet hat. Ich erreiche mehrerlei Absicht mit Einem Mittel; die Vollkommenheit liegt hier in der Simplicität der Maschine.

Meine Manipularlinie kann das Treffen erneuen, wenn die Schützenlinie geworfen wird, ohne weiter von ihr entfernt zu stehen, als es der Fall ist; denn sie läßt die Flüchtlinge hindurch, ohne darum in Unordnung zu kommen, weil sie mit Zwischenräumen steht. Sie wird auch nicht viel oder gar nichts durch das feindliche Kanonenfeuer verlieren, denn

a) marschirt sie gewöhnlich so, wie alle andern Leute es machen, außer dem Kanonenschuß auf.

b) Wird der Feind wegen des ungestümen Angriffs wenig Zeit haben, mit Kanonen zu knallen, ehe man ihm auf dem Leibe liegt und mit Flintenschüssen sehr beschwerlich fällt.

c) Wird er nicht auf die Manipularlinie, sondern auf die anrennenden Schützen schießen.

Jene wird also ganz frisch an den Feind kommen. Ich möchte sie daher nicht dort stehen lassen, wo aufmarschirt wurde, sondern sie folgt mit gewöhnlichen Schritten, aber ohne Tritt, —

denn das Tritthalten kommt mir so unnütz und zweckwidrig vor, als wenn man von einem Botenläufer verlangte, seinen Weg in einem Tanzschritt zu absolviren. Sie bleibt indessen vielleicht dreihundert Schritt hinter der Feuerlinie, wenn diese den Feind beschießt. Wenn sie aber zurückgeworfen wird, so können die Manipularscharen sich entweder sogleich in eine Feuerlinie zerstreuen oder auch den Feind in geschlossener Form erwarten. Die Cavalerie agirt dann wie ich gesagt habe. Dies ist folglich ein zweites wirksames Treffen; es ist auch eine wirksame, den Rückzug deckende Reserve.

25) Wie würde nun der Angriff der Phalanx von meinen Tirailleurs empfangen werden? Das wollen wir gleich sehen, sobald wir einen Blick auf die verschiedenen Gestalten geworfen haben, welche diese Phalanx bei ihren Angriffen annehmen soll.

Zuvörderst soll diese Phalanx — doch ich habe noch nicht definirt, was eine Phalanx ist. Eine Phalanx war eine Stellung der Macedonier, welche mehr Front als Tiefe, ohne Zwischenraum hatte, obgleich sie sechszehn Mann tief stand. Da nun die europäische Infanterie des 18. Jahrhunderts, — ich hoffe, im 19. soll es anders werden, — in langer Stellung ohne Zwischenraum außer für die Kanonen auf die Schießbühne treten soll, wenn Alles vollkommen nach dem Sinne der Taktiker hergeht und sich fügt, so nenne ich diese Linie eine Phalanx. Da nun General Saldern diese Stellung am meisten vervollkommnet hat und mit seinen taktischen Grundsätzen auch als Schriftsteller aufgetreten ist, so nenne ich diese Stellung, in ihrer höchsten Vollkommenheit beschaut, eine Saldern'sche Phalanx. Jetzt zur Sache.

Das erste und einfachste Exempel von Saldern's taktischen Versuchen ist ein Vorrücken mit paralleler Linie, — ohne bis zu den Ueberflügelungsmethoden sich emporzuschwingen, — sobald diese Linie nur zwischen ihren Gesichts- und Stützpunkten eingerichtet und eingeregelt worden, was, im Vorbeigehen gesagt, einige Zeit wegnimmt.

Nach Vollbringung aller dieser schönen Dinge wird also vorgerückt. Kann die Phalanx es durchsetzen, — wenn nämlich nicht gepflügter Acker, Wasserfurchen und dergleichen Hindernisse sich dagegen verschwören, so marschirt sie steif, stumm und stockfürchtend, gravitätisch sechs und siebzig Schritt jede Minute. — Wenn doch die Welt ein Damenbret wäre! Wenn aber ein bäurischer Busch oder ein rauher Wald ihre Kunststellung vernichtet, sie wenigstens entweiht, dann weint unser echter Saldern'scher Taktiker. Wer wird auch auf dergleichen triviale Dinge bei Entfaltung einer hohen Kunst Rücksicht nehmen? Das kann ja jeder Bauer.

Mit Schrecken, mit heiliger Besorgniß für die schöne Ordnung erblick' ich einen Graben, sechs Fuß breit. Ein Jäger, der Rebhühner und Hasen schießt, springt leicht darüber hinweg. Aber hier sind die Hosen zu eng und der Soldat ist zu steif, zu matt, zu unbehülflich. Hier wird abgebrochen mit rechts- oder linksum, hinter- und dann wieder herausgezogen; Alles im Kanonenfeuer.

26) Meine Tirailleurs lauern indeß schon auf die Ankunft der trotz der „Hindernisse" ihrem unglücklichen Ziele langsam immer näher rückenden Phalanx. Diese sieht sie nicht, indem sie auf dem Bauche liegend sie erwarten.

Doch ich habe noch nichts von den zwei Knaben und den zwei Greisen gesagt (Feldwebel und Junker), welche dem ganzen Orchester den Takt treten sollen. Diesen soll das Bataillon den Takt des Marsches absehen, obgleich kein vernünftiger Mensch seitwärts sehen muß, wenn er geradeaus geht. Alles ist widernatürlich in dieser Kunst. Obgleich nun die Köpfe links und rechts nach diesen vormarschirenden Personen hinsehen, so soll doch der Soldat bei dieser Verdrehung und Contorsion des Halses weder im ersten Fall die rechte, noch im zweiten die linke Schulter vorbringen. Man sieht, daß diese Taktik nicht auf Anatomie gebaut ist. Der menschliche Körper soll sich nach ihren eingebildeten Bedürfnissen, nach ihren Launen modificiren. Wahr-

lich sehr despotisch. Auch die Natur der Dinge soll unter der Last des Stockes sich beugen!

Wahrlich, ich werde bis zur Poesie exaltirt, wenn ich mir die Ankunft und die Aufnahme dieser Phalanx innerhalb dreißig Schritt von meiner Schützenlinie vorstelle. Ich sehe einen Feuerstrom aus der Erde hervorbrechen und einen Bleihagel die unglücklichen Männer der Phalanx in ihren traurigen Gliedern gleich Halmen daniederschmettern. Die Sprache ist zu schwach, um den Greuel der Verwüstung zu schildern, den meine wilden, leichten und unregelmäßigen Tirailleurs in jener zahmen, schweren und regelmäßigen Infanterie durch ihre Schüsse, von denen jeder trifft, anrichten würden. In der Entfernung von dreißig Schritt nicht zu treffen, das kann nur von einem Zögling der Saldern'schen Schule erwartet werden. Vielleicht gebe ich meinen Schützen gar Doppelflinten in die Hand. Dann würde es noch ärger hergehen.

Soll ich eine Höhe besetzen, so lege ich die Schützenlinie auf den Abhang vor die Manipularlinie, die auf dem Kamm der Höhe steht.

27) Wir wollen annehmen, die Tirailleurs würden von der Phalanx zurückgeworfen, welches freilich unmöglich ist, denn die Hälfte der letztern findet in einer Minute ihr Grab und die andere läuft davon, um keinen Selbstmord zu begehen; so würde doch die Manipularlinie und die Reiterei sie, die ohne solche kommt, zugleich mit Schüssen und Hieben bewillkommnen. Sie fiele dann auf ihr zweites Treffen zurück, — denn zu dieser Stellungsart gehört ein zweites Treffen, — und risse es, gepeinigt von ihren Verfolgern, mit sich fort.

Dieser Angriff geradeaus oder parallel ist aber noch der weiseste, weil er weniger zusammengesetzt ist. Noch mislicher steht es um den, welcher während des Vorrückens seitwärts gehen und die Flanke abgewinnen soll. Dies bewerkstelligt die Saldern'sche Taktik auf eine sehr wundersame Art. Es wäre sehr einfach durch halb rechts- oder linksum zu machen, allenfalls mit Sectionen. Aber nein! wenn rechts gezogen werden soll, so setzt der

Soldat den rechten Fuß seitwärts vorwärts, den linken geradeaus, während der Kopf nach den Fahnen hin sieht; und so umgekehrt beim Linksziehen. Die Schultern sollen dabei, während Beine und Kopf einander entgegenarbeiten, immer gerade parallel mit dem Feinde bleiben, da sie es doch eigentlich sind, welche hierbei gewendet werden müßten. Wie es hierbei mit dem Ueberflügeln aussehen werde, wenn eine Infanterie wie die meinige sich im vollen Rennen seitwärts bewegt, dann selbst auf die Flanke des Feindes sich werfen kann, weil sie Alles ungleich schneller macht als diese schwache, schwankende und doch schwerfällige Phalanx, — das braucht gar nicht mehr gesagt zu werden. Wenn irgend Jemand beim Angriff überflügeln kann, so ist es meine Infanterie. Auch könnte ich mit meiner Manipularlinie, sie hinter der Schützenlinie wegziehend, überflügeln. Am besten aber ist es, durch Marschcolonnen die Sache vorzubereiten, sodaß man in die Flanke kommt, wenn man auch geradeaus angreift.

28) Wenn diese Taktiker, meine Gegner, recht böse werden, wenn sie zu Pferde steigen und mit ihrem Meisterstück überraschen wollen, so bringen sie die schräge Schlachtordnung zum Vorschein, die Folard aus ganz andern Gründen, nämlich aus eben denselben, weshalb Epaminondas bei einer ganz verschiedenen Kriegsart sie ausführte, angerathen hat.

Die schräge Linie, die Versagung eines Flügels auf die neuere Kriegsart anzuwenden, konnte nur damals glücken, als der Geist des neuern Kriegssystems noch nicht entwickelt war. Dies ist seit jenen geglückten Versuchen, besonders im Revolutionskriege, einigermaßen geschehen.

„Aber die Schlacht bei Leuthen!" höre ich rufen. Von der will ich ganz kurz meine Meinung sagen. Die österreichischen Generale handelten so, als wenn sie im Dienste Friedrich's gestanden hätten, und um von ihrem Herrn Beförderung zu erhalten, indem sie ihm das schmeichelhafte Compliment machten, sich von ihm schlagen zu lassen, mit sinnreicher Sorgfalt Alles zu ihrer höflichen und höfischen Niederlage bereiteten, während

der Schlacht aber ängstlich beflissen waren, Alles zu verhüten, was etwa diesen für sie heilsamen Zweck hätte stören können, als etwa der Instinct des Soldaten, die Indiscretion des Muthes &c.

29) Die einzige zulässige Schrägstellung oder Vorenthaltung des einen Flügels ist die Umfassung des Feindes durch Corps, indem man einige Corps seiner Front parallel gegenüberstellt und mit einem andern seine Flanke angreift.

Aber mit einer vollen Phalanxlinie einen Feind überflügeln, welch' ein Beginnen! Es heißt etwa so viel als seine Flanke an den Feind stützen, wenn dieser nur einigermaßen sehen kann. Die Infanterie meiner Ideen würde bald selbst dieser überflügelnden Linie in der Flanke sitzen und zwar durch ihre Bewegungen seitwärts vorwärts im vollen Rennen. Hier wäre es ihr doch zu verzeihen, wenn sie ein wenig satirische Laune blicken ließe. Die ordre oblique, welche aufrollen sollte, würde selbst aufgerollt werden. Denn dazu bietet sie sich gleichsam dar. Aufgerollet — der Lieblingsausdruck und die Lieblingshantierung der Taktiker aus der Saldern'schen Schule.

30) Beim Vorrücken soll es die Phalanx so machen, wie ich oben beschrieben habe; allein die Indisciplin macht bei wirklichen Treffen wieder gut, was diese Taktik übel anordnet. Was soll man von einer Kunst sagen, die nur dann auszuüben ist, wenn man ihre Vorschriften mit Füßen tritt? Die preußischen Bataillone würden sogleich geschlagen sein, wenn sie es, wie auf ihren Uebungsplätzen, auch beim Treffen machten.

Statt nach den Fahnen zu schielen, sehen sie nach dem vor ihnen stehenden Feinde und unterreden sich miteinander von ihm. Sie gehen viel geschwinder als nach Vorschrift, bleiben also weniger lange dem Feuer ausgesetzt. An Tritt ist nicht zu denken; an keine genaue Richtung, an kein regelmäßiges Feuer, Commando &c.

Bei Rückzügen war die damenbretförmige Stellung (par échiquier) des Successionskriegs viel besser. Man konnte doch durch die Zwischenräume davonlaufen, ohne das zweite Treffen umzurennen, wie es bei der Phalanx nothwendig ist.

31) Ich habe bis jetzt nur die Gefechte im freien Felde beleuchtet, um die Ueberlegenheit der Infanterie dieses Buchs zu zeigen. Wie wird es nun nicht erst im Busch, im Wald und im Gebirg aussehen? Lehrt etwa die Saldern'sche Taktik, wie man sich mit einem Baum decken und doch seinen Feind erlegen, wie man an der Erde verborgen liegend ihn treffen könne? Die Bauchkriecherei ist ganz im Geiste des neuern Kriegs. Man führe nicht Krieg; desto besser; aber man führe ihn gefährlich, wenn man dazu gereizt worden ist. Die Gefahr hält das Schwert in der Scheide.

Im strengsten Sinn also könnte die europäische Infanterie von den Irokesen viel lernen. Die europäische Fußvolktaktik that, als ob kein Wald und Gebüsch in der Welt wäre. Ein Wald, ein Busch, ein Dickicht und eine lebendige Hecke sind im freien Felde ganz gute Bastione, die man mit Infanterie besetzen muß. Die Cavalerie macht dann die Curtinen. Dergleichen Stellungen sind jedoch nur nach einem Rückzug zu nehmen, weil in einem System der Bewegung Positionen nicht sehr in Anschlag kommen. Denn mein Vorsatz wäre, mich durchaus nie angreifen zu lassen. Keine Position wäre mir zu theuer, um sie nicht zu verlassen; sie müßte denn wirklich auf allen Seiten bis zum Belagern fortificirt, d. h. mit Gräben, Glacis und Palissaden versehen sein. Sicher käme ich nach zwölf Stunden oder noch früher wieder und griffe den Feind und zwar in der Flanke an. Noch einmal der Krieg des Sertorius!! Ich machte mir selbst aus dem gerade Zurückgehen nicht viel; denn es wäre nur immer ein Ausholen zum Anlauf.

32) Die Cavalerie stellte ich in die Zwischenräume der Bataillone und zwar mehre Haufen beisammen, welche mehr niedertreten; Einer kann fliehen, die Andern aber stehen. So wäre der Grundsatz, den man indessen modificirte.

Meine Angriffe würden sonderlich des Nachts oder bei Anbruch des Tages geschehen, ich würde suchen zu überfallen, wenn aber die Sache nicht sogleich gelänge, davonlaufen, um

ein anderes mal wiederzukommen. Bei diesen Gelegenheiten würde ich noch eine andere Reserve haben als meine Manipularlinie.

Bei Belagerungen spielt die Parallele die Rolle des Aufmarsches, strategisch der Basis. Die Laufgräben sind die Marschlinien, — strategisch Operationslinien. Die zweite und dritte Parallele sind eine zweite und dritte Position während des Treffens, — strategisch eine zweite und dritte Basis während der Operation. Das angegriffene Polygon ist das Object und der Schlüssel zur Position. Die Aehnlichkeit der Figuren lehrt schon die Aehnlichkeit der Grundsätze, und eine genauere Untersuchung bestätigt diese Vermuthung. So wie die Parallele das Polygon umfaßt, so muß die Basis, wenn sie gut sein soll, die des Feindes überlangen. So wie die Parallele concav ist, so muß die Basis, um eine strategische Ueberlegenheit zu ertheilen, es ebenfalls gegen die des Feindes sein. Taktisch muß aus eben diesen Gründen unser Aufmarsch umfassend und concav sein; denn, wenn ich auch viel schwächer bin, aber die Flanke angreife, so ist meine Stellung allezeit umfassend und concav.

Daß dessen ungeachtet ein solcher Angriff nicht immer gelingt, hebt die Regel nicht auf. Daraus nun zu schließen, daß es gar keine Regeln gebe, scheint mir zu voreilig. Man könnte ja alsdann gar nichts tadeln, weil uns die Kriterien des Guten fehlten; man könnte eigentlich von der Sache gar nichts denken, denn, um einen Begriff zu bilden, muß man die Bestimmungsregeln im Kopfe haben, wie eine Sache sein müßte. Die Kriegskunst muß ihre Regeln haben, welche auf die Natur des Menschen basirt sind oder die vielmehr in der Natur des Menschen liegen. Aus dieser muß man sie hervordemonstriren, weil der Krieg von Menschen geführt wird. Sobald Jemand etwas tadelt, hat er im Sinne: dies oder das wäre besser gewesen, — und das ist ihm dann die Regel des Guten. Daß eine falsche Gelehrsamkeit oder das Wissen von Dem, was nicht sein sollte, gegen den instinctartig sehenden oder vielmehr fühlenden Naturalismus zu kurz komme, beweist weiter nichts, als daß der genialische Na-

turalist im Besitz der wahren Regeln sei, der Andere aber, welcher sich reich wähnte, eigentlich nichts besitze.

5. Rückzug.

1) Da man vor dem Rückzuge dem Feinde am nächsten steht, so kann hier nichts mit dem Marsche zum Treffen übereinstimmen als die Rückzugslinien selbst; denn in der Linie, in welche man sich vor dem Treffen aus der Marschordnung entwickelt, ist man schon vor dem Rückzug. Daher müssen dieser Marsch und diese Entwickelung hier fort. Es bleiben also nur die Rückzugslinien und die Herstellung in eine neue Treffenlinie, welche ich das Object des Rückzugs nenne, übrig.

2) Rückzugslinien. Die Rückzugslinien sind diejenigen, auf welchen die Soldaten oder vielmehr die Rotten gehen, wenn sie sich vom Feinde entfernen.

Wenn im Frieden wirklich der Krieg gelehrt werden sollte, so müßte der Hergang des Kriegs auch nach dem Leben dargestellt werden. Ein Rückzug des Fußvolks müßte also auf den Uebungsplätzen ganz anders gemacht werden als die Taktik, welche ich mir hier zur Gegnerin erkoren, es fodert. Man traut kaum seinen Augen, man glaubt, die Sinne führen uns in Irrthum, wenn man dieses sonderbare Beginnen anschaut.

Auf ein Zeichen mit der Trommel werden dem Feinde die Posteriora gezeigt, indem man kehrt macht. Das ist ganz recht; denn wenn man zurückgehen will, muß man wol umkehren, obgleich man ebenso geschwind wegkäme, wenn man, das Gesicht dem Feinde zugewendet, rücklings träte, im Fall man doch nur 108 Schritt in der Minute machen will, wie es hier geschieht, wobei noch nach der Mitte geschielt werden und das Ganze geschlossen bleiben soll.

Wäre man in der Entfernung des Paßkugelschusses geblieben, so ließe sich allenfalls noch auf diese Art fortkommen; ist man aber im Kartätschen- und Kleingewehrfeuer gewesen, wie wird es dann mit den zusammenhängenden Gliedern, mit den Rotten, dem Richten und dem spanischen Schritt aussehen?

Hier antworten meine Gegner: wir wissen sehr wohl, daß es im Kriege nicht so gemacht werden kann, wir treiben es nur im Frieden auf diese Art. Mir aber werden sie es doch wahrlich nicht verargen, wenn ich hier eine ernsthafte Taktik abhandle, da die ihrige, wie sie selbst gestehen, nur eine spaßhafte ist.

3) Ich lasse den Rückzug ganz anders machen. Man geht nur davon, wenn der Feind uns entweder in der Flanke angreift oder durch eine Scheindrohung in Schrecken setzt, als wolle er uns mit dem Bayonnet spießen, oder wenn sein Feuer, — namentlich Kartätschen, — uns zu beschwerlich fällt, oder wenn seine Reiterei uns mit dem Degen hoch auf den Leib kommt und unser Fußvolk die Besonnenheit verliert. In allen diesen Fällen ist es sehr vernünftig, so geschwind als möglich wegzukommen, um so wenig Leute als möglich zu verlieren; woraus sich dann ergibt, daß unser Interesse fodert, so geschwind davonzulaufen, als nur die Kräfte des Menschen es gestatten wollen.

Ja, wer nur eine Reserve hätte! Freilich ist die zweite Linie der Phalanx keine Reserve, weil kein Loch in ihr gelassen ist, durch welches man hindurchkommen könnte. Meine Manipularlinie aber gibt mir, wie eine vortreffliche Unterstützung beim Angriff, so einen vortrefflichen Schutz beim Rückzug.

4) Sobald das Signal zum Ausreißen gegeben ist oder der Drang, davonzurennen, gefühlt wird, flieht meine Tirailleurfeuerlinie mit jener Schnelligkeit, auf welche sie eingeübt ist, durch die Lücken der Manipularlinie hindurch, um sich hinter derselben in schicklicher Distanz und auf schicklichem Terrain selbst in Manipularlinie wieder herzustellen.

Wird sie auf ihrer Flucht von der feindlichen Reiterei eingeholt, so wirft sie sich in Trupps oder Klumpen Rücken an Rücken zusammen, und dann ist sie nicht übler daran als eine dünne Phalanx oder ein dünnes und hohles Carré, welche Stellungen der Regel nach eingeritten werden müssen. Ueberdies ist meine Reiterei immer in der Nähe und nimmt es mit der feindlichen auf. Die Manipularlinie kommt außerdem, weil ihre Haufen klein, also beweglich sind, um desto geschwinder heran-

gewandelt. Sie kann durch Gliederfeuer, das einzig gute für geschlossene Haufen, die Cavalerie behageln zc. Der vereinte Anfall meiner Reiterei und meiner Fußvolksscharen wird dem Niederhauen meiner Trupps bald ein Ende machen. So ist mein Verfahren, wenn meine Tirailleurs vor der feindlichen Reiterei fliehen, welche ihnen nachsetzt.

Wie aber, wenn die feindliche Infanterie uns zur Flucht nöthigt? Die Voraussetzung ist etwas gewagt, durch eine Ueberflügelung und einen Flankenangriff würde indessen vielleicht so etwas möglich, ich will sie also acceptiren.

5) Bei einem Flankenangriff muß man auf das Geschwindeste einen Flügel herumwerfen können, wodurch jener Angriff vereitelt wird. Das kann meine schnellfüßige, im Rennen geübte, weithosige und weit ausgeschwärmte Infanterie gewiß besser als eine andere. Sie würde selbst im Fliehen noch die nachrückende feindliche Infanterie verwunden, indem sich das erste Glied der Tirailleurs immer durch die Lücken des zweiten zieht, welches letztere feuert. Doch im Fall der Feind auf den Flanken steht, wäre dies fehlerhaft, dann kommt es darauf an, möglichst schnell fortzukommen und geschwind rückwärts eine neue Linie zu bilden, welche, soweit es angeht, mit der feindlichen wieder parallel ist.

Die Kanonen wären größtentheils bei der Manipularlinie geblieben. Diese knallten mit Kartätschen der verfolgenden feindlichen Infanterie entgegen, um ihre Hitze zu dämpfen und zwar, sobald die Tirailleurlinie vor der Front weg ist.

Die Manipularscharen können sich excentrisch nach Diagonallinien in Tirailleurketten ausbreiten, sobald die vorige Feuerlinie durch ist. Sie werden dadurch, indem sie den Feind mit ebenso vielen Treffern als Schüssen begrüßen, seinem Verfolgen Einhalt thun.

Beim Flankenangriff wäre dem Feinde nicht anders zu begegnen als durch Vorwerfen eines Theils, während man den Rest aus der Schlinge zieht. Die dem Feinde zunächst stehenden Manipularscharen müßten sich sogleich nach der Flanke hin in Tirailleurlinie zertheilen; während dieser Zeit könnte der Rest der

Manipularlinie ebenfalls den Flügel versagen und sich schräg zur vorigen Stellung aufrollen.

6) Hier entsteht sogleich der Begriff eines excentrischen Rückzugs im taktischen Sinn, durch ihn wird immer eine neue Aufstellung, die mit derjenigen vor dem Rückzuge einen Winkel macht, erreicht. Die Infanterie meiner Idee macht ihn dreimal so geschwind als die Saldern'sche; denn ich glaube, sie kann 300 Schritt in der Minute, mindestens doch zwischen 200 und 300 zurücklegen, und dies sind große Schritte, oder vielmehr Sprünge, nicht mit steifem Knie, zurückgezogenen Bauch &c. gemacht. Meine Infanterie verliert also dreimal weniger Leute, wenn sie auf ihrem Rückzuge im Rücken behagelt wird.

Sie macht freilich auch einen Rückzug par échiquier, indem sich die Tirailleurlinie durch die Manipularlinie zieht; aber ganz anders als der sonderbare Rückzug par échiquier, der bei der Exercice getrieben wird.

Der Hauptvorwurf gegen letztern ist seine Langsamkeit, dann kommen die perpendiculär angesetzten Flanken, endlich geht stets die Distanz verloren, selbst bei den Manövern. Sie wird immer zu klein, da sie nur ängstlich so groß sein soll, daß ein Bataillon hindurch kann. Alles kommt auf einen Klumpen zusammen und so entsteht Verwirrung, Geschrei, Verzweiflung. Das kann bei meiner Aufstellung und Fechtart nicht passiren.

7) Statt sich dem Feinde in Tirailleurlinie entgegenzuwerfen, nachdem die fliehende Feuerlinie hindurch ist, könnten meine Manipularscharen auch geschlossen bleiben und den verfolgenden Feind mit Gliederfeuer — aber nicht auf Commando — empfangen oder ihm mit dem Bayonnet drohen. Gegen Reiterei das erstere; gegen feindliche Infanterie, welche nicht tiraillirt, hielte ich das stumme Hineintragen in die Rippen — der Piken, wenn solche da sind, der Bayonnete, wenn sie zweckmäßiger organisirt sind als die gegenwärtigen, für das Beste. Der optische Betrug mit dem Bayonnet würde den Feind schrecken. Wird es so gemacht, so können die Schützen wieder umkehren und dem Feind mit ihrem Feuer auf dem Leibe liegen, während er zugleich die blanke

Waffe der Manipularscharen in den Leib bekommt, — des Eingreifens meiner Cavalerie gar nicht zu gedenken.

8) Der Wechselrückzug, wie ich ihn hier beschrieben, wäre für die Infanterie; bei der Reiterei aber würde ich es für besser halten, die vierten Züge der Schwadronen vorzuwerfen und während dieser Zeit mit der ganzen Linie zurückzugaloppiren. Denn je weiter ich geschwind zurückkomme, desto sicherer bin ich vor dem Flankenangriff, desto mehr Freiheit habe ich, selbst dem Feinde seitwärts in die Flanke zu manövriren, desto mehr Raum endlich, um nach diesem Ausholen selbst wider den Feind anzurennen.

Ich weiß nicht, wie es zugeht, daß die Cavalerie im Kriege und im Frieden es viel vernünftiger macht als die Infanterie. Sollten etwa die Reiteroffiziere aufgeklärter sein als die des Fußvolks? Das habe ich aber keineswegs bemerkt. Genug das Factum ist da; die Cavalerie exercirt viel zweckmäßiger. Wenn ein Reiterhaufen von einem überlegenen Feinde angegriffen wird, so zerstreut er sich; der Offizier gibt einen Ort zum Sammelplatz an. Wie die Bienen schwärmt Alles auseinander, um außerhalb dem Bereich des Feindes sich wieder zu sammeln. Der Feind kann nicht jedem Einzelnen nachlaufen. Ein wahrer excentrischer Rückzug! Jeder gute Reiteroffizier wird es so machen.

9) Mit einem Wort: die erste Regel bei einem Rückzug ist die Unordnung; der größte Fehler: das linkisch stocksteife Zusammenbleiben, die blöde Angst, sich nicht zu verkrümeln. Auseinander! muß der erste kategorische Imperativ sein; lauft aus allen Kräften! der zweite; dort ist der Sammelplatz! der dritte. Der gute Soldat hat keinen andern festen Posten als seine Beine. Man reiße aus, aber man komme wieder; das ist wahre Tapferkeit. — Sertorius! — im Kriege der Alten, mehr noch im neuern Kriege, ein Muster; der größte General aller Zeiten!

Wie man am geschwindesten der Hagelwolke des feindlichen Feuers sich entzieht, das habe ich gezeigt. Ein hohles, leeres, luftiges Carré kann nach Dem, was ich gesagt habe, hier unmög-

lich ein Gegenstand der Beschauung sein. Es ist schon im Vorhergehenden abgefertigt worden.

10) Object des Rückzugs oder Herstellung der Treffenlinie. Der Gegenstand eines Rückzugs ist der Ort, wo man sich wieder sammelt, aufmarschirt, um entweder den Feind zu erwarten oder von dort ihn wieder anzugreifen, oder abzumarschiren, um neue Operationen vorzunehmen.

Wenn Höhen hinten oder seitwärts liegen, so werden sie besetzt oder couronnirt, weil eine Stellung auf Höhen immer imponirt, sonderlich wenn man mit Kanonen hinunterknallt.

Ist ein Wald in der Nähe, so gibt er den Flüchtlingen ebenfalls vortrefflichen Schutz. Nach diesen beiden Gegenständen muß man also besonders hinfliehen, wenn die Flucht rathsam wird.

Ich sage Flucht, nicht Rückzug, um das Schnelle meines Davonkommens zu malen. Ein Rückzug ist zu phlegmatisch; Angriff und Flucht müssen gleich schnell, gleich hitzig sein; und wenn man es recht überlegt, so ist eine schnelle Flucht das sicherste Kriterium ungestümer Tapferkeit. Nur strategisch ist ein Rückzug anzunehmen; taktisch ist die Flucht, was strategisch der Rückzug ist.

In welcher Entfernung vom Feinde man sich wiederherstellen müsse, das hängt von Umständen ab. Man könnte vielleicht als allgemeine Regel festsetzen, daß es außerhalb dem Bereich des Geschützes, wenigstens der Kartätschen sein müsse. Die Beschaffenheit des Terrains, ferner, in welchem Abstande man vor dem Ueberflügeln gesichert ist, — dies muß hierin entscheiden.

11) Man gebe mir einen Wald und eine Höhe und ich will einen guten Rückzug machen. Wenn man, sowie bei meiner Angriffsmethode, die Kanonen nicht mit ins Infanteriefeuer bringt, so wird man sie erstens nicht verlieren und zweitens werden sie zur Deckung des Rückzugs dienen. Ich würde von ihnen eine Abfeuerung mit Kartätschen machen und sie dann zurückfahren lassen, wenn sie bei der Manipularlinie stehen. Bringt die erste

Kartätschenlage den Feind nicht zur Flucht, so wird die zweite sie auch nicht bewirken.

In der Ebene ist freilich die Reiterei zur Deckung des Rückzugs gemacht; im Busche ist es die Infanterie. Sowie beim Angriffe müssen diese beiden Waffenarten beim Rückzuge einander unterstützen. Wenn man so weit zurückgekommen ist, daß man in Colonnen abmarschiren kann, so muß in der Ebene ebenfalls die Reiterei die Arrièregarde oder den Nachzug machen; im steilen Gebirge und Walde die Infanterie. Doch diese Betrachtungen gehören nicht zum Object des Rückzugs, welches lediglich die nach demselben zu formirende Linie ist.

Ein Wald und eine Höhe sind also die Basteien, aus denen man sonderlich einem verfolgenden Feinde Trotz bieten kann. Ob man von einer Höhe herab besser mit Geschütz treffen kann als von unten herauf, darüber sind die Artilleristen noch nicht einig. Was mich betrifft, so habe ich ein dunkles Gefühl zum Vortheil des Hochstehens. Ich denke, man sieht besser, was unten vorgeht; ich glaube ferner, daß man den Feind, auf den man schießt, von Kopf bis zu Fuß sehen könne, daß er folglich leichter zu treffen sei; ich denke, daß er wegen des Steigens länger unter dem Feuer des oben stehenden bleibe; mir ist so zu Muth, als wenn er noch mit Flinten zu beschießen wäre, auch wenn er schon unter den Kanonen ist; ich glaube endlich, daß, wenn man nicht angegriffen sein will, eine steile Höhe sehr gut sei, eine Höhe mit flacher Abdachung aber besser, um den Angreifer zu beschießen; — sowie ein Glacis vielleicht der beste Hauptwall ist.

Ich glaube also, daß man nicht versäumen müsse, die Höhen nach einer Flucht zu besetzen, wenn sie nahe genug sind. Hier läßt denn doch endlich die neuere Taktik ihr Richten nach geraden Linien ruhen; sie erlaubt, daß man sich auf den Kamm stelle, was Krönen genannt wird. Die Reiterei ist auf Höhen wol nicht sonderlich an ihrem Platz; sie steht besser daneben, wo ihre Front bestrichen wird.

12) Ein Wald ist deshalb für den Flüchtling und Denjenigen vortheilhaft, welcher den Angriff erwartet, weil er den

Feind ankommen sieht, selbst aber nicht gesehen wird. Wer durch Bäume sich bedeckt oder im Busch an der Erde liegt, kann ungesehen, folglich ohne Gefahr seinen Feind erlegen, wozu noch kommt, daß Infanterie vor den Anfällen der Reiterei im Walde völlig gesichert ist.

Aller dieser Vortheile geht man gerade durch das Mittel verlustig, welches die Neuern ausgesonnen haben, sie zu verstärken. Ich will nämlich vom Verhack hier reden, welcher das wahre Mittel ist, den Feind bei seinem Angriff zu decken, ihn nicht zu sehen, da sonst, wenn kein Verhack vorhanden ist, der Erwartende im Walde den Ankommenden immer sehen und aufs Korn nehmen kann. Wann hat denn ein Verhack einen Feind aufgehalten? Alle sind aufgeräumt worden und für einen tiraillirenden Feind kann nichts erwünschter sein als ein Verhack, in welchem er sich einnistet. Wenn man sich doch nicht zu seinem eigenen Schaden das Leben so sauer machte! Die Anlage eines Verhacks ist immer verlorene Mühe. Vor allen Dingen scheint es mir eine sonderbare Maßregel, vor einer Verschanzung, welche im freien Felde steht, Bäume herbeizuschleppen, um sie in Form eines Verhacks um selbige herumzulegen. Die berühmtesten Ingenieurs, also Männer vom Genie, wahrscheinlich aber keine Männer von Genie, haben indessen immer diesen abenteuerlichen Rath gegeben. Diese Maßregel dient vortrefflich dazu, dem Feind das Logiren nahe bei unserer Verschanzung zu erleichtern. Er ist völlig unter unserm Feuer vor diesem Feuer durch diese Bäume gedeckt. Ich dächte, das Beste wäre, um eine Schanze herum Alles kahl und glatt zu machen, damit unsere Kugeln recht frei und ungehindert rasiren können.

13) Die Umgebung einer Schanze muß gleichsam die Verlängerung oder Erweiterung ihres Glacis sein. Aber wo denke ich hin? Ich habe vergessen, daß man nie daran gedacht hat, eine Feldschanze mit einem Glacis zu umgeben. Bei einer Festung hält man das Glacis für das Hauptstück der ganzen Befestigung, wenn man nach dem Wahlspruch der Festungscommandanten urtheilen soll: „Bedeckter Weg verloren, Alles verloren!“

Dies ist bei diesen Herren zum Denk- und Trinkspruch geworden; ich möchte also wol fragen, warum man, da ein Glacis als eine so gewaltige Schutzwehr in der Schanzkunst anerkannt ist, die Feldschanzen nicht damit bekleide? Antwort: weil sie nicht von Selbstdenkern, sondern von Gewohnheitsmännern getrieben wird. Die Mathematik muß Diejenigen wol nicht mit neuen Ideen beschenken, welche ihren Stolz in die Mathematik setzen. Diese Wissenschaft scheint undankbar zu sein. Sie trocknet die Einbildungskraft Derjenigen auf, welche sich ausschließend mit derselben beschäftigen. Erfindung und Genialität sind den Rechenmeistern nicht eigen.

Das erwarte ich gar nicht, daß man nach meiner Idee die ganze Verschanzung in einem Glacis und einem Graben davor bestehen lasse. Das wäre gleichsam ein Odenschwung, ein salto mortale in der Schanzkunst; von dem Schlechtmöglichsten kann man nicht sogleich ohne Gradation, ohne Nuancen, den Schwachen so nothwendig, zu dem Vortrefflichen übergehen. Man muß die Zöglinge erst mit Milch füttern, wenn sie etwas Kräftigeres nicht verdauen können.

Ich will also immerhin das sonderbare Ding, Brustwehr genannt, stehen lassen, um kein Aergerniß zu geben. Es ist freilich nur geeignet, Diejenigen zu beschatten, welche unter dem Kleingewehrfeuer in Sicherheit desselben spotten wollen. Man ist kugelfest, sobald man an den Graben gekommen ist; alle Kugeln gehen dann über uns weg. Aber, wie gesagt, ich lasse es gern stehen; nur sollte man vor diesem Graben, der nie von der Brustwehr herab vertheidigt wird, einen bedeckten Weg und ein Glacis legen. Vor dem Glacis müßte ich noch einen Wassergraben oder einen trockenen Graben haben, den man bestreichen, d. h. in dem sich Niemand vor meinen Kugeln verbergen könnte. Wie das anzufangen sei, das mögen die Herren Schanzkünstler errathen.

14) Wozu aber Schanzen bei einem System, dessen Hauptvollkommenheit die Bewegung ist? Mit excentrischen Rückzügen kann man der Schanzen entbehren. Im excentrischen Rückzuge

liegt wie im Embryo das Erhabenste des Kriegs verborgen. Macht man einen concentrischen Angriff, so muß er der Regel nach gelingen; — durch ein Ungefähr, die Einwirkung eines Deus ex machina möge er aber zurückgeschlagen werden, dann flieht man excentrisch und die excentrische Flucht gibt die Mittel zur Einschließung des sieggekrönten Feindes. Allein das Terrain muß den Plan begünstigen. Es bedarf indessen nicht mehr dazu als Busch und Höhen, selbst Wälder allein sind hinreichend. An Wasser muß man nie seinen Rücken lehnen; auf der Seite, wo ein Fluß, ein See, ein Morast ist, kann kein excentrischer Rückzug vollbracht werden.

15) Da der Rückzug nach dem Ueberfall bei Hochkirch für eins der Meisterstücke des Königs Friedrich gehalten wird, so will ich diese Untersuchungen über das Rückzugsobject mit einigen Betrachtungen über das Treffen bei Hochkirch beschließen.

General Tempelhoff fängt seine Beschreibung des Treffens bei Hochkirch mit einer meiner Meinung nach sehr richtigen Bemerkung an, daß Männer von Genie in der größten Gefahr am ruhigsten wären. Das Gemüth gewinnt an elastischer Widerstehungskraft im Verhältniß des Drucks äußerer Umstände. Auch muß man gestehen, daß die glänzendsten Perioden im Leben des großen Königs diejenigen waren, wo Unglücksfälle ihn dem Scheine nach am meisten niederbeugen mußten. Allein, ob der General Tempelhoff hier, bei dem Treffen von Hochkirch, mit Anwendung seines Denkspruchs glücklich ist, das möchte ich fast bezweifeln.

Es kann nie, wie ich glaube, von Selbstvertrauen, von Verachtung der Gefahr zeugen, wenn man im Kriege gegen alle Regeln des Kriegs ein Lager nimmt. Es scheint entweder einen Mangel an militärischer Beurtheilung oder eine tiefe Verachtung des Feindes anzudeuten, welche aber hier bei dem Treffen von Hochkirch durchaus nicht gerechtfertigt wurde.

Es ist von Anbeginn des Kriegs her immer eine Regel gewesen, nie seinen Flügel an den Feind anzulehnen. Hier war aber der rechte Flügel des Königs durchaus vom Feinde umfaßt.

Dies heißt selbst noch zu wenig gesagt, weil das Corps des Generals Laudon ihm im Rücken lagerte.

Ferner hat man es stets für unsicher gehalten, seinen Flügel an einen Wald zu lehnen, der im Besitz des Feindes war. Diese Verachtung des Feindes wird vielleicht zur Entschuldigung des großen Königs angeführt werden; allein hier gründet sich diese Verachtung, der Erfahrung zufolge, nicht auf Kenntniß des Feindes.

16) Die Vorkehrungen des Feldmarschalls Daun, sein Vorhaben zu verbergen, scheinen das größte Lob zu verdienen, obgleich General Tempelhoff sie für überflüssig zu halten scheint. Er verschanzte sich in seinem Lager, welches eine sehr gute Maßregel ist, wenn man seinen Feind nicht in diesen Verschanzungen erwarten will. Das öftere Beunruhigen der preußischen Vorposten, um sie daran zu gewöhnen, kann als Regel in ähnlichen Fällen aufgestellt werden, obgleich wol nie wieder ein Fall in der Kriegsgeschichte vorkommen möchte, wo ein großer General seinen Flügel an den Feind, einen Kanonenschuß von demselben anstützt und es zuläßt, daß ihn der Feind sogar im Rücken mit Corps umfaßt.

Uebrigens entdecke ich auch noch zwei Flüsse auf beiden Flanken und im Rücken des Königs, deren Tiefe sich auf dem Plan nicht schätzen läßt; indessen konnten die Oesterreicher auf dem Rückzuge des Königs einen für diesen sehr gefährlichen Gebrauch davon machen, wie ich sogleich zeigen werde.

17) Die Treffenanlage der österreichischen Generale war vortrefflich. Sie manövrirten meisterhaft. Sie konnten aber dessen ungeachtet noch mehr thun, wenn sie in den Geist ihres Manövers tiefer eindringend weiter auf ihrem guten Wege fortgerückt wären. Ein Fehler aber war es, daß sie ihren rechten Flügel zu einem leichten und falschen Angriff bestimmten. Wäre dieser zugleich mit den übrigen Colonnen in das preußische Lager gedrungen, so würde der König nicht im Stande gewesen sein, gegen Hochkirch Front zu machen und einen Theil seines Heeres rechts en potence herumzuwerfen. Sie wollten hier den König selbst

nachahmen und einen Flügel zurückhalten; eine Maßregel, die wenigstens bei einem Ueberfall und wenn man stärker als der Feind ist, am unrechten Ort angebracht wird. Bei einem Ueberfall muß Alles ins feindliche Lager stürmen und der Rückhalt hinten, nicht seitwärts sein. Man muß selbst in Colonne ins Lager des Feindes dringen, wenn das Entwickeln ihn aus dem Schlaf bringen würde. Der Ueberfall von Steenkerken mislang, weil der Prinz von Oranien sich zu lange mit Deployiren aufhielt; der Ueberfall von Sorr aus eben diesem Grunde.

18) Der Marsch des linken Flügels der österreichischen Armee in drei Colonnen durch den Wald war vortrefflich entworfen und wurde ebenso gut ausgeführt. So verdient auch der Angriff gegen Hochkirch ungemein gelobt zu werden. Die Preußen wurden auf das vollkommenste überfallen.

Dies Beispiel kann uns lehren, wie wenig Feldwachen und Vorposten im Stande sind, einen Feind abzuhalten, wenn sie nahe ausgestellt sind. Stehen sie fern, so sind wandelnde Feldwachen oder Patrouillen den stehenden vorzuziehen. Bewegung gibt jedem militärischen Körper eine höhere Kraft.

Besonders schön war der Marsch eines Theils des österreichischen linken Flügels über Schauberg und Dohlen hinter den gebirgigen Wäldern weg, dem Könige ganz in den Rücken. Das Laudon'sche Corps marschirte ebenfalls links ab; seine Bewegung war nach ebenso richtigen Grundsätzen entworfen. Alles Dies marschirte zwischen Scheckwitz und Mischwitz gerade im Rücken der preußischen Armee auf, ohne daß diese etwas davon wußte. Ich sehe auch auf dem Plane, daß der linke Flügel dieses Corps sich nach sehr richtigen Grundsätzen beim Vorrücken links zog, um immer weiter in den Rücken des Königs zu kommen, — immer mehr ihm den Rückzug abzuschneiden.

19) Wenn man auf diese Art, in Flanke und Rücken umfaßt, in seinem Lager überfallen wird, so ist ein schneller Rückzug der einzig zu ergreifende Entschluß. Aus einer schlimmen Lage muß man sich möglichst schnell loszuwickeln suchen. Es war daher ein großer Fehler, daß König Friedrich hartnäckig

theilweise Angriffe auf Hochkirch, welches die Oesterreicher genommen hatten und auf den ganzen linken Flügel derselben vornehmen ließ. Da war zuerst der Angriff des Prinzen von Braunschweig mit drei Regimentern Infanterie, dann der Angriff des Feldmarschalls Keith mit einem Regiment, dann der Angriff des Königs selbst mit mehren Regimentern, Alles, um sich theilweise wegen eines Dorfs zu schlagen, dessen Besitz den Preußen durchaus nicht nützlich sein konnte. Er konnte sie höchstens dahin führen, noch länger in der schlechtmöglichsten Situation, in dem Lager von Hochkirch zu bleiben. Ebenso wenig scheinen mir die unaufhörlichen Angriffe der Oesterreicher auf Hochkirch weise zu sein. Sie hätten sich rechts und links vor diesem Dorfe vorbeiziehen und es hinter sich lassen sollen, da dann der Auftritt von Blenheim durch Capitulation der in demselben postirten Preußen sich erneuert hätte.

20) Ich glaube, der ganze linke Flügel der Oesterreicher hätte sich links in den Rücken des Königs ziehen müssen, während ihr rechter Flügel die Front angriff. Hochkirch mußte diesem linken Flügel auf der rechten Flanke bleiben. Der König wäre dann gerade zwischen zwei Feuer gekommen.

Das Laudon'sche Corps mußte sich noch mehr links ziehen und den Rückzug durchaus abschneiden, indem es sich zwischen Klein-Bautzen und das Lager des Königs setzte. Es hatte schon einen Paß, durch welchen der König seinen Rückzug nehmen mußte, nämlich den von Steindörfel besetzt. Es detachirte aber zu spät, um den Paß bei Drehsa zu besetzen. Dies müßte zugleich mit den Angriffen auf das Lager des Königs geschehen sein, dann war die preußische Armee völlig eingeschlossen und der Krieg, welcher nachher noch vier Jahre dauerte, wurde wahrscheinlich auf dem Felde bei Hochkirch geendet.

Der Fehler der Oesterreicher war also, daß sie sich nicht weit genug links zogen und ihren rechten Flügel keinen ernsthaften Angriff zugleich mit dem andern machen ließen.

21) Das ganze preußische Lager bei Hochkirch scheint ein Fehler gewesen zu sein. Da nun dieser einmal gemacht war und

man sich hatte überfallen lassen, so scheint es, mußten doch die Defiléen bei Steindörfel und Drehsa, die beiden einzigen Löcher, durch welche der König retiriren konnte, sogleich besetzt werden.

Die Oesterreicher hatten bei dieser Gelegenheit sehr gute Ideen, allein sie waren zu langsam, dieselben zu realisiren. Die Colonne, welche den Paß bei Drehsa besetzen sollte, kam erst an, nachdem der Major Möllendorf, zwar nur mit einem Bataillon, ihn schon besetzt hatte. Dieses Bataillon mußte sogleich von jener Colonne angegriffen werden; wahrscheinlich wurde es überwältigt; der König war dann wieder eingeschlossen. Man muß sich also wundern, daß er nicht mehr zur Besetzung einer so wichtigen Passage abschickte.

Dieser Gefahr setzte sich der große König dadurch aus, daß er nicht, statt bei den fruchtlosen Angriffen von Hochkirch zu beharren, sogleich an seinen Rückzug dachte. Sobald er sich im Rücken und in der rechten Flanke umfaßt sah, mußte er, scheint es, sein Spiel verloren geben.

22) Wirklich verdankte der große König hier seine Rettung dem Befehl des Marschalls Daun an den Herzog von Aremberg, mit dem österreichischen rechten Flügel nicht eher anzugreifen, als bis der preußische rechte Flügel geschlagen sein würde. Griff das ganze österreichische Heer auf allen Seiten zugleich vor Anbruch des Tags an, so war die preußische Armee verloren.

Ich finde in der Beschreibung des Generals Tempelhoff, daß die Reiterei stets die sogenannte schwere Infanterie niederhieb, wenn sie darauf ansetzte, daß aber achtzig preußische Jäger, von einer zahlreichen österreichischen Reiterei verfolgt, durch ihr wohlgezieltes Feuer sich wohlbehalten zurückzogen. Man merke sich hierbei: „daß damals die preußischen Jäger keine Bayonnete auf ihren Büchsen trugen.“ Mich dünkt, dies spricht ziemlich zum Vortheil der in diesem Buche enthaltenen Ideen.

Der Herzog von Aremberg hätte freilich besser gethan, nachdem er auf dem Platz gekommen war, wo der linke Flügel des Königs gestanden hatte, anzugreifen, als, wie der General Tem-

pelhoff sagt, den meisterhaften Rückzug des Königs mit lernbegierigem Auge anzuschauen.

Ueberhaupt ließen sich die Oesterreicher nach dem ersten Angriff auf den preußischen rechten Flügel durch bloße Kanonaden abhalten. Der Rückzug des Königs war unmöglich, wenn sie ihn immer in der Nähe drängten. Man muß aber gestehen, daß die Preußen mit vieler Geschicklichkeit durch Vorausbesetzung der Höhen und Pässe bei diesem Rückzuge manövrirten.

23) Der Rückzug des Königs konnte unmöglich excentrisch sein, weil er in einem Parallelogramm stand, auf dessen beiden Seiten er die österreichische Armee hatte, sodaß nur eine schmale Oeffnung zum Abzuge übrig blieb. Er kann aber auch nichts zum Vortheil concentrischer Rückzüge beweisen, weil die Oesterreicher auf demselben nicht angriffen, ihn kaum beunruhigten. Die Maßregel war sehr schön, auf der Ebene bei Belgern die Cavalerie zu vertheilen, um hinter derselben die Infanterie wegdefiliren zu lassen. Allein auf diese Ebene mußte der König gar nicht kommen, wenn die Oesterreicher zum Angriff seiner Front etwas vorwarfen, mit dem Rest aber sich links, — der Herzog von Aremberg rechts, — zogen, um das Defilée bei Drehsa in seinem Rücken zu stopfen. Hier wäre das Tirailliren zur Festhaltung des Königs das zweckmäßigste Mittel gewesen. — Mit einem Wort: man kann einen schönen Rückzug machen, wenn man auf demselben nicht angegriffen, sondern nur in weitem Abstande kanonirt wird; dann ist es eigentlich ein Rückzug auf dem Exercirplatze. Aus einer solchen Lage wie die des Königs hier kann man nur durch die größten Fehler des Feindes sich loswickeln. Das Object des Rückzugs auf den Höhen hinter Kreckwitz und Klein-Bautzen war, glaube ich, von dem Könige sehr gut gewählt.

IV.

Gustav Adolf in Deutschland.

Kritische Geschichte seiner Feldzüge.

---

1. Ueber die Basirung Gustav Adolf's in Deutschland.

1) Gustav Adolf war veranlaßt, eine Schutzschrift zu verbreiten, um sich wegen des nicht erfolgten Entsatzes von Magdeburg zu rechtfertigen. Der König sagte darin:

„Es sei eine Wahrheit, daß die Magdeburger dem Könige niemals hätten Geld vorschießen wollen, auch gegen Sicherheit, daß sie zur Werbung und Ausrüstung der Soldaten des Administrators nichts hergegeben hätten, bis der Feind vor ihrer Thür gewesen sei. Daher wären denn diese Truppen weder in hinlänglicher Zahl, noch in guter Kriegsgestalt zum Vorschein gekommen. Wäre dem Administrator sogleich bei seinem Erscheinen in der Stadt am Ende des Juli 1630 das nöthige Geld bewilligt worden, so würde er sofort mehre tausend Mann zu Fuß und zu Pferd errichtet haben. Das ganze Land, so auch das Halberstädtische, sei fast ganz frei von kaiserlichen Truppen gewesen; Pappenheim hätte sich zurückziehen müssen, man hätte können Lebensmittel nach der Stadt bringen und diese sehr leicht zu einem unbezwinglichen Kriegsplatz umschaffen; die andern Städte des Landes hätte man durch Streifereien ihren Bedrückern entreißen können; ganz gewiß aber konnte dann die Stadt sich so lange halten, bis der König mit der Eroberung von Pommern fertig geworden wäre. Die Begünstiger des Feindes, welche im Rath die Oberhand hätten, wären Schuld, daß kein mannhafter Entschluß von der Bürgerschaft gefaßt worden wäre; diese Verräther hätten sogar den Feind mit Proviant und Munition versehen. Der König habe der Stadt Geld zur Unterhaltung der Soldaten übermacht; er habe zwar versprochen, ihr zu Hülfe zu

kommen, dies sei aber vernünftiger Weise so zu verstehen: wenn es möglich sei. Wenn man beweisen könne, daß der König seinen ganzen Fleiß angewendet habe, der Stadt zu Hülfe zu kommen, so werde kein leidenschaftsloser Mensch ihm Vorwürfe machen. Der König habe aber einen überlegenen Feind gegen sich gehabt, er habe vierzig Meilen unter dem Feuer des Feindes marschiren müssen, um Magdeburg zu entsetzen. Es sei indessen nothwendig gewesen, sich zu verstärken. Er habe erst den Status belli (die Basis) in Pommern etabliren müssen, ehe er hätte vorwärts gehen können; er habe der Magdeburger wegen einen Winterfeldzug im härtesten Winter gemacht. Der König habe zwar die Pässe und festen Orte — Greiffenhagen rc. — unter Gottes Beistand erobert, ohne deren Besitz nach den Regulis belli (Basis) und prudentiae militaris er nicht weiter, noch weniger nach Magdeburg hätte gehen können, welches seine Hauptabsicht gewesen sei; er hätte auch die Kaiserlichen gewiß aufs Haupt geschlagen und in unreputirliche Confusion gebracht, wenn ihm die Thore der Festung Küstrin nicht wären verschlossen worden; dann hätte er alles Land zwischen der See und der Elbe von den Kaiserlichen purgiret, Tilly hätte dann nicht in das Mecklenburgische einbrechen können; aber alle seine Vorstellungen deshalb bei dem Gouverneur Kracht seien vergeblich gewesen. Man könne zwar einwenden, er habe dem Tilly entgegengehen und ihm aufschlagen sollen; allein die schwedischen Truppen seien durch den Winterfeldzug über die Maßen travaillirt gewesen, auch weil ihnen der Paß bei Küstrin versagt worden, sehr in Abnahme gerathen, also außer Stande gewesen, mit der erfrischten und stärkern Armee des Tilly es ohne Verwegenheit aufzunehmen, welche das ganze evangelische Wesen durch einen einzigen Schwertschlag hätte in Gefahr bringen können. Daher könne dem Könige nicht die geringste Versäumniß zugemessen werden, weil der Entsatz vor der Rückkehr aus Mecklenburg, da Tilly zuerst angefangen, die Stadt mit Gewalt zu expugniren, unmöglich gewesen wäre. Nach der Eroberung der Oderpässe habe sich aber der Feind bald wieder auf 12,000 Mann verstärkt; der

Digitized by Google

König habe also diese keineswegs hinter sich lassen und dem Tilly zu Leibe gehen können, der mit viel Mannschaft zu Roß und zu Fuß in der Gegend von Möckern diesseits der Elbe aufgepaßt habe. Um aber doch ihre christliche Intention zu rechtfertigen, habe seine königliche Majestät im Namen der Dreifaltigkeit eine außerordentliche Victorie in Frankfurt von dem lieben Gott über 7000 Kaiserliche erhalten. Von nun an habe der König im Rücken nicht so viel mehr zu fürchten gehabt. Indessen habe doch Schaumburg in kurzem wieder 6000 Mann bei Glogau zusammengebracht, welche durch Truppen im Anzuge aus Schlesien, Böhmen und Mähren verstärkt wurden. Dessenungeachtet habe der König der Stadt Magdeburg mit Gefahr, die nicht geringe gewesen sei, zu Hülfe kommen wollen. Doch mit dem Kurfürsten von Brandenburg habe er langwierige Tractaten pflegen müssen, bevor derselbe ihm den Besitz der Festung Spandau gegen Revers auf eine Zeit lang eingeräumt habe, ohne welche der König unmöglich habe weiter vorwärts gehen können: weil er im Fall einer verlorenen Schlacht sich hinter derselben salviren müssen. Hierauf sei er nach Potsdam marschirt und habe bei dem Kurfürsten von Sachsen, aber vergeblich, um den Durchmarsch angesucht und um Einräumung der Dessauer Brücke, damit er längs dem Flusse hinunter zum Entsatz gehen und aus Meißen Proviant auf demselben beziehen können. Der Kurfürst von Sachsen habe sich auf nichts eingelassen und sich auf seinen Eid an den Kaiser berufen. Dieser sowol als der Kurfürst von Brandenburg hätten sich so betragen, daß es schwer gewesen sei, zu wissen, ob sie Freund oder Feind gewesen seien. Die Truppen des Königs hätten bei so schwerer Hitze und dem gänzlichen Mangel an Lebensmitteln in der Mark, da ihnen aus Sachsen keine Zufuhr komme, durchaus verschmachten und umkommen müssen, wenn die Kriegsraison ihn nicht sonst noch genöthigt hätte, wieder zurückzugehen und seinen status belli noch solider zu begründen."

2) Dieses Manifest ist sehr lehrreich, weil man es gleichsam als einen Commentar des Lehrsatzes der Basis betrachten kann. Es verdient studirt zu werden, weil die Gründe des Be-

tragens des Königs darin entwickelt werden. Ich habe hin und wieder die Worte des Originals gebraucht, weil sie mir energischer vorkommen wie unser neuester deutscher Schönstil, der, ohne Geschmack entworfen, doch auf Geschmack Anspruch macht. Man wird mich beschuldigen, ich sehe allenthalben eine Basis, sowie Folard allenthalben eine Colonne erblickte. Allein ein Jeder kann ja die Sache untersuchen, um sich selbst zu überzeugen. Ich habe selbst früher den Irrthum für Wahrheit genommen: im Dreißigjährigen Kriege habe man ohne Basis agirt. Ich folgte darin den Schriftstellern, weil ich diese Feldzüge damals nicht studirt hatte. Man hat diesen Grundsatz nie mehr zur Ausübung gebracht als zur Zeit Gustav Adolf's. Da seit seiner Zeit die Kriegskunst mit beflügelter Geschwindigkeit in Verfall gekommen ist, so hat man auch jenen Grundsatz vergessen. Man nannte ihn damals den des status belli. Ich frage, ob man im Jahr 1792 einen status belli etablirte?

2. Die Position von Werben.

1) Der König nahm das Lager bei Werben. Im Rücken hatte er zwar die Elbe, welche sich hier nach Westen wendet und seine linke Flanke deckte; allein seine Front konnte gar nicht angegriffen werden, weil das Lager wirklich eine Festung war. Die rechte Flanke war ebenfalls durch eine leichte Biegung rückwärts an die Elbe gestützt. Die Front wurde von der Stadt Werben, mit doppelten Wassergräben und Mauern versehen, welche Thürme flankirten, gleichsam wie durch eine Bastion bestrichen. Den Elbdamm von beträchtlicher Höhe hatte der König in einen Wall mit Schießscharten verwandelt und einen Graben davor gezogen. Es waren Oeffnungen darin zu den Ausfällen. Mehre Durchbrüche der Elbe hatten hier große Teiche gebildet, was diese Front, die nach Süden gekehrt war, ganz unangreifbar machte. Einige hundert Schritt vor derselben war ein Graben, in dieser Jahreszeit trocken, welchen Gustav mit Musketieren besetzte. Dieser Graben erstreckte sich gegen Osten bis zur Elbe, gegen Westen bis zur Stadt, mit deren südlicher Mauer er ungefähr

in einer Linie war. Vor demselben lag ein Gebüsch, der Thiergarten genannt. Zwischen dem Elbdamm und dem Fluß, welcher damals weiter von der Stadt entfernt floß, konnte die Armee bequem campiren, weil das Lager hinlänglich tief war. Im Rücken der Armee, zwischen der Mündung der Havel und der Elbe lag eine Schanze, jetzt noch Schwedenschanze genannt, welche beide Ströme rasirte und die Brücke beschützte. Die Mündung der Havel war ebenfalls gerade nördlich im Rücken des Lagers. Dieser Posten konnte gar nicht umgangen werden, wenn man im Besitz von Havelberg war. Da nun der Dom von Havelberg auf einem Berge an der Nordseite der Havel lag, so konnte ein Retranchement auf diesem Berge gar nicht bezwungen werden. Auch hatte Gustav Havelberg schon vorher besetzt.

2) Es gereicht den Deutschen nicht zur Ehre, daß ein Schwede ihnen den wichtigsten Posten in ihrem Lande zeigen mußte. Dennoch haben sie diese Lehre nicht zu benutzen gewußt. Dieser Ort, zur Hauptfestung erhoben, könnte der Schlußstein des ganzen Staatsgebäudes sein, wenn Dasjenige, was man bis jetzt Deutschland genannt hat, einer Macht unterworfen wäre. Der Sitz dieser Macht müßte immer im Norden an der Elbe sein, und wenn er zugleich eine starke militärische Position ist, so erhält das Herz hierdurch desto mehr Kraft, das Blut, welches dem Körper Leben ertheilt, bis nach den Extremitäten, den Grenzen, hinzutreiben. Ich glaube nicht, daß Werben selbst die Hauptstadt dieses Reichs sein müßte, sondern nur die Hauptfestung, welche jene deckt. Havelberg wäre die Hauptstadt und eine Citadelle auf dem Domberge, wie auch die Befestigung der Stadt, welche eine Insel in der Havel ist, würde sie unbezwinglich machen und alles Umgehen von Werben über Havelberg — einziger Weg, wo jenes im Rücken zu umgehen ist — vereiteln. Wer mit richtigem strategischem Augenmaß oder coup d'oeil begabt ist, wird mit mir einstimmen, daß Friedrich im Siebenjährigen Kriege eine ganz andere Rolle gespielt, ja daß er sich ganz Deutschland unterworfen hätte, wenn Werben das Centrum seiner Staatskraft (Hauptfestung) und Havelberg

das Centrum seiner Staatsweisheit (Hauptstadt) war. Die Theorie — wohin ist die Hauptstadt zu verlegen — ist die wichtigste in der militärischen Politik; die militärische aber, genau erwogen, die einzige Politik. Ist die Hauptstadt ungeschickt und ohne Genie hingeworfen, so kann man den Staat mit einer Misgeburt vergleichen, deren Kopf an der Schulter oder vor der Brust &c. säße. Soll der Körper gesund und kraftvoll sein, so muß der Kopf an seinem schicklichen Ort placirt sein. Wäre Havelberg der Sitz eines großen Reichs, so müßte Werben zur Hauptfestung, die ganz unbezwingbar ist, erhoben, als der Hirnschädel, welcher das Gehirn beschützt, oder als die Brust, welche Herz und Lunge, diese beiden Quellen des Lebens, bewahrt, betrachtet werden. Die Elbe fließt dem Rhein parallel und wie der Rhein bei Mainz, gegenüber dem Einfluß des Main, so dreht sich die Elbe bei Werben, gegenüber dem Einfluß der Havel, des nördlichen Main, gegen Westen, welche Biegung die Stärke beider Plätze macht. Die Position von Werben aber, als mehr central in Deutschland, ist weit wichtiger. Wer kann sie auf ihrer rechten Flanke umgehen, sonderlich wenn man im Besitz von Dömitz ist? Tilly hatte letzteres und dennoch hätte er seine Basis verloren, wenn er hier über die Elbe gegangen wäre.

3) Nur ein Detachement kann über Havelberg geschickt werden; denn eine Armee, welche sich hier zwischen Elbe und Havel einklemmte, würde eingeschlossen werden. Die Natur hat den deutschen Völkerschaften hier ein Centrum ihres Vereins bereitet, welches ihr unförmliches, nun aufgelöstes Aggregat in einen organischen Körper verwandeln konnte; es fehlte aber das Judicium, die Organisation der Natur zu benutzen. Ohne Judicium sind politische Körper gleich den Steinen, welche nicht wachsen, sondern nur durch Aggregat zunehmen.

Frankreich könnte nie auf England wirken, wenn Lyon und nicht Paris die Hauptstadt wäre. Paris ist aber vortrefflich situirt zum Druck auf den Continent und zum Gegendruck wider England. Die hohe oder politische Strategie ist noch eine unbe-

kannte Wissenschaft. Ich wäre beinahe gesonnen, sie in Lehrsätzen vorzutragen. Gustav scheint sie in hohem Grade besessen zu haben, weil er sogleich die Wichtigkeit dieses Postens erkannte. Dies widerlegt auch, was man von seiner Unkenntniß der Geographie von Deutschland behauptet hat. Besser als die Deutschen kannte er deren Land; — Beweis dieser Posten. Wer kann den Meridian desselben im Süden bis zu den Tiroler Gebirgen ungestraft nach Osten hin überschreiten? Dieser Posten, gegen den Tilly sich den Kopf zerstieß, gab dem ganzen Heere der Schweden die elastische Impulsion, welche sie bis zum Lech immer siegreich forttrieb. Wer von Westen kommt, muß immer westlich dieses Meridians bleiben und wer von Osten her nach Westen ihn überschreiten wollte, den zu entbasiren gibt Havelberg in der vorigen Supposition die Mittel. Gleichsam Herz und Lunge, — Havelberg und Werben, wenn man sie so benutzt, wie ich gesagt habe. Gustav Adolf, der allein diesen Posten benutzte, begründete dadurch mehr als durch die Schlachten von Leipzig und Lützen seinen militärischen Ruhm.

3. Die Schlacht bei Leipzig im Jahre 1631.

1) Die Vereinigung der schwedischen und sächsischen Truppen geschah bei Düben am 4. September. Man bemerkte den Contrast im äußern Glanz beider Heere um so mehr, da die Schweden die vorhergehende Nacht auf einem gepflügten Felde bei dem herrschenden sehr trockenen Wetter gelegen hatten. Die Sachsen aber erschienen in schöner Rüstung mit prächtigen Federbüschen geschmückt. Brutus, welcher dafür hielt, der Soldat sei tapfer im Verhältniß des Goldes und Silbers an seiner Rüstung, hätte ihnen den Sieg, den Schweden aber die Niederlage prophezeit. Die Sachsen campirten zwischen Lindenheim und Düben und machten Front gegen Osten, die Schweden zwischen Delitzsch und Lindenheim Front gegen Süden. Beide Heere standen also im Haken.

2) Am 6. September erfuhr der König, daß am 5. Leipzig übergegangen sei. Hierauf wurde Kriegsrath gehalten, in welchem

der König seine Begierde, eine Schlacht zu liefern, durch Gründe für einen Zögerungskrieg verbarg. Wir wollen seine eigenen Worte anführen und nicht mit der poetischen Licenz neuerer Geschichtschreiber ihm die unsern unterschieben:

„Wenn wir jetzt zu einer Bataille resolviren, so setzen wir, des allgemeinen Wesens zu geschweigen, eine Krone und zween Kurhüte gleichsamb auf das Spiel. Nun ist das Glück überall im menschlichen Leben, vor allen Dingen aber im Kriege und sonderlich in Haupttreffen ungewiß und wandelbar, und möchte der Allerhöchste nach seinem geheimen Rath unserer Sünden wegen leicht einen Unfall über uns verhängen, daß wir den Kürzern zögen und der Feind die Oberhand erhielte. Gleichwohl meine Kron, wann sie diese meine Armee und meine Person selbst schon einbüßen thäte, würde zwar einen großen Verlust leiden, doch hat sie noch eine Schanze zum Besten. Denn sie ist so weit, dazu über Meer entlegen, mit einer starken, wohl armirten Schiffsarmada gefaßt, in ihren Frontiren genugsamb verwahrt, und stehet in dergleichen Kriegsbereitschaft innerhalb Landes, daß sie daher noch keinen großen Hasard ihres Staats laufen darf oder sich etwas Widriges hauptsächlich zu befahren hat. Aber umb euch, denen der Feind aufm Halse und gar im Lande liegt, wird es, dafern die Schlacht übel auslaufen sollte, ganz und gar gethan sein, und die Kurhüte gewaltig wackeln oder gar zu springen beginnen.“

Der Kurfürst von Sachsen war der Meinung, man müsse seine Länder, die ein Zögerungskrieg verheeren würde, durch eine Schlacht zu befreien suchen. Uebrigens sei Tilly auf keine andere Art zum Rückzuge zu bewegen. Puffendorf schreibt ausdrücklich, der König habe ein Treffen ebenso ungeduldig als der Kurfürst von Sachsen gewünscht und seine Hitze aus Staatsklugheit verborgen. „Rex etsi et ipse,“ sind seine Worte, — „in praelium ardebat, tamen, ut in omnem eventum *excusatus esset* — dies war der eigentliche Grund — ac non nisi volentibus Electoribus alea tentaretur, in speciem praelium dissuadebat.

3) Tilly hatte gleich bei seiner Ankunft vor Leipzig ein Lager zwischen Eutritzsch und Möckern mit der Pleiße und Elster im Rücken genommen und die rasirenden Höhen durch drei halbe Monde, wie er glaubte, befestigt. Hier blieb er vom 5. bis 7. und berief einen Kriegsrath in dem Hause eines Todtengräbers in der Vorstadt von Leipzig, wo er wohnte; was man für eine üble Vorbedeutung hielt; so wie auf der andern Seite eine Ringeltaube, die sich auf eine königliche Standarte setzte, das schwedische Heer mit Muth entflammte. Sogar der unerschrockene Pappenheim wurde bestürzt, als er die Entdeckung machte, man habe bei einem Todtengräber gerathschlagt. Man muß indessen gestehen, daß Bilder des Todes, unter denen man sich, ohne es gewollt zu haben, vor einer Schlacht erblickt, wol einigen Eindruck machen können.

Tilly war der Meinung, ein Lager hinter Leipzig bei Angern zu nehmen; gewiß der weiseste Entschluß, weil er den General Aldringer erwartete, der schon mit seinem Corps bei Erfurt angekommen war. Leipzig hätte seine Front bestrichen, seine Flügel lehnten sich an die Pleiße und Parthe. Leipzig selbst, unterstützt durch seine Armee, hätte man gar nicht belagern können. Es blieben also dem Könige nur Manöver übrig, um ihn zu zwingen, auf seiner Flanke Front zu machen. Allein bei Seitenmanövern darf man seine Basis nicht entblößen, und die Maßregel, welche Tilly vorschlug, hätte den König gewiß in Verlegenheit gebracht.

Pappenheim hatte die jüngern Obersten auf seiner Seite und rieth zur Schlacht. Es ist wahrscheinlich, daß er einige Ausdrücke fallen ließ, welche die Empfindlichkeit des Generals Tilly rege machten; denn dieser entschloß sich sogleich zur Schlacht, weil er die Meinung, das Alter habe seinen Muth und seine Kraft vermindert, durch die That widerlegen wollte. Er wußte, daß etwas Dergleichen im Lager von ihm gesprochen wurde. Pappenheim aber konnte ohne Gefahr zu einem Haupttreffen rathen, dessen Verlust ihm nie zur Last fiel und vielleicht durch den Tod des Generals ihn zur Feldherrnstelle, die sein Ehrgeiz

wünschte, beförderte; bei dessen Gewinn er aber immer eine glänzende Rolle spielen würde.

4) Tilly ließ sogleich nach dem Kriegsrath am 6. September durch eine Avantgarde unter Pappenheim das Schlachtfeld besetzen, welches er gewählt hatte. Er wollte die Schweden und Sachsen zwischen Seehausen und Breitenfeld, beinahe eine Meile vorwärts seines Lagers von Eutritzsch und anderthalb Meilen von Leipzig, erwarten. Fast alle Geschichtschreiber, sogar der kriegskundige Commentator des Gualdo, haben ihn deshalb getadelt. Ich kann ihnen nicht zustimmen.

Das Lager bei Eutritzsch hatte die Pleiße im Rücken, eine misliche Stellung, wenn es nicht — wie bei Werben — eine Festung ist. Der rechte Flügel unweit der Parthe war stark, weil die Höhe bei Eutritzsch die ganze Gegend dominirt — und dies war der Schlüssel der Position. War aber diese Höhe in der Gewalt des Feindes, so wurde ein Rückzug nach Leipzig unmöglich und wenn auch ein Theil der Flüchtigen dorthin rannte, so konnten doch die Verfolgenden zugleich mit hineinkommen. Der Rest des Heeres, wenn er in der Front angegriffen wurde, wäre in der Pleiße umgekommen oder hätte an ihren Ufern das Gewehr gestreckt. Denn es wäre immer möglich gewesen, durch ein nach Möckern geschicktes Corps dem linken Flügel der Kaiserlichen den Weg nach Halle zu verlegen. Zu diesem Ende durfte der König, welcher in solchem Falle wahrscheinlich die eingekriegte schwedische Armee auf den linken Flügel und die neugeworbenen Sachsen auf den rechten gezogen hätte, nur ein Corps bei Mockau und ein anderes bei Groß-Wetteritz (Wiederitzsch) zum concentrischen Angriff auf den Posten von Eutritzsch aufmarschiren lassen, ein drittes zwischen Wetteritz und Wahren, so war es, sobald der Schlüssel bei Eutritzsch überwältigt wurde, um Tilly's Armee geschehen. General Tilly wählte also mit Recht das Schlachtfeld bei Breitenfeld, eine Meile vorwärts; denn nun blieb ihm der Rückzug nach Halle, sowie nach Leipzig, offen; ersterer mit dem linken, letzterer mit dem rechten Flügel, weil er nicht so nahe im Rücken durch Flüsse eingeengt wurde.

5) Am 6. September marschirte der König mit der combinirten Armee von Düben bis zwei Meilen von Leipzig vor. Es scheint, daß er sogleich den Lober passiren wollte, denn er schickte drei Dragonerregimenter hinüber; entweder um zu recognosciren oder um den Uebergang zu decken. Diese stießen bei einem kleinen Walde auf die 2000 Pferde unter Pappenheim, dem Tilly sogleich noch 2000 nachschickte. Den Ausgang des hier vorgefallenen Gefechts berichten uns die Geschichtschreiber nicht vollständig. Es ist ungewiß, ob die Schweden wieder bis über den Lober zurückgetrieben wurden; denn wir finden, daß am Tage der Schlacht drei Regimenter Schotten, welche Infanterie waren, den Uebergang als Avantgarde der schwedischen Colonne deckten.

Wir glauben Folgendes: Die Dragoner wurden zurückgetrieben, aber spät am Abend durch drei Regimenter Infanterie verstärkt, worauf sie in der Nacht wieder über den Bach gingen und als Avantgarde den Uebergang deckten.

6) Der König ließ am Abend seine Armee aufmarschiren und berief die Generale und Obersten, denen er vorstellte: „er habe diese Gelegenheit, den Streit zu entscheiden, gewünscht. Hier ist der Augenblick, euern erlangten Ruhm zu vollenden oder ihn auf immer verdunkelt zu sehen; denn nur die Fortdauer des Glücks beweist die Klugheit, welche es zu fesseln weiß. Hier könnt ihr in reichen Ländern, begünstigt durch ein milderes Klima als dasjenige, welches ihr kennt, den Lohn eurer bisherigen Arbeiten einernten oder, in verheerte Gegenden zurückgescheucht, dem Hunger ohne Bedauern erliegen, weil man ihn eurer Feigheit zuschreiben würde. Doch ihr seid tapfer. Wollt ihr eure Religionsverwandten dem Schwerte rachsüchtiger Katholiken überlassen? Der Feind ist durch unglückliche Vorbedeutungen, Folge seiner Laster, geschreckt; ihn beunruhigt das Andenken blutiger Grausamkeiten, in Magdeburg verübt; so viele Plätze, die wir ihm abgenommen haben, betrachtet er selbst als Vorboten unseres Siegs. Er hat unsere Unerschrockenheit erfahren, und die Furcht geht der Niederlage vorher, sowie die Kühnheit eine Ver-

kündigerin des Ruhms, des Glücks, der Ehrenstellen und der Macht ist. Die Armee des Tilly ist übel bezahlt; sie lebt vom Raube, sie ist misvergnügt. Diese bejahrten Soldaten, mit einem bejahrten Heerführer ohne Genie an ihrer Spitze, sind mehr durch das Alter entkräftet, als durch Erfahrung gegen Gefahren abgehärtet. Dieser Feind hat nur des Kriegs unkundige Gegner überwunden; Alles hat ein Ziel auf dieser Erde, sonderlich das Glück, wenn man es nicht verdient. Ihr deutschen Feldobersten, sagt den Soldaten eurer Nation, daß ich in meinem Palaste eine Ruhe genießen konnte, die mein Werk war, daß ich ihr aber entsagte, um das Joch zu zerbrechen, welches das Haus Oesterreich über Deutschland verhängt. Sagt ihnen, daß ich ihre Nation um so mehr für würdig halte, befreit zu werden, da eine lange Sklaverei sie der Freiheit nicht unwerth gemacht hat. Der Soldat wird seine Pflicht thun; die Tapferkeit und Erfahrung der Offiziere wird ihn leiten, ich selbst bin bereit, für Alle zu sterben."

7) Man behauptet, Tilly habe ebenfalls eine Rede gehalten; er habe seinen Offizieren vorgestellt: „daß er nach diesem Siege, der von ihnen abhänge, seine kriegerische Laufbahn, die er nicht ohne Glück zurückgelegt habe, verlassen wolle. Der König von Schweden habe ihm nur neugeworbene Truppen entgegenzusetzen. Er danke es der Vorsehung, daß endlich der Augenblick gekommen sei, wo die Kirche über ihre Feinde triumphiren werde. Diese besiegen, heiße der Welt dienen und den Himmel gewinnen. Seine Sache sei gerecht und er habe die braven Truppen Ferdinand's, sie zu vertheidigen. Die Schweden wären nicht kriegerischer als die Völker, welche er besiegt habe; und ihr bisheriges Glück verdankten sie der Verrätherei."

8) Die Nacht brachte der König in seiner Kutsche in einer Unterredung mit Banner und Horn zu. Er schlief jedoch ein wenig und behauptete beim Erwachen: ihm habe geträumt, er ringe mit Tilly, er habe ihn zu Boden geworfen, dieser aber ihn in die linke Brust gebissen. Dies wurde nachher auf die

Niederlage der Sachsen gedeutet, welche auf dem linken Flügel standen.

9) Tilly hatte sich entweder in der Nacht oder bei Anbruch des Tags am 7. September nach dem Schlachtfelde in Marsch gesetzt. Der Marsch geschah in zwei Colonnen. Man kann wol denken, daß er das Feldgeschrei gab: Jesus Maria, sowie Gustav seinerseits: Immanuel oder Gott mit uns. Man war damals sehr bemüht, diesen Alliirten zu haben. Eine seiner Standarten prangte mit: pro ecclesia et pro imperio. Tilly selbst saß in einem grünen Schlafrock von Atlas auf einem sehr kleinen Schimmel zu Pferde. Den Kopf hatte er sehr reichlich mit Federn bebuscht. Er konnte sich gar nicht von diesem phantastischen Aufzug, von dem er wahrscheinlich glaubte, er verschönere sein Alter, losmachen.

10) Beide Colonnen marschirten rechts ab. Da die Schwadronen der Kaiserlichen zehn Pferde hoch standen, so geschah der Zug in Schwadronen, welches dennoch zu 150 Pferden nur 15 Pferde Front gibt. Der Aufmarsch geschah zu jener Zeit sowol bei den Kaiserlichen als bei den Schweden nach der Diagonale oder auf der Hypothenuse, d. h. man zog sich, wenn der rechte Flügel die Spitze machte, im Obliqueschritt schräg links heraus. Wenn man mit rechts oder links um marschirt, so heißt dies das Auflaufen. In der That ist dies der einzig gute Aufmarsch bei Perpendiculärmärschen. Die Colonne links bestand ganz aus der Cavalerie des linken Flügels. Ich glaube, sie war schon vorher als Avantgarde aufgebrochen.

11) Zuerst zog in der Colonne rechts Isolani, das Kroatenhaupt, mit seinen fünf Regimentern zu sechs Mann und Pferden hoch. Dann folgten sechs Regimenter Kürassiere, welche ebenso viele große Schwadronen machten; denn da jedes Regiment aus 750 Pferden bestand und zehn Glieder machte, ferner nur Intervallen von vier Fuß zwischen je zwei Schwadronen gelassen waren, so gibt dies keine größere Front, als eine Schwadron unserer Zeiten in zwei Gliedern einnimmt.

Hierauf folgten sieben Regimenter Infanterie in vier

große Bataillone getheilt, welche 8000 Mann ausmachten. Diese bildeten das erste Treffen, welches damals die Avantgarde genannt wurde. Schaumburg commandirte sie. Sie hatten vor ihrer Front zwanzig Feldstücke und rechts auf einer Höhe sechszehn Batteriestücke, welches damals Vierundzwanzigpfünder waren.

Hinter diesen sechs dicke Bataillone, 10,000 Mann aus zehn Regimentern zusammengesetzt, welche der Graf Fürstenberg commandirte. Diese sechs Bataillone machten die zweite Linie. Zwei derselben standen den Räumen zwischen den vier ersten gegenüber. Man nannte dies das Corps de Bataille.

Auf diese folgten in der Colonne 2000 Pferde oder drei Regimenter, welche sich rechts derselben hinter der ersten Linie Cavalerie stellten.

Dann kamen 6000 Mann Infanterie in drei Bataillonen oder fünf Regimenter, welche Officutz commandirte. Diese wurden als Reserve auf die Höhe, unweit eines kleinen Waldes, gestellt. Zur Rechten hatten sie jene große Batterie, zur Linken eine kleinere. Drei Regimenter Cavalerie setzten sich zur Rechten dieser drei Reservebataillone und waren die letzten in der Colonne.

12) Zu gleicher Zeit hatte sich Pappenheim auf den linken Flügel mit fünf Regimentern Reiter in erster und zweien in zweiter Linie gestellt. Tilly hatte ihn detachirt, den Uebergang des Lober zu vertheidigen; da er aber gegen die Dragoner und Musketiere der schwedischen Avantgarde mit seiner Reiterei allein nicht hatte bestehen können, so zog er sich in die Linie zurück, als die Colonne des Königs anfing zu deployiren. Vorher aber setzte er das Dorf Podelwitz in Brand; eine Operation, worin die Kaiserlichen eine große Fertigkeit hatten, und die man hier lobt.

13) Man hat den Tilly getadelt, daß er nicht bis an den Lober rückte, um mit seinem ganzen Heere den Uebergang abzuwehren. Ich kann nicht dieser Meinung sein. Der König hätte nur rechts gehen dürfen, so hätte er ihn näher bei seinem Ursprung passirt und wäre dem Tilly in die linke Flanke gekommen. Die Sachsen hätte er wahrscheinlich gegenüberstehen lassen. Dann wäre im Falle des Verlustes ihm der Rückzug nach Halle

abgeschnitten worden. Er konnte nur durch Leipzig retiriren. Er wäre an die Pleiße, die Parthe u. s. w. geklemmt worden. Die Position weiter zurück beweist, daß Tilly hier ein besseres Augenmaß hatte. Er konnte dann aus diesem Mittelpunkte nach denjenigen Theilen hinschicken, wo man übergehen wollte. Er that hier Alles, was er mußte. Er schickte Pappenheim ab, welcher vor den Musketieren im Busche an den morastigen Ufern des Bachs weichen mußte.

Es sind fünf Uebergänge über diesen Bach, dessen Ufer morastig sind. Der König ging oberhalb Schelkau über und die Sachsen unterhalb.

14) Jene dicken Klumpen Infanterie, für welche Tilly ebenso sehr wie für seine Kleidung eingenommen war, hatte er in seinen Kriegen gegen die Türken gesehen. Sie wurden etwas sonderbar Terzien genannt. Hier waren also dreizehn Terzien oder Drittheile beisammen. Sie waren jede ein volles Viereck, dessen Seite die Quadratwurzel aus der Summe des ganzen Haufens. Ohne Extraction der Quadratwurzel konnte Tilly sich nicht beruhigen. Wie er diese Terzien zu Wege brachte, wird uns nicht gemeldet. Wahrscheinlich ist es nicht nach der kürzesten Methode geschehen; denn Tilly liebte das Umständliche. Die Musketiere, welche die Hälfte der Compagnien ausmachten, die hier bei Breitenfeld zu 150 Mann angenommen werden, wurden in vier Flügeln gleich Windmühlenflügeln an die vier Winkel des Carré gestellt, welches, wie gesagt, in der Kunstsprache eine Terzie genannt wurde. Andere Musketiere, zwei Mann hoch, umgeben dieses volle Viereck, wahrscheinlich um die Piken unschädlich zu machen. Ich glaube, daß er seine Infanterie, die in ihren Compagnien zehn Mann hoch stand, mit rechtsum auf das Schlachtfeld führte und dann seine Terzien bildete.

15) Nachdem Tilly mit seinen Terzien fertig war, ritt er ganz vergnügt vor die Front und empfing nach Einigen eine Ausfoderung vom Könige, die er mit ungewöhnlicher Höflichkeit beantwortete: er sei bereit, die Befehle Sr. Majestät zu empfangen. Er hatte 24,000 Mann Infanterie und 13,000 Mann

Cavalerie. Sein Schlachtfeld war nicht übel gewählt. Das Dorf Seehausen lag hinter seinem rechten Flügel; sein linker endigte nicht weit von Breitenfeld. Die Front seiner Schlachtordnung betrug 4225 Schritt. Südwestlich von Podelwitz erhebt sich eine Anhöhe, welche 6000 Schritt bis nach Seehausen fortläuft. Sie ist nur einige Fuß über das davorliegende Feld erhaben, und die Abdachung nur ganz unmerklich. Hinter der Front, in der Mitte, zwischen Seehausen und Breitenfeld, erblickt man ein Gehölz, welches parallel mit der Armee 3000 Schritt fortläuft, aber nur 1000 Schritt breit ist. Ein schmaler morastiger Grund erstreckt sich daraus vorwärts bis zur zweiten Linie der Kaiserlichen. Eine Landstraße von Leipzig nach Düben, welche breit und mit zwei Gräben eingefaßt ist, läuft durch den rechten Flügel der Kaiserlichen, und bei der entgegengesetzten Armee trennte sie die Sachsen von den Schweden. Die ganze Gegend war frei und eben; man entdeckte nur einige Dörfer. Die Flügel waren in der Luft und konnten nicht ungesehen umgangen werden. Nur die Elementartaktik oder die innere Stärke der Stellung konnte bei gleicher Tapferkeit hier entscheiden. Das Schlachtfeld war nicht ausgedehnt, man konnte es übersehen.

16) Die Piken des Tilly waren 18 Fuß lang, die Spitze war 2 Zoll breit, zweischneidig und vorn eingezackt. An der linken Seite des Pikeniers hing ein ziemlich langer Degen. Er trug einen eisernen Halbküraß, der eine Musketenkugel abhielt, unter diesem einen eisernen Schurz. Der Hals und die Arme waren bepanzert. Auf dem Kopfe trug er einen eisernen Topf, eine Art von Helm, die nicht sehr elegant aussah.

Der Musketier hatte zwar einen eisernen Topf auf dem Kopfe, aber sonst keine Schutzwaffen. Seine Muskete mit Luntenschloß war so schwer, daß er sie beim Zielen auf eine eiserne Gabel legen mußte, welche er an der Seite trug. Die Art zu feuern war gliederweise. Nach dem Abschießen theilte sich jedes Glied rechts und links und rannte hinten hin. Hierauf machte es das zweite Glied ebenso.

17) So Tilly. Nun zu Gustav am Tage dieser Schlacht,

welche das Schicksal Deutschlands entschieden hat. Ohne diese Schlacht würden die Begebenheiten unserer Tage in anderer Gestalt zum Vorschein gekommen sein.

Die Infanterie des Königs bestand aus 13,000 Mann, und die Reiterei aus 9000 Pferden. Die Infanterie war in Regimenter zu ungefähr 1000 Mann, jedes zu 8 Compagnien eingetheilt. Zwei Drittheile waren Musketiere, ein Drittel Pikeniere. Alle standen sechs Mann hoch. Der König hatte bei dieser Schlacht 84 Compagnien. Die Pike der Schweden war 11 Fuß lang, das Eisen 2 Fuß und unten 4½ Zoll breit. Man nannte dies eine Partisane. Die Infanterie trug eiserne Helme, aber keine Kürasse. Ihre Jacken waren weit, und nach deren Farbe wurden die Corps benannt, als: die weiße Brigade, die blaue u. s. w. Der König schaffte die Gabeln ab, auf welche man die Musketen legte. Wahrscheinlich waren die schwedischen also viel leichter; denn der Zweck jener Ruhestöcke war, die Arme beim Zielen zu erleichtern. Er verbesserte das Schloß und nach Einigen hatte er schon Flintenschlösser ohne Lunten eingeführt. Das Kaliber der Musketen war damals viel größer, weil die Soldaten geharnischt waren. Jetzt, da man gleichsam im Hemde einherzieht, ist das nicht nöthig.

Die Pikeniere waren bei der Compagnie in der Mitte, die Musketiere auf den Flügeln. Der Capitän stand vor der Division der Pikeniere und hatte den Fähndrich vor sich, welcher die Fahne trug. Dieser strafte nie die Soldaten, im Gegentheil mußte er Fürbitte für sie einlegen, um ihnen mehr Neigung zu dem Dinge einzuflößen, welches er trug. Die Division Musketiere des rechten Flügels commandirte der Lieutenant, diejenige des linken der Feldwebel. Beide exercirten und prügelten. Ich hätte vorgeschlagen, daß der Fähndrich jeder Compagnie der Feldpriester oder, daß der Feldpriester Fähndrich sein müsse, um die Fahne in den Händen eines heiligen Mannes noch mehr zu heiligen.

18) Diese Pikeniere und Musketiere wurden zu den verschiedenen Corps, welche man formirte, getrennt. Hier ließ Gustav sogenannte halbe Brigaden formiren. Jede bestand

bei Breitenfeld aus zwölf Compagnien, welche etwas mehr als 1200 Mann machten. Zuerst stand vor der Mitte eine Division Pikeniere von 216 Mann, sechs Mann hoch. Hinter dieser ein Peloton Musketiere von 96 Mann, zu sechs Mann hoch. Zwischen je vier Rotten dieser letztern wurde eine Oeffnung von 4 Fuß gelassen. Die Pikeniere aber standen geschlossen. Hierauf folgte eine Linie von drei Divisionen Musketiere und zwei Pikeniere, letztere ebenfalls 216 Mann stark; die Flügelpelotons der Musketiere waren stark 192, das Peloton in der Mitte hinter der vorgeschobenen Pikenier- und Musketierdivision aber 96 Mann. Diese Divisionen in der Mitte bildeten also eine Colonne von 18 Mann hoch in drei Abtheilungen, wovon die vorderste aus Pikenieren bestand.

Diese Colonne oder dieser Keil (cuneus) flankirte den Rest der Linie der Halbbrigade; denn ging man den Piken vorbei, so bekam man ein Flankenfeuer von Musketieren, die man nicht sehen konnte; ferner noch ein kreuzendes Feuer von den Musketierpelotons in der Linie. Das Feuer dieser Pelotons war weit lebhafter wie bei den Kaiserlichen, weil zwischen je zwei Corporalschaften ein Raum gelassen wurde. Man schoß gliederweise; zwei Mann machten dann rechts-, zwei linksum und stellten sich hinten wieder auf. Dies geschah weit geschwinder, weil bei den Kaiserlichen das ganze Glied rechts und links sich wegzog und um die Flügel herumlaufen mußte. Die drei obersten Offiziere standen vor den drei Divisionen Pikeniere. Die Hauptleute und Fähndriche vor den Pikenierdivisionen ihrer Compagnie, die Lieutenants bei den Musketieren ihrer Compagnie, die Sergeanten bei den Rottenabtheilungen, wo der Offizier nicht war. Die Corporale standen hinter den Pikenieren. Man formirte die halbe Brigade, indem die Musketiere und Pikeniere rechts- und linksum machten und einander seitwärts auswichen.

19) Die Reiterei war in Haufen von drei bis vier Schwadronen aufgestellt, jede zu 13—16 Rotten, vier Mann hoch. Zwischen je zwei Schwadronen eine kleine Intervalle und zwischen je zwei Haufen 180 ausgesuchte Musketiere.

Digitized by Google

Der König erschien, was unsern heutigen Kriegern anstößig sein möchte, in bunter Kleidung mit einem ledernen Koller darüber und einem weißen Hute mit grüner Feder auf dem Kopfe. Seine Generale aber waren alle prächtig gekleidet und gerüstet. Gustav commandirte selbst den rechten Flügel. Er bestand aus fünf großen Haufen Reiterei, welche 4000 Mann machten, und vier Pelotons commandirter Musketiere zu 180 Mann. Wunsch, Todt, Soop und Steinbock befehligten diese Reiterei. Teufel war an der Spitze der ersten Linie Infanterie, welche aus vier halben Brigaden bestand. Von jeder halben Brigade wurden fünf lederne Feldstücke geführt. In den vielfarbigen Fahnen las man die Worte: „König Gustav Adolf, Vertheidiger des Evangeliums."

Fünf Haufen Reiterei unter dem Marschall Horn machten den linken Flügel. Man las in ihren Standarten „Si Deus pro nobis, quis contra nos?" Da man zu jener Zeit drei Götter anbetete, so entsteht die Frage, welcher es denn eigentlich sei, der einen so guten Allürten abgebe. In andern: „Mars führt den Degen und Themis regiert;" welches freilich eine wünschenswerthe Sache wäre. In den Zwischenräumen dieser Reiterei standen vier Haufen commandirter Musketiere, einer zu 360, einer zu 280 und zwei zu 300 Mann.

20) Der rechte Flügel des zweiten Treffens unter dem General Banner bestand aus sieben großen Schwadronen, drei in erster, vier in zweiter Linie, mit drei Haufen Musketieren zu 400 einen, zu 250 die beiden andern. Die Infanterie zweiter Linie unter dem Schottländer Hepburn bestand aus drei halben Brigaden. Dreißig Feldstücke waren an der Spitze. Auf dem linken Flügel dieses Treffens standen drei große Schwadronen unter Oberst Hall und zehn Compagnien Dragoner unter Schafmann und Cochtitzky zur Reserve. So folgte die schwedische Armee aufeinander in der Colonne, ausgenommen die vorher commandirte Avantgarde, so marschirte sie nebeneinander auf, indem die Corps sich links herauszogen.

21) Bei den Sachsen machten 2000 Kürassiere unter Steinau und Bindtauf, einige Schwadronen vom Heerbann

und das Regiment Cavalerie des Marschalls **Arnheim** den rechten Flügel; die Mitte bestand aus sechs Regimentern Infanterie in vier Haufen und zwei Treffen, der linke Flügel aus einigen Schwadronen des Heerbanns, dem Regiment Altenburg und der Garde zu Pferde. Die Sachsen waren aufgestellt wie die Kaiserlichen, ihre Stärke betrug 15,000 Mann. Beide Armeen, die kaiserliche und die combinirte, waren also einander gleich.

22) Der Aufmarsch geschah zwischen Podelwitz und Göpschelwitz. Der König gab seinen Truppen die Lehre: der Infanterie, nicht zu schießen, bis sie dem Feinde das Weiße im Auge erblicken könnte; der Reiterei, das Pferd zu tödten, wenn sie dem geharnischten Feinde nicht beikommen könnten. Wegen jener ersten Lehre bezweifle ich, daß die Kanonade mit großen Kugeln schon gleich nach dem ersten Aufmarsch anfing. Gustav kannte den Werth des Pulvers besser.

23) **Tilly** fing die Kanonade mit drei Schüssen an, worauf Gustav mit drei andern antworten ließ. Es war neun Uhr des Morgens und ein Südwestwind trieb den Schweden den Rauch und den Staub gepflügter Felder in die Augen. Es verdient bemerkt zu werden, daß der erste der drei schwedischen Schüsse aus einer halben Karthaune den Oberst Baumgärtner zerschmetterte, was die Kaiserlichen als eine üble Vorbedeutung betrachteten.

24) Einige Geschichtschreiber lassen erst vom **König** den linken Flügel des Feindes unter **Pappenheim** angreifen und schlagen, nachher aber Pappenheim mit seiner Reiterei links abschwenken, um dem Könige in die Flanke zu gehen, was ganz abgeschmackt ist und von ihrer Unkunde des Kriegs zeugt. Sobald der rechte Flügel der Schweden Podelwitz passirt hatte, trabte Pappenheim zu zweien linksum in die rechte Flanke seines Gegners und auf Halt! Front! folgte auch sogleich der Angriff. Banner aber hatte zugleich ganz im Haken mit der ersten Linie seine sieben großen Schwadronen aufgestellt und zwar so, weil es die Schnelligkeit seines Manövers beförderte, daß der rechte Flügel seiner ersten Linie, welcher aus dreien bestand, der linke wurde. Die vier Schwadronen in dritter Linie gingen

durch das Ende von Podelwitz, wo eine Windmühle stand. Da nun Banner 900 Musketiere in drei Haufen bei sich hatte, so konnte Pappenheim's Ungestüm nichts gegen ihn vermögen. Das Feuer der Musketiere und der Degen der Reiter vereint war unwiderstehlich. Pappenheim brachte seine stets zurückprallenden Schwadronen mehrmals wieder heran, er selbst stürzte sich in die feindlichen Glieder und wurde verwundet, mußte aber vor vereinten mit vieler Geschicklichkeit geleiteten Kräften weichen.

25) Man kann nicht umhin, der schwedischen Armee eine große Fertigkeit im Manövriren einzuräumen, die man bei den neuern vermißt. Man muß die Geistesgegenwart bewundern, mit welcher General Banner hier sogleich rechtwinklig mit der Armee eine Front aufstellte. Man wird sehen, daß dieser Umstand die Schlacht entschied. Eine von den vier Terzien oder Haufen Fußvolk der ersten Linie des Tilly wollte dem Pappenheim folgen, da dieser aber zu schnell links wegeilte, so blieb sie allein im Felde und wurde von den finnländischen Reitern in der ersten Linie des rechten Flügels niedergemacht. Es war das Regiment Holstein. Man würde schwer begreifen können, wie ein dicker Haufen Pikeniere von Reiterei könne überwältigt werden, wenn diese hier nicht zwei Trupps Musketierer herangebracht hätten. Die Kugeln der Musketiere begannen, was der Degen der Reiter vollendete.

26) Die Sachsen aber waren unglücklich. Tilly sah noch der Kanonade zu, die ihn ergötzte, als die Kroaten seines rechten Flügels, denen die sechs dicken Schwadronen seiner ersten Linie folgten, gegen das erste Treffen der Sachsen anrannten. Diese Kroaten gingen sehr sonderbar vorwärts, erst rechts diagonal, um die linke Pistole, dann links, um die rechte abzufeuern, dann rechts, um die Büchse loszuschießen, und am Ende pflegten sie gar wieder umzukehren. Das Regiment Altenburg Reiterei auf dem linken Flügel lief aber sogleich davon, warf sich auf die Garden des Kurfürsten und riß sie mit fort. Sobald Tilly sah, daß die sächsische Armee wankte, ließ er seine sechs Terzien

der zweiten Linie in die erste rücken und machte mit allen neunen rechtsum, indem er Göpschelwitz zum Richtungspunkte des Marsches nahm. Diese vollen Vierecke bewegten sich auf ebenem Boden wegen ihrer Masse leicht. Die Reserve aus drei Klumpen Infanterie und dreien Reiterei bestehend, blieb auf der Höhe bei der Artillerie, die immer feuerte. Ein Fußvolkshaufen hatte sich linksweg retirirt und fand, wie wir gesehen haben, seinen Untergang. Die Regimenter Bindtauf und Arnheim widerstanden den gesenkten Speeren und den Musketieren des Tilly. Die Cavalerie Tilly's, welche aber die andere schon zerstreut hatte, gesellte sich zu dessen Infanterie und nun flohen auch jene sächsischen Regimenter zusammt den andern nach Eilenburg. Der Kurfürst eilte selbst dahin; jedoch fand er sich zum Abendessen wieder bei Gustav ein. Arnheim aber ging zum Könige, der auf die Nachricht von der Flucht der Sachsen nach dem linken Flügel hin galoppirte. Die Kroaten verfolgten und plünderten die Bagage. Man behauptet, daß einige Sachsen ihnen halfen. Die andern rief Tilly vom Verfolgen zurück. Er rief: „Kameraden, laßt uns den linken Flügel der Schweden schlagen, so ist das Reich unser."

27) Gustav Horn, wie Cäsar bei Pharsalus, hatte mit der Gewandtheit schwedischer Truppen den linken Flügel der Reiterei mit den Schützen dazwischen in schräger Linie zurückgeworfen. Aus diesen acht Haufen, davon drei in zweiter Linie standen, hatte er eine einzige gemacht, sodaß diese darin auf den linken Flügel kamen. Der König, überzeugt, daß die Hypothenuse kürzer ist als die beiden kleinern Seiten eines rechtwinkligen Triangels, hatte mit vieler Gegenwart des Geistes die beiden Halbbrigaden des linken Flügels im zweiten Treffen Infanterie — Hepburn und Vitzthum — durch linksum nach dem linken Flügel dieser von Horn herumgeworfenen Reiterei gezogen. Da die Front nur etwa 2000 Schritt betrug, so konnte dies in fünfzehn Minuten geschehen. Die Brigade, welche auf dem linken Flügel stand, kam auf den rechten, weil sie zuerst Front machte. Sie wurden also invertirt: Hätte Tilly mit seiner Reserve eben

dies Manöver gemacht und sie rechtsweg gezogen, während das Treffen stehen blieb, vielleicht hätte er die Schlacht nicht verloren. Auf dem linken Flügel dieser Infanterie stellte er einen Haufen Reiterei aus seinem ersten Treffen des rechten Flügels ebenfalls durch einen Marsch auf der Hypothenuse, eine Regel in ähnlichen Fällen. Diese Infanterie und diese große Schwadron auf ihrem linken Flügel standen der Reiterei des Tilly gegenüber, die Reiterei mit den Musketieren der Infanterie Tilly's, sodaß immer je zwei Waffen Gustav's gegen je eine Tilly's stritten. Die kaiserliche Reiterei wurde hauptsächlich durch die ledernen Feldstücke zur Flucht gebracht, welche mit Kartätschen in sie hineinhagelten und hinter den Halbbrigaden bis zur schicklichen Zeit verborgen wurden. Deren Effect muß immer unwiderstehlich sein. Die Musketiere bewirkten dasselbe bei der Reiterei. Das Anreiten der Reiterei wurde so oft wiederholt, weil ein Glied immer einzeln herankam, feuerte und dann mit dem Degen einbrechen wollte. Hier wurde sie stets durch den Degen und den Musketenhagel der Schweden zurückgescheucht. „Callenbach, brich ein!" rief der König, als er auf seinem Rothschimmel nach dem rechten Flügel dieser cäsarischen Linie galoppirte, wo seine Reiterei der Infanterie des Tilly gegenüberstand. Callenbach ging aus der Linie, wurde aber verwundet und sein Haufen prallte vor den Speeren dieses dicken Infanterieklumpens zurück. Daß der König Truppen, die er vor sich sah, für Schweden sollte gehalten haben, wird kein Soldat glauben, weil sonst die Kaiserlichen seine Linie müßten durchbrochen haben.

28) Pappenheim auf dem entgegengesetzten Flügel konnte seine Kürassiere nach sieben Angriffen — die Geschichtschreiber sind Freunde der Zahl sieben — nicht wieder heranbringen. Sie flohen nach Halle und Banner verfolgte sie mit vier großen Schwadronen. Der König, dem dies gemeldet wurde, flog nach dem rechten Flügel und entschied das Treffen durch eine halbe Viertelsschwenkung links, durch eine Schwenkung von ungefähr 23 Graden, welche er seine Linie — weniger diejenigen, welche Horn gegen Tilly commandirte — machen ließ; er nahm die

rechte Schulter vor, um sich der Artillerie auf der Höhe, welche die Reserve deckte, zu bemächtigen. Die Reiterei mit den Musketieren machte den Angriff, die Infanterie unter Todt, welche nur kanonirt hatte, unterstützte ihn. Es scheint, daß die Reserve sogleich zurückgeworfen wurde; denn der König bemächtigte sich der Artillerie und feuerte damit in die linke Flanke Derjenigen, welche Horn gegenüberstanden. Diese, schon erschüttert durch Das, was in ihrer Front vorging, flohen nach Leipzig. Tilly begab sich zur Reserve, welche aus seinen Wallonen bestand. Diese setzten sich am Eingange des Holzes von Linkel, vermöge eines glücklichen Instincts. Hier wurde scharf gefochten; man sah diese Veteranen sich noch vertheidigen, wenn ihre Beine durch die Wirkung der Artillerie zerschmettert waren. Keiner foderte Quartier. Der Unwille über ihre erste Niederlage ließ diese sieggewohnten Scharen den Tod einem Leben vorziehen, welches sie entehrt glaubten. Tilly theilte ihre Gesinnung oder Empfindung. Er wollte seine Leute immer wieder zusammenbringen oder ralliiren, wahrscheinlich, um sie alle unter den Degenstößen der schwedischen Reiterei, den Kugeln der Musketiere und den Speeren der Pikeniere fallen zu sehen. Er war schon an der Lende verwundet. Hier erhielt er noch einige Kolbenschläge auf den Kopf von einem schwedischen Rittmeister, den man wegen seiner Länge den langen Fritz nannte. Dieser hätte ihn festgehalten, wenn nicht ein Prinz von Lauenburg den langen Fritz durch beide Ohren geschossen hätte. Am Ende machte sich Tilly mit 600 M., dem einzigen Rest von vier Regimentern, wenn den Geschichtschreibern zu trauen ist, in der Dunkelheit der Nacht davon.

29) Jetzt sei es erlaubt, einige Bemerkungen über diese Schlacht hintennach zu schicken. Offenbar wurde sie aus zwei Ursachen von den Schweden gewonnen: wegen ihrer Elementartaktik, — wie einige Gelehrte es nennen, oder wegen der innern Stärke der schwedischen Stellung, wie ich es nenne, abstrahirt von allen Manövern — dies ist die erste Ursache; — und durch ein einziges Manöver, von dem wir sogleich reden wollen.

Die innere Stärke der Stellung bestand in ihrer größern Ausdehnung und geringern Tiefe, denn die Schweden standen sechs Mann hoch und die Kaiserlichen in ihrer Linie zehn Mann und in ihren Vierecken 50 Mann hintereinander. Hieraus folgt, daß die Haufen der Kaiserlichen in ihren Zwischenräumen immer überflügelt wurden. Denn zum Gefecht kann man doch nur immer zwei Mann, die hintereinander stehen, bringen; die übrigen sind nur zum Nachdringen. Folard würde hierüber vielleicht böse werden, allein die Natur der Dinge lehrt es offenbar. Was die Keile oder Schweinsköpfe — so nennen es Einige — betrifft, welche vor den Halbbrigaden standen und gleich Bastionen die Front bestreichen sollten, so frage ich, ob die sechs Mann Musketiere, welche hinter den Pikenieren standen, ein so gewaltiges Flankenfeuer geben konnten? Denn um aus den Flanken zu schießen, muß man nach der Flanke hin Front machen. Freilich, wenn immer sechs Mann nach den andern der Methode gemäß feuerten, so gab dieser Hagel von sechsunddreißig Kugeln in einer Minute ein ziemlich imponirendes Feuer. Allein, wenn sie in beiden Flanken angefallen wurden, so konnte nicht so geschossen werden; denn wo hätten sie hinlaufen sollen? Sie mußten, um von beiden Seiten zu feuern, successive vor der Front verschwinden. Die Pikeniere der hervorragenden Spitze flankiren ebenfalls nichts. Der Stoß von vorn war doch nur immer von sechs Mann, wenn die Zwischenräume der Pikenier- und Musketierdivision hinter ihr, und zwischen dieser und der dritten Division sollten behalten werden; ich glaube aber, daß beim Stoß aufgeschlossen wurde; dann war er gleich achtzehn Mann, aber nur unvollkommen, weil die Divisionen nicht gleich stark waren. Immer aber trafen sie in den Vierecken Tilly's auf funfzig Mann. Mir scheint diese Ordnung etwas gekünstelt und sie hat hier nichts entschieden. Ich glaube, die ledernen Kanonen haben das Meiste gethan. Ferner gab die Art zu feuern der Gustavischen Schützen, wie ich schon bemerkt habe, ihnen ein großes Uebergewicht. Das schwedische Feuer war ungleich lebhafter als das der Kaiserlichen. Zur innern Stärke

zähle ich allerdings die mit der Reiterei untermischten Musketierhaufen. Simpler wäre gewesen, die Infanterie im ersten, die Reiterei im zweiten Treffen, beide mit Zwischenräumen. Das Blumenbeetartige in dieser Stellung ist gerade, was mir nicht gefällt.

30) Nun zu dem Manöver. Dies war kein anderes als die Linksschwenkung, durch welche der König sich in den Besitz der Batterien setzte. Man könnte zwar das geschwinde Zurückwerfen des Horn'schen Flügels und das schnelle Frontmachen des Banner'schen als Mittel zum Siege betrachten; aber ohne diese Schwenkung war er immer nicht entschieden. Tilly und Pappenheim haben gewiß besser manövrirt als die Oesterreicher in irgend einer Schlacht des Siebenjährigen Kriegs und in irgend einer des Revolutionskriegs. Vielleicht hätte er durch die Reserve zugleich die Front oder die erste Linie schwedische Infantrie unter Teufel angreifen lassen, allein, daß beide in den Flanken schwenkten, halte ich für gar recht. Durch die größere innere Stärke seiner Stellung hätte der König von Schweden immer gesiegt, wenn auch Front auf Front gestoßen wäre. Konnte Tilly der Versuchung widerstehen, rechts in die Flanke des Feindes zu ziehen, nachdem die Sachsen geflohen waren, waren die schwedischen Truppen nicht so gewandt, besaßen die schwedischen Generale nicht so viel Geistesgegenwart, so mußte ihn diese Bewegung zum Siege führen. Die Nacht rettete den Rest seines Heeres oder vielmehr sein Heer, denn der Rest heißt zuviel gesagt — und ich möchte hier einen Grundsatz aufstellen: man müsse spät am Tage eine Schlacht anfangen, damit der Schutz der Nacht den Rückzug begünstige; wenn der Sieg in diesem Falle nicht ebenso unvollständig als die Niederlage sein müßte.

31) Den Verlust der Kaiserlichen gibt man zu 7000 Todten und 3000 Gefangenen an. Andere Geschichtschreiber rechnen den ganzen Verlust beider Theile nur zu 9000. Die Sachsen verloren 2000, die Schweden 700, der Rest der Zahl fällt auf die Kaiserlichen. Von den kaiserlichen Offizieren waren todt: der Herzog von Holstein, der Baron von Schönburg,

Feldzeugmeister — die Obersten Blankart, Erwitt und Baumgärtner, der Baron Grotta, zehn andere Oberstlieutenants und 120 Hauptleute. Die Kaiserlichen ließen auf dem Schlachtfelde 28 Kanonen, 100 Fahnen, das Lager mit der Bagage. Es wurde geplündert, aber mit Methode. Jedes schwedische Regiment mußte die Stelle eines kaiserlichen einnehmen und plünderte ungestört, was es auf diesem Raume fand.

Von den Schweden fiel der General Teufel, von dem die damaligen deutschen Witzlinge, welche, wie es scheint, ihre Kunst nicht besser verstanden als die deutschen Witzlinge unserer Tage, sagten: Der König müsse wol siegen, da er den Todt und den Teufel zu Generalen habe. Ferner fiel der Oberst Damitz. Callenbach, Hall und Courville wurden verwundet. Gualdo macht eine artige Bemerkung, der Name der Subalternen würde auch auf die Nachwelt gekommen sein, wenn Tapferkeit nicht eine allen Offizieren der Armee des Königs gemeinschaftliche Tugend gewesen wäre.

Die Sachsen büßten einen General Bindtauf, einen Starschädel und andere Offiziere ein, welche wahrscheinlich fielen, weil sie die Flüchtlinge aufhalten wollten. Da der Tod aber auch diese ereilt — mors et fugacem persequitur virum — so verloren sie 2000 der Ihrigen.

32) Der König in der Freude seines Herzens ritt die Front hinunter und bezeugte Jedem seine Zufriedenheit. Daß er die Corps zurückrief, welche den Kaiserlichen nachgeschickt waren, würden wir ihm zu einem großen Fehler anrechnen, wenn es ausgemacht wäre. Hart sagt mit Recht, er habe einige abgeschickt, um zu verfolgen und sich darauf mit vieler Zufriedenheit zum Abendessen niedergesetzt. Er trieb die Heuchelei nicht so weit, über die Schlacht zu weinen. Er bekannte vielmehr, daß nichts vergnügter sei als ein Abendessen nach einem Siege. Der Kurfürst von Sachsen, welcher die Soupers mehr liebte als die Bataillen, kam mit großer Eilfertigkeit von Eilenburg herbei, um an dem Mahle, obgleich nicht am Siege, theilzunehmen. Der König schonte seine Eigenliebe und versicherte ihn, seine Leute hät-

ten sich für neugeworbene Soldaten ziemlich wohl gehalten. Er konnte jedoch nicht umhin, ihn mit einiger Eitelkeit zu fragen, wie denn seine eigne Aufführung ihm gefiele. Wir hoffen, der Kurfürst von Sachsen habe es verstanden, ihm hierauf ein schmeichelhaftes Compliment zu machen.

Tilly kam in der Nacht sehr verdrießlich zu Halle an. Hier ließ er sich von dem Stadtfeldscherer verbinden und dann setzte er seinen Weg nach Halberstadt fort, welches, wie uns dünkt, er mit Recht zum Sammelplatz seiner Armee bestimmt hatte. Von hier aus schrieb er Briefe, in denen er nichts als die Schläge verhehlte, welche der lange Fritz ihm versetzt hatte. Pappenheim ging nach Mansfeld. Hier erfuhr er zu seinem Verdruß, daß Tilly noch am Leben sei. Letzterer hatte dem Commandanten von Merseburg Befehl ertheilt, den Ort zu räumen. Pappenheim, der beim Heere mehr galt als Tilly, gab ihm Befehl, sich zu vertheidigen, und zwar mit Recht, wie uns dünkt, weil man einem siegreichen Feinde Beschäftigung geben muß. Damals überdies waren die Commandanten fester Plätze noch nicht gewohnt, sich ohne Bresche zu übergeben, um der Mühe überhoben zu sein, selbst eine zu graben. Dieser aber — der kein Pappenheim war — ergab sich sehr geschwind kriegsgefangen, ohne zu bedenken, daß es für tapfere Leute keine schlechten Plätze gibt. Die Besatzung wurde den Schweden freiwillig einverleibt, zu einer Zeit, da die Deutschen, sowie immer, den Krieg als ein Handwerk betrachteten.

Leipzig einzunehmen überließ der König dem Kurfürsten von Sachsen, aus Höflichkeit, weil die Einnahme gewiß war. In einigen Tagen war sein Heer mit 7000 Mann Kaiserlichen verstärkt. Der König ging mit 25,000 Mann nach Halle, wo er einige Tage verweilte, um zu berathschlagen, was nun zu thun sei. Er versäumte nicht, alle Tage in die Domkirche zu gehen; er war unersättlich in sogenannten Gottesverehrungen. Es gab ein Tedeum und andere dergleichen Dinge, um der Gottheit für die Ermordung mehrer Tausende zu danken.

4. Der Lechübergang.

1) Vor dem Uebergang über den Lech wurde ein Kriegsrath gehalten. Horn war der Meinung: „es sei zuviel, einen verschanzten Feind, die Schnelligkeit und Tiefe des Stroms, sehr hohe Ufer, die das jenseitige jedoch überhöhen, gegen sich zu haben." Horn zeigte hierauf sehr viele Kriegskenntniß.

„Wenn, sagte er, dieser Anschlag mislingt, wie sehr wird dadurch der Muth der Katholiken gehoben! Sie dürfen nur das Gefühl ihrer Kraft bekommen, um den Anstrengungen der Katholiken zu widerstehen. Hier, wo wir sind, ist kein Ort des Rückzugs. Wallenstein, dem man Zeit läßt, sich zu verstärken, wird der schwedischen Armee in den Rücken kommen. Man muß nach Böhmen und Mähren gehen, man muß sich auf die Armee werfen, welche Wallenstein dort versammelt; wenn man diese zerstört, so bleibt nur ein Rumpf ohne Kopf übrig, den es leicht ist, aufzulösen."

Wenn ich dergleichen Reden in Betracht ziehe, so werde ich fast der Meinung, der König sei der schlechteste Offizier unter seinen Generalen gewesen. Wir leugnen nicht seine Geschicklichkeit in Ausführung großer Entwürfe, insofern sie die Kleinigkeiten der Belagerungen und Gefechte betreffen; aber für den Erfolg dieser Sache war es zu wünschen, daß ein Anderer, vielleicht Horn oder Weimar, das Strategische anordnete.

Der König wurde sehr heftig, weil man seinen Plan indirect tadelte: „Was!" rief er, „bedarf es so vieler Worte, wegen des Ueberganges über einen Fluß? Sind die Kaiserlichen nicht betäubt von ihren Niederlagen? Jene Verstärkungen, von denen man spricht, sind nur Bauern, die man soeben dem Pfluge entrissen hat. Das Glück erklärt sich für die Kühnen und verläßt die Feigen. Donauwörth ist ein hinlänglicher Stützpunkt. Ramsay commandirt darin eine gute Besatzung. Man muß dem alten Tilly, der listiger ist als man glaubt, nicht Zeit lassen, seine Armee wieder herzustellen; denn Wallenstein hat noch wenig Leute versammelt, deren Anführer, so wie ich ihn kenne, mir keine Besorgnisse erweckt."

Seine Sorge war jedoch zuerst, einige Städte, die er hinter sich ließ, auf seine Seite zu bringen, wie Ulm und andere. Augsburg, welches noch westlich vom Lech liegt, wurde von Tilly mit einer Garnison versehen, welche die Protestanten entwaffnete.

2) Tilly wählte seine Stellung an einem Ort, da der Fluß ihn convex umfaßte, doch aus zweierlei Ursache mit Recht: erstens, weil er voraussehen konnte, daß gerade hier Gustav Adolf übergehen werde; zweitens, weil das Land ihn auf seiner Seite begünstigte. Denn obgleich das Ufer auf der Seite der Schweden neun Fuß höher war, so vertiefte doch ein Morast hinter einer Bank höhern Erdreichs dicht am Ufer sein Terrain bis zu dem Grade, daß seine Soldaten dem feindlichen Geschütz nicht zum Ziele dienen konnten. Folglich konnten sie auch nicht von den schwedischen Batterien, die sie freilich im größern Bogen umfaßten, enfilirt werden.

Hinter diesem Morast, in dem man nur knietief einsinken konnte, eine wahre Kleinigkeit für Soldaten — ein Schnepfenjäger sinkt zum Vergnügen tiefer ein — erhob sich das Erdreich flach zu einem Hügel, den ein Wald krönte. Tilly wollte diesen Wald krönen, nach Soldatenausdruck — man hörte ihn Bäume fällen zu einem Verhau, als Gustav Adolf beschloß, wegen einer solchen Anstalt, die er, wie es scheint, für furchtbarer hielt, als sie war, den Uebergang zu beschleunigen.

3) Das Erste war die Anfertigung der Brücke. Da das schwedische Ufer höher war, so mußte die Brücke in Form einer Rampe oder Abdachung gemacht werden. Schiffe, welche dicht auf dem Wasser liegen, konnten nicht dazu gebraucht werden, obgleich eine Abgrabung des höhern Ufers bei der Brücke das leichteste Mittel gewesen wäre. Allein Gustav ließ Böcke verfertigen, welche nach dem doppelten Verhältniß der Abdachung und der Tiefe des Stroms eingerichtet waren, die an Höhe abnahmen und den Brückenbretern zur Unterlage dienten.

Die Tiefe des Stroms habe er durch Kunststücke erfahren. Ich glaube, seine Finnländer, ein sinnreiches Volk, erkundeten sie durch Mittel, welche die angewandte Mathematik nicht, wol

aber die praktische Beobachtung der Natur lehrt. Man sagt, das Bette des Flusses habe die Gestalt eines umgekehrten Kegels gehabt, wonach die Brücke eingerichtet war. Ich glaube, daß das Volumen und die Schnelligkeit des Wassers die Tiefe ohne körperliche Ergründung andeuten; — das Volumen, wenn es nur ohne Erkundigung der Tiefe zu finden wäre.

Die Finnländer, ein Volk, bei dem sich jeder seine Bedürfnisse selbst durch Anbau verschafft, bauten die Brücke, weil sie alle Zimmerleute waren. Der Bau uud der Uebergang wurden durch 72 schwere Kanonen beschützt, welche auf dem Bogen des Halbkreises aufgestellt waren.

4) Tilly aber stellte beiderseits der Enden dieses Bogens Batterien, welche eben auch eine kreuzende Wirkung auf seinem Ufer, aber nicht im gleichen Grade wie bei Gustav Adolf hervorbrachten. Auf der Hälfte des Abhangs der Höhe stellte er eine Linie Infanterie auf, welche sich eingrub; eine Reserve weiter oben hinter dieser, ebenfalls verschanzt, mit Kanonen an der Spitze, die Reiterei auf den Flügeln.

Die Dispositionen des Generals Tilly, gleichsam sein kriegerischer Schwanengesang, waren zweckmäßig — der Uebergang schwierig. Bernhard von Weimar fand bei Obendorf, unterhalb der Gegend, wo man kanonirte und zimmerte, eine Insel und eine Furt. Auf Wagen wurden eiligst Barken dorthin gebracht. Detachirte Musketiere unter Gassion und Wrangel mußten sich auf der Insel eingraben. Unter ihrer Bedeckung wurde die Brücke bis zur Insel zu Stande gebracht; von dieser führte die Furt bis zum jenseitigen Ufer. Es ist ungewiß, ob Gustav selbst bei diesem Uebergange erschien; Andere lassen ihn bei den Seinigen verweilen und zwar am Ausgange seiner Brücke, auf der man hinüberging. Tilly hatte sich mit seinen besten Truppen dorthin gezogen, die Feinde anzugreifen, noch ehe sie formirt wären.

5) Die Batterien der Schweden am andern Ufer enfilirten die Baiern, welche in Unordnung geriethen. Aldringer fiel, Tilly wollte seine Stelle einnehmen. Indem er seine Leute zu

einem neuen Angriff ermunterte, traf ihn eine kleine Kanonenkugel am Knie; der Schmerz machte ihn ohnmächtig. Der Kurfürst von Baiern schickte ihn in seinem eignen Wagen vom Schlachtfelde nach Ingolstadt. Finnische Reiter schwammen durch den Fluß und entschieden das Gefecht durch einen Angriff in der Flanke; nur die Nacht rettete die Flüchtlinge. Der Kurfürst floh ebenfalls aus dem Walde hinter dem Schlachtfelde nach Ingolstadt. Tilly starb in der Nacht unter großen Schmerzen, aber ohne Gewissensbisse, weil er einer Religion angehörte, welche, den christlichen Namen entheiligend, die Grausamkeit befiehlt. Man sprach, er habe dreißig Siege erfochten; man rühmte seine Keuschheit und Nüchternheit; seine Klugheit wurde von Denjenigen gelobt, denen die Mittelmäßigkeit das *Sicherste* zu sein scheint.

6) Man sagt, Gustav verlor 2000 Mann, die Feinde aber noch mehr. Die Kanonade und der Brückenbau hatten schon am 3. April begonnen, der Uebergang erfolgte erst am 5.

Diejenigen, welche den General Tilly tadeln, nahe bis ans Ufer von seiner Höhe heruntergerückt zu sein, bedenken nicht, daß ein Fluß der beste Wassergraben ist. Man muß gewiß eine Linie Infanterie haben, welche sich dicht am Kamm des Ufers, wo es steil ist, eingräbt, wo es flach ist aber hinter einem Glacis, und den Rest in Reserve hinten. Ferner aber ist das Factum nicht wahr, weil sie seine Seitenbewegung wegen des Weimar'schen Uebergangs für ein Heranrücken an den Fluß halten. Der Fehler Tilly's war, daß er sich hier und nicht hinter Augsburg stellte.

In der *taktischen* Ausübung haben die Schweden Alles vortrefflich gemacht; allein die Ausübung selbst war nicht richtig *strategisch*. General Horn hatte Recht, daß man nach Böhmen gegen Wallenstein ziehen müsse.

V.

Prinz Heinrich von Preußen.

Kritische Geschichte seiner Feldzüge.

Der Feldzug von 1762 in Sachsen.

1) Der Feldzug des Prinzen Heinrich im Jahre 1762 liefert das erste Beispiel einer Umwandlung der Taktik, die noch bestehend ist, weil die Natur der Dinge sie hervorbrachte. Man sah in demselben zuerst ausgedehnte Positionen statt zusammenhängender Linien, Postengefechte statt der Schlachten. Selbst die Schlacht bei Freiberg war nur eine Kette von Postengefechten. Die wichtigsten Figuranten auf diesem Theater waren die Husaren und die sogenannte leichte Infanterie. Hier schon sah man den Grundsatz entwickelt, daß im Feld- wie im Festungskriege das Bastion die Curtine bestreicht.

2) Platen mit seinem Corps stand auf dem rechten Flügel der Quartiere des Prinzen Heinrich; es fielen zwischen ihm und den Reichstruppen an den Grenzen von Thüringen und Franken Scharmützel vor, die nichts als eine überflüssige Thätigkeit waren. Daun hatte sich von Dresden bis nach Franken ausgedehnt. Er war sonderlich beflissen, sich auf dem linken Ufer der Mulde festzusetzen. Er verdarb die Furten, warf die Brücken ab und errichtete Redouten. Ihm wurde der Oberbefehl in Schlesien übertragen; eine Verstärkung, die Laudon ihm geschickt hatte, nahm er mit dorthin. Serbelloni, welcher nach seiner Abreise den Oberbefehl in Sachsen übernahm, behielt mit geringerer Macht dieselbe ausgedehnte Position.

3) Prinz Heinrich wollte ihn dafür bestrafen. Seydlitz, vielleicht zu sehr an die zusammenhängenden Phalangen Friedrich's gewöhnt, hatte schon oft vorher den Prinzen eben dieses Fehlers beschuldigt, den, wie es schien, Serbelloni nachahmen wollte.

Serbelloni ermüdete die Truppen seiner ersten Linie, indem sie von Mitternacht bis zum Morgen um 4 Uhr unterm Gewehr bleiben mußten. Prinz Heinrich beschloß, den Uebergang zu versuchen, wenn der Feind auseinandergegangen sein würde, um zu schlafen; — eine psychologische Bemerkung, welche bei neuern Feldherren seltener als bei denjenigen des Alterthums ist.

4) Die Absicht des Prinzen war, die feindliche Postenkette zwischen Roßwein und Döbeln mehr in der Mitte als auf dem rechten Flügel derselben zu sprengen. Von Roßwein bis Leisnig waren Verschanzungen aufgeworfen, nur durch 3000 M. von Mitternacht bis gegen Morgen besetzt. Um den Angriff zu verbergen, ließ der Prinz Truppen nach den Katzenhäusern marschiren, auf der entgegengesetzten Seite mußten einige Bataillone, als wolle man in das Altenburgische ziehen, von Oschatz nach Grimma rücken. Alles war vorher sorgfältig recognoscirt, die Plätze zu den Batterien angedeutet, wie auch die Orte, wo die Truppen bis zum Uebergang verdeckt halten sollten. Dies geschah um 7 Uhr Morgens in vier Colonnen durch eben so viel Furten. Seydlitz sollte das Zeichen geben. Die preußischen Batterien demontirten die feindlichen und verhinderten sie, auf die Colonnen zu feuern, weil sie ihre Schüsse auf sich zogen. Es wurden daher wenig Leute verloren.

5) Die erste Colonne führte Seydlitz; sie sammelte sich zwischen Mockerwitz und Zschernitz, zur Avantgarde 200 Freiwillige und 2 Grenadierbataillone. Die Freiwilligen marschirten an der Spitze der Colonne; auf sie folgten einige Wagen, welche, in die Mulde gefahren und mit Bretern gedeckt, zu Brücken dienen sollten, worüber die Infanterie gehen könnte. Die Grenadiere gaben 80 Mann, um diese Brücken anzufertigen. Den beiden Grenadierbataillonen folgte die Cavalerie; sie bestand aus 37 Schwadronen. Während der Nacht blieb diese Colonne bei Zscheplitz. Die zweite Colonne unter dem General Kanitz bestand aus neun Bataillonen, zwei Haubitzen und vier Zwölfpfündern. Diese Colonne blieb ebenfalls die Nacht bei Zscheplitz im Grunde liegen. Sie sollte bei Bauchlitz, sowie Seydlitz bei

Teschnitz übergehen. Die dritte Colonne unter dem General Stutterheim bestand aus 400 Freiwilligen, den Jägern von Kleist, deren Stärke nicht angegeben wird, und vier Bataillonen; ihre Artillerie aus sieben Zwölfpfündern und zwei Haubitzen. Diese Colonne versammelte sich in der Nacht bei Zschackwitz, sie ging bei Sörmitz über. Die vierte unter dem Oberst Kleist bestand aus einem Bataillon seiner Kroaten, einem Freibataillon, einem Grenadierbataillon, acht Zwölfpfündern und einer Haubitze; Cavalerie siebzehn Schwadronen. Diese Colonne sammelte sich bei Kobelsdorf und Nauslitz, um daselbst die Nacht zu bleiben. Nach dem gegebenen Angriffszeichen aber sollte sie mit ihrer Artillerie die Höhen von Mahlitsch und Hermsdorf besetzen und den Feind in seinen Verschanzungen beschießen.

6) Das Zeichen wurde vom Oberst Kleist und nicht von Seydlitz gegeben, und zwar durch einen Kanonenschuß, weil seine Kroaten zu früh Lärm machten. Die Verschanzungen des Feindes waren alle hinten offen, welches ungefähr so viel heißt als, sie waren keine Verschanzung. Die Truppen des Feindes waren schon in ihre Quartiere zurückgekehrt, als das Artilleriefeuer sie umkehren ließ. Viele wurden umringt, viele gefangen. Zettwitz vertheidigte sich; endlich mußte er sich ergeben. Auch Hülsen, welcher auf den Katzenhäusern lagerte, drang ebenso glücklich bis Wilsdruff, der Prinz bis Pretschendorf vor, zwischen ihm und Hülsen wurden einige Bataillone in den Tharander Wald geworfen.

7) Bandemer wurde nach Chemnitz entsandt in der Absicht, die Reichsarmee, welche unter dem Befehl des Prinzen von Stolberg dort gestanden hatte, zu beobachten. Diese zog sich zurück, als der Prinz die Mitte der feindlichen Stellung bei Döbeln durchbrochen hatte. Sie mußte aber auf Befehl Serbelloni's wieder vorrücken, um den Prinzen Heinrich für seinen Rücken besorgt zu machen. — Selbst dieser Umstand beweist, wie wenig ein glücklicher Angriff der Mitte zum Zwecke führt, wenn der Feind nach seinem Gelingen die gehörigen Anstalten dagegen trifft. Der Prinz war genöthigt, sogleich auf seiner

Flanke Front zu machen und diejenige Stellung anzunehmen, welche wir im „Geist des Neuern Kriegssystems" defensiv genannt haben. Diese würde in ein Parallelogramm ausgeartet sein, sobald die Reichsarmee, auf ihrer linken Flanke sich verlängernd, mehr den Rücken der Armee des Prinzen bedroht hätte. Der Centralangriff wäre dann nur ein glücklicher Anlauf gewesen, nach welchem man sich wieder zurückziehen mußte.

8) Diese Abschickung Bandemer's geschah wider den Rath des Generals Seydlitz, welcher dessen Niederlage vorhersagte. Es entstand darüber einige Kälte zwischen ihm und dem Prinzen. Bandemer drang bis Chemnitz vor, wo er sein Lager so nahm, daß er einen kleinen Fluß im Rücken hatte. Er meldete seine Fortschritte dem Prinzen, welcher darüber so viel Freude empfand, daß er den General Seydlitz kommen ließ, um es ihm zu sagen. Dieser General war etwas weniger darüber vergnügt und meinte, Bandemer würde durch Kleefeld, Kuzinski und Forck zu Grunde gerichtet werden. Bandemer hatte sich zu seiner Bequemlichkeit mit 100 Mann in Chemnitz einquartiert, der Rest seines Corps lagerte eine Viertelmeile hinter ihm. Er hatte 1000 Pferde und vier Bataillone gegen den Prinzen Stolberg.

9) Major Röder, den er mit 400 Pferden vorwärts detachirt hatte, wurde zuerst angegriffen und sein Haufe größtentheils gefangen. Einige Flüchtlinge benachrichtigten den General Bandemer von der Annäherung des Feindes. Er ließ noch 200 Mann nach Chemnitz kommen und befahl dem Rest seines Corps, die Höhen bei der Stadt zu besetzen. Als der Feind erschien, zog sich Bandemer aus der Stadt zurück. Die leichten Truppen des Feindes hatten sie schon umzogen und nahmen den kleinen Haufen gefangen. Bandemer fand Mittel, den Rest seines Corps zu erreichen. Der Rückzug wurde sogleich angetreten; er glich einer Flucht, und diese würde mit einer Gefangenschaft geendet haben, wenn man nicht eine Brücke abgebrannt hätte. Man verlor sieben Kanonen und 1000 Mann.

10) Prinz Heinrich schickte den General Kanitz mit 2000 Mann zur Unterstützung. Das verstärkte Corps behielt das Lager

auf den Höhen von Andorn. Bis Geringswalde wurde Oberst Dingelstädt mit 400 Mann Freiwilligen unter dem Major Steding und 600 Pferden vorgeschickt, um die Gemeinschaft mit Leipzig zu decken. Er ließ sich überfallen und verlor 150 Mann. Steding aber machte einen schönen Rückzug mit seiner Infanterie in wechselnden Haufen (par échiquier).

11) Nachdem Belling aus Mecklenburg mit den Truppen, welche dort den Winter zubrachten, angekommen war, wurde er zum General Kanitz geschickt. Seydlitz bekam den Oberbefehl und rückte bis Chemnitz vor, wo er den Prinzen Stolberg in der Front und linken Flanke angreifen wollte. Dieser zog sich aber zurück bis Hof und da Kleist über Marienberg und Einsiedeln in Böhmen vorrückte, wodurch er geschickt seinen Rücken bedrohte, so wurde sein Rückzug dadurch befördert. Seydlitz zog Kleist an sich und rückte gerade gegen die Front der Reichsarmee vor und trieb sie bis tief in Franken hinein. Er nahm ihr die Bagage und machte 600 Gefangene.

12) Prinz Stolberg blieb bis zum 15. Juli bei Baireuth. Seydlitz benutzte diese Zeit und ging nach Böhmen. Er ließ nur Belling mit einigen Truppen zurück, um die Reichsarmee zu beobachten. Mit dieser marschirte der Prinz von Stolberg über Eger ebenfalls nach Böhmen. 4000 Mann derselben blieben in Franken. Diese jagte Belling bis Nürnberg zurück, nahm ihnen das Magazin zu Baireuth, verbreitete allenthalben Schrecken und schlug mehre Detachementer.

13) Er zog hierauf nach Eger, wo er aus einer Haubitze, die er hatte, einige Granaten in die Festung warf und sie kühn auffoderte. Seine Husaren und diejenigen des Corps von Seydlitz streiften bis vor Prag. Belling vereinigte sich bei Teplitz mit Seydlitz. Seinen Weg nahm er über Karlsbad und Saatz. Stolberg hatte sich immer mehr rechts gezogen und mit Serbelloni bei Dresden vereinigt. Dieser stand dem Hülsen bei Wilsdruf gegenüber; der Prinz bei Freiberg. Man sieht, daß er geschickt durch detachirte Corps die linke Flanke des Feindes umfaßt hatte. Seydlitz stand ihm sogar im Rücken. Diesen zu

sichern, stand Prinz Löwenstein bei Teplitz. Wurde dieser geschlagen, so mußte der Feind das linke Ufer der Elbe räumen und war vielleicht für immer von Böhmen abgeschnitten, wenn man fortfuhr, zwischen dem Gebirge und ihm zu manövriren, ganz Sachsen fiel in die Hände der Preußen.

14) Diese Anlage ist sehr schön und ganz nach unsern Grundsätzen. Alles hing ab von dem Angriff des Seydlitz, den, wie es scheint, seine gewohnte Kraft und Schnelligkeit der Entschließung hier verlassen hatte. Sollte wol ein unmäßiger Gebrauch der physischen Freuden der Liebe den Geist sowie den Körper entstählen? — Seydlitz und Kleist rückten am 1. August mit ihrer ganzen Reiterei vor, während das Fußvolk bei Brix zurückblieb, die Vorposten wurden zurückgeworfen, der Feind überfallen. Seine Reiterei hatte nicht gesattelt, sein Fußvolk schlief in den Zelten, seine Position war die schlechtmöglichste, eine dominirende Höhe in seiner linken Flanke unbesetzt und unbeachtet. Kleist, von schneller Entschließung, von zuverlässigem und richtigem Auge, räth, sogleich mit verhängtem Zügel in das erschrockene Lager zu stürzen. Der Feind dann eine Beute der Sieger, Sachen und Personen ihr Eigenthum.

15) Wir wissen nicht, ob Kleist die lange und gedehnte Anrede im Ton eines Predigers dem General Seydlitz im schnellen Getümmel des noch unvollendeten Sieges gehalten habe, welche Tempelhoff ihm in den Mund legt. Die Form ist nicht nach unserm Geschmack, der Gedanke aber verdient Beifall, sowie das Raisonnement des Generals Tempelhoff, einige Schwadronen um den Berg in der linken Flanke herum dem Feinde in den Rücken zu schicken, während die andern mit den Flüchtigen zugleich ins Lager gedrungen wären.

16) Seydlitz wollte die Infanterie erwarten. Am 2. August zwischen 4 und 5 Uhr des Morgens erfolgte der aufgeschobene Angriff. Er war noch immer unschlüssig. Kleist und Belling beredeten ihn dazu in der Nacht. Er sagt, er habe höchstens 6000 Mann; der Feind 12,000. Warnery läßt ihn in der Nacht einen Husaren zum Prinzen abschicken, den Entschluß zum An-

griff demselben zu melden; dieser fällt in die Hände des Feindes. Warnery läßt Seydlitz verstärkt werden; Tempelhoff sagt, die Verstärkung sei erwartet, aber nicht angekommen. Auch die neue Stellung des Fürsten von Löwenstein, auf Höhen zusammengedrängt, würde leicht zu umschließen gewesen sein.

17) Seydlitz ließ linksum machen und wollte den Feind in der rechten Flanke angreifen. Der Feind veränderte die Front, und die Preußen wurden zurückgetrieben. Hierauf wollte Seydlitz von allen drei Seiten den Angriff erneuern; dies geschah aber mit ebenso wenig Glück. Man sammelte sich tausend Schritt vom Schlachtfelde und zog sich aus Böhmen zurück; nur Kleist blieb darin. Er hatte daselbst bei seinen verschiedenen Einbrüchen viel ausgerichtet, Magazine zerstört, viel Gefangene gemacht, u. s. w. Die preußischen Husaren waren immer Meister des Feldes.

18) Daun schickte eine Verstärkung nach Sachsen, und Serbelloni, mit dem man unzufrieden war, mußte den Oberbefehl an Haddik abtreten. Dieser vernichtete ein Uebereinkommen, welches man in Rücksicht der Neutralität auf dem rechten Ufer der Elbe getroffen hatte. Er schlug verschiedene Parteien, setzte sich mit der Reichsarmee in Verbindung und ließ die Vorposten des Prinzen Heinrich angreifen. Warnery meint, der Letztere habe sich stets zu weit ausgedehnt. Es ist aber gewiß nur Wirkung des Vorurtheils, Folge der Gewohnheit, zusammenhängende Linien sowol in Lagern als in Treffen zu sehen, was bei ihm diese Meinung veranlaßt. Die Ausdehnung von Pretschendorf bei Freiberg über Wilsdruf bis zur Elbe, welche sechs deutsche Meilen betrage, sei zu groß für ein solches Heer; das gebirgige Land, mit Hohlwegen, Felsen und Wäldern durchschnitten, habe die Bataillone getrennt. Warnery bedachte aber nicht, daß man keineswegs zwischen diesen Bataillonen eindringen konnte, ohne seine Flanke zu verlieren. Der neueste Krieg würde ihn mit dieser Veränderung am Ende des Siebenjährigen wieder ausgesöhnt haben.

19) Die Infanterie stand auf Höhen, in Redouten mit Kanonen. Von denselben herab beherrschte sie die Ebene, in

welcher, wo der Boden es zuließ, Cavalerie aufgestellt war. Zwischen dem Corps des Prinzen Heinrich und dem des Generals Hülsen, welches über Wilsdruf an die Elbe stieß, lag der große Tharander Wald, in welchen zur Offenhaltung der Gemeinschaft einige Freibataillone geworfen waren. Serbelloni hatte schon verschiedentlich, aber fruchtlos versucht, den Prinzen zu vertreiben. Haddik wollte vor Ankunft der Verstärkung aus Schlesien sein Glück auf die Probe stellen.

20) Er machte der Angriffe beinahe so viele als er Regimenter hatte. Diese Ausdehnung der Treffen veranlaßte eine Kette von Scharmützeln, die zwei Tage hintereinander mit abwechselndem Glück beide Heere beschäftigten; der Prinz aber behielt seine Position. Am 29. September wurde das Treffen ernsthafter; Seydlitz befehligte 14 schwache Bataillone und einige Schwadronen am linken Ufer der Mulde. Aus Furcht, abgeschnitten zu werden, ging er links über diesen Fluß und näherte sich dem Prinzen.

21) Man zog sich nach Freiberg zurück; Hülsen nahm wieder sein früheres Lager auf den Katzenhäusern; der Tharander Wald wurde verlassen; man verlor 3 Kanonen und 800 Mann. Haddik war zwei Drittel stärker als der Prinz, er verlor mehr Menschen, aber keine Kanonen. Am 15. Oktober wollte Haddik den Prinzen aus der Gegend von Freiberg vertreiben. Der sogenannte Angriff blieb in der Ferne, d. h. man kanonirte in großem Abstand auf der ganzen Front der Armeen. Genau ein Vorbild künftiger Kriege: Kanonaden, Postengefechte, Cavalerieangriffe, ganz dem Charakter des Kriegs in Schlesien entgegen, wahrscheinlich weil man damals in Sachsen den neuern Krieg besser verstand als in Schlesien.

22) Auf der Rechten, wo 6 Bataillone und 10 Schwadronen den Flügel der Preußen machten, ging Haddik mit mehr Lebhaftigkeit zu Werke. Seine der preußischen an Zahl sehr überlegene Reiterei zwang jene zum Rückzuge, worauf 3 Bataillone, welche im Haken die rechte Flanke deckten, von der Reiterei umringt wurden und sich ergeben mußten. Wieder ein Beweis, wie

überlegen die Reiterei einer so zwecklos bewaffneten Infanterie ist, die wegen der Verbindung des Bayonnets mit der Flinte weder schießen noch stechen kann.

23) Die Preußen verloren 2000 Gefangene und 10 Kanonen. Die 3 andern Bataillone des rechten Flügels mit der Cavalerie zogen sich links, wo der Prinz sie auf dem Gerichtsberge wieder aufstellte. Der Feind wurde an allen andern Orten zurückgetrieben und verlor 500 Gefangene. Die Nacht machte dem Treffen ein Ende, aber man mußte sich bis Groß-Schirma zurückziehen, weil der Feind auf der rechten Flanke und ein wenig im Rücken stand; Freiberg wurde von ihm besetzt; — Alles eine unglückliche Folge des Angriffs in der Mitte. — Ein Beweis, wie gefährlich der Krieg im Centrum, wie vortrefflich dagegen ein Centralkrieg ist.

24) Bei seiner Ankunft bei Groß-Schirma faßte der Prinz den schönen Entschluß, nach dem Rückgange wieder anzulaufen. Ein zweiter Bernhard von Weimar, entwarf er Pläne der militärischen Rache, wo Andere nur militärischer Kleinmuth überwältigt. Er beschloß, die durch ihren kleinen Sieg Aufgeblasenen zu demüthigen. Es ist wahr, dieser konnte größer sein, wenn Haddik mit mehr Ueberlegenheit und Schnelligkeit auf die rechte Flanke des Prinzen fiel, wenn er eine Colonne links hinten weg in den Rücken desselben zog, während eine andere das Treffen bestand. Statt dessen ruhte er, als ihn Alles zur Thätigkeit auffoderte. Der Prinz nahm eine concentrirte Stellung, mit der linken Flanke an der Mulde bei Groß-Schirma, mit der rechten an der Asbach, einem kleinen Fluß, dessen steile Ufer den Uebergang erschweren.

25) Am 22. October ging er in ein Lager zwischen Marbach und Etzdorf zurück. Ueber die Mulde wurden acht Brücken geschlagen, entweder zur Gemeinschaft mit Hülsen oder zur Erleichterung des Rückzugs; denn ich finde, daß die Mulde mehr im Rücken als in der linken Flanke war. Es scheint, der Prinz habe die Absicht gehabt, einen Angriff noch vor Ankunft der Verstärkung, welche aus Schlesien herannahte, zu veranlassen.

Was indeß den Prinzen zur Thätigkeit antrieb, — lobenswerthe Eifersucht des Ruhms, dem Günstlinge Anhalt, welcher nahte, die Ehre eines glücklichen Tags nicht zu gönnen, — war die Ursache der Ruhe des Generals Haddik; denn dieser erwartete gleichfalls eine Verstärkung aus Schlesien unter den Befehlen des Prinzen Albert. Letzterer wahrlich kein Nebenbuhler des Ruhms.

26) Da die Vertheidigung unnöthig war, weil der Feind nicht erschien, so wurde der Angriff beschlossen. Er wurde gegen die Reichsarmee unter dem Befehl des Prinzen Stolberg gerichtet; diese machte den linken Flügel der Oesterreicher, welche letztere bei Dresden standen; sie bildete gleichsam eine Flanke oder vielmehr eine cäsarische Linie, gleich derjenigen bei Pharsalus rückwärts gebogen. Haddik mit den Oesterreichern bei Dresden wurde von Hülsen beobachtet. Man behauptet, er habe sich bei Dresden mit Freudenfesten über seinen Sieg belustigt, während seine Bundesgenossen bei Freiberg eine Niederlage erlitten.

27) Der rechte Flügel der Reichsarmee, den die Oesterreicher unter Campitelli machten, stand hinter den Defiléen von Klein-Waltersdorf und hinter Verschanzungen, die bis an den Spittelwald fortliefen. Dieser lag vor der Mitte der Armee, war stark verhauen, am äußern Rand verschanzt und mit Infanterie besetzt. Die Stadt Freiberg lag den Feinden im Rücken. Kleist erhielt eine Avantgarde von 4 Bataillonen, 3 seiner leichten Truppen und 8 Schwadronen. Sie brach um 8 Uhr des Abends auf und zog über Seiffersdorf und Langhennersdorf bis auf die Höhe bei Bräunsdorf.

28) Seydlitz erhielt die zweite Colonne, welche den rechten Flügel machte; sie bestand aus 9 Bataillonen und 20 Schwadronen. Diese marschirte ebenfalls um 8 Uhr ab und zog durch das Defilée von Goßberg nach den Höhen von Bräunsdorf, wo sie hinter dem General Kleist Halt machte und die schwere Artillerie erwartete. Stutterheim mit der dritten Abtheilung von 8 Bataillonen, 15 Schwadronen und 300 commandirten Reitern, Belling den Kühnen an der Spitze der Colonne und Forcade mit 7 Bataillonen, 5 Schwadronen und 400 Husaren ihr folgend,

zog, zu eben dieser Zeit abmarschirend, nach Langhennersdorf, wo sich Forcade von ihm trennte und mehr links bei Groß-Schirma aufstellte, sodaß dieses Dorf vor der Front blieb.

29) Beim Anbruch des merkwürdigen Tags, welcher durch eine gewonnene Schlacht den Feldherrnruhm des Prinzen Heinrich vollendete, des 29. October, wurde allen Abtheilungen der Befehl zum Angriff gegeben; alle waren aufmarschirt. Kleist mußte rechts abmarschiren und Belling den Struthwald angreifen, welcher besetzt war und vorwärts dem Spittelwald lag.

30) General Stutterheim der Jüngere trennt sich von der Colonne des Generals Seydlitz und stellt sich zur Rechten Belling's auf, dessen Angriff zu erleichtern. Er setzt sich auf die Höhe zwischen Klein-Schirma und dem Struthwalde, 5 Schwadronen im zweiten Treffen. Belling jagt mit leichter Mühe den Feind aus dem Struthwalde, er besetzt den äußern Rand und macht Halt, um den andern Colonnen Zeit zu lassen, mit ihm in gleicher Höhe vorzurücken.

31) Stutterheim der Aeltere, Befehlshaber der zweiten Hauptabtheilung, rückt auf die Höhe zwischen Groß-Schirma und Langhennersdorf; es wird kanonirt, er läßt die Artillerie kommen, welche Seydlitz bei Bräunsdorf zurückgelassen hat; es wird bis auf die Höhen bei Waltersdorf vorgerückt, der rechte Flügel des Feindes mehr in der Nähe kanonirt. Prinz Heinrich rückt während der Zeit mit dem rechten Flügel oder der Colonne des Seydlitz bis jenseit Ober-Schöna vor. Die Avantgarde unter Kleist wirft einige Kroaten und Husaren zurück, die Freibataillone rücken in den Spittelwald, 3 Bataillone des Feindes werden daraus vertrieben, eins gefangen.

32) Während dieser Beschäftigung links rückt der Rest der Colonne rechts vorwärts bis auf die Höhen von St.-Michael, welche der Feind nicht besetzt hat. Der Prinz erblickt eine Linie des Feindes hinter den Dörfern Erbisdorf und Brand aufmarschirt. Er urtheilt, deren Bestimmung sei, durch eine Stellung im Haken vorwärts die linke Flanke des Feindes vor einem Angriff zu schützen, die Front zu flankiren.

33) Düringshofen mit 4 Bataillonen und 5 Schwadronen bleibt auf den Höhen von St.-Michael stehen, diese feindliche Linie zu beobachten. Heinrich wendet sich mit dem Rest der Colonne links gegen die linke Flanke des Feindes. Er beordert den jüngern Stutterheim, den Spittelwald sofort anzugreifen. Der Feind verlängert seine Linke über Freibergsdorf hinaus, er setzt den linken Flügel auf die Höhe der drei Kreuze. Seydlitz erstürmt diese mit 2 Grenadierbataillonen, Kleist mit der Reiterei deckt ihm die rechte Flanke und beobachtet die feindliche Cavalerie. Stutterheim erstürmt Schanzen, räumt Verhaue, treibt den Feind aus dem Spittelwald. Dieser kehrt verstärkt wieder um und behauptet sich im Walde.

34) Seydlitz bringt den linken Flügel des Feindes auf dem Kreuzberge zum Weichen, indem er einige Schwadronen, dessen linke Flanke umtrabend, in seinen Rücken schickt. Er zieht sich unter Begünstigung seiner Reiterei durch Hilbersdorf zurück. Entschieden ward das Treffen durch den Angriff des linken Flügels der Preußen, welcher ursprünglich bestimmt schien, nicht anzugreifen. Man sagt, Kalkreuth, Adjutant des Prinzen, habe den ältern Stutterheim zu diesem Vormarsch durch Klein-Waltersdorf gegen die 6 Bataillone des feindlichen rechten Flügels bewogen. Gewöhnlich wird ein Treffen in mehren Corps am Ende durch den Angriff desjenigen entschieden, welches den nicht umgangenen Flügel des Feindes beobachtet.

35) Man defilirt durch Klein-Waltersdorf, marschirt unter dem Feuer des Feindes wieder auf und rückt gegen ihn an, die Cavalerie im zweiten Treffen. Die feindliche Reiterei unterstützt die Ihrigen nicht und zieht sich zurück, die Infanterie vertheidigt sich mit Standhaftigkeit, ihr Feuer ist sehr lebhaft. Meyer mit seinen Schwadronen rennt gegen sie an und prallt wieder zurück. Belling mit seinen Husaren wirft sich ungestüm gegen dies standhafte Fußvolk, reitet es nieder, säbelt es nieder, zerstreut es und macht Gefangene. Wieder ein Sieg einer ungestümen Reiterei über ein standhaftes Fußvolk!

36) Nur im Spittelwalde hielt der Feind noch Stand. Das

fruchtlose Geknacker hatte während des ganzen Treffens den Wald mit Dampf erfüllt. Im Rücken bedroht zog sich der hartnäckige Feind mit Ordnung und, was uns wundert, ohne Verlust durch Freibergsdorf auf die Höhen von Tüffendorf. Hier sammelte Prinz Stolberg seine geschlagenen Haufen; dann ging er über die Mulde zurück. Der Prinz Heinrich ließ diesen Uebergang geschehen, Seydlitz glaubte, man könne seine Vortheile noch weiter treiben. Der Prinz begnügte sich mit dem Siege, ohne ihn in eine Niederlage zu verwandeln.

37) Man sagt, er habe verschiedentlich besorgt, der Feind werde ihn in diesem Treffen zurücktreiben. Seydlitz war nie dieser Meinung, im Selbstvertrauen auf seine Talente bezweifelte er nie den Sieg; dieser Tag vollendete seinen Ruhm. Warnery nennt ihn den Urheber desselben, er sei es, der das Treffen gewann. Heinrich setzte sich in den Besitz von Freiberg und nahm das Lager auf den Höhen zwischen der Mulde und der Stadt, Seydlitz wollte noch weiter verfolgen.

38) Der Feind verlor 79 Offiziere und 4400 Mann an Gefangenen, 28 Stücke und 9 Fahnen, der preußische Verlust betrug 1300 Mann. Die Stärke der österreichischen Armee war 49 Bataillone, 68 Schwadronen, die der preußischen 29 Bataillone und 60 Schwadronen. Der feindliche General Meyer, welcher die Hakenstellung hinter dem Dorfe Brand commandirte, begnügte sich, den schwachen Haufen Düringshofen's ihm gegenüber auf den Höhen von St.-Michael zu beschauen und zu kanoniren. Es war Kleist, welcher dem Prinzen rieth, ihn nicht zu achten und den Angriff auf die linke Flanke des Prinzen Stolberg zu beginnen; er kenne den Mann, dieser werde sich nicht von der Stelle regen. Dieser Meyer machte seinen Rückzug über Bertelsdorf bis auf die Höhen von Süßenbach am rechten Ufer der Mulde.

39) Hülsen mit seinem Corps war nicht bei dem Treffen. 7 Bataillone und 25 Schwadronen mußte er an diesem Tage nach den Höhen zwischen Hirschfeld und Neukirchen detachiren, um den Feind im Tharander Holz zu beobachten, der sich gar

nicht sehen ließ. Neuwied, der die Verstärkung aus Schlesien befehligte und Anhalt, der Günstling, welcher seinerseits wieder den General Neuwied befehligte, kamen einige Tage nach der Schlacht bei Meißen über die Elbe. Hülsen zog sich mehr rechts an den Prinzen und Neuwied setzte sich in die Stellung Hülsen's. Albert von Sachsen mit seiner Verstärkung war ebenfalls beim Feinde angekommen, sodaß die Sachen wieder gleich blieben, — gewöhnliches Resultat, wenn man sich auf einer Parallele rechts oder links nebeneinander herschiebt.

40) Man sagt, Anhalt habe den Auftrag erhalten, Sachsen zu verwüsten; denn der Prinz empfing den General Neuwied mit der Anrede, sein Corps wären Räuber und keine Soldaten. Prinz Stolberg zog sich bis Frauenstein zurück. Kleist und Belling gingen noch in der Nacht nach dem Treffen bis Pretschendorf und Burkersdorf vor. Am 2. November wurde Kleist mit 25 Schwadronen, einigen Bataillonen und seiner leichten Infanterie nach Böhmen detachirt, dort Magazine zu zerstören, wodurch Stolberg vermuthlich gezwungen wurde, seine Stellung bei Frauenstein zu verlassen.

41) Wie es scheint, konnte man ihn in derselben einschließen, wenn Kleist über Brix und Bilin vordringend sich in seinen Rücken setzte, wenn der Prinz und Hülsen ihn von der Armee des Generals Haddik abschnitten, indem sie über Dippoldiswalde und Glashütte vordrangen, während Neuwied die Front der Oesterreicher bei Dresden beobachtete, wenn eine andere Abtheilung des Prinzen auf dem linken Ufer der Mulde bis in die Gegend von Sayda vorging. Prinz Stolberg stand an einem unwegsamen Gebirge, über welches er hier nicht retiriren konnte. Man hat nie eine gefährlichere Stellung gewählt.

42) Kleist wurde durch Platen unterstützt, der mit 15 Bataillonen und 6 Schwadronen ihm nachrückte; seine Bewegung wurde durch ein allgemeines Vorrücken gegen die Linie des Feindes maskirt. Kleist ging nach Brix. Stolberg verließ sein Lager, indem er erst nach Altenberg, dann nach Pirna zog. Platen ging nach Porschenstein, Prinz Heinrich mit einer Abthei-

lung nach Dorf-Chemnitz, Kleist nach Saatz, wo er ein Magazin zerstörte; hierauf zog er sich nach Oederan in Sachsen zurück, ohne einen Mann verloren zu haben. Heinrich führte sein Corps wieder nach Freiberg und Platen das seinige nach Groß- und Klein-Hartmannsdorf zurück. Man verlegte die Armee in Dörfer.

43) Der Rückzug des Prinzen Stolberg nach Pirna schien uns unbegreiflich. Er sowol als Haddik konnten in ihrer Stellung von Böhmen abgeschnitten werden; dann mußten sie das linke Ufer der Elbe räumen. Der König war den 6. November bei Meißen angekommen; er ließ den General Haddik bis hinter den Plauenschen Grund zurücktreiben, eine Bewegung, mit welcher der Feldzug in Sachsen und der Siebenjährige Krieg beschlossen wurde.

44) Vor dem Frieden wurde jedoch noch General Kleist mit 6000 Mann abgeschickt, um in Franken eine Ernte von Kriegssteuern zu halten, welche sehr reichlich ausfiel. Er drang bis Nürnberg, ließ die Stadt auffodern, welche nach einer pedantischen Antwort des Raths übergeben wurde; er hob von derselben eine Contribution von anderthalb Millionen Thalern. Ein Husarencornet eroberte die Reichsstadt Rotenburg, ein Husarenmajor die Stadt Winzheim; überall mußte die Plünderung mit vielem Gelde abgekauft werden. Einige Detachements streifen bis Regensburg und, nachdem Kleist Alles in Schrecken und Contribution gesetzt hat, zieht er sich reicher zurück, als er gekommen war.

45) Die Feldzüge des Prinzen Heinrich sind zu correct, um die Excentricitäten des Genies zuzulassen; ein fehlerfreies Werk wird selten durch die erhabenen und kühnen Conceptionen verherrlicht. So in der Literatur, so auch im Kriege. Strenge auf Vertheidigung sich einschränkend, faßte er nie den Gedanken, den Behauptungskrieg in einen Angriffskrieg zu verwandeln. Seine Angriffe waren taktisch, nie wurden sie bei ihm strategische Operationen. Nach denselben, wenn sie auch glückten, senkte er sich stets wieder in seine Vertheidigungspositionen zurück. Nie hat

ein Feldherr mehr die Grundsätze der Befestigungskunst auf Taktik und Strategie übertragen. Seine Stellungen waren Bastionen, seine Märsche gleichsam Schußlinien.

46) Am meisten verdient er unserer Meinung nach Lob, daß er nicht die schräge Linie seines Bruders zum Vorschein brachte. Die Schlacht bei Freiberg war ein Angriff in mehren Corps, nicht in versagter Linie. Der Sieg wäre vielleicht vollständiger gewesen, wenn alle Abtheilungen, außer derjenigen des ältern Stutterheim, sich mehr rechts gezogen und sich um den Spittelwald gar nicht bekümmert hätten. Dieses Treffen verdient jedoch als eins der bestentworfenen und bestausgeführten in den Annalen des Kriegs genannt zu werden.

47) Wir kennen hinlänglich Denjenigen seiner Gehülfen, welchem man den meisten Einfluß auf seine Operationen hin und wieder zugeschrieben hat, um zu urtheilen, daß er entweder der Lehrer oder der Schüler des Prinzen Heinrich gewesen sei. Wir glauben Letzteres. Bedurfte der Prinz fremder Hülfe, so wäre es doch wirklich sonderbar, wenn zwei Generale wie Seydlitz und Kleist nie von ihm befragt worden wären. Uebrigens verdient noch bemerkt zu werden, daß auch Berenhorst, Verfasser der „Betrachtungen über die Kriegskunst", in diesem Kriege Adjutant des Prinzen war.

VI.

Der Feldzug von 1800.

---

1. Der Uebergang der französischen Reservearmee über den St.-Bernhard. Mögliche Operationen der Oesterreicher.

1) Am 16. Mai fing die französische Reservearmee ihre Operation an. An diesem Tage ging die Avantgarde über den St.-Bernhardsberg.

Der St.-Bernhard war sehr steil und mit Schnee bedeckt,

daher war es schwer, das Geschütz hinüberzuschaffen. General Marmont, Befehlshaber der Artillerie, brauchte zwei Mittel. Das erste bestand aus einem Baume, den man ganz einfach in Form eines Troges ausgehöhlt hatte. Man legte die Achtpfünder und Haubitzen ohne Laffeten hinein. Hundert Mann spannten sich an ein Seil und zogen in zwei Tagen die Bäume und das Geschütz über den Bernhardsberg fort. Das zweite Mittel bestand aus Schlitten mit Walzen, welche der Brigadechef Gassendi zu Auxonne hatte verfertigen lassen. Die Laffeten wurden abgenommen und stückweise getragen, außer den Laffeten der Vierpfünder, welche jedes mal zehn Mann auf Tragbahren fortschafften. Man ward genöthigt, die Pulverkarren auszuladen, diese Karren leer fortgehen zu lassen und die Munition in Kasten zu thun, welche Menschen oder Maulesel forttrugen.

Am 16. passirte die Division Chabran den kleinen St.-Bernhard. Die Avantgarde oder die 6. und 22. Halbbrigade von der Avantgarde langte um 11 Uhr des Morgens zu Aosta an. Die österreichische Garnison stellte sich auf die Anhöhen vor dieser Stadt. Ein französisches Bataillon erhielt Befehl, ihr in den Rücken zu fallen. Sie wartete diese Bewegung nicht ab, zog sich in die Stadt zurück und leistete auf der Brücke einigen Widerstand; die Franzosen drangen mit vorgehaltenem Bayonnet auf die Oesterreicher ein; sie flohen und ließen zwölf Todte und einen tödtlich verwundeten Offizier zurück.

2) Die französische Armee fuhr fort, am 17., 18., 19. und 20. Mai über den St.-Bernhard zu gehen. General Berthier befand sich am 18. schon auf der italienischen Seite. An eben diesem Tage kam General Lannes eine Stunde vor Einbruch der Nacht vor Chatillon an und fand den Feind auf allen Anhöhen, welche diese Stadt umringen.

General Lannes suchte ihn hinzuhalten in der Ueberzeugung, General Mallet würde zeitig genug ankommen, um ihm in den Rücken zu fallen; aber die Hindernisse, die dieser General antraf, hielten seinen Marsch auf. General Lannes entschloß sich zu einem lebhaften Angriff. Die Grenadiere von der 22. Halbbrigade be-

mächtigten sich des Dorfs mit gefälltem Bayonnet, 100 Mann vom 22. Husarenregiment erhielten Befehl einzuhauen, an ihrer Spitze war der Brigadechef Fournier, dessen Unerschrockenheit die größten Lobsprüche verdient. Die Generale Wattrin, Mainoni und alle Offiziere des Stabes hieben zu gleicher Zeit auf die Oesterreicher ein. Die Franzosen machten 300 Gefangene und eroberten 2 Vierpfünder und 2 Munitionskarren; überdies verloren die Oesterreicher an Todten und Verwundeten 100 Mann.

General Wattrin drang sogleich mit einem Theil der Avantgarde bis an das Fort Bard vor. General Lannes marschirte am 19. bei Tagesanbruch nach eben diesem Fort ab, um die Höhen, welche dieses Schloß umgeben, zu besetzen. General Berthier ging in der Nacht des 19. mit dem Geschütz nach eben diesem Schlosse ab.

3) Bonaparte, welcher alle diese Operationen mit seinem Geiste erfüllte, dessen Gepräge sie trugen, befand sich am 18. Mai zu Martinach am Fuße der Alpen im Walliser Lande. 3 Halbbrigaden gingen am 22. Mai über den St.-Bernhard, sie brachten zwei Tage auf dem Uebergang zu, da sie ihre Artillerie nicht verlassen und lieber im Schnee unter freiem Himmel übernachten wollten. Da wo der Uebergang am meisten Schwierigkeiten machte, ermunterten sie sich damit, daß sie den Sturmmarsch schlagen ließen; ich finde aber nicht, daß dies Schauspiel so selten und außerordentlich war, als die Franzosen es ausgeben.

Dieser Uebergang hat nichts Außerordentliches in Rücksicht der Truppen, weil kein Mensch dabei umgekommen ist. Der Entwurf des Generals war außerordentlich, sowie seine Industrie, Schwierigkeiten zu übersteigen. Sobald der Uebergang nicht von feindlichen Truppen streitig gemacht wurde, mußte er wohl gelingen. Denn jemehr Leute an einem Unternehmen arbeiten, desto leichter wird die Ausführung.

Was nun die Ermunterung durch Trommeln betrifft, so ist dies allen Soldaten eigen. Die Deutschen pflegen sich durch unzüchtige Lieder zu ermuntern.

„Der Oberconsul" — heißt es — „ließ sich von der Spitze

des St.-Bernhard auf einem Schneeballen herunter, indem er über Felsenabgründe und über befrorene Sturzfluten dahingleitete.“

Ich weiß nicht, was ich vom Consul Bonaparte denken sollte, wenn er auf eine so abgeschmackte Art über den Berg gegangen wäre und auf den Alpen den Seiltänzer gemacht hätte. Ein vernünftiger Mensch geht über den St.-Bernhard so bequem er kann, und wer an der Spitze einer Armee hinübergeht, kann es sich bequem machen. Die Pariser, welche nicht wissen, was auf den Bergen passirt, haben geglaubt, dem Consul hierdurch ein großes Compliment zu machen.

4) Am 19. Mai umringte General Berthier das Schloß Bard, bemächtigte sich der Anhöhen von Albaredo, die dasselbe beherrschen, und foderte den Commandanten auf, der es aber abschlug, sich zu ergeben. Am 22. Mai nahm er den ganzen untern Theil dieses Schlosses ein. 4 Compagnien Grenadiere drangen des Nachts dahin vor und ließen die Zugbrücken nieder. Die Oesterreicher zogen sich nach dem Hauptthurm und einem andern verschlossenen Platze zurück, den sie in den Felsen von Bard angelegt hatten.

Am 22. Mai stieß die französische Avantgarde auf die Oesterreicher, welche den Ausgang des Passes bei St.-Martin vertheidigten. Sie wurden zurückgetrieben und verloren 50 Gefangene.

An eben dem Tage ließ der General en Chef, Berthier, zur Unterstützung der Avantgarde die Division Boudet vorrücken und ertheilte ihr den Befehl, Ivrea wegzunehmen. Die Oesterreicher hatten eine Garnison in die dasige Citadelle gelegt und schienen die Stadt vertheidigen zu wollen. Allein sie hatten zu wenig Leute, um Widerstand leisten zu können.

5) Am 23. Mai begab sich General Lannes nach Ivrea, ließ den Ort mit Sturmleitern ersteigen und bemächtigte sich der Stadt und Citadelle, wo man 10 Kanonen fand; er verfolgte die Oesterreicher, die sich nach Turin zurückzogen. Es wurden 400 Gefangene gemacht. Den Franzosen wurden in allen diesen

kleinen kriegerischen Auftritten nur 7 Mann getödtet und 25 verwundet.

Die französische 24. Halbbrigade leichter Infanterie schlug die ihr zukommende Gratification von 2400 Franken aus und sagte, diese Schuld könne von den Oesterreichern bezahlt werden. Dies verdient deswegen angemerkt zu werden, weil es den Geist der Armee und Regierung bezeichnet.

6) Gleich einem Strom ergossen sich also die Franzosen vom St.-Bernhard in dem schmalen Thal von Aosta nach den piemontesischen Ebenen herab. Die allenthalben zu schwachen Oesterreicher konnten ihnen keinen Damm entgegensetzen. Unaufhörlich war das Gebirge mit Soldaten und Kanonen bedeckt, unaufhörlich ertönte die Luft von kriegerischem Getöse und Sieg verkündenden Gesängen.

General Moncey ging mit 20,000 Mann über den St.-Gotthard. Eine andere Colonne ging nach Susa. Der Einbruch geschah also mit concentrisch vordringenden Colonnen und ist folglich nebst demjenigen Friedrich's II. in Böhmen im Jahre 1757 der schönste in der neuern Kriegsgeschichte.

Allein das Fort Bard that Widerstand. Der untere Theil des Schlosses und die Zugbrücken waren schon eingenommen; der obere vertheidigte sich, ohne indessen die Operation aufzuhalten. Dieses Schloß war mit einer doppelten Befestigung übereinander umgeben, der Paß war schmal, den es zu decken bestimmt ist. Die Artillerie der Franzosen mußte 50 Klafter von dieser Befestigung vorbei und unter dem Feuer von zwei Batterien zur Armee geführt werden. Hierzu bediente man sich der Nacht. Man bewickelte die Räder des Geschützes mit Stroh und bedeckte den Weg damit.

Um Mitternacht zogen mehre Nächte hintereinander Soldaten die Kanonen und Pulverwagen fort. Die Oesterreicher warfen eine Menge Granaden und Leuchtkugeln. Ein Fluß, der den Hauptthurm von Bard umgibt, legte Hindernisse in den Weg. General Berthier ließ, um ihn zu vermeiden, einen Weg durch

einen sehr steilen Berg machen. Die Reiterei aber konnte nur mit Mühe hier durchkommen.

Die Oesterreicher beunruhigten von einer Mauer den Hauptweg, es war nöthig, sie davon zu vertreiben. Ein Piket wurde dazu beordert, zugleich wurde der Brigadechef Dufour vom General Loison beordert, das Thor des Fort Bard zu recognosciren und den Schlagbaum zu zersprengen. Man wollte auf diese Art die Oesterreicher auf der Höhe in die Enge treiben. Alles wurde mit Erfolg ausgeführt, die Grenadiere der 58. Halbbrigade hielten sich tapfer; 4 derselben wurden getödtet und 15 verwundet. Ein Tambour, der die Zugbrücke deckte, wurde niedergerissen. Ein Tambour ist eine Verpalissadirung mit Schießscharten.

2 Zwölfpfünder, welche General Chabran in einer Kirche aufgepflanzt hatte, schossen Bresche in das Fort Bard; dies bewog den Commandantan endlich zu capituliren. Man fand im Fort 18 Kanonen. Die Besatzung, 400 Mann stark, wurde kriegsgefangen und nach Frankreich gebracht. Am 1. Juni ergab sich das Fort Bard; es war wichtig wegen der freien Communication mit der Schweiz durch das Thal von Aosta.

7) Am 26. Mai des Abends kam der Consul Bonaparte zu Ivrea an. An eben diesem Tage kamen alle Divisionen der französischen Armee vom St.-Bernhard in die Ebene hinunter und es verdient bemerkt zu werden, daß an eben dem Tage General Melas von Nizza zu Turin anlangte.

Da wir nun die französische Armee nach Italien gebracht haben, so wird es uns hier erlaubt sein, einige Anmerkungen über diese Begebenheit zu machen.

Sowol Plan als Ausführung von französischer Seite müssen gelobt werden. Die französische Idee war: von einer Seite her die Oesterreicher anzugreifen, wo sie es nicht vermutheten; was aber noch weit mehr ist, sie auf ihrer Communication anzugreifen, ihnen in den Rücken zu kommen, während sie mit den Operationen gegen Genua eifrig beschäftigt waren. Da die Oesterreicher es verabsäumt hatten, die Schweiz von der deutschen und italienischen Seite her anzugreifen, so mußten die Franzosen von

der vortheilhaft hervorspringenden Lage dieses Landes Gebrauch machen und Piemont aus demselben angreifen.

Kam man über die Alpen und wurde dann geschlagen, so war der Rückzug immer sicher, wenn man nur die Pässe besetzt hielt. Schlug man den Feind, so wurde dieser abgeschnitten.

Ueberdies agirten die Colonnen concentrisch, die eine von dem Thal von Susa her, die andere von dem Thal von Aosta; diese agirten gegen Piemont. Gegen Mailand rückte diejenige über den St.-Gotthard vor. Man mußte etwas Glänzendes unternehmen, um den im vorigen Feldzuge gesunkenen Ruhm der französischen Waffen wiederherzustellen. Man unternahm es, wo beide, Glanz und Sicherheit, vereinigt waren. Wurden die Franzosen aus Italien wieder zurückgeschlagen, welches gar nicht wahrscheinlich war, da sie an Zahl den Oesterreichern überlegen waren, so konnte immer eine ebenso nützliche Unternehmung gegen Tirol stattfinden. Alles vereinigte sich, um diese Unternehmung zu rechtfertigen. Sie war nach den erhabensten Grundsätzen des Kriegs entworfen.

8) Es fragt sich, konnten die Oesterreicher den Alpenübergang verhindern? Diejenigen, welche Gebirge für unersteiglich halten, werden schon über diese Frage erstaunen. Allein jedes Gebirge, über welches Reisende kommen können, ist einer Armee übersteiglich, weil die vereinte Arbeit Mehrer Hindernisse besiegt, vor welchen Wenige zurückbeben. Die Art, wie etwa die Franzosen von dem Einbruch und Uebergang hätten abgehalten werden können, verdient also eine nähere Beleuchtung.

Die zweckmäßigste aber neueste Verfahrungsart wäre gewesen, selbst hinüberzugehen. Ich spreche hier nicht mehr von einem Angriffe der Schweiz am Anfange des Feldzugs; ich setze voraus, man habe diesen verabsäumt, aber nachher — als der Entwurf des Alpenübergangs in Frankreich ausposaunt wurde und folglich bis in die Ohren der österreichischen Heerführer erschallen mußte, überlegt, wie diesem Einbruch zu begegnen sei.

Zuerst mußte die Einschließung Genuas und die Sicherstellung dieses Unternehmens durch ein anderes Corps, das gegen Su-

chet operirte, nicht aufgegeben werden. Denn was hätte es gefruchtet, wenn man auf einer Seite eine Bewegung im Rücken vereitelte, auf der andern aber seinen Rücken preisgab? Zwar waren die Sachen nicht in beiden Fällen ganz gleich. Eine Bewegung vom Genuesischen her war für die Oesterreicher nicht so gefährlich, weil ihr Rücken durch die piemontesischen Festungen gedeckt war, weil ferner dadurch ihre Communication mit Oesterreich nicht bedroht wurde.

9) Es folgt also hieraus, daß der österreichische General nur den im Genuesischen entbehrlichen Theil seiner Truppen gegen die Unternehmung der Reservearmee gebrauchen konnte. Es fragt sich ferner: waren die Oesterreicher stark genug, um Beides zu leisten? Ich glaube, sie waren es. Die nächste Frage ist: hatten sie Zeit, der Unternehmung, nachdem sie selbige gewiß erfahren hatten, vorzubeugen? Ich glaube, dies war der Fall. Gleich auf das erste Gerücht davon in französischen Journalen, gleich bei dem Marsch der Reservearmee von Dijon in die Schweiz war es freilich der Klugheit zuwider, auf eine Unternehmung thätige Rücksicht zu nehmen, die nur vorgespiegelt sein konnte. Der Regel nach mußte man sie selbst für Blendwerk halten, eben weil davon in Frankreich gesprochen und geschrieben wurde. Es ist sonst nie Gebrauch gewesen, das Geheimniß seiner Plane den Zeitungsschreibern anzuvertrauen. Ueberdies konnte ganz wohl die Reservearmee eine andere und zwar für Oesterreich sehr gefährliche, für die Franzosen aber sehr zweckmäßige Bestimmung haben, diejenige, Tirol anzugreifen und in Oesterreich Süddeutschland und Italien zu erobern.

Die Klugheit erfoderte also, daß die österreichischen Befehlshaber die Plane der Franzosen mit ihrer Reservearmee sich erst entwickeln ließen. Allein in den ersten Tagen des Mai waren diese schon entwickelt; zwar nicht ganz gewiß, denn die Annäherung an die Alpen konnte immer noch eine militärische Vorspiegelung oder Demonstration sein, allein doch hinlänglich, um in jedem Fall eine Gegenbewegung zu rechtfertigen.

Denn selbst wenn die Unternehmung auf Tirol abzielte,

konnte doch eine Gegenoperation nach der Schweiz als der Flanke und dem Rücken der Franzosen, die vordrangen, sehr nützlich sein, um sie auf der Front zu entkräften, Oesterreich folglich durch Abwendung des Stoßes zu schützen.

10) In den ersten Tagen des Mai also mußte der Entschluß gefaßt werden und zwar mußte er entscheidend sein. Hiermit will ich sagen, er mußte nicht in der Mitte zwischen zwei Extremen schwanken, er mußte mit einem Worte keine halbe Maßregel, keine halbe Entschließung sein. Der militärische Moderantismus taugt meines Erachtens durchaus nicht. Ich bin kein Freund davon in der Politik. Ich liebe die Extreme und bin überzeugt, daß sowol Staatsmänner und Feldherren als Privatpersonen den größten Theil ihres Unglücks halben Entschließungen, schwankenden Maßregeln zurechnen müssen.

Hier mußte nun von zwei ganz entgegengesetzten Entschließungen eine gewählt werden. Die erste war: der französischen Unternehmung mit so vielen Truppen, als man im Genuesischen entbehren und in Italien zusammenbringen konnte, entgegenzugehen. Aber wie weit? So weit, als man nur immer mit aller Schnelligkeit vorrücken konnte.

Man mußte sich daher nicht begnügen, die nach dem Gebirge führenden Thäler zu besetzen oder den Gipfel bewahren zu lassen, sondern sogar ganz mit möglichster Schnelligkeit hinübergehen und hätte es selbst mit Zurücklassung der Artillerie geschehen sollen, die in einem felsigen und steilen Gebirge wol nicht so nützlich sein möchte, als man gewöhnlich wähnt.

11) Man mußte also den Franzosen in der Schweiz auf den Hals fallen, d. h. die Avantgarde der Oesterreicher mußte der Avantgarde der Franzosen zu Leibe gehen. Es war nicht nöthig, daß Alles beisammen war, ehe man hinüberging. Sobald man nur etwas Beträchtliches zusammenhatte, mußte der Uebergang sogleich geschehen; denn die Franzosen waren auf der andern Seite auch nicht alle versammelt. Ihr Vortrab schlug dann mit dem Vortrab der Feinde.

Diese Bewegung, schnell vollführt, setzte die Franzosen in

Erstaunen und machte sie muthlos, weil sie von der Kühnheit der Feinde zeugte.

Sie zeugte aber auch von der Klugheit der Anführer, von der Gabe, die Plane ihrer Gegner zu durchschauen, von der Kenntniß des französischen Nationalcharakters, von dem Talent, die zweckmäßigsten Maßregeln zu ergreifen, mit Schnelligkeit und Entschlossenheit sie auszuführen.

Psychologische Betrachtungen mußten zu diesem Operationsplane einladen. Mit einem Worte, man mußte so weit vorrücken, als nur immer möglich war, mit so viel Macht, als man nur zusammenbringen konnte und so schnell, als menschliche Kraft es gestattete, und die Franzosen mit einer Heftigkeit angreifen, die sie um so mehr in Verlegenheit setzt, da sie sich allein derselben fähig glauben. Diese Heftigkeit läßt sich durch Wein, Branntwein, Fleisch, Brot und Hoffnung auf Requisitionen bei Ungarn, Böhmen, Pollaken und Oesterreichern ebenso wol entzünden als bei Franzosen.

12) Der Angriff mußte zerstreut geschehen. Ich meine, man mußte sich in zwei Glieder stellen, in Form von Tirailleurs, d. h. nicht genau geschlossen, was im Kriege doch wol eine zwecklose Stellung wäre, wenn man sie auch beibehalten könnte. Man mußte soviel wie möglich ohne Bagage gehen, so wenig Artillerie mitnehmen als möglich, aber doch Reiterei, wenigstens leichte, bei der Hand haben. Durch starke Getränke ließ sich den Tirailleurs der erfoderliche Enthusiasmus geben. Man mußte alle Puppentaktik vergessen, sonderlich mußte man es sich angelegen sein lassen, zu überflügeln.

Wurde man dessenungeachtet geschlagen, so konnte der Verlust nicht sehr beträchtlich sein. Der Rückzug war wegen der Pässe im Rücken, die man sich aber freilich nicht mußte nehmen lassen, immer sicher. Der Eindruck dieses schnellen und plötzlichen Angriffs aber blieb den Franzosen und vielleicht fand dann der Einbruch in Italien nicht statt. Denn man mußte es nicht bei einem Angriff bewenden lassen, sondern wieder kommen, wenn man geschlagen war, welches um so mehr thunlich war, als man

sich in den engen Thälern nicht ausbreiten konnte, folglich nur Wenige im Vergleich zum Ganzen zum Schlagen, d. h. zum Schießen kamen, die dann durch Andere ersetzt wurden.

Man schlug sich unaufhörlich und griff immer wieder an. Die Franzosen würden der Sache überdrüßig geworden sein, sie hätten Zeit verloren und die Oesterreicher Zeit gewonnen, Genua einzunehmen. Man mußte sich auf dem Gipfel des St.-Bernhard schlagen, wenn man so weit zurückgetrieben wurde, dann im Thal von Aosta bei jedem Schritt.

Wurde man auch unaufhörlich mit Verlust zurückgetrieben, so wurde doch Zeit gewonnen und die Franzosen verloren ebenfalls Leute.

13) Gewann man so viel Zeit, Genua einzunehmen, so erhielt man ja beträchtliche Verstärkungen und die Angriffe mehr Kraft. Gebrauchte man die Armee im Genuesischen zu einer anderweitigen Diversion, so mußte diese die Unternehmungen der Reservearmee rückgängig machen, der man dann in die Schweiz folgte.

Es ist wahr, es waren mehre französische Colonnen, die von einer Concavstellung her hereinbrachen. Dies war sehr nachtheilig für die Oesterreicher, weil die gegen den St.-Bernhard vorrückende Colonne von derjenigen des Generals Thureau, der über Susa hereinbrach, in den Rücken genommen wurde und die über den Gotthard ziehende die Verbindung mit Oesterreich unterbrach. Allein jeder dieser Colonnen mußte eine andere entgegengeschickt werden, die sie angriff, wo sie ihren Feind fand. Glückte es nicht, sie zurückzuwerfen, so wurde doch Zeit gewonnen und die Franzosen kamen geschwächt in die Ebene Piemonts, wo eine frische und zahlreiche Reiterei sie erwartete.

Sonst nur bis auf den Gipfel der Alpen den Franzosen entgegenzugehen, darauf stehen zu bleiben, sich zu verschanzen und sie zu erwarten, halte ich keineswegs für die beste Art, ihnen Einhalt zu thun. Das heißt dann einen Paß besetzt halten und es ist noch kein Paß besetzt gehalten worden, den der Feind nicht weggenommen hätte, wenn er nur die Sache verstand.

14) Man kann im Gebirge ebenso wol umgehen als in Ebenen. Im Gegentheil sind die Umgehungen noch leichter, weil man nicht alle Schluchtwege kennen kann, noch gefährlicher, weil der Rückzug so leicht abzuschneiden ist, wenn es nur erst gelang, dem Feinde im Rücken sich so zu setzen, weil dazu schon eine geringe Anzahl hinlänglich ist.

Ueberdem müßte man, um sich auf den Gipfeln des Bernhardsbergs, des Gotthard u. s. w. zu verschanzen, alles dazu Gehörige hinaufbringen, man könnte ja überdies nicht darauf aushalten. Die Leute hätten wegen der ewigen Kälte unaufhörlich abgelöst werden müssen. Das Wichtigste aber ist, daß man durch dies sonderbare Starr- und Steifstehen über den Wolken nichts erreichte, was man nicht durch Bewegung zum Angriff weit leichter erreichen konnte. Endlich wären die Oesterreicher durch die Franzosen, eben weil diese jene angriffen, von den Bergen heruntergeworfen worden.

Ich glaube daher, daß General Melas keineswegs zu tadeln ist, daß er die Alpen nicht besetzt hielt. Er konnte seine Truppen an andern Orten besser gebrauchen.

Aber diesseit der Alpen in den Thälern von Aosta, Susa und den andern auf der italienischen Seite konnte man vielleicht die Hindernisse der Natur durch Kunst unübersteiglich machen. Ein schmales Thal muß durch Verschanzungen, durch dorthin gebrachte Felsstücke, durch Ueberschwemmungen, indem man die Ströme, welche immer in einem Gebirgsthal fließen, staut, und durch andere Mittel, welche Feldingenieurs anzugeben verstehen sollten, ganz unwegsam zu machen sein.

Bei dem Fort Bard sonderlich, scheint es, konnten die Franzosen nicht durchkommen, wenn die Oesterreicher ein beträchtliches Corps dorthin schickten. Das Thal war dort so schmal, daß es durchaus möglich sein mußte, es vor den Franzosen ganz zu verschließen. Eine Garnison von 400 Mann in dem Schlosse konnte freilich allein das nicht thun.

Bei allen diesen Sperrungen der Thäler ist indessen Dasjenige, was auf den daneben gelegenen Bergen vorgeht, das Wich-

tigste. Diese mögen noch so unwegsam sein, so läuft man doch immer Gefahr, daß etwas hinaufkomme. Aber was hinter den Bergen vorgeht, ist ebenso gefährlich. Denn auf der andern Seite des Gebirgs läuft wieder ein Thal parallel mit demjenigen, worin man ist. In ihm kann etwas herumgeschickt werden, das Diejenigen abschneidet, die sich schon verschanzt haben.

Daher ist der Gebirgskrieg so schwer, weil das Gedächtniß so viele Gestalten des Erdbodens, die der Feind benutzen kann, nicht zu fassen vermag.

15) Jetzt wende ich mich zu der entgegengesetzten Maßregel, aber mit einiger Furchtsamkeit, weil sie dem hergebrachten Brauch so sehr zuwider läuft, weil sie dem Conceptionsvermögen der Meisten so sehr excentrisch scheinen wird.

Dieser entgegengesetzten Operationsweise zufolge mußte gar nichts geschehen, um direct der Invasion der Franzosen von der Schweiz her entgegenzuarbeiten. Die Oesterreicher im Genuesischen blieben unbekümmert bei ihrer Arbeit, Genua ihrem Joche zu unterwerfen und die Provence mit ihrer Gegenwart heimzusuchen.

Ein Corps indessen mußten sie nach Mantua abschicken. Man sage nicht, daß sie ohne Basis waren, daß folglich dieser Entwurf gegen den Grundsatz einer Basis der Operation verstoße. Denn wurden sie nicht, obgleich von dem Hauptsitz der österreichischen Monarchie getrennt, durch die piemontesischen Festungen basirt?

Die Basis dieser Armee wurde durch folgende Festungen constituirt: Voghera, Tortona, Alessandria, Acqui, Asti, Turin, Alba, Cherasco, Ceva, Coni, mit einem Worte durch die Festungen Piemonts, welche die Oesterreicher, seit einem Jahre, daß sie selbige besaßen, verstärkt, ferner mit Magazinen und vor allen Dingen mit geschickten Commandanten versehen haben mußten.

Ferner stand das ganze Italien südwärts des Po unter ihrer Botmäßigkeit. Drangen die Franzosen dahin vor, so wurden sie abgeschnitten.

Die Oesterreicher im Genuesischen formirten also einen

Zustand des Kriegs, einen Kriegsstaat, einen status belli für sich allein. Sie konnten ohne Verbindung mit dem Mutterlande subsistiren; sie bildeten gleichsam eine unabhängige, militärische Colonie für sich, weil sie alle Mittel ihrer Fortdauer erobert hatten.

Oesterreich mußte dann, so wie die Franzosen, eine Reservearmee auf die Beine bringen, weil man im neuern Kriege nicht schwächer sein muß als der Feind. Dieser lag es dann ob, die Gemeinschaft mit der Armee im Genuesischen wieder herzustellen. Sie mußte sich bei Mantua sammeln; die genuesische Armee ihrerseits machte eine den Franzosen gefährliche Diversion: sie fiel in die Provence ein.

16) Eine Colonne derselben drang nach Vence, Grace, Tajenoe, und wenn es möglich war, an die Durance vor, die andere ging längs der Seeküste nach Toulon. Es war ein sehr empfindlicher Punkt für die Franzosen in der Provence, und dies war Toulon. Die englische Flotte cooperirte. Die Colonne in der nördlichen Provence deckte der andern längs dem Seeufer die rechte Flanke und den Rücken. Sie erleichterte deren Rückzug, wenn er von den Franzosen erzwungen ward; gehörten aber dazu nicht Truppen? — Schwächte diese mächtige Diversion nicht die Unternehmung der Reservearmee und diejenige in Deutschland?

Ich glaube zwar gern, daß eine Unternehmung in der Provence immer mislingen wird und zwar hauptsächlich, weil der deutsche Soldat von Feigen, Oel und Wein nicht leben kann, wegen der Unfruchtbarkeit dieses dürren Landes. Alle Magazine müssen aus der Ferne herbeigeschafft werden. Eine solche Subsistenz ist precär.

Allein dessenungeachtet kann selbst eine mislungene Unternehmung in dieser Provinz von Frankreich den Franzosen eine sehr beunruhigende Diversion machen und zwar wegen zweier sehr wichtiger Städte, Toulon und Marseille, die erste wichtig wegen des Kriegs, die letzte wegen des Handels und der Reichthümer, die es erzeugt.

Setzt man einer solchen Diversion nichts entgegen, so macht das Corps, welches sie ausführt, was es will. Um folglich im vorliegenden Falle Toulon und Marseille zu retten, muß man Truppen gegen Diejenigen schicken, welche dagegen anmarschiren. Diese Truppen muß man von andern Armeen ziehen, folglich letztere schwächen. Hat dann die Diversion, selbst wenn sie mislingt, nicht ihren Zweck erreicht? Sie schwächt den Feind auf andern Punkten, wenn sie selbst auf dem ihrigen scheitern sollte.

Man glaube nicht, daß ich hierbei viel auf die Misvergnügten im südlichen Frankreich, auf die Royalisten rechne. Mir ist die Natur der Misvergnügten unter den neuern europäischen Nationen zu wohl bekannt, als daß ich nicht von ihrer militärischen Nichtigkeit überzeugt sein sollte.

Deshalb glaube ich auch nicht, daß die Oesterreicher dauernde Progressen im südlichen Frankreich machen konnten; denn sie waren nicht basirt. Allein eine vorübergehende Diversion brachte doch immer die oben beschriebene Wirkung hervor, die Franzosen von andern Punkten abzuziehen.

17) Nach der Einnahme von Genua wurden die Oesterreicher hinlänglich stark, direct gegen die Reservearmee etwas zu unternehmen und doch zugleich die Diversion in der Provence zu betreiben. Was konnte denn nun die Reservearmee in Italien den Oesterreichern Nachtheiliges unternehmen? Sie von Oesterreich abschneiden, das ist wahr.

Aber wenn sie keine Festungen erobert, konnte sie dann nicht selbst von der Schweiz und Savoyen abgeschnitten werden? Sie würde also Festungen belagert haben. Allein diese mußten sich so lange vertheidigen, bis Genua gefallen war.

Nach dem Falle von Genua konnte der gegen diese Stadt gestandene Theil der Oesterreicher gegen die Reservearmee anrücken. Ich sehe also nicht, welche Gefahr die österreichische Armee im Genuesischen lief, selbst wenn sie, um die Reservearmee unbekümmert, ihre Operationen fortsetzte. Was sie dann ferner

nach dem Falle von Genua unternehmen konnte, ist eine andere Frage.

Ich halte es zwar für keinen Fehler, daß General Melas gegen die Reservearmee anrückte, als sie nach Italien gekommen war, allein ich behaupte, es wäre den Regeln des Kriegs angemessener gewesen, es entweder früher oder gar nicht zu thun, bevor Genua in seinen Händen war.

18) Die piemontesischen Festungen mußten die Franzosen hinlänglich abhalten. Sie mußten wegen dieser Festungen, die sie nicht hinter sich liegen lassen konnten, nicht bis an die genuesischen Grenzen vorrücken können. Die Blockade von Genua konnte also in Ruhe geschehen. Selbst wenn jene bis an diese Grenzen kamen, konnten die Oesterreicher, durch Gebirge geschützt, durch das bewaffnete Landvolk verstärkt, sich sehr wohl gegen sie vertheidigen. Ließen sie aber die piemontesischen Festungen liegen und drangen in Italien vor, so mußte man während einiger Zeit, so lange Genua noch blockirt war, sie den Herrn spielen lassen, nachher aber gegen sie auftreten.

Wenn die Oesterreicher nichts gegen die Reservearmee detachirten, so mußte sich Massena kriegsgefangen geben. Dieser Vortheil war wichtig. Die Blockade wäre aber ohne Uebergabe aufgehoben worden, wenn Massena noch auf fünf Tage Lebensmittel gehabt hätte. Letzteres war die Folge des spätern Detachirens, welches entweder gar nicht oder viel früher, vor dem Einbruche in Italien geschehen mußte.

Der französische Feldherr würde sich nicht wenig verwundert haben, wenn trotz seiner Manöver die Oesterreicher im Genuesischen weder Hand noch Fuß gerührt hätten, um sie zu vereiteln und ihm entgegenzuarbeiten. Sie hätten mit vielem Phlegma ihre Operationen verfolgt und hatten doch nichts zu fürchten. Dies sieht man aber nicht auf den ersten Blick. Der österreichische General wäre wahrscheinlich in ganz Europa verschrien worden. In Wien hätte man ihn wohl gar einen Verräther genannt, bis sich sein Plan entwickelt und die Zeit ihn gerechtfertigt hätte.

So wurde Turenne von seinen Feinden verschrien, als er das Elsaß räumte und sich nach Lothringen zurück zog. Man erstaunte, als er nachher plötzlich das Elsaß wieder eroberte und man gewahr wurde, daß, um es zu erobern, man es vorher dem Feinde überlassen mußte.

2. Mögliches Verhalten der Oesterreicher gegen Bonaparte's Marsch von Mailand nach Piemont.

1) Der Plan der französischen Reservearmee hatte sich hinlänglich entwickelt; sie hatte ihren Marsch nach dem Mailändischen vollendet und die directe Verbindung mit Oesterreich unterbrochen. Es ist allerdings eine Regel, daß man erst den Feind seine Pläne muß entwickeln lassen, bevor man seine Handlungen anfängt. Es ist folglich kein Fehler, daß die Oesterreicher bei Turin unerschütterlich verweilten, während die Franzosen nach dem Mailändischen abmarschirten. Nachdem aber Mailand weggenommen war, konnten sie ihre Operationen anfangen. Es fragt sich nun, was sie am besten beginnen konnten. Ich glaube zweierlei.

2) Erstlich konnten sie einen Plan befolgen, der freilich sehr gewagt war. Doch seiner Neuheit wegen wäre er vielleicht gelungen. Dieser Plan bestand darin, es ebenso zu machen wie Bonaparte; — ich meine, so wie Bonaparte in Italien, eine Diversion in Frankreich zu machen, indem man dem General Thureau über den Leib ging — gleichwie Scipio nach Afrika übersetzte, während Hannibal in Italien war.

Man versteht nicht hinlänglich die Theorie der Diversionen, weil das Außerordentliche gewöhnlichen Geistern nicht einleuchtet.

Es scheint sehr gewagt, daß Bonaparte die Avantgarde von Chivasso wegzog. So lange sie daselbst stand, diente sie dazu, die Oesterreicher zu observiren. Sie waren dann von zwei Corps in einer Concavstellung gleichsam umfaßt und von zwei Seiten durch sie beschränkt. Dadurch, daß er die Avantgarde nach Vercelli und Pavia marschiren ließ, war seine Communication

mit Aosta und dem St.-Bernhard unterbrochen. Die Division Chabran konnte, wenn sie zuweit vorwärts im Thal stand, durch überlegene Macht, d. h. durch den größten Theil der österreichischen Armee zurückgedrängt werden, bis die Verbindung mit dem St.-Bernhard unterbrochen war.

3) Ebenso mußten die Oesterreicher bei Turin durchaus hinlänglich stark sein, den General Thureau schlagen und zurücktreiben zu können, wenn sie selbigem mit aller ihrer Macht zu Leibe gingen. Ich nehme nämlich an, daß die Oesterreicher den General Ott, welchen sie von Genua nach der Gegend von Alessandria schickten, wo er sich schlagen ließ, an sich zogen und bei Turin Alles versammelten, was um diese Zeit bei Genua zu entbehren war.

Die Stellung bei Turin war überhaupt gar nicht schlimm, um ganz Italien zu decken. Bei dem gegenwärtigen Verfahren der Franzosen standen sie selbiger in der Flanke. Wenn man eine Linie vertheidigen will, schützt man sie ebenso wol, wenn man an dem Endpunkte derselben steht, als in der Mitte. Die Stellung bei Turin war also ganz gut. Nur mußten die Oesterreicher wissen, was aus derselben vorzunehmen war.

4) Im gegenwärtigen Falle will ich also voraussetzen, daß sie den General Thureau mit aller Macht angriffen, wegen ihrer Ueberlegenheit auf seinen beiden Flanken ihn umfaßten, während sie seine Front angriffen, welches das beste Mittel ist, von seiner Ueberzahl zweckmäßig Gebrauch zu machen. Sie drängten ihn dann bis nach den Grenzen Frankreichs zurück. Vielleicht konnte er in den Thälern von Susa abgeschnitten werden, wenn er nicht bei Zeiten retirirte. Denn, wer sich zurückziehen will, muß es bei Zeiten und schnell thun, und nichts ist leichter als durch Seitencolonnen einen schwächern Feind, den man beschäftigt, zu umfassen und einzuschließen. Es hilft dann dem Feinde nichts, Diejenigen zu schlagen, welche ihn in der Front angreifen oder ihm gerade gegenüberstehen, weil der Geschlagene auf der ersten Höhe oder in der ersten vortheilhaften Stellung sich wieder setzen kann, weil der Rückzug in gebirgigen Gegenden oder

in der Ebene, wenn durch Reiterei geschützt, so leicht ist und man nicht mehr total geschlagen, noch weniger kräftig verfolgt wird.

Es ist noch eine andere Ursache der Leichtigkeit, sich zurückzuziehen und des geringen Erfolgs aller Frontalsiege vorhanden: die Vortrefflichkeit excentrischer Rückzüge. Der schwächere Feind, dem Colonnen in der Flanke zu seiner Umzingelung vorbeigehen, glaubt sich durch einen raschen und kraftvollen Angriff geradeaus zu retten. Er wirft die vor ihm stehenden, allein statt die andern auf die Flanken detachirten zurückzurufen, wenden sich jene ebenfalls seitwärts und lassen ihm den Weg geradeaus offen. Nimmt er diesen, so ist doch wol klar, daß er völlig abgeschnitten wird. Er schneidet seinerseits auch ab, wird man sagen; allein da er auf beiden Flanken angegriffen wird, so muß er geschlagen werden, und da es dem stärkern Feinde immer möglich ist, ihm auf der Front ein Corps gegenüber zu stellen, so ist er umzingelt. Es bedarf folglich in diesem Falle keiner excentrischen Retraite, weil der Feind schon von der Flankencolonne concentrisch umfaßt ist. Aber aus dem Grundsatz excentrischer Rückzüge geht der geringe Erfolg eines Siegs in der Front hervor, wenn die Flanken nicht frei sind.

5) Auf diese Art mußte es also dem General Thureau in dem Thal von Susa ergehen. Er mußte sich entweder schnell und unaufhörlich zurückziehen oder sein Corps fiel als ein Opfer der Uebermacht. Denn es scheint wol ausgemacht, daß die Oesterreicher bei Turin ihm sehr überlegen waren und zwar bis zu dem Grade, daß aller Widerstand fruchtlos sein mußte, wenn diese Mehrzahl gehörig in Bewegung gesetzt wurde. General Thureau wurde unaufhörlich rückwärts manövrirt, wobei er immer schwächer werden mußte.

Die Division Chabran im Aoster Thale war wol nicht im Stande, dies zu verhindern. Eine französische Division, wenn sie complet ist, wird ungefähr 10,000 Mann stark sein. Im Kriege ist man nicht vollzählig, daher wurde sie hinlänglich durch 10,000 Oesterreicher beobachtet. Die Oesterreicher konnten ihr aber mehr gegenüberstellen, sonderlich nachdem Genua capitu-

lirt hatte. Die dann daselbst entbehrlichen Truppen mußten schnell nach Turin hinaufmarschiren oder gerade nach Pignerol. Ich glaube, das Letztere mußte geschehen.

6) Marschirten die Truppen aus dem Genuesischen nach Turin, so lösten sie die daselbst zum Beobachten der Division im Thal von Aosta und zur Deckung des Rückens gegen die französische Reservearmee aufgestellten ab. Diese folgten den übrigen auf den Wegen nach Frankreich. Habe ich es noch nicht gesagt, so wird man doch wol leicht einsehen, daß ich von einer Diversion nach Frankreich hier rede, während die Reservearmee die ihrige in Italien machte.

Man urtheile nicht zu früh, man sage nicht, daß ich hier selbst den Grundsatz der Basis der Operationen verletze; man höre erst meine Gründe. Die Sache wäre freilich sehr neu, sehr originell gewesen. Sie schmeichelt der Einbildungskraft, ohne die Vernunft zu verletzen. Man wird sehen, daß, ungeachtet ich durch den Grundsatz der Basis den Heeren der Neuern noch mehr Fesseln anzulegen scheine, ich doch vermöge dieses Grundsatzes meine Unternehmungen viel weiter treiben kann, als Diejenigen nur zu denken wagen, die ihn bestreiten.

Die Reservearmee würde diese Unternehmung, auf das Abschneiden der Oesterreicher und ihre Progressen in Italien erpicht, nicht sobald gestört haben. Ueberdies konnte selbst Bonaparte so etwas Unerwartetes sich nicht träumen lassen. Noch weniger konnte er es von den Oesterreichern, denen militärische Odenschwünge eben nicht eigen zu sein pflegen, die höchst prosaisch ihren Krieg fortführen, sowie sie es gelernt haben — noch weniger von diesen Oesterreichern glauben, selbst wenn die Unternehmung schon angefangen war. Das Unerwartete gelingt öfter, eben weil es sonderbar und auffallend ist. Hier mußte es aus obigen Gründen um so eher gelingen.

7) Ich bin der Meinung, daß diese Unternehmung nicht zu früh angefangen werden mußte. Man mußte von den Franzosen nicht allein erst Mailand und Pavia besetzen lassen, sondern sie mußten auch erst über den Po gehen, ehe man

anfing, sein Project zu entwickeln. Vor dem 6. oder 8. Juni mußte man sich also gar nicht bewegen.

Man hatte nach der Uebergabe von Genua den General Ott der französischen Armee vorgeworfen. Dieser war hinlänglich, der Front der Franzosen ein Object darzustellen und sie zu beschäftigen. Im Fall des Unglücks konnte er sich nach Genua zurückziehen; denn die Franzosen konnten es nicht blockiren, da die Engländer die See offen hielten — oder auch er zog sich nach den Festungen Piemonts seitwärts zurück. Ich glaube, nachdem er geschlagen war, mußte er sich bei Alessandria setzen — und er wurde geschlagen. Wurde er hier wieder angegriffen, so mußte er sich nach Acqui zurückziehen, um durch diese excentrische Retraite die Aufmerksamkeit zu theilen und sie südwärts nach der Gegend von Genua zu lenken, weil man nordwärts in der Gegend von Turin etwas Wichtiges vorhatte.

8) Das Corps, welches die französische Division im Thal von Aosta beobachtete, mußte, glaube ich, bei Chivasso stehen; das Corps, welches der nach Frankreich operirenden Armee den Rücken deckte, bei Turin.

Ein Corps von 10,000 Mann, wie ich vorher dasjenige angegeben habe, welches die Franzosen im Thal von Aosta beobachten sollte, war zu beiden Zwecken nicht hinreichend. Die österreichische Armee im Ganzen war stark genug, um ein hinlängliches Beobachtungscorps zurückzulassen.

Die in Italien zurückgelassene österreichische Armee wäre also in das Corps bei Acqui getheilt gewesen — welches aber, auch hier vertrieben, näher nach Turin ziehen mußte, um nicht bei Coni an die französischen Grenzen gedrängt zu werden (acculé nennen das die Franzosen ganz artig), — in das Corps bei Turin und ein drittes bei Chivasso.

Die Festungen, sonderlich die am meisten ausgesetzten, mußten hinlänglich garnisonirt, munitionirt und verproviantirt sein. Das Corps des Generals Ott konnte sich, wurde es von Acqui vertrieben, etwa nach Alba und dann nach Savigliano zurückziehen, in dem Fall nämlich, daß es sich nicht nach Genua zog, welches, wie ich

glaube, der wahre Ort für dasselbe gewesen wäre. Es konnte von Genua aus nach Beschaffenheit der Umstände wieder offensiv vorgehen. Genua wurde durch die englische Flotte mit Lebensmitteln versehen.

Basirt war die Unternehmung gegen Savoyen und Frankreich immer; denn sie wurde es durch die piemontesischen Festungen. Diese Basis war durch die französische Armee von der Verbindung mit dem Oesterreichischen abgeschnitten, aber sie war auch ohne diese Verbindung selbständig und mußte der Regel nach die österreichische Armee während einiger Monate ernähren können. Die Oesterreicher werden doch in diesen Festungen, sonderlich in Turin, Magazine angelegt haben. Hatten sie das nicht gethan, so war es gewiß zum Erstaunen.

Als basirende Operationssubjecte könnte man Coni, Savigliano, Saluzzo, Pignerol, Turin, Susa annehmen. Die Basis, wenn man den Operationsobjecten nahe kam, war freilich schmal, allein diejenige des Feindes ebenfalls, weil die Gebirge beide innerhalb schmaler Thäler einschränkten.

Hielt man die Pässe besetzt, so waren Rückzug und Zufuhr gesichert. Ueberdem war in dieser Gegend Frankreichs kein Feind, der sich der österreichischen Armee widersetzen konnte. Es mußte erst eine Armee gegen sie versammelt werden. Dies erfoderte Zeit und der Aufstand in Masse war nicht sonderlich zu fürchten. Der Operationsobjecte bei dieser Unternehmung waren zwei, Genf und Grenoble. Eine Colonne der Oesterreicher sammelte sich bei Pignerol, die andere marschirte von Turin nach Susa ab.

9) Bevor ich von dem Marsch dieser Colonnen rede, muß ich bemerken, daß es sich in diesen Gebirgen auf gebahnten Straßen sehr gut marschiren lasse. Alle Provinzen des ehemaligen römischen Reichs sind, wenigstens in Rücksicht der großen Arbeiten, cultivirter als diejenigen, wohin die Weltbezwinger ihre Herrschaft nie brachten. Man marschirt in der Schweiz allenthalben ganz bequem und in diesen Gebirgen von Savoyen und Dauphiné ist es ebenso, wenngleich die Wege dann und wann etwas steil und schmal sein sollten.

Die Colonne von Pignerol ging durch die Waldenser Thäler über den Mont Genevre nach Briançon, das sie besetzen oder wegnehmen mußte, da es, wie ich glaube, eine Festung ist. Diese Colonne deckte der andern die linke Flanke. Ich meine selbst, daß ein Zweig von ihr nach Embrun gehen und sich in Besitz dieses Platzes setzen mußte. Konnte die Colonne von Susa mit dem General Thureau fertig werden, wie ich es glaube, so drang sie über den Mont Cenis nach Savoyen und ein Zweig derselben ging über St.-Jean de Maurienne nach Grenoble, der andere über Annecy oder Chambery nach Genf; d. h. wenn sie diese Plätze erreichen konnten — denn sie waren das Ziel ihrer Operationen. Waren sie an diesen Orten, so würde sich dann das Weitere wol gefunden haben. In diesen Gegenden waren keine Truppen; deswegen war ein solcher Marsch möglich. General Thureau allein war zu schwach, um zu widerstehen.

Die Oesterreicher haben nachher bei Marengo eine große Armee aufgestellt; sie mußten also auch hier eine haben können. Wurden sie aber in diesem Marsch durch das Andringen der Reservearmee gegen die in Italien Zurückgebliebenen gestört, mußten sie wieder zurück, so hatten sie doch immer Bonaparte von seinen fernern Progressen in Italien abgerufen. Er mußte sich, statt vorwärts zu gehen, verzweiflungsvoll seitwärts auf die zurückgebliebenen Corps und die piemontesischen Festungen werfen. Er mußte belagern, was Zeit erfodert. Er hatte aber nicht viel Zeit zu verlieren.

Denn wenn die Oesterreicher nun nach Genf gekommen wären, was würde erfolgt sein? In der Schweiz waren nicht viel Truppen; sie hätten also wahrscheinlich die Schweiz erobert. Die Armee des Generals Moreau hatte ja ihren Feind vor sich, konnte also nicht nach der Schweiz detachiren, ohne Deutschland preiszugeben, noch weniger selbst mit ganzer Macht dorthin marschiren, ohne zwischen zwei feindliche Armeen zu kommen. Die Colonne, welche nach Genf kam, konnte sich mit derjenigen des Fürsten Reuß in Tirol in Verbindung setzen. In der Schweiz war nichts, das sonderlich Widerstand leisten konnte.

Die zweite Reservearmee, welche sich nachher bei Dijon versammelte, war zu dieser Zeit noch nicht vorhanden. Bonaparte mußte also die Eroberung der Schweiz in seinem Rücken befürchten.

10) Ich halte daher auch die Colonne von Genf weit wichtiger als die von Grenoble. Letztere ist nur da, um ersterer die linke Flanke zu decken. Ich zeige den Franzosen drei Spitzen bei Briançon, bei Grenoble, bei Genf. Briançon deckte Grenoble die linke Flanke und Grenoble der Colonne von Genf. Diese Colonnen marschiren strategisch bei ihren Operationsobjecten nach dem umgekehrten Verhältniß ihrer Wichtigkeit auf. Zuerst die Colonne von Briançon, dann die Colonne von Grenoble, dann diejenige von Genf. Beide erstern, mir die wichtigsten, ziehen gewiß alle bewaffnete Macht auf sich, welche die Franzosen bei Lyon oder Dijon versammelt hatten — Genf wird außer Acht gelassen. Vielleicht hätte sich der gedrängte Thureau nach Grenoble und nicht nach Genf gezogen. Die Schweiz wäre also um so leichter zu erobern, d. h. zu besetzen gewesen, weil nichts Beträchtliches darin war.

Die Colonne von Susa wird bis Genf etwa 24—30 deutsche Meilen zu marschiren haben. Dieser Marsch mußte mit möglichster Schnelligkeit vorwärts getrieben werden. Aller überflüssigen Bagage mußte man sich entledigt haben, der größere Theil der Reiterei mußte in Italien zurückgeblieben sein, die Artillerie, welche man mitnahm, mußte doppelt bespannt sein. Man konnte in sechs Tagen, wenn kein Feind Widerstand leisten konnte, in Genf sein.

Dieser Platz blieb stark besetzt, wenn man auch von dort weiter in die Schweiz ging. Man schickte von dort ein Detachement vorwärts nach Frankreich, das sich aber beim Andrang eines stärkern Feindes sogleich zurückziehen mußte. Bei Chambery ließ man auch ein Detachement, um den Franzosen einzubilden, dies sei die Spitze einer Colonne, welche nach Lyon vordringen wolle.

11) Ich setze voraus, daß außer dem General Thureau keine Truppen in diesen Gegenden, fähig Widerstand zu leisten,

übrig blieben. Die Macht, welche die Franzosen in der Schweiz, dem Fürsten Reuß gegenüber, hatten stehen lassen, war nicht fähig, beiden Armeen, die sie in die Mitte nahmen, zu widerstehen. In Frankreich mußte erst eine Armee auf die Beine gebracht werden. In dieser Rücksicht könnte also die Operation gelingen; denn es ist gut Krieg führen, wenn man keinen Feind gegen sich hat.

Es ist klar, daß Bonaparte in Italien hinlänglich beschäftigt blieb. Es ist klar, daß er wegen der Festungen und der Corps, die in Italien zurückblieben, dieser österreichischen Armee nicht in den Rücken kommen konnte. Wurde aber die Schweiz erobert, so war der Feind umringt. Fanden die Oesterreicher starken Widerstand und eine Armee vor sich, dann war freilich die Unternehmung sogleich geendet; dann mußten sie zurückmarschiren. Dies war aber nicht der Fall; denn sonst hätten die Franzosen ja wol die Truppen nach Italien zum General Thureau geschickt, um auch von dieser Seite gegen die Oesterreicher andringen zu können.

Es konnte also kein hinlänglicher Widerstand geschehen. Ließ Bonaparte die Schweiz wegnehmen, so hatte er von allen Seiten Feinde, so war er in Italien isolirt. Im Westen die piemontesischen Festungen und Genua, nebst zwei oder drei beträchtlichen österreichischen Corps; im Norden die Schweiz und Tirol, welche von den Oesterreichern besetzt waren; im Osten Mantua und ein österreichisches Corps, welches von Oesterreich aus verstärkt werden konnte; im Süden die Neapolitaner.

12) Konnte General Thureau die Oesterreicher nicht aufhalten, so war die Eroberung der Schweiz vollbracht, ehe Bonaparte die österreichischen Betrachtungscorps aufreiben und die piemontesischen Festungen möglicher Weise erobern konnte. Zog sich die Division Chabran aus dem Thal von Aosta nach der Schweiz, auf das Gerücht des Vordringens der Oesterreicher gegen Genf, so folgte ihr ein österreichisches Corps auf dem Fuße nach. Die Verstärkung der Franzosen brachte also eine Verstärkung der Oesterreicher in der Schweiz mit.

Es ist klar, daß, wenn Bonaparte aus Italien nach der

Schweiz detachirte, er sogleich in den Defensivkrieg geworfen war. Sobald man gegen eine Diversion in Flanke und Rücken — jede Diversion geschieht in Flanke und Rücken — geradezu detachirt, schwächt man sich an dem Ort, wo man steht — wodurch ein allgemeines, nachtheiliges Defensivsystem erzeugt wird.

Gegen eine Diversion muß man eine Diversion an einem andern Orte machen. Eine Diversion schwächt immer den Feind an dem Orte, wo er sie nicht macht, sondern die Truppen wegnimmt, um sie zu machen. Dies nun bietet schon den Punkt dar, wo man ihn angreifen muß.

So hatten sich die Franzosen in Savoyen und der Schweiz geschwächt, um ihre Diversion in Italien zu machen. Dies gab den Oesterreichern Gelegenheit, selbst in Savoyen und der Schweiz eine Diversion zu machen.

Bonaparte mußte also zufolge dieses Grundsatzes die piemontesischen Festungen angreifen und die Corps, welche zum Beobachten zurückgelassen waren, keineswegs nach der Schweiz detachiren. Bonaparte würde aber schwerlich die nach Genf vorgedrungenen Oesterreicher dadurch zum Rückmarsch gezwungen haben. Denn da die Schweiz nicht hinlänglich besetzt blieb, so konnten sie eher mit Eroberung derselben fertig werden, als Bonaparte mit Eroberung der Festungen in Piemont und Zerstreuung oder Aufreibung der daselbst zurückgebliebenen Corps.

13) Daher war die Diversion der Oesterreicher besser als diejenige der Franzosen. Denn von zwei Diversionen, die der Eine unternimmt, um den Andern von der seinigen abzurufen, muß diejenige für die beste erklärt werden, welche die wenigsten Hindernisse vor sich findet. Die Oesterreicher hatten hier weder mit Festungen noch mit einer Armee zu kämpfen, Bonaparte hatte es mit beiden zu thun. Es ist also die Frage, ob er nicht genöthigt war, über die Gebirge abzumarschiren. Allein er kam zu spät.

Ueberdies konnte er sich nicht wohl zwischen zwei Armeen, die eine in Tirol, die andere in der Schweiz von Genf her, stecken. Daher mußte er die piemontesischen Festungen erobern und sich dadurch die Communication mit Frankreich wieder öffnen.

Man konnte noch einen andern Fall annehmen: nämlich Bonaparte eroberte die Halbinsel Italien und setzte sich darin fest, ohne sich um die Verbindung mit Frankreich zu bekümmern. Er war dann isolirt, aber selbständig, sowie die Franzosen in Aegypten isolirt, aber selbständig waren. Es lag dann an den Franzosen, durch eine neue Armee die Verbindung mit Bonaparte durch Eroberung der piemontesischen Festungen wieder herzustellen.

Eroberten die Oesterreicher die Schweiz und aus Frankreich wurde eine Armee zur Wiedereroberung dieses Landes geschickt, so hatten sie ja immer einen sichern Rückzug im Fall des Unglücks nach Tirol. Vor der Eroberung konnten die Franzosen aus Frankreich keine Armee nach der Schweiz schicken, weil sie in Frankreich keine hatten.

14) Wir wollen sehen, was die Oesterreicher nach der Eroberung der Schweiz vornehmen konnten. Vorerst mußten sie in Schwaben dem General Moreau Besorgnisse für seinen Rücken machen. Dieser wurde zugleich auf der Front durch die österreichische Armee, welche zu dieser Zeit noch bei Ulm stand, gedrängt. Er mußte sich sogleich über den Rhein zurückziehen; der Consul Bonaparte aber mußte Italien in diesem Fall durchaus nicht verlassen. Er mußte nicht dem Feinde nachlaufen, sowie es die ungeschickten Generale zu thun pflegen; er mußte da bleiben, wo er war und standhaft seinen Plan verfolgen.

Gelang es ihm, die piemontesischen Festungen zu erobern, die österreichischen Betrachtungscorps zu zerstreuen, die Communication mit Frankreich wieder zu eröffnen, so hatte er freilich Italien erobert, aber die Schweiz und Savoyen verloren.

Dies war jedoch noch immer ein Gewinn für die Oesterreicher, welche Italien verloren haben, ohne die Schweiz zu erobern. Der Besitz der Schweiz war hinlänglicher Ersatz. Er gab Gelegenheit, in Frankreich einzudringen, Italien anzugreifen und sicherte das südliche Deutschland vor französischen Einfällen.

15) Nachdem die Franzosen aus Deutschland zurückgewichen waren, konnten die Oesterreicher aus der Schweiz nach Italien operiren. Sie konnten eben die Bewegungen machen, von denen

30

Bonaparte ihnen das Beispiel gegeben hatte. Allein freilich kam um diese Zeit eine zweite Reservearmee zu Stande, die, obwol nicht so stark als die erstere, dennoch Besorgniß von der Seite von Genf und dem Juragebirge erregen konnte.

Die zurückgebliebenen Corps der Oesterreicher konnten in Italien folgende Stellung nehmen: Ein Corps bei Chivasso, ein anderes bei Alba, Cherasco oder Savigliano, das dritte bei Genua. Bei Turin war keins nöthig, weil Turin als eine starke Festung, mit einer starken Garnison versehen, sich selbst überlassen, stark genug war und dem Thal von Susa den Rücken deckte.

Alessandria, Tortona, Voghera, Acqui, Asti mußten mit hinlänglichen Garnisonen versehen sein und eine Belagerung aushalten können. Wurden sie belagert, so mußten die drei Observationscorps sich in den Angriff versetzen, — wenn sie nämlich hinlänglich stark waren, die Belagerung durch Abschneidung der Lebensmittel, durch Umgehung der Observationsarmee, welche die Belagerung deckte, zu stören.

Da sie stark an Cavalerie sein mußten, so war dies vielleicht möglich. Immer aber mußte die französische Reservearmee vor diesen Festungen Zeit und Leute verlieren. Die Zeit war hier wichtig, weil während derselben die Schweiz erobert sein konnte.

16) Drang Bonaparte gegen das mittlere Corps vor, welches ich bei Alba supponire, so mußten die beiden Flügelcorps ihm in die Flanke operiren. Das eine bei Chivasso ging längs dem Gebirge vor, um ihn von den Uebergängen des Simplon und St.-Gotthard abzuschneiden. Es suchte nach Mailand zu kommen. Das andere von Genua her ging der französischen Armee in den Rücken. Sie konnten dann immer in der Mitte vorwärts dringen und das Corps bei Alba zurückdrücken. Sie wurde dann umfaßt.

Wendete die Reservearmee sich gegen das Corps bei Chivasso, so wurde sie durch die beiden andern in die linke Flanke und in den Rücken gefaßt. Griff sie das Corps bei Genua an, so geschah das Gleiche in ihrem Rücken und der rechten Flanke. Hieraus folgt also, daß sie sich ebenfalls in drei Corps theilen

mußte, um alle drei österreichische Corps anzugreifen. Zugleich aber mußte sie diejenigen piemontesischen Festungen, welche vorwärts lagen, als Alessandria, Tortona ꝛc. beobachten lassen. Diese Nothwendigkeit, sich in drei Corps zu theilen, gab dem Zufall mehr Spielraum. Ein Corps konnte siegen, ein anderes nicht. Das Unglück des letztern hinderte aber alsdann die Fortschritte des erstern.

17) Die Zeit, innerhalb welcher die Oesterreicher ihre Diversion zu Stande brachten, läßt sich bestimmen, wenn man voraussetzt, daß ihnen keine feindliche entgegenwirkte. Es bleiben dann keine andern Verhältnisse übrig als solche, die man berechnen kann: die Entfernung und die mögliche Geschwindigkeit eines Marsches.

Bis Genf brauchte die österreichische Colonne, von Susa an gerechnet, nur ungefähr acht Tage. Denn war General Thureau einmal erst recht geschlagen, so wurde er es alle Tage und hielt den Marsch nur sehr wenig auf. Wir haben dies bei der Eroberung Belgiens durch General Dumouriez gesehen. Eine Armee, die durch einen überlegenen Feind, der es versteht, von seiner Ueberlegenheit Gebrauch zu machen, einmal tüchtig geschlagen worden ist, muß sich gar nicht wieder setzen können. Der Sieger muß nur scharf nachdrücken und Colonnen in die Flanken schicken. Setzt sie sich, so muß sie auf das heftigste angegriffen werden.

Wir können also annehmen, daß, wenn die Oesterreicher ihre Operationen am 6. Juni anfingen, ihre Avantgarde am 15. bei Genf ankommen konnte. Wahrscheinlich ist, daß General Thureau, wenn er geschlagen und verfolgt wurde, nach der Dauphiné, nach Grenoble hin, retirirte. Retirirte er aber auch nach Genf, so hintertrieb dies doch nicht die Eroberung der Schweiz, wenn er vorher nicht im Stande gewesen war zu widerstehen.

18) Konnte General Thureau widerstehen, was ich darum nicht glaube, weil er bei den nachherigen Ereignissen in Italien keine bedeutende Figur mit seinem Corps spielte, so war es freilich ein Anderes, und dann mußten die Umstände lehren, ob es

rathsam sei, diese Operation weiter zu treiben oder wieder nach Italien zurückzukehren.

Aber Thureau konnte nicht widerstehen, wenn sich ein großer Theil der österreichischen Armee auf ihn warf. Kam er nach Genf, so konnte er sich entweder nach Frankreich oder nach der Schweiz ziehen. Er hätte wahrscheinlich Ersteres gethan, der löblichen Gewohnheit zufolge, sich gerade vor den Ort zu stellen, den man decken will. Ueberdies war es dann ziemlich gleichgültig, was ein schwacher Mann ferner thun würde. Er konnte die Eroberung der Schweiz nicht hindern.

Sie wurde erobert, wenn am 15. die Oesterreicher zu Genf und Bonaparte bei Alessandria waren. Die Gefahr war nur, daß Bonaparte gleich nach dem 5. auf die Nachricht, daß die Oesterreicher den Weg des Thals von Susa eingeschlagen hätten, sich von Mailand, statt seitwärts zu gehen, auf das Corps bei Chivasso oder Turin mit Ungestüm warf, es schlug, Turin einschloß und dann den Oesterreichern im Thal von Susa nachgerückt wäre. Diese hätten alsdann den Mont Cenis wahrscheinlich schon passirt gehabt. Dieserhalb mußte am Anfang der Operation, wenn es noch nicht entschieden war, daß Bonaparte über den Po gehen würde, das ganze österreichische Corps, dasjenige unter dem General Ott etwa ausgenommen, bei Turin beisammenbleiben. Ott mußte bei Chivasso entgegengehen.

19) Wäre dies geschehen, so war es ein Beweis, daß die Oesterreicher in Italien nicht stark genug waren, gegen Bonaparte Stand zu halten. Wenn man aber Krieg führt, so muß man Soldaten haben; sonst muß man Frieden schließen. Diese Entschuldigung, man sei zu schwach, verglichen mit dem Feinde, kann wol die Generale rechtfertigen, wenn sie nichts machen können, aber nicht die Regierung. Denn es ist ja thöricht, mit einem Feinde, dem man nicht gewachsen ist, Krieg zu führen.

Das Einzige, was sodann der österreichischen Colonne, die in Savoyen schon vorgedrungen war, übrig blieb, wäre gewesen, da man nicht füglich mehr zurück nach Italien kommen konnte, mit möglichster Geschwindigkeit gerade vorwärts nach Genf zu

gehen; mit einem Worte, alle vorhin auseinandergesetzten Dispositionen in Ausführung zu bringen.

Auf neun Tage ist gewöhnlich eine Armee nach dem neuen Stil mit Brot versorgt, für drei Tage trägt der Soldat bei sich, auf sechs Tage ist auf den Proviantwagen. Hätte man Zwieback, so könnte man auf zwei Monate mit sich führen. Wir wollen aber annehmen, die Oesterreicher hatten nur auf neun Tage bei sich, so konnten sie doch in dieser Zeit, ohne zu rechnen, was sie unterwegs zusammenbrachten, in Genf sein. Denn ich setze voraus, daß nichts als Thureau den Oesterreichern entgegenstand. Denn sonst wäre ja die ganze Unternehmung unmöglich gewesen.

In Genf mußte dieses Corps denn doch wol wenigstens auf ein Paar Wochen Lebensmittel finden. Es ist ja bekannt, daß Depots für die Reservearmee dort und in der Schweiz angelegt waren. Obgleich nun diese nicht sehr beträchtlich mögen gewesen sein, so reichten sie doch wol zu, die Oesterreicher während ihrer Eroberung der Schweiz zu ernähren, einer Eroberung, gegen welche kein Widerstand geschah.

Genf ist zwar befestigt, war aber nicht hinlänglich garnisonirt und konnte durch eine Leitererſteigung fortgenommen werden. Dies mußte man sogleich bei der Ankunft vornehmen. Die Bestürzung, welche die plötzliche Erscheinung einer Armee erweckt, die sogleich gegen die Wälle anrennt, lähmt den Widerstand.

Wenn aber General Thureau sich nach Genf hineinwarf, so war es freilich ein Anderes. Daher mußte durch die Manöver während des Vordringens versucht werden, ihn von diesem Gedanken abzubringen. Dies konnte dadurch geschehen, daß man sich stellte, als wollte man nach Frankreich, entweder nach Grenoble oder nach Lyon gehen.

Letzteres mußte gelingen, weil Lyon ein wichtiger Punkt war. Bei Chambery konnte diese Demonstration geschehen. Man mußte Miene machen, nach Frankreich gehen zu wollen und, wendete sich General Thureau dorthin, sogleich nach Genf mar-

schiren. Man ließ aber zum Beobachten bei Chambery ein Corps zurück.

20) Ließ sich General Thureau aber nicht verleiten, nach Frankreich zu gehen, so trieb man ihn nach Genf, und wenn auch diese Stadt sich hielt, so war immer der Erfolg dieser Unternehmung die Eroberung von Savoyen, welche Gelegenheit gab, nach der Schweiz und Frankreich Diversionen zu machen.

Von hier aus konnte ein großer Theil der Truppen, welche zu dieser Unternehmung gebraucht worden, zurück nach Piemont gehen, falls man dort zu sehr im Gedränge war. Hierbei war noch immer der Vortheil, daß man Savoyen erobert hatte; und übrigens waren die Sachen in Italien wie vorher. Etwas Schlimmeres konnte unmöglich geschehen als die Convention von Marengo. Leute, die im Stande waren, eine solche Uebereinkunft oder Capitulation einer ganzen Armee zu unterzeichnen, ohne dazu im geringsten gezwungen zu sein, dergleichen Krieger würden zwar nichts Außerordentliches unternommen haben, aber selbst ihre Tollkühnheit konnte ihre Angelegenheiten in keine schlimmere Lage bringen als ihre nachherige Furcht sie brachte.

Nur in dem Fall, daß die Schweiz und Savoyen fast ganz unbesetzt waren, daß außer dem General Thureau den Oesterreichern nichts sich entgegenstellen konnte, war diese Operation möglich. Hierbei habe ich nicht in Anschlag gebracht, daß die Oesterreicher bei Mantua auch eine neue Armee versammeln konnten, welche dann der Reservearmee auch von dieser Seite zu schaffen machte. Kam diese Verstärkung bei Mantua früh genug an, um die Wiedereinnahme der piemontesischen Festungen zu verhindern, so ist klar, daß die Reservearmee zwischen zwei feindliche Armeen eingeklemmt war, ohne Festungen zu haben, die sie basiren konnten.

VII.

Der Feldzug von 1805, militärisch-politisch betrachtet.

Der Feldzug von Ulm.

1) Am 25. September gingen Murat und Lannes bei Strasburg über den Rhein. Die Colonne des Murat bestand aus fünf Divisionen Reiterei und den Garden zu Fuß. Man rechnete seine Colonne zu 38,000, wir wollen sie zu 30,000 annehmen.

Lannes hatte drei Divisionen, die man nur 10,000 schätzte. Beide Colonnen trennten sich jenseit der Brücke. Die Cavalerie zog rechts der Infanterie am Fuß der Gebirge, welche das Rheinthal östlich begrenzen; Lannes längs dem Rheine bis Durlach.

Am 26. September ging Ney mit 15,000 Mann in fünf Divisionen getheilt bei Lauterburg und Karlsruhe über den Rhein und Soult mit 15,000 bei Speyer; Davoust mit fünf Divisionen, die man zu 11,000 schätzte, an eben diesem Tage bei Mannheim. Diese fünf Colonnen machten also zusammen ungefähr 90,000 Mann.

Marmont ging schon am 24. September bei Mainz mit 25,000 Mann über den Rhein. Bernadotte verließ Hannover, nachdem er Hameln besetzt gelassen hatte, Hameln, welches Einige das nordische Mantua zu nennen belieben. Marmont hatte ebenfalls nur Amsterdam besetzt gelassen, die Flotte im Texel, sonst ein Raub der Engländer, nach Amsterdam zurückgebracht. Diese Methode, ein Land zu räumen, ohne es zu räumen, d. h. einen befestigten Platz darin besetzt zu halten bis auf bessere Zeiten, da man wieder kommen kann, ist sehr bequem für eine Macht wie Frankreich, welche zu wenig Truppen für ihre Ausdehnung mustern kann. Die ganze französische Armee, Bernadotte aus Han-

nover und die 14,000 Baiern eingeschlossen, — die ganze Macht des Kaisers Napoleon in Deutschland nach aller möglichen Anstrengung betrug nicht ganz 140,000 Mann, obgleich man sie zu 149,000 angegeben hat. Daß der Kaiser selbst sie gegen Mack zu 210,000 Mann angab, muß man der politischen Klugheit zuschreiben. Ludwig XIV. hielt im Successionskrieg weit mehr Truppen auf den Beinen, was man der zunehmenden Schwäche von Europa zuschreiben muß.

2) Napoleon kam nach Deutschland, wo am 2. October die Tochter des Königs von England die Honneurs von Deutschland für den Erzfeind von England machte. Dafür wurde der Herr Gemahl mit dem Königstitel belohnt. In Stuttgart fragte Napoleon ganz unbefangen: wo stehen denn die Oesterreicher? Als man ihm antwortete: in einer schönen Position hinter der Iller, erwiderte er: „Wenn sie dort stehen bleiben, will ich bald mit ihnen fertig werden." Er hat immer im Bewußtsein seiner Kraft und der nichtswürdigen Schwäche aller seiner Gegner die kleinliche Verschwiegenheit schwacher Feldherren verachtet. Ein österreichischer Offizier, welcher hier verkleidet den Spion machte, meldete dies sogleich dem General Mack. Dieser aber konnte sich gar nicht vom Genuß seiner schönen Position hinter der Iller losreißen; er wußte auch nicht, was etwa Besseres zu thun sein möchte. Tilly und Wallenstein hätten es gewußt, was man den Progressen des Lichts (les progrès de lumière) zuschreiben muß.

3) Bei Pforzheim stießen die beiden Colonnen Murat's und Lannes' zusammen, zu denen sich noch diejenige Ney's gesellte, welche bei Karlsruhe übergegangen war. Lannes richtete seinen Marsch auf Ludwigsburg. Ney kreuzte seine Colonne und fügte sich zu Murat, um durch ein sonst lästiges Kreuzen das Manöver vor den Augen des Feindes noch mehr zu verwirren. Lannes ging nach Großheppach, Pluderhausen, Aalen. Hier stieß Soult zu ihm, der bei Speyer übergegangen war. Er war über Bruchsal, Heilbronn, Oehringen und Hall nach Aalen marschirt. Von Aalen bis Nördlingen gingen die Colonnen von Soult und

Lannes zusammen. Hier bei Nördlingen stießen die Colonnen von Murat und Ney, welche von Stuttgart, wo sie am 30. September eintrafen, zusammengezogen waren, zu ihnen. Diese vereinte Colonne ging über Eßlingen, Göppingen, Weißenstein, Heidenheim, Neresheim nach Nördlingen. Murat kam jedoch einen Tag später, am 6. October, nach Nördlingen, Lannes und Soult waren schon am 5. October dort angekommen. Man konnte also die vier Colonnen, welche hier zusammenstießen, zu 70,000 Mann anschlagen. Offenbar war Nördlingen zum Sammelplatz bestimmt. Offenbar hatte Napoleon seine fünf Colonnen mit vieler Beurtheilung oder Demjenigen, was man strategisches coup d'oeuil nennen könnte, dorthin beordert. Er glaubte ganz gewiß, die österreichische Armee hier zu finden. Er setzte bei den Oesterreichern, welche im vorigen so aufgeklärten Jahrhundert so viele Progressen gemacht haben, so viele Geschicklichkeit voraus als im Dreißigjährigen Kriege; — sobald Napoleon Nördlingen ereicht hatte, waren die Oesterreicher an der Iller überflügelt. Nördlingen ist der strategische Schlüssel aller dieser Positionen. In den „Annalen des Kriegs" habe ich den Oesterreichern wiederholt zugerufen: Nördlingen, Nördlingen!

4) Ich dachte immer an eine Schlacht bei Nördlingen, sobald ich den Marsch des französischen Kaisers erfuhr. Mack hat nie daran gedacht, ein Beweis, daß er nicht mit coup d'oeuil begabt war, ein Beweis, daß er die Geschichte — einzige Quelle großer Thaten, — nicht studirt hat. Anders Napoleon. Wie muß er erstaunt sein, da er keinen Oesterreicher bei Nördlingen fand.

Ein Beweis, daß er einen Plan entwarf, welcher eine Schlacht bei Nördlingen voraussetzte, war die Direction des Marsches der Colonne unter Davoust. Dieser, welcher am 26. September bei Mannheim übergegangen war, marschirte nach Heidelberg, Neckarelz, Meckmühl, Ingelfingen, Crailsheim, Dinkelsbühl, Oettingen. Hier war er am 6. October. An eben diesem Tage trafen die vier andern Colonnen bei Nördlingen ein.

Davoust stand drei Stunden von Nördlingen schon im Rücken der österreichischen Armee, falls sie bei Nördlingen gewesen wäre, wenigstens rückwärts in ihrer rechten Flanke. Der Angriff wäre wahrscheinlich am 7. erfolgt. Davoust wäre der Armee während der Schlacht in den Rücken gegangen. Ich glaube, die Oesterreicher wären auch hier, wenn man ihre geringe Manövrirkunst mit in Anschlag bringt, aufgerieben worden. Die Franzosen hatten über 90,000, die Oesterreicher nicht 70,000. Wahrscheinlich hätte Davoust in der Nacht einen Marsch nach der Seite von Harburg gemacht; er hätte sich zwischen Oettingen und Harburg hinter der Wernitz gesetzt, um der geschlagenen Armee den Rückzug abzuschneiden. Alles ist bei diesem außerordentlichen Feldherrn auf den Untergang des Feindes berechnet. Er ist kein Freund von dem goldenen Wahlspruch: man müsse dem Feinde goldene Brücken bauen. Davoust hätte ihm auch Donauwörth verrannt.

Wenn die Oesterreicher bei Nördlingen gestanden hätten, so mußten sie durch Patrouillen die Direction der feindlichen Colonnen wissen, deren Stärke erfuhren sie durch Spione; — die Nachrichten der letztern mußten freilich mit Judicium verglichen werden. Die Oesterreicher mußten nun suchen, mit ihrer Cavalerie, die sie hauptsächlich auf ihren linken Flügel stellten, in die rechte Flanke der französischen Armee zu manövriren und diese durch die erwähnte taktische Anstalt strategisch vom Rhein abzudrängen. Bei Donauwörth mußten sie ein Corps auf dem Schellenberge verschanzt haben, damit sie während der Schlacht ohne Besorgniß vor Davoust wegen ihres rechten Flügels sein konnten.

5) Ekelhaft ist es mir immer zu hören: ja! — eine weise Interjection, — nach der That läßt sich gut urtheilen, vom Rathhause kommt der Herr klüger wieder herunter als er hinaufgegangen, — und was dergleichen banale Sprüchwörter mehr sind. Warum urtheilen Sie denn nicht einmal nach der That, meine Herren? Ich habe auch vor der That geurtheilt. Man hat gesagt: Mack und ich, wir wären ein Duo; er schwöre auf Alles einen Eid, was ich geschrieben hätte; ich hätte ihn zu der schö-

nen Position hinter der Iller verführt. Es ist gerade das Gegentheil. Ich hatte im „Feldzuge von 1800" von Ulm, Memmingen, Kempten gesprochen und gesagt, diese müßten in Festungen verwandelt werden, — das sind meine Worte, — nicht, sie müßten befestigt werden. Dann aber setzte ich in zweiter Linie Landsberg, Augsburg und Donauwörth als Festungen und hierauf füge ich hinzu: sie könnten dann sogar Franken flankiren.

6) Das Letztere ist doch wol offenbar Dasselbe, was ich hier eben über die Schlacht von Nördlingen sage. Nahmen in dieser, wie ich es haben will, die Oesterreicher die linke Schulter vor und sie wurden dann auch geschlagen, so hatten sie doch immer noch den sichern Rückzug nach Ulm, wenn dies eine Festung war. Sie setzten sich dann hinter Ulm; denn ein verschanztes Lager auf den Höhen vor der Stadt wäre doch eingenommen worden. Auf diesen mußte man eine Citadelle erbaut haben. Die französische Armee mußte sich dann immer an Donauwörth und Ulm den Kopf zerstoßen; alle Demonstrationen, die Oesterreicher abzuschneiden, halfen nichts. Man sieht hieraus, daß jene Herren, welche mir den Vorwurf machen, ich sei eigentlich — durch meine Rathschläge im Feldzuge von 1800, der Zerstörer der österreichischen Monarchie, — der Ignoranz und Malice auf ihre Kosten eine Bildsäule errichten müssen, um diese als die einzigen ihrer würdigen Gottheiten anzubeten. Freilich liegt etwas Pikantes darin, mich gleichsam als mit Mack verschwägert und verbrüdert darzustellen und da der Witz eben nicht das Erbtheil meiner Gegner zu sein scheint, — ebenso wenig als das meinige, — so wünsche ich ihnen wegen dieses witzigen Einfalls aufrichtigst Glück. Wenn dieser Effort sie nur nicht auf immer entkräftet. Sie wollen immer zu verstehen geben, ich würde ebenso schlecht Armeen commandiren als Andere, und da das Experiment wahrscheinlich nie gemacht wird, so laufen sie keine Gefahr, ihre Meinung entkräftet zu sehen.

Die Oesterreicher genommen, wie sie sind, angenommen, daß Ulm, Augsburg, Donauwörth 2c. keine Festungen waren, sondern

sich in dem Zustande befanden, in welchem sie sich gegenwärtig wirklich befinden, so wurden die Oesterreicher immer gefangen, auch bei Nördlingen, wenn sie sich dort schlugen. Denn Kaiser Napoleon hatte mit Genie die Richtung seiner Colonnen auf Alles berechnet. Mochten sie bei Nördlingen stehen, — dies war das Bessere — oder bei Ulm, — das Allerschlechteste — so hatte er sie immer in seinem Netze. Sie wurden nicht allein von der Colonne des Generals Davoust in den Rücken genommen, sondern auch durch diejenigen von Marmont und Bernadotte gänzlich abgeschnitten.

7) Marmont war zuerst von Mainz nach Würzburg marschirt. Am 27. September war auch Bernadotte aus Hannover bei Würzburg angekommen. Er war durch Hessen und das Fuldaische marschirt, durch Hessen, dessen Kurfürst sich dem Durchmarsch widersetzen wollte, aber von dem weisern Könige von Preußen zur Ruhe ermahnt wurde. Von Würzburg ging der Zug Marmont's und Bernadotte's, zu denen noch 15,000 Baiern stießen, Alles, was der Kurfürst von Baiern an Frankreich abgeben konnte, durch das Ansbachische, weil das Manöver erfoderte, daß sie am 8. October an der Donau waren und weil man wohl wußte, der König von Preußen werde nicht so unpolitisch sein, den Krieg als ein Duell anzusehen und wegen einer sogenannten Beleidigung, — die keine war, weil die Nothwendigkeit sie herbeiführte und man Entschädigung versprach, das Blut seiner Völker zu vergießen. Man wußte auch, daß er deshalb nicht die Waffen ergreifen werde, — ah! pour cela il ne les prendra pas, — wie er denn auch immer standhaft der Freund Frankreichs geblieben ist, ohne sich einen Augenblick irre machen zu lassen.

Die Truppen Bernadotte's und Marmont's und die Baiern, welche zusammen weit über 50,000 Mann machten, betraten bei Uffenheim das preußische Gebiet und kamen am 6. October erst wieder heraus und zwar bei Weißenburg, um von dort nach Eichstädt fortzuwandern, wo sie den 8. October glücklich anlangten. Es ist leicht zu erachten, daß bei einer Armee, welche die

Nächte unter freiem Himmel im Dreck zubringt, welche Scheunenthore und Fensterflügel aushebt, um Feuer anzumachen, einige sogenannte Excesse vorgefallen sind; doch so genau muß man das nicht nehmen. Indulgenz gegen die Starken ist eine sehr gute Politik für die Andern.

Eine Alles geltende Entschuldigung ist, daß der Kaiser Napoleon seinen ganzen Feldzug nicht machen, d. h. den Krieg nicht in zwei Monaten enden konnte, wenn er nicht durch das Ansbachsche marschirte. Die Oesterreicher waren sonst gar nicht zu überflügeln. Preußen wäre jahrelang in den Krieg hineingezogen worden und hätte noch etwas mehr eingebüßt als einige Fensterrahmen und Scheunenthore im Ansbachschen.

8) Ich begreife nicht, woran Herr von Hardenberg dachte, als er dem französischen Minister die Wege bezeichnete, auf denen man, ohne das heilige Gebiet zu berühren, im südlichen Deutschland fortreisen könne. Erinnerte er sich nicht des Cardinals Mazarin, dem der Marschall Turenne auf die Finger klopfte: „mein Herr Cardinal, Ihr Finger ist keine Brücke." Herr von Hardenberg ist kein Soldat und hat die Wichtigkeit der Straßen militärisch nicht zu beurtheilen verstanden. Der König von Preußen, weiser als sein Minister, hatte die Sache ganz richtig beurtheilt und ist ruhig geblieben.

Ich habe überaus sehr über diejenigen schwerfälligen Köpfe lächeln müssen, welche diesen vortrefflichen Marsch für einen politischen Fehler hielten und sich mit vielem Eigendünkel der Selbstweisheit — eine ganz eigene Art von sapientia, die sich besser fühlen als definiren läßt, — verlauten ließen, Bonaparte — denn man glaube nicht, daß sie sich herablassen, ihn den Kaiser Napoleon zu nennen, — Bonaparte habe die Zukunft der Gegenwart aufgeopfert. Ueber seine Voraussicht sollten doch die Herren sich nur beruhigen, man kann sich so ziemlich darauf verlassen. In der Gegenwart, sagen sie, verschaffe er sich zwar den Vortheil des Umgehens, Abschneidens und Aufreibens der Oesterreicher, aber in der Zukunft drohe ihm auch der schreckliche Andrang von ich weiß nicht wieviel Preußen. Der Erfolg hat

gelehrt, wer besser calculirte, diese Genies, welche an seiner Stelle nicht so calculirt hätten, oder Bonaparte, der Kurzsichtige. Dieser hat durch seinen Marsch die Präponderanz Frankreichs in Europa gerettet. Ah! pour cela il ne les prendra pas. Daher bezweifle ich auch den Brief an Bernadotte, in welchem Se. Kaiserliche Majestät — man sieht, daß ich nicht so stolz bin wie diese Herren, welche sich nie herablassen, ihn so zu nennen — folgende Worte geschrieben hätten: pour gagner tout il faut hazarder tout; denn hier war nichts zu hasardiren und Alles zu gewinnen.

9) Am 6. October stand also die französische Armee, wie folgt: Ney, welcher über Nördlingen gegangen war, bei Katzenstein, um Ulm zu beobachten, vier Stunden südwestlich von Nördlingen. Die Colonnen von Soult, Lannes, Murat bei Nördlingen. Die Division Vandamme von der Colonne von Soult rückte am Abend bis Donauwörth vor, um sich der Brücke wie auch des Schellenbergs zu bemeistern. Das Regiment Colloredo sollte alles Dies vertheidigen, that es aber nicht und zog davon. Die Franzosen gingen hinüber. Ich habe nicht erfahren, daß bei diesem wichtigen Passe beträchtlich wäre geschossen worden. Davoust stand an eben diesem Tage bei Oettingen, Marmont und Bernadotte bei Weißenburg. Der Kaiser war den Tag vorher von Ludwigsburg zu Gmünd angekommen. So die Franzosen. Nun zu den Oesterreichern.

10) Mack, dessen Name, gerade als wenn der Stammvater Mack, der erste dieses berühmten Geschlechts, die Bestimmung seines Enkels vorausgesehen hätte, im Jahre 1794 und 1805 Niederlagen zu veranstalten, ganz Europa in die Unterthänigkeit von Frankreich zu bringen, — dessen Name also Niederlage in hebräischer Sprache bedeutet — ich kann diesen Witz der Vorsehung, nicht den meinigen, diesen Calembour des Herrn, welcher das Universum regiert, gar nicht aus dem Kopfe los werden, — Mack, der passive Zerstörer aller Staaten, weniger Frankreich, stand mit dem rechten Flügel an Ulm, mit dem linken an Memmingen, eine Ausdehnung von sechs Meilen. Er

hatte einen Jüngling neben sich, der auch etwas zu befehlen hatte; es wäre vielleicht minder schlecht gegangen, wenn dieser allein ohne den Geloarten befehligt hätte. Wenigstens wußte er, wann es Zeit sei davonzulaufen.

Diese gesammten österreichischen Scharen hatten die Augen nach Westen, nach Strasburg und dem Schwarzwald gerichtet. Generallieutenant Fürst Schwarzenberg war mit den Vorposten noch weiter gewandert. Er stand jenseit der Iller und wälzte seinen linken Flügel vor bis Lindau, welches die Oesterreicher befestigen wollten. Einen Brückenkopf hatten sie schon angefertigt; man hätte glauben sollen, sie wollten nach der Schweiz gehen.

11) General Jellachich stand mit einem Corps im Vorarlberg. Da diese Herren mit der Schweiz nichts zu thun haben wollten, so frage ich: was sollte ein Corps dort? General Kienmayer stand im Anfang bei Donauwörth. Diese Armee war stark 100 Bataillone und 92 Schwadronen, General Kienmayer ungerechnet, welcher anfangs sehr schwach war. Das Hauptquartier aller dieser Niederlassungen befand sich in Mindelheim. So warteten die Oesterreicher stoisch ihr Schicksal ab. Sie wußten noch nicht, daß sie umgangen wären, daß nichts den Schwarzwald heraufkomme, — denn Napoleon hatte sie nicht für würdig gehalten, ihnen etwas vorzuspiegeln. Sie erfuhren die Anwesenheit der Franzosen erst durch deren Uebergang bei Donauwörth, den sie ruhig geschehen ließen. Unbegreiflich, daß sie den Schellenberg nicht befestigt hatten, da sie doch nur auf Defensivstellungen bis zur Ankunft der Russen — eine glückliche Frist für sie — bedacht waren. Am 7. October jedoch legte Mack, gleichsam aus Instinct, ohne etwas erfahren zu haben, sein Hauptquartier in Ulm nieder. Ob er vielleicht denn doch ahnte, auf dem rechten Flügel werde die Hauptsache vorgehen?

12) Am 7. October bei Anbruch des Tags kam General Murat mit der Dragonerdivision Walther bei Donauwörth an. Er ging nach dem Lech bei Rain und ließ die Brücke bei Donauwörth ausbessern. Bei Rain ging Oberst Walther über den Lech und jagte einige Truppen vom Corps des Generals

Kienmayer fort. Unbegreiflich, daß Mack, der dies doch schon um die Mitte des Tags in Ulm erfahren mußte, trotzdem ruhig blieb, obgleich alles Dies sieben oder acht Meilen gerade in seinem Rücken vorging.

Es ist möglich, daß die Colonne Cavalerie des Prinzen Murat, welche nach dem Uebergange bei Strasburg zunächst dem Gebirge zog und, die übrigen Colonnen deckend, Patrouillen in die Thäler vorschob, also demonstrirte, den General Mack in die Einbildung versetzte, man demonstrire nur in seinem Rücken, um ihn zum Abzuge aus seiner schönen Position zu verführen, der Hauptangriff werde aber von der Seite des Schwarzwaldes geschehen. Indessen mußte er doch wissen, daß diese Cavaleriecolonne des Prinzen Murat immer nach Nördlingen fortzog; seine Patrouillen hätten sich nur bis in das Thal des Rheins vorwagen dürfen, um zu sehen, daß von den Franzosen nichts mehr dort stehe. General Mack bleibt also ohne Entschuldigung und der erste Vorwurf, der ihn trifft, ist ein zu oberflächliches Patrouilliren.

Aus dem ersten französischen Bulletin muß ich die Bemerkung anführen, daß durch diesen Marsch um den Feind herum ein großer Vortheil erlangt sei, man hätte immer beim geraden Vorrücken Tirol auf der Flanke gehabt. Diese Bemerkung ist vortrefflich, und wenn nach der Uebergabe von Ulm der Kaiser beim Vorrücken Tirol ebenfalls auf der Flanke hatte, so bemerke man, daß seine große Ueberlegenheit damals die Gefahr verschwinden ließ.

13) Murat blieb die Nacht vom 7. zum 8. October zu Rain. Es geschah wahrscheinlich, um den Feind östlich vom Lech zu beobachten, bis Soult, der dazu bestimmt war, von Nördlingen ankommen würde. Ney beobachtete Ulm beim Katzenstein; Alles Vorkehrungen, welche gelobt werden müssen.

Am 8. October kehrte Murat sogleich mit seiner Colonne um, sobald Davoust und Soult bei Donauwörth übergegangen waren. Davoust gab an Murat die Grenadierdivision Oudinot und ging mit seinen übrigen den Tag noch nach Neuburg. Soult

theilte sein Corps auf beiden Seiten des Lech und zog nach Augsburg. Mack, in einer dunkeln Ahnung, was in seinem Rücken vorgehe, hatte sich bis Günzburg auseinander gelegt, blieb aber noch immer in Ulm, weil er Alles hinter ihm für Verstellung hielt. Von Günzburg wurde Herr von Auffemberg mit einem Corps nach Wertingen geschickt, um zu besichtigen, was die bei Donauwörth übergangenen Franzosen treiben würden. Murat war bestimmt, an diesem Tage mit seinem Corps nach Zusmarshausen zu marschiren, die Communication zwischen Ulm und Augsburg abzuschneiden, d. h. dem General Mack den Weg nach Wien zu verrennen. Er war an der Spitze von drei Divisionen Reiterei, auf welche die Grenadierdivision Oudinot folgte. Lannes mit seiner Infanterie marschirte ebenfalls hinter dieser Reiterei. Die Oesterreicher in Wertingen wurden überrascht, ihre Offiziere saßen an der Mittagstafel, sie konnten sich gar nicht von ihren Schüsseln trennen. Vielleicht wünschten sie im Geheim, dabei gefangen zu werden. Wie dem auch sei, so wird der Ruhm der österreichischen Waffen in diesem Feldzug durch dergleichen Züge im geringsten nicht verdunkelt. Wahrscheinlich klopften ihre Grenadiere so viel an den Fenstern, bis sie aufmachten; ich will den Nachkommen ein militärisches Sittengemälde unserer Zeit hinterlassen. Kaum hatten sie Zeit, sich in Vierecke zu vier Bataillonen zu formiren — und glaublich ist, daß die Soldaten dies ohne ihre Offiziere zu Stande brachten — als sie schon eingeritten wurden. Vier Schwadronen von Albert Kürassier wurden von dem französischen Dragonerregiment Arrighi angeritten. Sie vertheidigten sich. Oberst Beaumont machte in den feindlichen Reihen — sagt das französische Bulletin — einen Rittmeister gefangen, nachdem er einen Reiter heruntergehauen hatte. Es scheint, daß die Oesterreicher ein Viereck von vier Bataillonen vorwarfen, um die übrigen zu retten, denn diese wurden von der französischen Cavalerie umgeritten und ganz gegriffen. Der befehlende General Auffemberg mit den schönen Anstalten ließ sich am andern Tage greifen. Ein Morast, welcher das Umgehen hinderte, rettete die übrigen, welche sich zer-

streuten. Die Franzosen griffen mehr denn 3000 Mann und 80 Kanonen. Fahnen und Standarten, mehr pomphafte als nützliche Beute des Siegs, fielen ihnen in die Hände. Es war das erste Scharmützel dieses Kriegs, das einer Schlacht ähnlich werden konnte, wenn das Carré so gut that als dasjenige der Sachsen bei Langensalza im Siebenjährigen Kriege.

14) Auf die Nachricht von dieser glänzenden Niederlage, welche am Abend die Ohren des Generals Mack erreichte, verlegte er vom 8. zum 9. October sein Hauptquartier von Ulm nach Günzburg, jetzt die Spitze seines rechten Flügels. Er ließ seine ganze Armee rechts abschwenken, ausgenommen die Besatzung von Memmingen, wo noch immer geschanzt wurde. Er pfropfte Alles innerhalb dreier Meilen zwischen Günzburg und Ulm zusammen, wohin nun der linke Flügel kam. Das Corps des Generals Jellachich wurde auf Wagen eilig vom Bodensee heraufgeholt, um die Gegend von Ulm zu besetzen. Immer empfing er seine Impulsionen vom Feinde, welches das sicherste Mittel ist, dem Feinde zu gehorchen. Wahrscheinlich hielt er noch immer Alles in seinem Rücken für falsche Attaken und, an die Josephinische Kriegsart in den Türkenkriegen gewöhnt, konnte er sich nicht überreden, Napoleon werde die Verwegenheit so weit treiben, ihm Alles in den Rücken zu versetzen. Er vergaß, daß man rechtsum kehrt machen konnte, welches doch Daun bei Maxen sehr wohl wußte. Er gab dem Feinde in seiner Stellung zwischen Günzburg und Ulm abermals seine rechte Flanke und seinen Rücken preis.

15) Dies Rechtsabmarschiren war der größte Fehler, den er begehen konnte. Er bot dadurch dem Feinde ganz und gar den Rücken und gab die Communication mit Tirol auf. Der Krieg, den man lernt, muß doch wol etwas ganz Anderes sein als der gute Krieg, welcher zum Zwecke führt — wenn dieser ein gelehrter Offizier war. Da er von der Vorsehung nun einmal nicht beauftragt war, die Rolle eines Genies in dieser Welt zu spielen, etwas Außerordentliches zu thun, d. h. nach der Schweiz zu laufen, so hätte er sich doch ganz simpel umkehren und, indem

er seinen rechten Flügel vornahm, die Communication mit Tirol wieder zu gewinnen suchen sollen. Es ist unbegreiflich, daß dieser Offizier vom Generalstab es nicht verstand, Patrouillen anzuordnen; denn er wußte fast gar nichts Genaues von Dem, was hinter ihm vorging. Er hätte dem Napoleon entgegengehen und ihm eine Schlacht bei Zusmarshausen liefern sollen. Er war so stark wie dieser, d. h. 70,000 Mann. In dieser Schlacht mußte er den rechten Flügel vornehmen und durch denselben den Kaiser Napoleon zusammt seinem General Marmont, der zu ihm gestoßen war, da er zur Erbauung der Seinigen Adler der Ehrenlegion austheilte — eine Gabe, die nicht viel kostet — von Tirol und von Augsburg abschneiden. Aber wie konnte man dergleichen Ideen im 19. Jahrhundert von einem deutschen General erwarten, von einer Nation, welche die Vorsehung bestimmt hat, geduldig und dankbar Beleidigungen wie Wasser zu saufen.

16) Wir wissen, daß am 9. October General Mack beschloß, die Armee auf das linke Donauufer zu ziehen. Dies war, ich muß es gestehen, ein Zeichen von Intelligenz. Wenn er nur diesem Entschluß treu geblieben wäre und ihn mit aller Kraft ausgeführt hätte! Napoleon lief über die Donau vor, er ließ seine Communication unbedeckt. Mack — aber nicht Mack, Niederlage — ging über die Donau und setzte sich zwischen ihn und Würzburg. Nun war das ganze schöne Manöver vereitelt, und man hätte in Europa gelacht.

Allein hier erscheint eben der Feldmarschall-Lieutenant Mack im trübsten Lichte. Am 9. October ließ Marschall Ney eine Division nach Langenau und eine andere nach Günzburg rücken. Günzburg wurde unter der Direction des Erzherzogs Ferdinand selbst vertheidigt. In der Nähe von Günzburg liegen drei Brücken über die Donau, eine bei Leipheim unter Günzburg, die beiden andern bei Günzburg. Die untere bei Günzburg wurde an diesem Tage von den Franzosen überschritten. Wir wissen aus österreichischen Privatberichten, an uns gerichtet, nicht aus französischen Bulletins, daß die französischen Grenadiere mit hoher

Verachtung des Todes auf den Balken der abgetragenen Brücke unter dem Flintenfeuer vom rechten Ufer übergingen, was ebenfalls beweist, wie wenig furchtbar unser sogenanntes Musketenfeuer des 19. Jahrhunderts ist.

Die Oesterreicher verloren wieder 1200 Gefangene, unter denen der General Asper war. Hätten sie sich aber behauptet, so würde ihnen doch Murat in den Rücken gekommen sein; denn er erreichte an diesem Tage schon Burgau. Die Oesterreicher boten durch ihre Stellung dem Feinde die Flanke. Davoust kam an diesem Tage nach Aichach, sechs Stunden von Augsburg. Der österreichische General Kienmayer zog sich vor ihm zurück und erreichte München. Marmont kam an diesem Tage nach Augsburg, Soult ebenfalls. Ich weiß nicht, warum der französische Kaiser Marmont mit der Colonne von Davoust kreuzen ließ, es müßte denn geschehen sein, weil er stärker war als Letzterer. Ich bemerke sehr oft dies Umwechseln der Colonnen in diesem Feldzuge, statt in der vorigen Ordnung zu bleiben. Die Ursache bleibt mir schwer zu errathen, es geht dadurch für eine der Colonnen immer Zeit verloren. Z. B. Marmont und Davoust wären nebeneinander bis Aichach marschirt, Davoust rechts, Marmont links. In Aichach sollte also Marmont rechts, Davoust links gehen, so folgt daraus, daß Davoust so lange halten muß, bis Marmont vorüber gezogen ist. Man könnte freilich voraussetzen, daß Marmont von Neuburg bis Aichach vorausgezogen sei und folglich als der zuerst Ankommende sich habe rechts wenden müssen.

17) An der Lechbrücke magnetisirte Kaiser Napoleon im Regen, im Koth und im grauen Rock jedes Regiment dieser Colonne mit Worten. Ein jedes mußte einen Kreis um ihn machen. Sobald das Regiment seine Portion Enthusiasmus empfangen hatte, ging es fort; hierauf kam ein anderes u. s. w. Er schilderte die Lage der Oesterreicher, den leichten Sieg und die schwere Belohnung. Marmont ging diesen Tag noch bis Zusmarshausen. Man muß gestehen, daß diese Märsche im Koth, im Regen, im Schnee u. s. w. sehr anstrengend waren. Nie sind die Maß-

regeln zweckmäßiger gewesen, einen Feldzug sehr geschwind zu enden, was doch die erste Regel für einen menschlichen Krieger sein muß. Bernadotte und die Baiern waren an diesem Tage bei Ingolstadt. Die Russen reisten auf der Post, um bald heranzukommen; die Oesterreicher waren indessen stark genug, sich mit den Franzosen zu messen. Wer mit 60—80,000 Mann nicht Alles vermag, wird es noch weniger mit 150,000 vermögen. Daun diene zum Beispiel.

18) Um der Gefahr, aufgerollt zu werden, zu entgehen, zog Mack, der Gehorsame, indem er Alles that, was nur die Franzosen von ihm verlangen konnten, mit seinen Heerscharen am 10. Oct. durch Ulm auf das linke Donauufer. Ich habe diesen Entschluß soeben gelobt, aber nicht um Das zu thun, was Mack auf diesem nördlichen Ufer verrichten ließ. Sogleich nahm er wieder eine ästhetische Position. Ein Ingenieur, der nichts weiter ist, denkt immer daran. Der rechte Flügel lehnte an Ulm, der linke an einen Graben, den man die Blau nennt. Nun gefiel sich Mack überaus wohl, nun schwelgte er im Selbstgenusse eines geschickten Offiziers. Schade, daß man so wider alle Regeln ihn in seinem süßen Traume störte!

Ein sogenannter Sieg erhielt ihn träumend. Eine einzige Division von der Colonne Ney's ging wieder auf das nördliche Ufer zurück. Die Franzosen sagen, sie habe aus 6000 Mann bestanden. Man hätte glauben sollen, Mack würde sie — wenn es erlaubt ist, neben einem General, der so schöne Positionen nimmt, einen unschönen Ausdruck zu gebrauchen — man hätte darauf geschworen, Mack würde diese auffressen. Ganz gewiß sind sie auch nur hinüber geschickt worden, um die Aufmerksamkeit dieses Unglücklichen von seinem Untergange abzuziehen, den man ihm auf dem südlichen Ufer bereitete, um ihn zu beschäftigen und in seiner Täuschung zu erhalten. Mack aber war das Instrument der Vorsehung, welches ganz Europa in die Hände Frankreichs überliefert bis zur dereinstigen Eroberung der Tataren.

Diese Division griff an, was mir unbegreiflich ist, unbegreiflich, wie 6000 Mann eine Armee von 60,000 angreifen

können, ohne gefangen zu werden, und wie man sie nicht ins Tollhaus schickt, wenn sie gefangen sind. Was aber noch sonderbarer ist, die Franzosen behaupten, diese sonderbare Division Dupont habe den Angriff von 25,000 Oesterreichern abgeschlagen —, man weiß schon, daß Angriff hier so viel heißt als Anschuß, abgeschlagen heißt: man geht zurück, nachdem man geschossen hat; sie habe 1500 Gefangene gemacht. Unser österreichischer Privatbericht sagt, die Franzosen wären zurückgeschlagen worden, gibt aber keinen Verlust derselben an. Die Oesterreicher endlich sprechen von 900 Gefangenen und 1500 Todten, ferner von elf Kanonen, die sie erbeutet hätten — welches ein Misverständniß zu sein scheint. Die Generale, welche dies Wunder verrichteten, und zwar mit vereinten Kräften, waren Schwarzenberg, Kerpen, Gyulai und Klenau. Man könnte mit so vielen Generalen das Weltall erobern. Prinz Hohenlohe wurde erschossen.

19) Nach diesem Siege ging Mack der Unbegreifliche in seine Stellung an der Blau wieder zurück. Nun hielt er die französische Armee für vernichtet, die neue französische Monarchie für ruinirt — und er war es, der unsterbliche Mack, den die Vorsehung zu diesem riesenhaften Unternehmen als ihren Liebling auserkoren hatte!! Um ihn noch mehr zu täuschen, als durch einen kleinen Sieg, den man ihn gewinnen ließ, wurde vom französischen Kaiser, der ihn so recht eigentlich zu seiner Dupe ausersehen hatte, ein pfiffiger Spion abgeschickt, der ihm die ungeheuersten Dinge weismachen mußte. Erstens sei in Paris eine Empörung ausgebrochen; dann seien die Engländer in Boulogne gelandet und im Anmarsch auf Paris, die französische Armee bereite sich in großer Bestürzung zum Rückzuge. Der Spion erhielt sogleich von Mack zur Belohnung für seine schönen Nachrichten 50 Louisdor. Tausend andere wurden ihm versprochen, wenn er wieder käme und noch mehr dergleichen erfreuliche Nachrichten mitbrächte. Allein er vergaß wiederzukommen.

20) Während dieser Zeit war sein Untergang schon bereitet, denn Soult war am 11. schon zu Landsberg angekommen; ferner Lannes am 12. zu Weißenhorn, wodurch die Com-

munication mit Tirol abgeschnitten war. Diese Nachricht kam am 12. Abends nach Ulm, worauf ein Kriegsrath gehalten wurde. Hier wurde nun von nichts gesprochen, als wie man die Armee entführen könne; der Feind nehme immer an Zahl zu. Ich brauche nicht zu wiederholen, daß mit 70,000 Mann eigentlich gar keine Uebermacht zu fürchten sei. Diese aber wollten ihre Erlösung blos 30,000 Russen zu verdanken haben. Einige behaupteten, man könne noch nach Tirol kommen, da Memmingen mit zehn Bataillonen besetzt sei. Andere wollten längs der Donau über Regensburg die Armee wieder in ihre Heimat oder zu Bette führen, uneingedenk der Verrichtungen des Feindes, welche diesen Marsch stören würden. So sind die Rathschläge gewöhnlicher Menschen in der Zeit der Gefahr, der einzigen, da man der Rathschläge bedarf, immer die unausführbarsten. Sie sehen weder die Gefahr noch die Mittel, sie zu besiegen. Mack aber bestand darauf, die Armee über Nördlingen nach Böhmen zu führen.

Diese Idee von Nördlingen war ein Lichtstrahl, der aber zu spät kam, um zu fruchten. General Soult war schon am 11. zu Landsberg angekommen, wodurch die österreichische Armee von Tirol abgeschnitten war. Das Kürassierregiment des Prinzen Ferdinand wurde nach französischen Berichten von einem französischen Jägerregiment auseinandergejagt und beschenkte die Franzosen mit 120 Mann und zwei Kanonen, deren es sechs mitführte. Marschall Soult glaubte, die Kürassiere würden nach Memmingen gehen, und schickte Reiter ab, sie aufzufangen. Allein sie warfen sich mit Recht in die Wälder und flüchteten nach Tirol, von woher sie in angestrengten Märschen gekommen waren.

21) Die Flucht über Nördlingen war insofern schon angefangen, als Werneck mit einem Corps bei Heidenheim stand. Soult marschirte auf Memmingen, Marmont und Lannes waren zu Weißenhorn angekommen. Ney hatte die Donau zwischen den Beinen — stand à cheval derselben — unterhalb Ulm, was man immer bei den Oesterreichern bemerken muß, die sich umgehen und übergehen lassen. Murat stand zwischen Weißenhorn

und Ulm nahe bei Ulm. Das Netz war also zugezogen, daß ich mich der Bildersprache anderer Kriegsschriftsteller bediene. Ich begreife nicht, warum Mack und Ferdinand hier nicht auf eine Hauptschlacht, wie bei Marengo in einer ähnlichen Lage, dachten und zwar gegen Murat, Lannes, Marmont, während Ney beschäftigt wurde, sowie Soult beschäftigt war. Der Feind war nicht stärker, warum ersetzte hier nicht Tapferkeit den Mangel an Geschicklichkeit? Hier war der Augenblick, da man das Herz auf dem rechten Fleck haben mußte. Man mußte das Netz zerschneiden, da man sich nicht mehr durch einen Marsch nach der Schweiz daraus loswickeln konnte; hierzu war der Feind zu nahe im Rücken oder auf den Fersen, oder in den Eisen, wie die Ausdrücke alle lauten, mit welchen unsere Schriftsteller — der Gegenstand meiner Nachahmung und Bewunderung — eine solche Lage schildern. Noch einmal, warum nicht eine Schlacht am 13. oder noch am 14. October? Bernadotte und die Baiern waren um diese Zeit schon bei München, sodaß die französische Armee von beiden Seiten Front machte. Jene Schriftsteller, die ich so bewundere, nennen dies mit Emphase einen doppelten Adler.

22) Der Kaiser aller Kaiser erwartete eine Schlacht; man sieht es aus seiner Proclamation, welche überdies das ganze Manöver beschreibt. Sie wurde am 13. losgelassen.

„Die durch unsere Manöver" — und durch unsern Spion möchte ich hinzufügen, der den schon behexten Mack noch mehr bezauberte — „irre geführte Armee ist völlig umgangen. Nur zu ihrer Rettung schlägt sie sich noch." — Napoleon erzeigt hier dem General Mack zu viel Ehre. Da er wußte, daß Leute, die Herz haben, sich zu ihrer Rettung stark schlagen, so erwartete er eine ernsthafte Bataille. „Gern würde sie entwischen und in ihre Heimat zurückkehren; es ist nicht mehr Zeit." Was würde wol ein deutscher Dienstgeneral bei der Parole in dieser Lage gesagt haben? „Ich kann mir nicht abmüßigen, einem hochadligen Offiziercorps zu offenbaren, wie der Feind denn schon gänzlich umgangen und fortmehr u. s. w." Man ver-

gleiche beiderlei Sprache und man wird beiderlei Feldherren kennen lernen. „Die kostbaren Befestigungen" — heißt es in der Proclamation weiter — „die sie längs der Iller aufgeführt hat, nützen ihr nichts." Diese Befestigungen habe ich an einem andern Orte nach österreichischem Dialekt ein Gespaßel genannt, welches mit Geschanzel reimt und den Sinn verstärkt. — „Sie erwartete, wir würden aus dem Schwarzwald hervorkommen" — das heißt il faut faire comme les autres — „und wir kommen von Baierns Ebenen heran" — und zwar, ohne uns die Mühe zu nehmen, Demonstrationen zu machen. Die Oesterreicher — die regulirte Armee — verstanden nicht einmal, Front auf der Flanke zu machen. „Und wir kommen von Baierns Ebenen heran." Hierin liegt der ganze Feldzug abgeschildert mit seinen Motiven. Es ist dem Genie eigen, in einer Phrase sich abzumalen. „Soldaten, ohne diese Armee, die vor euch steht, wären wir heute in London, hätten 600jährige Beleidigungen gerächt und den Meeren ihre Freiheit wiedergegeben."

23) Hier bewundere ich aufrichtigst den Urheber dieser Proclamation. Ich, der zuerst über die Landung schrieb, der bewies, daß sie zur Erhaltung des Glücks der Menschheit nothwendig sei, ich triumphire hier über die Blödsichtigen, welche vermessen behaupten, Napoleon habe die Landung nie gewollt. Er hat nie in seinen Proclamationen etwas gesagt, das er nicht gehalten hätte. Also „Soldaten, ihr wäret in London." Man halte dies nicht für Prahlerei. Die Dummheit der Furchtsamkeit hält jeden Ausbruch von Kraft für Prahlerei. Schwache und verächtliche Sterbliche, flieht von dem Heiligthum, welches im Besitz des Genies ist und dessen Glanz eure blöden Augen blendet! — Nach dieser Apostrophe erlaube man mir wieder einzulenken und zu behaupten, daß mein ganzes Buch der Commentar jener Phrase sei. Sie ist unsterblich wie ihr Autor. Das nenne ich Autor sein, erhabene Gegenstände mit Simplicität auszudrücken. Wen ergreift nicht hier das Poetische in dem Wesen dieses Menschen! Ihr Deutschen, ihr Gedächtnißmänner, erwartet die Entwickelungen der Zeit, welche euer Gedächtniß be-

reichert, ehe ihr über diesen Menschen, welchen nur eine hohe Beurtheilung beurtheilen kann, abzusprechen wagt. „Es sind Englands Bundesgenossen, gegen welche ihr euch morgen schlagen werdet. Dieser Tag wird hundertmal berühmter sein als der von Marengo. Ginge meine Absicht nur dahin, den Feind zu besiegen, so wäre es überflüssig gewesen, einen Aufruf an euern Muth, eure Liebe zum Vaterlande und zu mir ergehen zu lassen." — So ist es recht, so muß man die Leute loben, um sie des Lobes würdig zu machen. Die Andern kennen nur Parolebefehle, wo ihr Gemüth, dem sauern Wein ähnlich, mit dem sie sich erquicken, nur herbe und kalte Phrasen hervorschicken kann. Glücklich das Volk, das man noch durch Phrasen regieren, dem man noch etwas weismachen kann!

Die Andern sind nur empfindlich für Stockschläge und Flüche. Besteht die ganze Kunst der Poesie in etwas Anderm, als den Leuten etwas weiszumachen? War die Mythologie etwas Anderes? Ein solches Volk muß seinen Herrscher wol — freilich auf seine Kosten — gegen solche Gegner zur Herrschaft in Europa führen. „Aber ihn blos besiegen, wäre unter eurer und eures Kaisers Würde." Die Lust zu siegen, ist eine Frucht der kleinlichen Eitelkeit. Es gebührt nur hohen Geistern, den Sieg gehörig zu benutzen und die Folgen des Siegs aufs Aeußerste zu treiben. Attila ist mir verächtlich, weil er nicht durch einen Marsch nach Rom das occidentalische Reich umstürzte. Dieses einzigen Zugs wegen ist er mir nichts als ein gewöhnlicher Kalmuck. Vernichtung des Feindes muß das Losungswort eines Kriegers sein. Wer das nicht aufzufassen versteht, bleibe zu Hause und beim Spinnrocken. „Auch nicht ein Mann aus der österreichischen Armee muß entkommen, und jene treulose Regierung erfahre ihre Katastrophe nur durch eure Ankunft unter den Mauern von Wien."

Noch einmal, so ist es recht! Die andern Generale — die sogenannten Großen — führen immer Krieg, als wenn sie ihn von ihren Gouvernantinnen, Leiterinnen ihrer Jugend, von den sogenannten französischen Mamsells gelernt hätten.

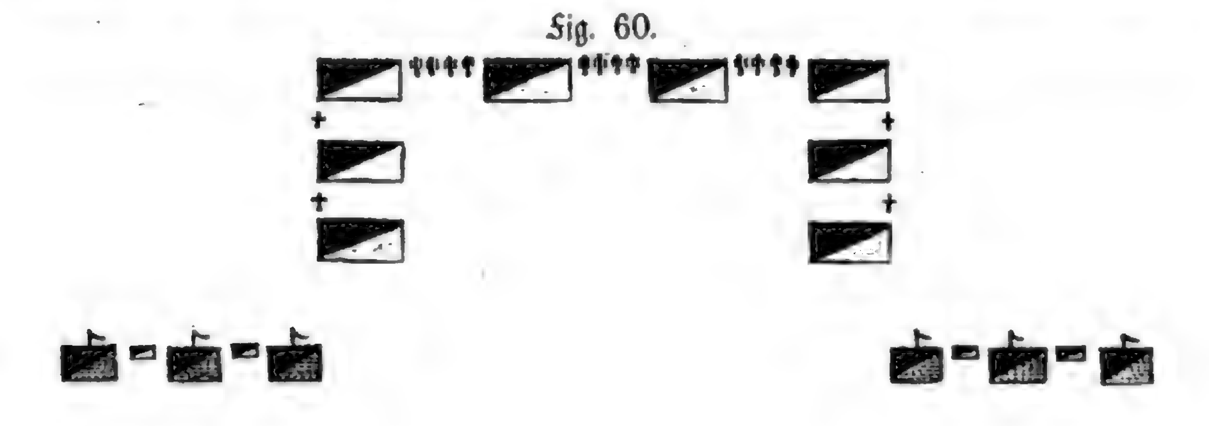
Alles so conventionell, so artig, so genügsam, so ästhetisch, Krieg um des Kriegs wegen. Friedrich II. kommt mir immer vor, als wenn Maman Comas und Maman Roux, von denen er in seiner Jugend sein Französisch und seine Manieren lernte, bei seinen Manövers präsidirt hätten. Nur bei Maxen, bei Kunersdorf, bei Zorndorf, bei Torgau gab ihm die Verzweiflung erhabene Entwürfe der Vernichtung ein. Doch, wie führte er sie aus!! Dich aber begrüße ich, du neuerer Cäsar und Sylla. Sylla der größte der Feldherren!! — Es war diesem Genie vorbehalten, einen unmanierlichen Krieg zu führen. Wer in einem Heere sagt: es ist schwer, eine Armee zu vernichten, einen Staat umzustürzen, muß vor der Front, vor den Fahnen todtgeschossen werden, wäre er selbst der General.

24) Am 14. detachirte General Mack consequent nach dem Beschlusse des Kriegsraths, über Nördlingen die Armee nach Böhmen zu führen, den General Jellachich bei Ulm ans rechte Donauufer. Dieser General sollte den Abmarsch der Armee decken, den General Mack nicht unternehmen wollte, weil die Nachrichten des Spions in seinem Gehirn brüteten, den er aber doch vorgab ausführen zu wollen, denn er glaubte — immer von seinem Spion, wie ehemals die Feldherren vom Orakel zu Delphi eingenommen — am nächsten Morgen werde kein Franzose mehr zu sehen sein.

General Mack, der im Kriegsrathe doch eine Entweichung mit der Armee über Nördlingen vorschlug, (der Weg, den der Erzherzog mit so vielem Glücke nahm — so vielem, denn nur er selbst kam davon) folgte indessen in der Nacht vom 13. zum 14. nicht mit der Armee, indem er fest überzeugt war, am andern Morgen werde kein Franzose mehr zu sehen sein. Der Spion, ein ehemaliger Nachdrucker, den Napoleon auf seine Seite gebracht hatte, als er in der französischen Armee für Mack arbeiten sollte, hielt ihn fest. Es ist aber unbegreiflich, wie man mit einer Armee von 80,000 Mann immer ans Durchgehen dachte. Die Sachen standen so: Napoleon hatte Mack abgeschnitten, Mack hatte Napoleon abgeschnitten; ihre Kräfte waren

einander gleich. Wo lag denn hier das Unglück? Napoleon hatte Mack in die Lage gebracht, wie bei Marengo, und Mack hatte Napoleon in der Lage vor sich, wie Napoleon den Melas. Wer ganz umgeht, ist stets umgangen. Was hoffte man von einer Flucht? Hätte diese Armee auf der Karawane nach Eger nicht in den Gefilden Frankens das Gewehr strecken müssen? Wo waren die Karavanserais, diese zahlreichen Pilger auf der Reise zu beherbergen? Dieser Offizier vom Generalstabe — ich meine Mack — mußte doch wol wissen, daß eine Armee von 80,000 Mann mit ihrer Artillerie nicht fliegen kann. Diese wollte er wahrscheinlich zurücklassen und vernageln. Und warum denn das? Mack war gerade in der Lage wie der Herzog Ferdinand bei Villinghausen, in welche sich dieser große Feldherr absichtlich versetzte. Er hatte nichts zu thun, als das Manöver des Feindes sich entwickeln zu lassen und dann zu schlagen. Er mußte alle seine Kräfte durch forcirte Nachtmärsche bei Ulm zusammennehmen, ans rechte Donauufer gehen und dann die Mitte des Feindes sprengen. Dicke Colonnen dicht aufgeschlossen formirt, ein Anwurf von Schützen, einige hundert Schritte hinter den Zwischenräumen Reiterei. Zwei oder drei Colonnen immer dicht nebeneinander, dann ein großer Zwischenraum. Unüberwindliche, nur mit Kartätschen hagelnde Sechspfünder an der Spitze der Colonne. Zwei oder drei Reserven ganz aus dem Treffen gehalten mit Dem, was man von schweren Kanonen etwa hat. En potence an der Donau ein Corps, um die linke Flanke, ein anderes, um die rechte zu decken. Ich glaube, die französische Armee en trois rangs serrés, la bayonnette en avant, hätte

Fig. 60.



sich vor dieser dicken Ordnung eparpillirt wie Papilloten, die man dem Winde übergibt. Das Neue frappirt sonderlich lebhafte Imaginationen; diese neue Ordnung der Oesterreicher, die man nicht erwartete, hätte schon deshalb zum Siege geführt. Die Cavalerie hätte mir den Sieg vollenden müssen, wenn ich commandirte, Fig. 60.

25) Bei dieser Gelegenheit muß ich mich durch eine Voraussetzung belustigen, die, wie ich hoffe, auch dem Leser keine Langeweile machen wird. Die surprise des Kaisers Napoleon wäre außerordentlich gewesen, wenn er erstens seine Maßregeln, sowie er that, einrichtete, ganz berechnet gegen einen Mack, den er vollkommen kannte, und ich wäre so ganz in petto als Macher im Verborgenen gehalten worden, ohne daß Mack selbst etwas davon wußte, und in der Nacht vom 13. zum 14. hätte ich angefangen zu agiren! Gegen diesen Gegner, ich meine gegen mich, waren seine Maßregeln nicht berechnet.

Für heute also, den 14. October, hätte ich das obige Recept gebraucht. Es würde wol ausgelangt haben, sonderlich bei zweckmäßigem Gebrauch der Reiterei. Man sage nicht, dies sei nicht die Schlachtordnung meiner frühern Bücher; denn ich sehe nicht ein, warum ich immer nur Eine Schlachtordnung bei der Hand haben sollte? Ich würde für jede Gelegenheit, für jeden Tag im Kriege, eine neue Schlachtordnung haben.

Das Gewagte im Marsche des Kaisers macht ihm als Feldherrn alle Ehre, weil es gegen diesen Gegner nicht gewagt war. Nach Kenntniß des Feindes seine Bewegungen einzurichten, charakterisirt das kriegerische Genie. Gegen einen Andern, den er noch nicht kannte, hätte er wahrscheinlich wenigstens vom Schwarzwalde her demonstrirt. Freilich wäre der Erfolg dann nicht so vollständig gewesen. Aber wie war er, wenn er einen andern Gegner vor sich fand? Welches war das Schicksal der französischen Armee nach einer verlorenen Schlacht? Freilich kann ein geschickter General im neuern Kriege nie total geschlagen werden. Wer jedoch eine zahlreiche und gute Reiterei hat und versteht, sie besser zu gebrauchen als der Feind, kann

allerdings diesen sehr krank machen, weil das Fußvolk, so wie es ist, einer entschlossen anreitenden Reiterei nicht zu widerstehen vermag.

26) Wenn nichts hilft, so kann man das Abzäumen, wie die römischen Ritter gegen die Samniter, versuchen. Da aber die Pferde dann die dünne Phalanx durchrennen und nicht zu halten sind, so kann man es anders machen; ich meine, indem man die Reiter den Säbel in die rechte, ein Pistol in die linke Hand nehmen, die Zügel aber den Pferden auf den Hals legen läßt. Hierauf die Sporen, und so wird jedes Carré, Colonne selbst, eingerannt. Die Pistolenschüsse, besonders auf 15 Schritt losgedrückt, machen hie und da Lücken. Man muß es wiederholen: ohne Schwert und Pike gibt es kein Fußvolk. Daher habe ich immer Reiterei in der Nähe; Regel ist: im zweiten Treffen; nur muß sie bei der Hand sein, die feindliche Reiterei zu empfangen, wenn sie gegen unsere Infanterie anrennt.

Hier würde nach meiner obigen Schlachtordnung die Reiterei die Curtine gemacht haben, die dicken Colonnen waren die Bastionen. Drei oder vier Colonnen immer dicht nebeneinander mit kleinen Zwischenräumen und die Flügelcolonne immer von zwei Bataillonen mit einem kleinen Zwischenraum nach Folard. Die Sechspfünder hätten rechts und links der Colonnenhaufen avanciren können, und wenn der Vorhang der Schützen sich weggezogen hätte, so fingen sie an, dem Feinde mit Kartätschen aufzuwarten.

Wenn nun Murat's Reiterei dagegen anrannte, so gab es Feuer, und die Cavalerie hintendrein. Da die französische Reiterei die Gewohnheit hat, oft stehend den Choc zu erwarten, mit der Stoßklinge vorgehalten, so hätte ich Folgendes dagegen angeordnet. In der einen Hand das Pistol, in der andern den Degen und indem das Pistol ergriffen wird, läßt man die Zügel auf den Hals fallen. Man brennt das Pistol gerade ins Gesicht a bout portant ab. Hier gibt es Lücken und dann hinein. Denn ein Pferd steht still, wenn es an die feindlichen Pferde

kommt. Man kann also nur zwischen zwei feindlichen Reitern einbrechen.

Das zweite Glied würde ich etwas zurückhalten, dies hat kein Pistol aufgenommen; es empfängt diejenigen, welche etwa das erste Glied durchbrechen. Ein Stoß des zweiten Gliedes findet bei der Reiterei nicht statt; ich würde es also immer 20—30 Schritt zurückhalten. Das dichte Aufschießen dient zu nichts, als daß, wenn im Galopp einer im ersten Gliede fällt, der Reiter im zweiten Gliede über ihn weg fällt.

Die Infanterie in den Colonnen feuert gliederweise; wer abgefeuert hat, könnte, wie Folard es haben will, niederfallen. Dieses Feuer würde sehr lebhaft sein. Doch es würde, während die Sechspfünder spielen, im Doppelschritt mit vorgehaltenem Bayonnet angegangen. Dies ist immer ein optischer Betrug, der den Sieg zur Folge hat.

Wohin hätte denn der Kaiser seinen Rückzug genommen, wenn er am 14. bei Ulm geschlagen wäre? Etwa an das linke Donauufer? Allein der Gegner konnte ebenso wol seine Armee durch Ulm dahin versetzen. Konnte er nach Würzburg gehen? Und wenn dies auch geschah, war er dann nicht von Frankreich abgeschnitten? Wenn es nun immer Kopfstöße mit Colonnen, Sechspfündern und Cavalerie gegeben hätte, welche die Curtine machte und zwar immer von Westen her, während Kutusow im Osten anlangte? Wenn er nun einen Gegner fand, der ebenso verpicht aufs Batailliren war als Mack aufs Capituliren? Dann hätte er nicht so manövrirt. Dies dient jedoch zu beweisen, daß das Vordringen bis Ulm eigentlich eine gleichgültige Sache war. Es war freilich ein schönes Manöver, allein es war etwas sehr Gleichgültiges, welches nichts entschied, wenn Bonaparte es mit Leuten zu thun hatte, welche sich schlagen können.

Hatte Napoleon einen Soldaten zum Gegner und er wußte es, so hätte er wahrscheinlich sich begnügt, auf der rechten Flanke zu demonstriren und hätte ihn durch falsche Attaken vom Schwarzwalde her festgehalten. Allein dann war er auch im Rücken

nicht so stark, um der ganzen österreichischen Armee vereint zu widerstehen.

War Mack ein Soldat, so hätte er die Colonnen von Murat und Ney schon bei Göppingen angegriffen, als sie im Marsch nach Nördlingen begriffen waren. Nach Nördlingen hätte er ein Corps detachirt, welches ihm den Rücken gegen Lannes, Soult und Davoust deckte. Gesetzt Murat hatte mit Ney zusammen 50,000, so konnte er sie hier nicht entwickeln und seine überlegene Reiterei nützte ihm nicht viel. Der Angriff im Thal geschah in dicken Colonnen mit Sechspfündern, an der Spitze Reiterei untergemischt, sodaß beide Waffen sich unterstützten. Dies Entgegenkommen, dieser Angriff hätte immer viel Kühnheit verrathen und imponirt.

27) Wie ging es nun aber her an diesem 14. October? Die österreichische Hauptarmee sollte an diesem Tage bis Herbrechtingen marschiren. Ney ging wieder über die Donau bei Elchingen, er warf den General Riesch wieder nach Ulm zurück. Die Straße von Albeck wurde gesperrt. Allenthalben ließen sich die Oesterreicher wie eine Heerde Schafe treiben. Lannes nahm die Anhöhen weg, welche die Ebenen von Pfuhl beherrschen. Warneck war durch die Bewegung des Ney ganz von der Hauptarmee abgeschnitten. Die Oesterreicher auf dem Ried wurden bis in den Brückenkopf zurückgedrängt. Prinz Murat läßt durch die Divisionen Klein und Beaumont die feindliche Cavalerie überall zerstreuen. So sagt der französische Bericht, der aber kein Evangelium ist. Oesterreichische Nachrichten hingegen sagen Folgendes. General Mack habe alle Märsche des Feindes für so viele Anstalten zum Abmarsch des Feindes gehalten, zu einem Rückzug nach Frankreich. Er habe sich daher auf keine der französischen Colonnen geworfen, welche insgesammt einzeln an ihm vorüberzogen. Er begnügte sich, im festen Vertrauen auf seine erhaltene Nachricht, einzelne Parteien auszuschicken, dem abziehenden Feind nachzusetzen. Auch dies war eine schwache Maßregel. Il y a du Mack la dedans. — Zogen die Franzosen wirklich zurück, so mußte der General Mack mit dem Ganzen

seiner Armee unablässig verfolgen. Kein Mann muß über den Rhein zurückkommen, so mußte der Wahlspruch des Generals Mack, so sein Parolebefehl lauten, wenn der Rückzug bestätigt wurde. Diese Armee hat seit Eugen's Zeit keinen Offizier, — den Erzherzog Karl etwa ausgenommen, an ihrer Spitze gehabt. General Mack? — Nach Temeswar mit ihm, wenn im Westen mit den Franzosen Krieg ist; nach Linz, wenn im Osten mit den Türken. — Mack, nicht allein das Symbol der Niederlage, sondern die personificirte Niederlage.

Am Abend war nun Ulm so fest umschlossen, daß nur die Straße nach Ehingen übrig blieb. Mack behauptet noch immer, am andern Morgen werde kein Franzose mehr zu sehen sein. Selbst die dringenden Vorstellungen der Generalität, selbst die Heftigkeit des Generallieutenants Schwarzenberg konnten es nicht dahin bringen, die Armee auf dem einzigen Auswege über Ehingen dem unvermeidlichen Unglück zu entziehen; so sagt mein österreichischer Privatbericht.

Alle diese Gründe wurden mit Vorzeigung der kaiserlichen Vollmacht zurückgewiesen, kraft welcher dem General Mack die Gewalt ertheilt war, nach eigenem Gutachten zu verfügen. Nur der Erzherzog Ferdinand verdankte die Rettung seiner Person und eines Theiles der Armee der wenig subordinirten Lage, in welcher er sich gegen den Feldherrn befand. So sagen meine Nachrichten. Eugen wurde nie mit einer so unbeschränkten Vollmacht ausgestattet als dieser Liebling der Kaiserin, der Königin von Neapel und des englischen Ministeriums, — Pitt hielt ihn für einen Skanderbeg, — des englischen Gesandten, der hinterher in seinen Berichten alles Unglück dem Erzherzog Karl zuschrieb.

28) Ferdinand verließ Ulm noch in der Nacht mit zwölf Schwadronen und schlug die Straße nach Geislingen ein. Unterwegs schlossen sich mehre Truppenabtheilungen, welche zu den sogenannten Streifcommandos gehörten, ihm an. Hierauf setzte er seinen Weg fort. Wir werden nachher von seiner Reise etwas sagen.

Es ist mir unbegreiflich, daß Keiner ans Schlagen, an einen Angriff auf eins der französischen Corps dachte, Alle aber ans Davonlaufen oder das passive Abwarten innerhalb der Mauern von Ulm. Hier, muß ich gestehen, kann man dem General Mack darin nicht Unrecht geben, daß er nicht davonlaufen wollte. Nur sein Thun an Ort und Stelle ist es, was seiner militärischen Reputation das Urtheil spricht.

General Mack schrieb noch in der Nacht seine Ueberzeugungen nieder und wich nicht von der Zuversicht auf die Aussagen des Spions, obgleich dieser am andern Tage nicht erschien, um der Verabredung gemäß den Beweis seiner Aussage zu bringen und dann die versprochenen tausend Dukaten einzustreichen. Der Nachdrucker — Schneehals glaube ich — erschien aber nicht, wahrscheinlich, weil er seine Belohnung schon von andern Händen empfangen hatte.

29) An eben diesem Tage capitulirte in der eilfertigsten Geschwindigkeit in Memmingen General Spangen mit 9 Bataillonen. Er habe nur 8 Kanonen und keine Munition; Letzteres ist schlimm, aber unbegreiflich. Warum ging er nicht hinaus und warf sich in die Wälder? Er hatte es nur mit der Division Vandamme vom Corps des Marschalls Soult zu thun; er war ebenso stark. Wenn das Bayonnet eine so treffliche Waffe ist, warum ging er nicht hinaus und fing Händel mit dem Bayonnet an? Karl XII. vertheidigte sich in einem Hause. Diesen Generalen ist kein Ort, in dem sie sich vertheidigen sollen, stark genug.

Am 15. October erhellte denn endlich die Morgensonne die unglückliche Scene. Kaum war der Erzherzog entwischt, so wurde die Straße nach Geislingen auch schon von den Franzosen zugemacht. Ulm war nun vollständig umringt. Die Franzosen ließen gegen den Michelsberg an und die Oesterreicher nach einigen Luftsalven von demselben hinunter in das Gefängniß, die gute Stadt Ulm. Auf diesem Berge hatten sie sogenannte Verschanzungen — nach österreichischen Privatberichten von sehr mangelhafter Art — aufgeworfen, d. h. hier und da eine sogenannte Brustwehr, die ich an einem andern Orte viel richtiger bezeich-

nend **Beinwehr** genannt habe. Die unaufhörlichen Regengüsse in dieser lieblichen Jahreszeit hatten den Boden so erweicht, daß die Kanonen nicht auf den Bänken stehen konnten, man mußte sie neben die sogenannten Werke stellen. Wahrscheinlich war ihre Wirkung nur desto besser. Major Wedel vom französischen leichten Infanterieregiment Nr. 17 warf sich in das offene Thor von Ulm. Dieser Offizier wußte wahrscheinlich, was es heiße, zu verfolgen. Da seine Landsleute ihn nicht unterstützten, so wurde er mit seinen Leuten von Graf Leiningen umringt und gefangen. Ulm wäre sonst mit den Oesterreichern darin in diesem Augenblick genommen worden.

30) Marschall **Soult** kam an diesem Tage nach **Biberach** wodurch die Oesterreicher auch von der Schweiz abgeschnitten waren, wenn dies nöthig gewesen wäre. Ulm wurde an diesem Tage noch aufgefodert; es ward eine abschlägige Antwort ertheilt. Man behauptet, Mack habe noch immer im Wahn gelegen, die Franzosen würden sich schleunig und von panischem Schrecken ergriffen zurückziehen. Am Abend erließ er noch eine sonderbare Proclamation. „General Mack macht alle Generale und Offiziere auf Ehre und Pflicht verantwortlich, das Wort Uebergabe nicht mehr hören zu lassen," — so ist es recht! man muß ein Held sein! — „da in wenigen Tagen die Avantgarden zweier mächtigen Armeen, einer kaiserlich königlichen und einer russischen vor Ulm erscheinen werden, um uns zu befreien. Wir haben mehr als 3000 Pferde," — und doch denken sie nicht daran, darauf wegzureiten, es wäre immer ehrenvoller gewesen, im freien Felde aufgerieben zu werden, — „um uns zu nähren, und ich selbst will der Erste sein, der Pferdefleisch ißt." —

31) Am 16. wurde Ulm beschossen. Nach zwei Stunden war die Lust zum Pferdefleische schon wieder vergangen. Trotz der Avantgarden von zwei mächtigen Armeen und der Wassergräben der Stadt Ulm, hinter welchen dieser sonderbare Mann behauptete, sich stark zu fühlen, dachte er sogleich ans Ergeben und Hingeben, als das meteorische Luftzeichen von Granaten

und Kugeln ihn zu beunruhigen begann. Wie würde sich wol Fouquet von Landshut, — wie würde sich dieser wol an der Stelle Mack's betragen haben? Dieser Mann, mit immerwährenden Kopfschmerzen, mit epileptischen Zufällen, welche Das ergänzen, was jene unvollendet lassen, muß das Leben ungemein lieben, um es nicht in einer gewagten kriegerischen Unternehmung wie diejenige des Durchschlagens daran zu wagen. Daß man ihm die Rolle vorgeschrieben hat, sich todt zu schießen, und daß er dieser abgeschmackten Meinung nicht Folge leistete, das muß Jeder, welcher die Vernunft nicht verleugnet, ganz und gar nicht misbilligen. Denn man muß nie aus der Welt gehen, wenn man etwas Tadelnswerthes gethan hat, sowie man nie eine Gesellschaft in dem Augenblick verlassen muß, in welchem man einen übeln Eindruck gemacht hat. Beides läßt sich auf eine oder die andere Art wieder gut machen. Wenn ich Lust hätte, mich todt zu schießen, so würde ich es ganz und gar nicht auf Anrathen meiner Zeitgenossen thun, welche darüber keine competenten Richter sind. Es liegt etwas sehr Anmaßendes darin, einem Andern vorzuschreiben, er solle sich eine Kugel durch die Zähne jagen. Herr von Mack hat sich bei dieser Gelegenheit allerdings nicht als guter General gezeigt, aber hieraus folgt nicht, daß er sich zur Belustigung seines Zeitalters erhängen oder erschießen mußte.

Fürst Liechtenstein verfügte sich zum Kaiser und benahm sich mit so vieler Klugheit, daß er ihn bestimmte, die Stadt unter der Bedingung zu übernehmen, daß die Besatzung freien Abzug nach Böhmen erhalten sollte, die Grenzen der österreichischen Monarchie aber in diesem Kriege nicht wieder verlassen dürfe. Durch diese Capitulation, sagt meine Nachricht, wären die Streitkräfte der Monarchie nicht zertrümmert, sondern nur gelähmt worden. Hierauf nahm Mack die Unterhandlungen in die Hand und setzte sie so unglücklich fort, daß sie mit der bekannten Capitulation von Ulm endeten. Die Uebergabe sollte erst am 25. erfolgen, aber nach einer Unterredung gelang es dem Kaiser Napoleon, dieselbe vom General Mack schon am 19. zu erhalten. In dieser Unterredung waren Napoleon's erste Worte: Mais,

Monsieur de Mack, comment avez-vous pu vous enfermer dans une misérable place comme celle-ci? Mack, dem es nicht an einer gewissen Beredtsamkeit fehlt, sprach von seinen Wassergräben und seinem Pferdefleisch, welches er dem Kaiser abermals auftischte. Mais encore une fois, ce n'est pas une place. Hierauf ging er zu andern Gegenständen über, auch zu dem obigen: Ah pour cela, il ne les prendra pas.

32) Am 20. defilirte diese Armee zum Frauenthore hinaus und mit Musik zur Verherrlichung des Triumphs bei dem Kaiser des Occidents vorbei. Sie wurde zum Abschiedsgruß, wahrscheinlich wegen ihrer kriegerischen Höflichkeit, von den französischen Truppen salutirt. Hierauf streckte sie das Gewehr und zog ohne Musik zum neuen Thore wieder zurück in ihren Kerker. Pferde, Waffen und Fahnen wurden abgegeben. Der Imperator unterhielt sich sehr freundlich mit den Generalen; bei dieser Scene hat sich weder ein Soldat, noch ein Offizier, noch ein General altrömisch entleibt. Die Generale können sich noch glücklich schätzen, daß es Napoleon nicht eingefallen ist, den römischen Triumph zu erneuern. Sonst hätte er sie bis nach dem Frieden in Frankreich behalten und beim großen Feste wäre der Wagen des Triumphators vielleicht von diesen achtzehn Generalen gezogen worden, Mack an der Spitze; oder sie wären an den Wagen geschmiedet worden. Eine kleine Ovation mit mildernden Flöten hätte ich wenigstens veranstaltet.

33) So war denn die Oberherrschaft Frankreichs in Europa in erster Instanz, und die politische Vernichtung des Hauses Oesterreich in letzter Instanz durch diese Begebenheit, die man keinen Krieg nennen muß, entschieden. Denn wenn die Russen auch nachher durch ein Wunderwerk siegten, so mußte doch Oesterreich von fremden Händen seine Wiederherstellung erwarten. Wer aber baut, kann auch wieder einreißen. Die Zahl der waffenfähigen Mannschaft, vom Feldwebel abwärts, welche das Gewehr streckte, war 23,800; 60 Kanonen, 40 Fahnen wurden den Siegern übergeben. Der Verlust der Franzosen war nichts, denn man hat nicht geschlagen. Ich glaube zwei-, dreihundert

Mann erhielten Contusionen. Diese Begebenheit ist, soviel ich Geschichte weiß, einzig in der Geschichte. Sie charakterisirt vollkommen unsere gegenwärtige Generation. Ich will zwar nicht entscheiden, ob diese zu den races indignes de vivre gehört, welche Rousseau der Weise — der politische Prophet im zukünftigen Europa voraussieht: l'Europe voyant naître et périr dans son sein des races indignes de vivre, — allein ich behaupte, noch im Siebenjährigen Kriege wäre diese Begebenheit unmöglich gewesen. Man vergleiche das Betragen der Besatzung von Prag mit dem der Besatzung von Ulm! — Ein Feldzug ohne Gefecht, Alles strategisch entschieden; der ganze Krieg mit den Beinen, nicht einmal mit dem Zeigefinger geführt. Es ist jetzt leichter, ganz Europa zu erobern, als eine Horde Kalmücken zu unterwerfen. Ich will nichts vom Kriege verstehen, — eine Behauptung, die ich im Munde eines Andern sehr übel nehmen würde, — wenn dies nicht wahr ist. Die Taktik ist stärker als die Strategie, so lange die Völker Charakter haben; die Strategie wird stärker, sobald die Streitlust abnimmt. Noch ein anderer Ausspruch von Rousseau; man forsche, ob er jetzt wahr geworden sei: nul amour pour le prince, nul lien que la force. Daß er hinzufügt, die Europäer würden durch die Größe des Uebels bewogen werden, wieder zur Tugend und praktischen Religion zurückzukehren, — — das, wolle Gott, möge in Erfüllung gehen.

34) Murat wurde dem vornehmen Flüchtling nachgeschickt. Bei Herbrechtingen nahm er den größten Theil vom Corps des Generals Werneck gefangen. Es verdient bemerkt zu werden, daß er sehr geschickt gerade nach Nördlingen geeilt war, um den Erzherzog, welcher über Geislingen ging, von Böhmen abzuschneiden und eher als dieser auf der Communication anzukommen.

Werneck wurde am 17. ganz zerstreut; seine Reiterei jagte, was zu loben ist, in verschiedenen Trupps nach mehren Richtungen davon. Er selbst mit dem Rest seiner Infanterie, 15,000 Mann stark, saß während der Nacht in einem Loche

bei Trechtelfingen; bei Anbruch des Tags streckte er das Gewehr.

Prinz Ferdinand erreichte dennoch am 20. Nürnberg. Hier wurde er von Murat, dem schnellen, übereilt, verlor einige tausend Mann. Der seinige war nicht ein Rückzug der Zehntausend. Ich bin erschöpft; ich habe nichts mehr von diesem ersten Acte dieses Feldzugs zu sagen.

19 JY 59

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Nachstehende Schriften sind von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geist des neuern Kriegssystems,

hergeleitet aus dem Grundsatze einer Basis der Operationen, auch für Laien in der Kriegskunst faßlich vorgetragen

von

Heinrich von Bülow.

Dritte, vermehrte Auflage.

8. 1835. 1 Thlr. 10 Ngr.

General Graf Bülow von Dennewitz

in den Feldzügen von 1813 und 1814.

Von einem preussischen Offizier.

8. 1843. 1 Thlr. 18 Ngr.

Cavaleristische Briefe,

die großen Cavalerieübungen bei Berlin im Herbst 1843 betreffend.

Herausgegeben von J. E. Mand.

Mit zwei Steintafeln.

8. 1844. 24 Ngr.

Sechsundzwanzig Friedensjahre.

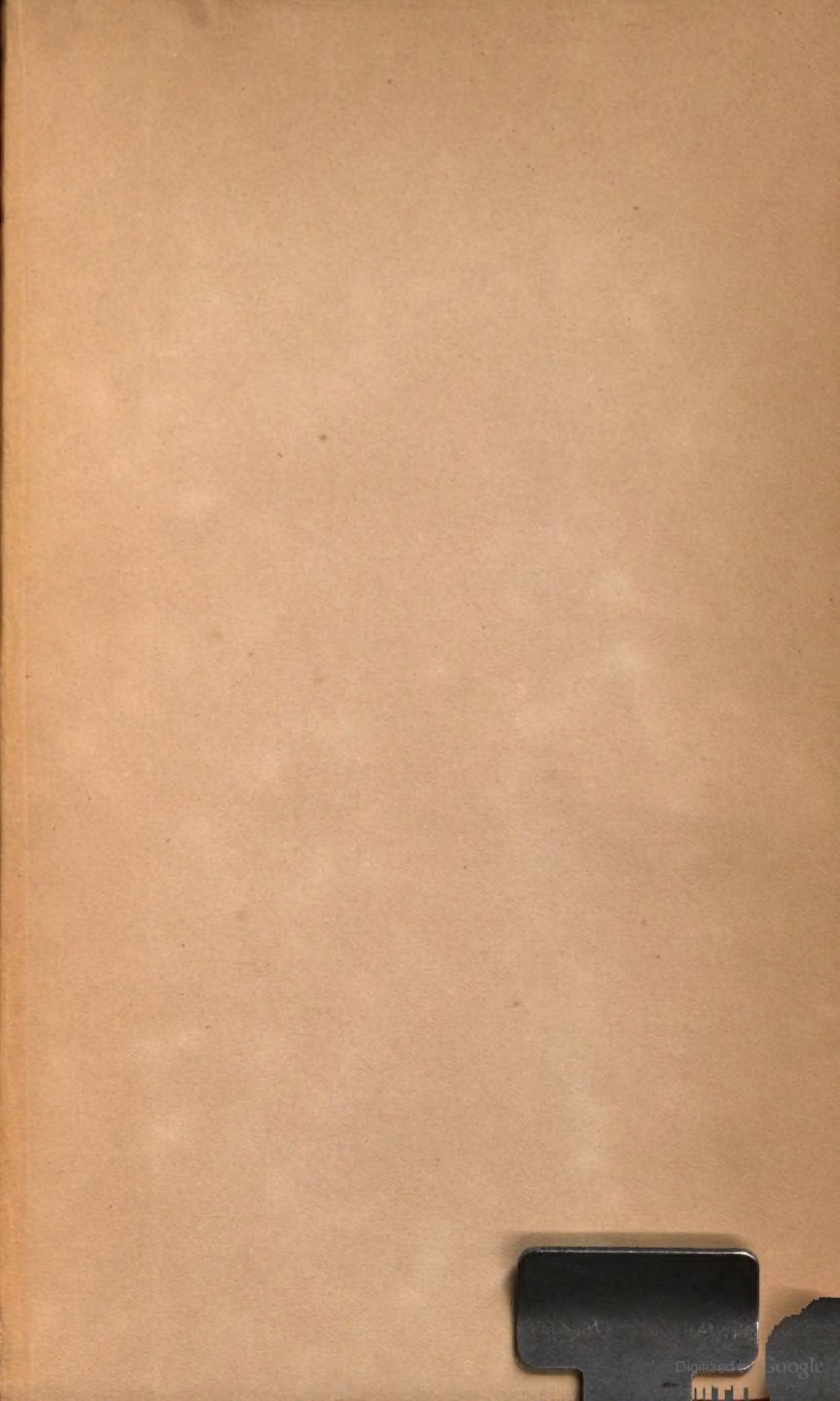
8. 1842. 12 Ngr.

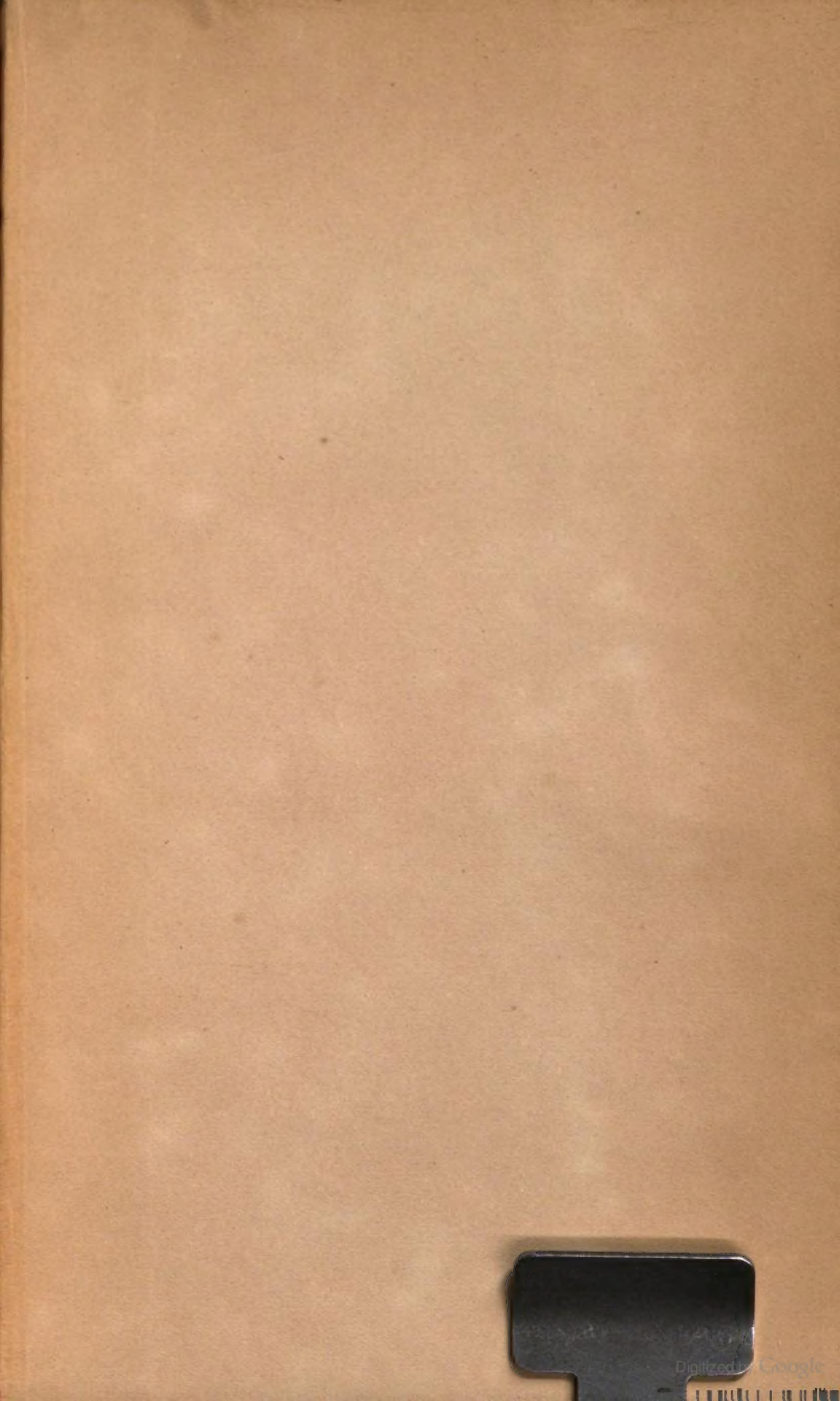
Von einem deutschen Soldaten.

Zweite Auflage.

12. 1847. 1 Thlr. 18 Ngr.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.


Digitized by Google


Digitized by Google

Digitized by Google